HOME USE RULES.

All Books subject to Recall

All books must be returned at end of college year for inspection and repairs.

Students must return all books before leaving town. Officers should arrange for the return of books wanted during their absence from town.

Books needed by more than one person are held on the reserve list.

Volumes of periodicals and of pamphlets are held in the library as much as possible. For special purposes they are given out for a limited time.

Borrowers should not use their library privileges for the benefit of other persons.

Books of special value and gift books when the giver wishes it, are not allowed to circulate.

Readers are asked to report all cases of books marked or mutilated.

Do not deface books by marks and writing.

ZEITSCHRIFT

FÜR

DEUTSCHES ALTERTUM

UND

DEUTSCHE LITTERATUR

HERAUSGEGEBEN

VON

EDWARD SCHROEDER UND GUSTAV ROETHE

DREIUNDFÜNFZIGSTER BAND

BERLIN 1912

WEIDMANNSCHE BUCHHANDLUNG

SW. ZIMMERSTRASSE 94

INHALT.

ARONA.

I. DIE BURG VON ARONA UND IHRE BEWOHNER IN DER DICHTUNG.

Die angabe in Zupitzas 'namenverzeichnis', dass sich der name Virginal zuerst in str. 37 finde, ist ein druckfehler: es muss 87 heifsen. seitdem nun Wilmanns (Zs. 15, 294 ff) nachgewiesen hat, dass die partie 79—92 ein jüngerer einschub ist, steht fest, dass die königin des hohlen berges in dem ältesten bestande der dichtung, der Virginal A, namenlos war, denn die strophe 260, wo der name Virginal zum zweitenmal erscheint, gehört schon der fortsetzung an.

Aber eine andere frauengestalt des ursprünglichen gedichtes hat, glaub ich, Virginal geheifsen, allerdings nicht lateinisch, sondern griechisch, also Parthenope!

Dies ist wol die grundform des verschieden überlieferten namens von Helferichs gemahlin. die älteste handschrift, B, enthält ihn leider gar nicht, da ihre bruchstücke über den vers 116, 5 nicht hinausreichen, die herrin der burg von Arone aber zuerst 156, 1 genannt wird. Auch in den resten von f kommt er nicht vor. in w heifst sie *Portelaf*, in d *Partol(l)ape*; h bringt in 156, 1 zunächst die form *Portalaphin*, aber das *-in* ist aus der umgebung hereingeflossen: *Portalaphin diu muoter mîn diu ist von art ein marcgrævîn*, dann als *Portalaphe* 159, 3. 178, 12, 191, 11. 192, 2. 194, 2. 195, 2. 198, 2 — nirgends freilich im echten teile als reimwort; so verwendet ihn erst die fortsetzung in 266, 2 und 537 (nicht 535, wie das namenverzeichnis wider irrtümlich angibt), 2 (:*mê*) und 590, 1 (:*wê*), also mit der dem griechischen η entsprechenden länge des schlufsvokals. in der gestalt *Portaphê* hat Zupitza den namen auch im namenverzeichnis festgelegt.

Aber schon Wilhelm Grimm war dem schlusse ganz nahe, dass *Parthenope* zugrunde liege. er führt aus dem volkslied von Hildebrand an: 'Alebrand sagt, er stamme aus Griechenland, und im c. Dresd. (15, 3) noch genauer: aus der stadt *Pertolfe* und fragt: 'ist Unteritalien, *Graecia magna* und *Parthenope* gemeint?' in der anmerkung fügt er hinzu: '*Pertolfe* hängt gewis

zusammen mit *Partholaphe*'. *Parthenope* hat denn auch Reinhold Steig zu *Partholaphe* und *Partolape* in das register der 3 auflage der Deutschen Heldensage, aus der ich eben citiert habe, aufgenommen (Müllenhoff tut dies in der 2 auflage noch nicht). Wilhelm Grimm hat jedoch, vom jüngeren Hildebrandsliede ausgehend, zunächst den namen einer stadt in dem worte gesucht, es ist aber in der Virginal personenname und als solcher leicht erklärlich: es bedeutet einfach 'die mädchenhafte'.

Diese bedeutung des namens hat der dichter gekannt und wol ihretwegen den namen gewählt. es heifst von der herrin der burg von Arone in str. 156, 5 ff:

ir lîp untugende hât versworen:
sist vrî vor aller schande.
ir wîplîch zuht durfînet hât
gebærde an schœnen vrouwen.
ir grüezen engellîchen stât:
dar an sô mac man schouwen
daz sî vor valsche ist wol behuot.
nâch gotes und nâch der welte lôn
ir klârer lîp daz beste tuot.

im munde ihres sohnes ist sie *diu reine* 160, 13, in dem Hildebrands *diu reine* 159, 3, *diu wandels eine* 159, 6. sie wird 194, 2 *diu reine* genannt, 195, 3 *kiusche, reine*, 198, 2 wider *diu reine*, 214, 7 *diu reine herzogîn*. Helferich sagt von ihr 196, 4 ff:

ich wil ez nemen ûf mînen eit,
daz nie soum gewan ir kleit
der naz in schanden touwe
an ir wurd, von kindes jugent.
sî gwan nie laster mâsen:
got selbe gôz in sî die tugent,
die engel zsamen lâsen,
zuht, triuwe und die bescheidenheit:
dâ mite ir lîp gezieret wart,
daz sî der êren krône treit.

tugenden die vor allem einer jungfrau zukommen, rühmt also an ihr ihr sohn (156, 5 ff. 160, 13), ihr oheim (159, 3. 6), der dichter (194, 2. 195, 3. 198, 2. 214, 7) und ihr gatte (196, 4 ff). von ihrem äufseren werden *ir rôten wangen* 160, 10 und *rôter munt* 199, 8 hervorgehoben.

Der naheliegende einwand, man könne eine ehefrau und mutter nicht die 'mädchenhafte' nennen, hat keine kraft: einmal wird der vorname durch die vermählung nicht geändert. sodann ist *Παρθενόπη* nicht dasselbe wie *παρθένος*, und endlich eignet sich der name sogar noch besser für eine verheiratete frau als für ein mädchen: von einer jungfrau sagt er etwas selbstverständliches aus, auf eine frau angewendet enthält er eine auszeichnung oder eine huldigung.

Auch der jüngere dichter, der den namen *Virginâl* aufbrachte, hat verstanden, was Parthenope bedeutet: diesen namen hat er vorgefunden und ihn ins lateinische übersetzt, um so der bis dahin namenlosen königin des hohlen berges zu einem namen zu verhelfen. dabei mag ihm in lebhafter erinnerung geschwebt sein, was das ursprüngliche gedicht von dieser rühmt; 230, 2 ff sagen von ihr:

> *nie schœner maget ûf stuol gesaz,*
> *geliutert und gereinet*
> *vor allem valsche.*

129, 6 f heifst sie *lûter als diu sunne* und *wandels vrî, diu reine* wird auch sie genannt 141, 5. von ihrer schönheit sprechen 25, 5 f, 230, 2; *ir ougen klâr, ir varwe glanz* werden 230, 11 gepriesen, *ir smieren und ir lachen* 230, 8, *ir rôter munt* 230, 7. es sind zt. dieselben ausdrücke, die anderwärts von Parthenope gebraucht sind. wie es von dieser 159, 4 heifst, dass sie *Helferîch ie kumber brach,* sagt 230, 9 f Bibung von der königin: wenn ein kranker ihr lachen sähe, *dem müeste sorge swachen.*

Nun drängt sich die frage auf: wie können die beiden dichter dazu gelangt sein, zu wissen, was Parthenope bedeutet? — griechisch brauchen sie dazu nicht verstanden zu haben. kenntnis des lateinischen reichte aus.

Der name Parthenope steht ua. in Vergils Georgica am schlusse IV 564 als bezeichnung für Neapel, desgleichen in der bekannten grabschrift Vergils, die in der vita des Valerius Probus (Reifferscheid, Suetoni reliqu. p. 53) und der des Aelius Donatus (ebenda p. 63 und bei Hagen, Jahns jahrb., IV. suppl.-bd. p. 738, § 36 (55)) erhalten ist[1], — in der stelle der Geor-

[1] die grabschrift enthält auch der cod. Bernensis 167 (Hagen aao. p. 997); auch bei Hieronymus steht sie.

gica und in der grabschrift mit leichter, im prädicatsverbum hervortretender personification (*Vergilium alebat Parthenope, me tenet nunc Parthenope*)[1]. die vita des Aelius Donatus enthält auch eine aufklärung darüber, was der erste teil des namens ungefähr bedeutet; sie berichtet über Vergil (Reifferscheid p. 57, Hagen p. 735, § 11): *Cetera sane uite et ore et animo tam probum constat, ut Neapoli Parthenias uulgo appellatus sit, ac si quando Romae, quo rarissime commeabat, uiseretur in publico, sectantis demonstrantisque se subterfugeret in proximum tectum.* beiläufig dasselbe steht im commentar des Servius gleich zu anfang (ausg. v. GThilo und HHagen vol. I, p. 1): *adeo autem verecundissimus fuit, ut ex moribus cognomen acceperit; nam dictus est Parthenias.* der codex Bernensis 172, auf dem die überlieferung der vita des Aelius Donatus besonders beruht, bringt in den auf sie folgenden scholien zu den Bucolica und Georgica noch einiges; zu Geo. IV 564 heifst es: *Parthenope, in Ebrii 'Parthinope', quae nunc Neapolis*[2], *in qua scripsit Virgilius. Suetonius Tranquillus dicit Parthenopen Sirenem sepultam in Campaniae litore, a cuius nomine Neapolis Parthinope uocitata aestimatur*[3] (Hagen p. 983). Servius sagt zu Geo. IV 563 (ausg. v. Thilo u. Hagen vol. III p. 359 f): *Parthenope Lutatius libro* IV *dicit, Cumanos incolas a parentibus digressos Parthenopen urbem constituisse, dictam a Parthenope sirena, cuius corpus etiam (illic sepultum sit). . . . Parthenope id est Neapolis, quae primo ex corpore unius*

[1] öfter so oder mit noch deutlicherer personification in den Silvae des Statius, aber diese waren 'per medium quod dicitur aevum oblivione fere obrutae' (Klotz in der Teubnerschen ausg. 1899, p. v, vgl. OMüller, Rhein. mus. 18, 189, Teuffel Gesch. d. röm. litt.[6] § 321, 6 (bd. II s. 314).

[2] vgl. Hagen appendix III, p. 996: *Parthenope quae et Cuma et Neapolis dicitur* aus dem cod. Bernensis 167; dort sind auch sogleich Geo. IV 563 ff citiert.

[3] vgl. Hagen p. 1006 aus dem cod. Leidensis Vossianus F. 79 zu demselben verse: *a cuius nomine Parthenope Neapolis Parthenope uocata est.* Plinius, Hist. nat. (citiert nach der ausg. v. Mayhoff bei Teubner) III 62: *Neapolis . . . Parthenope a tumulo Sirenis appellata.* — Silius Italicus, der Neapel auch *Parthenope* nennt und dieselbe etymologie bringt, ziehe ich nicht heran, weil die Punica im mittelalter verschollen waren (Teuffel[6] § 320, 5. bd. II s. 308). — Ovid nennt Neapel *Parthenope* in den Metamorph. XV 712 und erwähnt *Parthenopeïa moenia* XIV 101 f — ohne erklärung.

sirenis illic sepultae Parthenope est appellata. hier tritt also Parthenope als name eines weiblichen wesens hervor [1].

Geradezu eine übersetzung des ersten teiles des namens liefern die scholien zu Ecl. x 57 (Hagen p. 836): *Parthenios . . . Sed et Parthenii Lacones, ideo quod, cum profecti essent ad bellum, reliqua iuuentus stuprum cum uirginibus fecit; inde Parthenii nominati sunt, uel Parthenii dicti a uirginibus, quae illic uenari consuerunt* [2]. die letzte angabe steht auch bei Servius; dieser sagt zu demselben verse (vol. III p. 125): *Parthenios canibus c. s. Parthenius mons est Arcadiae* [3], *dictus a virginibus, quae illic venari consueverant: . . . vel quod ibi virginitas Callistonis delibata sit.*

In der Thebais des Statius wird Parthenopaeus mehrmals als jugendlich und schön gefeiert. (dazu stimmen auch die angaben des commentators Lactantius zb. zu IV 251. 257). am deutlichsten erhellt das weibliche seiner erscheinung aus IV 335 ff. seine mutter Atalanta, die ihn in v. 330 *puer* genannt hat, fährt fort: *Expecta, ... Dum roseis venit umbra genis vultusque recedunt Ore mei.* zu IV 309 (*Iamque Atalantaeas*) gibt Lactantius folgende erklärung: *Atalante, Iasi filia, fugiens concubitus in uenando Dianae comes facta, sed a Meleagro hoc adinsinuante compressa puerum edidit. cuius conceptum quia diu sub uirginitate celauerat, Parthenopaeum uocauit. is admodum puer Polynici auxi-*

[1] vgl. die Berner scholien zu Geo. II 198: *Mantua, uirgo, quam adamauit Tiberis, unde natus est conditor huius ciuitatis* (Hagen p. 903). da ist also auch der name einer person und einer bekannten stadt gleich.

[2] Justinus III 4, 7 (vgl. XX 1, 5) erzählt auch eine geschichte von den *Partheniae,* ziemlich durchsichtig, doch ohne den ausdruck *virgines* zu gebrauchen.

[3] dieser erscheint auch bei Livius XXXIV 26, 9, Plinius, Hist. nat. IV 21; *Partheniae valles* kommen bei Ovid in den Heroiden IX 49, *Parthenium nemus* in den Metamorph. IX 188 vor. die Thebais des Statius nennt II 207 *Parthenios saltus* und IV 285 *Parthenium nemus,* der commentar des Lactantius fügt zu letzterer stelle hinzu: *Maenala Parthenium mons et nemus Arcadiae.* weitere belehrung war an den genannten orten nicht zu finden. — Properz (I 1, 11) war im mittelalter unbekannt (Teuffel [6], § 246, 5, bd. II s. 92). — dagegen konnten an Claudianus De raptu Proserp. (hgg. v. Jeep) l. II, 148 ff vermutungen geknüpft werden, die allerdings der dichter kaum beabsichtigt hat. (l. II, 241 *Partheniis lustris* und De cons. Stilich. l. I, 183 *Parthenium nemus* ergeben sonst nichts.)

liatum Thebas petiit[1]. auch hier findet sich also wider eine nicht miszuverstehende übersetzung von παρθένος.

Parthenopaeus wird auch in Vergils Aeneis VI 480 genannt. Servius bemerkt zu dieser erwähnung: *Thebana bella admodum puer petiit.*

Von den Fabulae des Hyginus erzählt nr 99[2]: *Auge, Alei filia, ab Hercule compressa, cum partus adesset, in monte Parthenio peperit, et ibi eum exposuit. Eodem tempore Atalante, Iasii filia, filium exposuit ... hos pastores inventos sustulerunt, atque nutrierunt; quibus nomina imposuerunt, .. filio ... Atalantes ... Parthenopaeum, quoniam virginem se simulans*[3] *in monte Parthenio eum exposuerat*[4]. hier haben wir eine doppelte etymologie, die wider auf παρθένος = 'virgo' hinausläuft.

[An *Parthenopolis*-Magdeburg erinnert mich ESchröder.]

Aus dem stamme von παρθένος gebildete pflanzennamen sind nicht selten. an einigen stellen lassen sich aus dem zusammenhange die — gewöhnlich nicht feinen — gründe entnehmen oder erraten, weshalb die kräuter so hieſsen, so aus Plinius, Hist. nat. XXV 73 *(parthenis)*; XXI 176; XXII 43 f; XXV 38 *(parthenium)*, Appuleius 'de herbis' 92 *(parthenicon)*[5].

Die quellen, aus denen kenntnis der bedeutung des namens Parthenope geschöpft werden konnte, rinnen also im gebiete der lateinischen litteratur nicht spärlich.

[1] zu Theb. IV 298 nennt Lactantius noch *Parthenios agros* ohne etymologische bemerkung.

[2] fab. 70 sagt nur: *Parthenopaeus, Meleagri filius ex Atalanta, Iasii filia, ex monte Parthenio, Arcas;* in fab. 270 wird *Parthenopaeus, Meleagri et Atalantes filius* unter denen genannt, *qui formosissimi fuerunt.*

[3] *virginem se simulans:* ex coniect. für *virgine simulante* oder *virgine simulanter mater ignara.*

[4] eine *insula Parthenia* und ein *Parthenius fons* in fab. 14 und 181 helfen nicht weiter.

[5] Catull, der 61, 190 eine *parthenice* in einem hochzeitlichen gedichte zum vergleiche heranzieht, kommt für das mittelalter nicht in betracht. — zahlreich sind geographische namen dieser art. sie finden sich besonders häufig bei Plinius in der Hist. nat. — bis auf die oben angeführte stelle über Parthenope ohne erklärung; höchstens die stelle XXXIV, 54: *Minervam, quae est in Parthenone stans* konnte zu etymologischer verknüpfung führen. — der widerholt (auch bei Vergil in der Aeneis X 748) vorkommende mannsname Parthenius fördert, so viel ich sehe, nicht.

Dass der name in keiner unserer fassungen des mhd. gedichtes in der hier erschlossenen gestalt erscheint, darf nicht wunder nehmen. die handschriften die ihn überliefern stehn vom original zeitlich recht weit ab, welche entwickelung dazwischen lag, wissen wir nicht; dass auf h in den namen kein sonderlicher verlass ist, lehren die beispiele *Falentrins* 240, 5, *Valiklius* 537, 3, *Volentrins* 801, 9, *Volentrin* 969, 7 (also 'jedesmal anders in der handschrift geschrieben', Zupitza im Namenverzeichnis) und *Gamazitus* 260, 7, *Martikos* (:*ros*) 343, 1, *Matikus* (:*alsus*) 942, 1. 943, 1, *Martikus* (:*alsus*) 1025, 7. w ändert viele namen noch stärker: aus *Sebel* wird *Abilla* 97, 7, aus *Klingelbolt*: *Amerolt* 717, 7, aus *Diether* : *Dithman* 192, 7, für *Bitterbûch* steht *Felsenstrauch* 726, 4, für *Ibelîn* : *Lorina* 581, 2 (u. sonst immer) usw., d macht aus *Bîbunc* u. a. *Wiwurgk* 24, 11. *Wiburg* 70, 7. *Willung* 118, 2. 5, aus *Orkîse* : *Origreis* 100, 12 und *Origenes* 104, 3, aus *Tervîant* oder *Trevîant* : *Affigant* 17, 10. — übereinstimmend zeigt sich in unseren handschriften in den gestalten des namens Parthenope l an stelle von n. schon Wilhelm Grimm verweist zu dem namen 'Partholaphe' auf die 'Sage von Partalopa' (HS³ 296, anm.). der held der isländischen Partalopasaga, *Partalopi*, ist einem französischen Partonopeus gleichzustellen (EMogk in Pauls Grundriss² II 1, s. 866), und dieser name geht doch auch auf Parthenopaios zuletzt zurück. — was die vocale betrifft, so ist zunächst zu erinnern, dass a und o in der schrift leicht zu verwechseln sind. *Partonopier*, wie der held der dichtung Konrads von Würzburg heifst, ist auch von einem Partenopeus, Parthenopaios herzuleiten (v. 280 bietet die hs. *Portonopier*).

Der jüngere dichter muss aber die form Parthenope noch unverändert vor sich gehabt haben, sonst wäre er nicht auf die übersetzung (Virginal) gekommen.

Die herrin der burg von Arone ist aber nicht nur durch ihren namen und die mit diesem angedeuteten eigenschaften ausgezeichnet: sie ist auch eine treue gattin, *diu Helferîch ie kumber brach* (159, 4), eine besorgte und zärtliche mutter (178, 12f. 192, 3 ff), eine liebende verwante (160, 4 ff. 194, 4 ff. 199, 3 ff), eine freundliche wirtin (200 ff) und eine treffliche erzieherin ihres töchterleins (214, 7 ff). kleinere züge kennzeichnen sie als echtes

weib: über die trennung von ihrem oheim Hildebrand hat sie oft und viel geweint (160, 10 ff. 199, 12 f). in ihrer freude über seine ankunft eilt sie ihm trotz der aufforderung ihres sohnes, ihre *keiserlîchen wât* anzulegen, *in tegelîcher wæte* entgegen, was dem dichter wider zu einer huldigung gelegenheit gibt (195, 2 ff), trotz ihrer frohen aufregung vergisst sie aber höfischer sitte nicht und begrüſst zuerst Dietrich (198) und dann erst, aber als ihren verwanten *baz,* dh. zärtlicher, mit umarmung und kuss, den alten waffenmeister. — zu all dem kommt der hohe rang ihrer geburt (156, 2) und ihrer gegenwärtigen stellung: sie ist *des landes vrouwe* (196, 3) und wird oft ausdrücklich *herzogîn* genannt: 197, 2. 201, 2. 202, 1. 203, 1. 204, 2. 206, 11. 214, 7. 228, 2. — wenn ein dichter in einer frauengestalt die vorzüge der mädchenhaftigkeit und die tugenden der gattin und mutter vereinigt, die noch durch schönheit und hohen adel gehoben und von keinem schatten gestreift werden, so darf man wol sagen: er hat ein idealbild geschaffen oder er hat, wenn ihm ein wesen von fleisch und blut vor augen gestanden ist, die würklichkeit idealisiert.

Das streben zu idealisieren zeigt auch die zeichnung der anderen bewohner der burg von Arone und die schilderung ihres zusammenlebens. gleichwol tönt der dichter dabei sorgsam ab und weiſs züge anzubringen, die die einzelnen nach sinnesart, alter, geschlecht und stand unterscheiden.

Mit wenigen, aber kräftigen zügen ist das bild Helferichs entworfen. er ist vor allem der herr. zwar wird er nur allgemein *vürste* genannt (186, 2), nicht *herzoge*; aber seine gemahlin ist *herzogîn* nur durch ihre ehe mit ihm: von haus aus ist sie *ein marcgrævîn* (156, 2), und wenn der dichter gerade sie mit vorliebe als *herzogîn* bezeichnet, so ist das wider nur eine feine artigkeit, wie sie etwa auch ein ritterlicher gatte angenehmer empfindet, als wenn sie gegen ihn selbst geübt wird: als *des landes vrouwen* stellt denn auch Helferich sie seinen gästen vor (196, 3). aber das *lant* ist sein (155, 7), er *pfliget der bürge* (177, 2. 222, 5), dass seine mannen ihm folgen, *daz* ist *sîn reht* (177, 11), die würkliche macht ligt also in seinen händen. er ist ein tüchtiger, in vielen kämpfen erprobter kriegsmann (155, 10 ff), sofort bereit, seinem sohne in der not zu hilfe zu eilen (177, 3 ff). dabei zeigt er sich als liebender ehemann,

der die trefflichkeit seiner gattin warm anerkennt (196), er denkt, als er den sohn gerettet, aber verwundet wider hat, zuerst an rache, dann aber sogleich an den schmerz der mutter (178) und ist als wirt aufmerksam, herzlich und von königlicher *milte* (vgl. besonders 216, 2).

Rentwin ist besonders durch jugend und kraft ausgezeichnet. der lindwurm hat ihn *unz an d' uohsen* verschlungen, aber nur weil er ihn schlafend gefunden hatte (180). Hildebrand wundert sich, dass der drache nicht im kampfe gegen ihn das leben verloren hat: *sô rehte wol gestalt zeim ûz erwelten manne* ist der junge recke (153). er ist ein reisiger, abenteuerlustiger und ruhmbegieriger jüngling (157, 2, f. 180, 1 ff), der auch schon manchen kampf mit ehren bestanden hat (154, 10 ff). in jugendlichem überschwang wogen seine gefühle hin und her: in Hildebrands worten hört er einen zweifel an seinem mute und rechtfertigt sich nicht ohne selbstbewustsein (154, 2 ff), ist dann doch ganz verzweifelt über die *schande*, die er übertreibend in seinem erlebnis mit dem lindwurm erblickt (154, 9. 157, 5), lässt sich aber sogleich wider von Hildebrand trösten (157, 7 ff) und ist feuer und flamme vor begierde, den weit berühmten Berner mit eigenen augen zu sehen, als er hört, dass dieser in der nähe sei (162); in helle begeisterung versetzt ihn dessen tapferkeit (166, 2 ff, 170, 4 ff). von seinem vater spricht er mit stolz (155, 7 ff), mit zärtlicher verehrung von seiner mutter (156). an Hildebrand wendet er sich mit bescheidener bitte (162, 2), aber von stürmischer unmittelbarkeit ist seine einladung (159, 9. 160, 3). voll dankbarkeit empfiehlt er dem vater seine retter (179. 183) und rühmt ihre verdienste (180 ff), aufrichtig bekennt er diesem sein misgeschick und den verlust des rosses (180); die klage der mutter beschwichtigt er und tröstet sie (193). ihn behandelt der dichter bei aller achtung ein wenig scherzhaft, denn so ist wol Hildebrands gute lehre zu fassen, er möge sich nach seinen jüngsten erfahrungen fürderhin nicht mehr *vür den walt slâfen* legen, sonst käme am ende wider *der wilde wurm* (157, 11 ff).

Auch das *ingesinde*, die *massenîe*, lässt der dichter nicht im dunklen stehn. dem herrn der burg und seiner gemahlin dienen *ritter, knehte, werdiu wîp, vil keiserlîchiu megetîn* (191, 12 f, vgl. 200, 4 f; kürzer, aber doch auch gegliedert 206, 1. 228, 12

ritter, *megede*, *wîp*[1]. von ihnen gefolgt tritt uns Parthenope zum erstenmal entgegen (191, 10 ff). sie alle wetteifern, den gästen zu dienen und ihnen den aufenthalt angenehm zu machen (206 ff, 215 ff). ihr gehorsam gegen den herrn wird eigens hervorgehoben: *sî tâten gar swaz er gebôt* 213, 5. von den mannen wird, ohne dass es der zusammenhang forderte, gerühmt, dass sie in kriegsnöten oft ihr blut für den gebieter vergossen haben (189, 9 ff). sie folgen Helferich, als er hinabeilt, um seinem sohne beizustehn (177, 3 ff). freilich versäumt der dichter beidemal nicht beizufügen, dass das ihre pflicht war und dass sie es auch als solche erkannten (*daz was ... reht* 177, 11, *daz dûhtes billîch unde reht* 189, 12). beim empfange Bibungs zeigen sie sich wider höfischen brauches kundig (224 ff). die frauen nehmen dem fremden ritter den harnisch ab (206, 8 f) und verkürzen ihm die zeit (207). aber auch auf weibliche handarbeit verstehn sie sich: daher lassen sie gern *werkes gaden* anschaun (207, 4), und es fehlt zb. in der wirtschaft nicht an *wæhen tuochen, diu von der nâdeln vuoren vrisch* (213, 8 f), zum decken der tische. sie wissen freundlich zu grüſsen, angenehm zu plaudern und zu lächeln (200, 6 ff. 208, 10 ff. 216, 12). die *vrouwen* sind *schœne* (178, 10. 192, 10. 206, 9. 207, 2. 215, 2), die *megede kiusche* (200, 5), *stolz* (209, 3. 8), *keiserlich* (191, 13); *rôter munt* und *reide löcke* gehören zu ihren reizen (216, 12 f). es ist ein buntes gewimmel das die herschaft umgibt (177, 8 *vil der spieze, vil schœner vrouwen* 207, 2, *juncvrouwen vil* 216, 9, *alte und junge* 200, 6. 208, 6, *lange und kurze* 216, 6), alle sind prächtig gekleidet: *kostberlîch gewant* legen *die ritter und die knehte* an, *vil goldes* leuchtet auf dem haar der jungfrauen (215, 10 f.. 216, 13) und *zuht unde mâze* zieren *alle* (217, 7 f).

Bemerkenswert ist, wie es dem dichter gelingt, alle insassen der burg — wider nach maſsgabe von alter, geschlecht und stellung — in recht innige beziehung zu den helden der sage zu setzen. Parthenope ist Hildebrands *bruodertohter* (159, 2) oder *muome* (160, 3). mit Dietrich scherzt sie wie eine mütterliche freundin, nicht so spöttisch wie sein waffenmeister (202 ff), und gibt ihm geleite gegen den gefährlichen ehernen

[1] vgl. *ritter unde ir kint* 189, 9, *ritters vrouwen unde ir kint* 209, 5: das erstemal sind mit den *kinden* junge männer, das anderemal mädchen gemeint.

mann auf der brücke, bei der tafel zeichnet sie ihn durch ihre gesellschaft aus (214, 7). ihr gatte nimmt die helden gastlich auf und sorgt auf alle weise für ihr wohlergehn[1]. er ist ihnen gegenüber der aufmerksame, vornehme wirt, der den gästen zu ehren gerne zeigt was sein haus vermag, als gleicher mit gleichen verkehrend, herzlich, würdevoll und trotz seiner dankesschuld ohne jede spur der unterordnung oder gar unterwürfigkeit. Rentwin wird nicht nur von Hildebrand, der über das widersehen mit seinem *œheim* (158, 12) freudentränen weint (158, 13), aus dem schlunde des drachen befreit, er ist es, der dem Berner das leben rettet, indem er ihm, der seines erziehers hilfe trotzig verschmäht, sein schwert zuwirft (176, 6 f). des glücklichen paares töchterlein, *an dem der welte wunne lac, ein kint von zwelef jâren*, von dem sonst in dem alten gedichte wenig die rede ist, ist des *grîsen* Hildebrand tischnachbarin 214, 11 ff. und wider wird der dienenden bewohner der burg nicht vergessen: als Dietrich und Hildebrand einreiten, erzählt der dichter: *ir wart daz ingesinde vrô* 186, 13. über Dietrichs ängstlichkeit lachen *ritter, megede, wîp* 206, 1. Hildebrand freut sich, dass seinem herrn nun *sô stolze megede mit dienste undertœnec sint, ritters vrouwen unde kint* (209, 3 ff), und findet darin eine *êre* für diesen (209, 2).

Und auch die burg von Arone selbst ist nicht eine burg wie eine beliebige andere: nicht nur, dass uns der dichter ihre stärke und pracht widerholt eindrucksvoll und lebhaft vor augen stellt (177, 1. 189 ff. 222 f): sie ist eigentum des landesherrn, und das *lant* ist nach dem titel seines beherschers mit einem herzogtum zu vergleichen.

Man sieht: den hellsten schimmer, der die würklichkeit zu verklären vermag, lässt der dichter auf die *burc zArône* und ihre bewohner fallen. hier wohnt in glücklichster ehe mit einer 'mädchenhaften' gemahlin von fast überirdischer vollkommenheit ein mächtiger herr, dem ein stattlicher, tüchtiger und liebenswürdiger sohn und in einem *wunnebernden* töchterlein ein ebenbild ihrer mutter heranblühen, umgeben von tapferen, ihm treu ergebenen mannen und schönen, höfischen und arbeitsfrohen frauen und mädchen. *wolkenlôser sunnen glanz âne trüebiu wolken gar*

[1] *'swenne ir welnt, her Dieterich, sô sülnt ir nemen wazzer'* (214, 2 f). *swâ er* (Dietrich) *wolt, dâ sazzer* (214, 6): er soll sich wie zu hause fühlen.

(164, 11. 7) ist über die hohe *veste,* den blumenreichen anger vor ihr mit seiner riesigen linde ergossen. im innern breitet sich warmes behagen über alles; kein wunder, *daz man dâ trûrec nieman vant, man sach sî alle in vröuden leben* (215, 13. 9, vgl. 218, 1). an dem tische des herrn der burg lassen sich die berühmtesten helden der sage nieder, mit seiner gattin verwant oder mit sohn und eltern durch bande wechselseitiger dankbarkeit verknüpft; hier erscheint wie ein bote aus der märchenwelt der zwerg Bibung, der abgesante der königin des hohlen berges.

Die bisherigen betrachtungen geben wol grund genug, sich umzusehen, welche bewantnis es mit dieser burg aufserhalb der dichtung gehabt haben mag. dann wird sich durch einen vergleich mit der würklichkeit vielleicht noch deutlicher ergeben, wie weit der dichter idealisiert hat.

Seit Kraus (Zs. 50, 18 f) gefunden hat, dass die strophen h 1—18 jünger oder mindestens überarbeitet sind, ist es zweifelhaft, ob schon das älteste gedicht Tirol als schauplatz eines teiles der handlung angenommen hat, wie dies allerdings die uns jetzt vorliegenden fassungen sämtlich tun (h 2, 1[1] = w 16, 4. — w 9, 1. 13, 1. 15, 4. 16, 4.[2] die strophen sind mit ausnahme der letzten stelle w 16, 4 = h 2, 1 in h nicht bezeugt[3], erweisen sich also schon dadurch als jünger. — d 3, 13 ∾ h 2, 1. w 16, 4), indem sie den wohnsitz der königin des hohlen berges in Tirol festlegen[4].

Dann aber bleibt in der ursprünglichen dichtung als einziger fester örtlicher halt nach dem aufbruche der helden von Bern bis zu ihrer heimkehr nur *Arône* = Arona am Lago maggiore (Zupitza, ausg. s. XXVI) übrig, denn mit *Lûne* (zuerst h 155, 10, in w *Laue, Laune, Lune,* in d *Lane*) und *Tûne* (h 155, 8 = w 279, 8 *Traue,* d 51, 12 *Tron,* daraus Elard Hugo Meyer Zs. 12, 511 f *Trûne*, dagegen Zupitza aao. s. XXVI f)

[1] h 302, 9 und 340, 13 nennen nur *Baldunc von Tirol.*

[2] w 528, 13 = h 340, 13 nur: *von Tirol Baldung.* — w 618, 9 ist die bestimmte ortsangabe offenbar erst später — aus der kenntnis des vorhergehnden — hineingefügt; der vers lautet in h 627, 9 *'nu rît du vür dich sâ zehant',* in w: *er sprach: 'reit gen Tirol zuhant'.*

[3] in d ebensowenig.

[4] sein name *Jeraspunt* erscheint nur in der fortsetzung und in der interpolation (h 87, 7).

ist vorderhand gar nichts anzufangen, und der *Septimer* (*Septmer* Zupitza, *septemer* h 155, 8 = w 279, 8 *Satenaw* ∾ d 51, 12 *Seitmen*) soll nur einen g r e n z punct von Helferichs land angeben.

Die umgebung von Arona aber und seine burg, im echten kerne fünfmal bestimmt als ort der handlung genannt (h 159, 10 [: *schône*], 178, 10,[1] 185, 10 [: *dône*], 200, 10. 222, 4 = w 283, 10. 308, 10. 323, 10. 343, 4 *Arone* so beidemal im reim oder *Aron*, d erst später: 77, 2 *Oran*, ebenso 78, 1), zwingt zu eingehenderen erwägungen.

Falls der erste dichter nicht Tirol zum schauplatz der ersten taten Dietrichs erwählt hat, fragt man sich: warum hat er dies nicht getan? sollte der Berner in einem gebirge mit drachen kämpfen, so war von Bern-Verona aus Tirol das nächste land. dort konnte man sich den namenlosen sitz der königin des hohlen berges ebensowol denken wie in der gegend des Lago maggiore, und als ort eines zusammenstoſses mit Sarazenen eignete es sich ebenso gut oder ebenso wenig. in Tirol besteht Dietrich seine abenteuer mit Laurin, dort wird er von Ecke gesucht und gefunden — von anderen beispielen abgesehen —, nach Tirol führen ihn denn auch übereinstimmend unsere drei fassungen. war dies nun auch in der ursprünglichen dichtung schon geschehen, dann wider drängt sich die frage auf: warum lässt ihn der dichter nicht dort auch den drachenkampf bestehn? wenn er nach diesem gastliche aufnahme in einer burg finden sollte, bot doch auch dazu Tirol auswahl genug. es muss also auf jeden fall mit bestimmter absicht geschehen sein, dass der dichter seinen helden gerade nach Arona führt, von dem sonst die ganze deutsche heldensage, ja die ganze deutsche dichtung, so viel mir bekannt ist, nichts weiſs.

Der aufenthalt Dietrichs und Hildebrands auf Arona steht nun an einer keineswegs gleichgültigen stelle der dichtung: mag diese von dem ältesten dichter vollendet worden sein oder nicht, jedenfalls hat Dietrich in Arona den äuſsersten punct seiner 'ersten ausfahrt' erreicht: hier tritt die wende zur heimkehr ein. Bern — der berg der königin — Arona — der berg der königin — Bern, diese puncte bestimmen die linie, auf der sich die handlung hin und her bewegt: aus der heimat, die den helden die s a g e

[1] hier fehlt die entsprechung in w 301, 10 durch schuld der überarbeitung.

gegeben hat, führt sie der dichter ins land des märchens und lässt sie von dort aus den verklärten boden der würklichkeit betreten, dann geleitet er sie wider durch das märchenland an die stätte zurück, wo er sie in der sage gefunden hat. der aufenthalt vor und in Arona ist also nicht eine episode, sondern das ziel der handlung, und als solches schon zu anfang angekündigt: auch wenn Hildebrands worte: *er* (Dietrich) *muoz mit wurmen strîten* 18, 6 nicht dem ursprünglichen gedichte angehören (Kraus Zs. 50, 18 f), so sagt doch die unbezweifelt echte str. 19, 12, *daz der walt gewurme vol*[1] ist, und Dietrich rechnet schon zu beginn des unternehmens damit: *sol ich mit wurmen strîten* 21, 6. mit *wurmen* streitet er aber innerhalb des alten gedichtes nur vor Arone. wol aber zeigen sich die begebenheiten bei und in *Orteneck* in der einen bearbeitung, die erlebnisse in *Mûter* in der anderen, partieen, die beide endgültig von Kraus als jünger erwiesen sind (aao. s. 119 ff, s. 44 ff), als spätere aufschwellungen, die die von dem ersten dichter gewollte einfache composition sprengen. wider drängt sich die frage nach örtlichkeit und geschichte von Arone in den vordergrund.

II. DIE LAGE DER BURG VON ARONA.

Ich habe Arona und seine burg nie gesehen. was ich aus büchern, karten und bildern und durch nachfragen gewinnen konnte, lege ich hier vor.

[1] in w fehlt die strophe, weil das blatt verloren ist, aber d 9, 2 f bietet ersatz: die verse sprechen von einem *grossen than, der was vol wilder würm(e)*. statt des in v. 13 von Kraus (s. 19) getadelten wortes *herren*, das schon in v. 9 gebraucht ist, liest d — inhaltlich ganz brauchbar — *heiden* 9, 4 (wie w 72 = h 25, 1 in w *heiden* für *herren* von h steht): kämpfe mit einem heidnischen herren und seinen mannen und mit *wurmen* sollen aber die beiden recken eben bestehn, und es ist ganz passend, dass dies schon hier gesagt wird. ich kann daher der meinung Zupitzas, der (s. 276, zu 18, 6) *heiden* statt *wurmen* erwartet und 'eine gedankenlosigkeit des dichters' annimmt, auch jetzt nicht beistimmen (vgl. Zs. 43, 253 anm. 2). ich glaube vielmehr, dass in dem alten gedichte, dessen anfang uns allerdings nicht mehr oder nicht im echten wortlaute vorliegt, schon vor h 19 Hildebrand, der nach h 19, 7 f früher schon von der gegend *vernomen* hatte, seinen herrn auf die *wurme* vorbereitet hat, worauf dann dieser mit h 21, 6 zurückgreift. — *wurme* sind vor dem drachenkampfe noch erwähnt in h 22, 4. 64, 10. 122, 4 ff. 139, 7 ff. 140, 11. 141, 12 f.

Die weltgegend, nach welcher Dietrich und Hildebrand von Bern aus und auch später reiten, gibt der dichter nirgends an, ebensowenig, wie viel zeit sie brauchten, um ans ziel zu gelangen. er sagt blofs 19, 2 ff:

die rehten strâze si vermiten
und îlten gein dem walde
und gegen eim gebirge hôch,
daz sich ûf gein den lüften zôch:
dar trabten sie vil balde.
her Hiltebrant hât ê vernomen
ein wildez waltgevelle:
dar wolde er und sîn herre komen.

dass mit diesem *gebirge* die Alpen gemeint sind, ist gleichwol das allerwahrscheinlichste, und Zupitza setzt voraus, dass man unter Arone 'ohne allen zweifel Arona am Lago maggiore verstehen muss' (s. XXVI). was nach unseren begriffen für die lage von Arona am kennzeichnendsten ist, dass es nämlich eben an das westufer des Langensees stöfst, sagt freilich das gedicht nirgends [1], und erwähnt überhaupt einen see nicht. ob sich über der stadt Arona jemals eine burg erhoben hat, darnach hat man entweder bisher nicht gefragt oder man hat es als gewis und bekannt angenommen.

Die erste vorbedingung nun für weiteres untersuchen erfüllt sich: es hat eine burg in nächster nähe von Arona gegeben: 'Sopra un alto masso denominato la Rocca, a ponente [genauer: im nordwesten] d'Arona, che scende quasi a picco nel lago, ritrovansi gli avanzi d'un castello anteriore al secolo x, che sembra essere stato fabbricato o dai Longobardi o dagli arcivescovi di Milano' (Amato Amati Dizionario corografico dell' Italia I s. 429). 'Nel medio evo [Arona] era munita di un forte castello . . . sin dal x secolo, con ampia caserma, sicuri magazzini, ponti levatoi' (ebenda s. 430). Giulini bemerkt in seinen Memorie di Milano II s. 465 zum jahre 999: Lo stesso arcivescovo Arnolfo si sottoscrisse all' istromento con Ildegarno, e molti altri testimonj, fra' quali un certo Gisemundo *De Arcae* [sic!] *Aronae*, il quale ci assicura sempre più, che Arona fin da que' tempi era munita di un ragguardevol castello', und nennt V 15 unter dem jahre 1110 Arona 'fortezza riguardevolissima spettante

[1] eine erklärung dafür wird später versucht werden.

all' arcivescovato di Milano'. der ort ging (nach Amati aao. s. 430) im jahre 1439 in den besitz des grafen Vitalian Borromeo über, der ihn 1458 mit mauern umgab und 'un castellano e un governatore' ernannte, erwehrte sich 1525 und 1644 der belagernden Franzosen und fiel im frieden von Worms an Piemont. die burg hat also innerhalb der für uns hier in betracht kommenden zeit bestanden. heute freilich sind von ihr, die keinen eigenen namen hatte, sondern ebenso wie der ort benannt war, nur noch wenige trümmer erhalten: 'il castello di Arona, del quale non sono conservati presentemente che pocchi ruderi, si chiamava Rocca di Arona' (freundliche mitteilung des bürgermeisteramtes von Arona vom 7 juli 1910)[1]: sie wurde 1801 von den Franzosen auf befehl Bonapartes zerstört.

Man kann also die angaben des deutschen dichters mit der burg[2] selbst nicht mehr vergleichen, wol aber das was er über den burg h ü g e l sagt, mit der würklichkeit der gegenwart. da stimmt nun die *hôhiu veste* (177, 1) und die *steines want* (184, 10) mit *vil rotschen ungehiure* zusammen mit Amatis versicherung, dass die burg auf einem 'hohen felsblock' sich erhob, der 'senkrecht' in den see abstürzt. die bilder[3] und die karten[4] zeigen steile hänge und gefällsbruch auch an anderen stellen — in übereinstimmung mit dem gedichte, nach welchem die *rotschen umbe und umbe dran* (an den *vels und daz gemiure*) *stiezen* (187, 8 ff).

[1] dies zeigen auch die bilder. das gröste das ich gesehen habe, hatte herr dr. Ferdinand Eichler, custos an der Grazer universitätsbibliothek, die güte mir anzuvertrauen. es findet sich in einer sammlung von ansichten 'Ricordo dal Lago Maggiore' (Édition Photoglob. co., Zürich o. j.). jedoch bietet die ausgabe, die ich mir heuer habe kommen lassen, zwar einen blick auf die stadt, aber nicht auf den burghügel. ansichtskarten, auf denen man auch diesen sieht, sendet Nazareno Marcucci, 'giornalajo' in Arona (provincia di Novara).

[2] es waren in ihr *vil palas unde ein sal wît unde starker türne drîge* 189, 2 f. da die anhöhe später 'eine geräumige kaserne und sichere vorratshäuser' trug, hatte sie wol auch für jene gebäude platz.

[3] alle mir zugänglichen bilder sind von süden oder südosten aufgenommen.

[4] ich habe aufser der ital. spezialkarte 'Varese' (f.° 31), mafsstab 1 : 100 000 (Istituto geografico militare) das tavoletteblatt 'Arona' (f.° 31 della carta d'Italia) III. n.o., 1 : 25000, benutzt. Bodo Ebhardt (Die burgen Italiens, Berlin, Ernst Wasmuth 1909) bietet einen grundriss 1 : 1000 (bd. I abb. 155), leider ohne zeitangabe.

am deutlichsten greifbar aber ist die angabe, dass man über einen *hals* (188, 1) auf die burg gelangte. nur durch einen solchen 'hals', der sich im nordwesten ansetzt[1], hängt in der tat der sonst ganz einzeln stehnde hügel mit einem anderen, uzw. höheren und durch diesen mit dem gebirge überhaupt zusammen. dass dieser hals von einem *graben* durchschnitten war (188, 1)[2] und dass über diesen — offenbar als einziger zugang zu der höhe, auf der die burg lag — eine *brucke gie* (188, 7), wie der dichter es schildert, ist höchst wahrscheinlich, ja selbstverständlich. ob durch den graben würklich *ein snellez wazzer lief* (188, 5), kann ich mit meinen hilfsmitteln nicht entscheiden: sie zeigen dort keinen wasserlauf, der kurze graben ist offenbar bei der schleifung der befestigungen zugeschüttet worden. dass aber wasser durchgeflossen ist, kann man nicht für unmöglich erklären, zumal da man auch daran denken muss, dass es hineingeleitet sein konnte.

Als sich Bibung der burg nähert, heißt es (222, 1 ff): *er kêrt daz wazzer hin ze tal, daz nam von velsen manegen val: dâ bî begunde er stapfen. ob ime diu burc zArône lac . . .: an die begunde er kapfen.* dieses *wazzer* kann die Vevera sein, die etwa 1 km südöstlich von der stadt Arona in den see rinnt. sie ist nach Amati (s. 429) ein 'torrente'. ihr gefälle ist noch unmittelbar vor dem austritt in die ebene 2: 100, also 'reißend'. von einem puncte an, der in der luftlinie etwas mehr als 2 km von der mündung entfernt ist und eine meereshöhe von 225 m hat, kann man aus ihrem tale die burg links über sich sehen. von dort hat sie auch Bibung zuerst erblickt (220, 7). er reitet dann nur noch eine kurze strecke *daz wazzer hin ze tal*, hält an, wendet sein ross und betrachtet voll bewunderung die feste, die nun, da er ganz in die ebene hinausgelangt ist, ihm

[1] er ist etwa 10 m breit und 90 m hoch (über dem see), 100 m lang.

[2] nach 188, 2 f war er *iewederhalp geschrôten abe: durch ganzen vels gehouwen:* wir haben es hier mit kalkgestein zu tun: 'Vi si trovano cave di calcare alle falde dei monti che sorgono vicino alla città e di quelli che stanno al piede della salita che mena al monte San Carlo [in diese richtung zieht sich eben der 'hals']; vi hanno parecchie fornaci; donde traesi una calca molto economica e resistente' (Amati aao. s. 429). bestätigt wird dies, worauf mein college dr. L. Hauptmann mich freundlich hinwies, durch die 'Übersichtskarte der strukturlinien der Westalpen' in C. Dieners 'Westalpen'.

ihr volles bild darbietet. sie ligt nun würklich, etwa $1^1/_2$ km weit, *ob ime:* der hügel erhebt sich 307 m über den meeresspiegel, mehr als 80 m über jene stelle. jetzt verlässt der zwerg den wasserlauf. die änderung der wegrichtung (nach links, nach nordosten) wird stilistisch markiert: *ob er die rehten strâze reit? ein pfat in zuo der bürge treit* (223, 1. 2). dieser *pfat* ist bis an den fufs des hügels, der aus einer meereshöhe von 212 m ansteigt, fast eben (heute führt eine strafse hin), während Bibung bisher — offenbar aus dem berglande im westen kommend[1] — *hôch gebirge, tiefiu tal* geritten war (220, 5). der dichter sagt daher von diesem wege nichts mehr: schon 223, 3 hält der zwerg an der linde vor der burg. den ort berührt er nicht: er bleibt rechts im osten. den see kann man wol nur anfangs — aus etwa 25 m überhöhung und einer entfernung von rund 1700 m bis zu seinem westlichen ufer[2] — als ganz schmalen streifen erkennen[3], hinter dem sich die berge des ostufers erheben. später kommt man ihm zwar immer näher, aber man verliert auch immer mehr an überhöhung, bald legt sich die stadt dazwischen, und beim anstieg, der von westen her erfolgen muss (s. o.), hindert der burghügel selbst den ausblick. der dichter erwähnt weder den ort noch den see: seit Bibung die burg erblickt hat, hat er als getreuer, von seiner aufgabe ganz hingenommener bote nur für sie auge und aufmerksamkeit. beim überschreiten des 'halses' und besonders der brücke muste wol einem der sich nach links wante, der breite spiegel des alpensees aus nächster nähe entgegenglänzen, aber Bibung wendet sich nicht um, sondern starrt erschrocken nach vorn auf den ehernen mann, der auf der brücke ihm drohend gegenüber steht, (223, 9 f) — ganz so wie es vorher Dietrich (201 ff) ergangen war[4]. auch dieser

[1] aus osten hätte er ü b e r den see fahren, aus norden l ä n g s des sees kommen müssen: da wäre es kaum zu vermeiden gewesen, den see zu erwähnen; im süden gibt es kein *hôch gebirge*.

[2] der spiegel des sees ligt 193, nach andern 197 m über dem meere.

[3] wenn dies nicht auch hier der pflanzenwuchs, den das tavoletteblatt anzeigt (wein, gebüsch, bäume u. dgl.), unmöglich machte.

[4] den dichter, seine helden und, wie er offenbar annimmt, seine hörer interessiert also das gebild von menschenhand wenigstens unter umständen mehr als die natur. freilich müssen wir dabei b e s o n d e r e umstände voraussetzen, denn anderwärts zeigt er lebhaftes naturgefühl (vgl. Zupitza s. XXVIII, Zs. 43, 256): diese kann man angesichts Bibungs hier würklich auf-

und Hildebrand nähern sich, da sie aus der gegend des hohlen berges kommen wie Bibung, der burg von westen. da der dichter nur bespricht was seine helden sehen, erklärt sich die tatsache, dass eine erwähnung des sees unterbleibt, ebenso. später, da sich die gäste innerhalb der befestigungswerke im saale und in gesellschaft befinden, lag eine nötigung den see zu nennen schon gar nicht vor.

Dass Dietrich und Hildebrand, die aus Bern ausgezogen sind, Arona von westen erreichen, fällt zunächst auf, da Verona im osten liegt. gleichwol ist es aber nach dem früheren unzweifelhaft, dass sich der dichter den hohlen berg westlich von der burg gedacht hat: demnach hat er seine helden einen umweg machen lassen. warum? das ergibt sich aus dem inhalt der dichtung: sie sind ja nicht aufgebrochen, um den jungen herrn von Arona aus dem schlunde des lindwurmes zu befreien — das wäre bei der entfernung der orte lächerlich gewesen. wenn der dichter sie also aus irgend einem grunde gerade auf die burg von Arona führen wollte — und getan hat er das —, so muste sie zunächst in die umgebung der burg eine andere absicht ziehen: das ist die, die königin von ihrem bedränger zu erlösen. dass als deren wohnort eine gegend westlich von Arona gewählt wurde, ist dadurch verursacht, dass die burg eben nur von westen zugänglich war. warum kehren die recken dann aber wider über den wohnort der königin — also wider auf einem umweg — nach Bern heim? weil sonst der hohle berg als ihr eigentliches und letztes ziel erschienen wäre, die rettung Rentwins aber und der aufenthalt auf der burg von Arona blofs als erlebnisse auf dem rückwege. nicht die königin aber und der hohle berg, die in dem alten gedichte nicht einmal einen namen haben, waren dem dichter die hauptsache, sondern — das sehen wir immer deutlicher — der drachenkampf vor Arona[1] und was sich an diesen unmittelbar anschliefst.

Zu der würklichkeit dieser feste stimmt denn auch alles was wir bisher verglichen haben, und auffälliges fand eine erklärung.

fallender gleichgültigkeit wol nur in seinen beziehungen zu der burg von Arona finden, der der eherne mann angehört.

[1] daher greift der dichter auf die kämpfe mit den *wurmen*, auch nachdem sie schon tot sind, widerholt zurück: 180, 3. 9ff. 181, 2. 9. 218, 9 ff. 219, 2ff. 12. 220, 1.

nur eines stimmt gar nicht: das gedicht berichtet: *der vels und daz gemiure* der burg seien *zwei hundert klâftern hôch* gewesen (187, 7 f). dies und im zusammenhange damit die angabe, dass der *grabe wol hundert klâftern tief* war (188, 4) [1], trifft nicht zu: der burghügel von Arona ist nur 95 m höher als die ebene im süden, 114 m höher als die wasserfläche des sees. noch geringer ist der höhenunterschied mit dem tale, das ihn von den westlichen anhöhen trennt, und auch wenn man die höhe der mauern und türme mitrechnet [2], kommt man nie auf 360 m, was ungefähr 200 klaftern entspräche. deshalb möchte ich aber den gedanken an Arona nicht aufgeben. ich glaube vielmehr, dass der dichter, der ja nicht nur von der pracht, sondern auch von der festigkeit der burg einen besonders starken eindruck hervorrufen will, auch hier wider — wie wir es bei seinen menschen gesehen haben — idealisiert [3]: je höher der fels, je tiefer der graben, desto sicherer die feste.

Es fügt sich nun gut, dass wir ungefähr aus derselben zeit noch ein zweites gedicht haben, aus dessen worten wir entnehmen können, welchen eindruck die burg von Arona machte oder wie ein dichter derartige gegenstände der würklichkeit für seine zwecke verwertete. es ist dies Stephanardi de Vicomercato ordinis praedicatorum poema de gestis in civitate Mediolanensi sub Othone Vicecomite archiepiscopo [4]. der verfasser Stefanardo Vimercati, ein mailändischer edelmann, führt seine erzählung bis zum jahre 1277. gestorben ist er im jahre 1297 [5]. er erwähnt und nennt im lib. II, paragr. V zunächst in

[1] beide zahlen werden von w bestätigt: 310, 7. 311, 4 (d versagt hier).

[2] dazu möchte allenfalls die lesart von w einladen: in h heifst es 187, 7 ff: *dar obe zwei hundert klâftern hôch der vels und daz gemiure, der sich ûf gegen den lüften zôch,* in w 310, 7 ff: *dar ob zwei hundert clafter hoch was fels und das gemeüre, das sich auf gen den lüften zoch.*

[3] an anderer stelle schimmert die nicht idealisierte würklichkeit doch durch: Helferich und die seinen laufen den burghügel hinab Rentwin zu hilfe 177, 7 ff: das passt entschieden besser zu der wahrheit, dass er etwa 90, als zu der dichtung, dass er 360 m über der talsohle hoch ist.

[4] hgg. v. Muratori Anecdota tom. III p. 57 ff, dann noch einmal, verglichen mit einem cod. Ambros., in den Rerum Ital. script. tom. IX, p. 57 ff. nach letzterer ausgabe citiere ich.

[5] Muratori aao. p. 59.

v. 5 und 14 den ort Arona, sagt von ihm in v. 30f: *Munitus vallo locus est in littore stagni Hic situs* und fährt sogleich fort: *hinc alte sceptrum supereminet arcis.* also auch er hebt die hohe, ja königlich beherschende lage der burg hervor — ähnlich wie das deutsche gedicht versichert: *so gewaltec wart kein keiser nie, ûf den sî* [in der burg] *vorhte wolten hân* (187, 12 f; vgl. auch 222, 11 f).

Weitere und mehr ausbeute versprechen zwei andere stellen desselben buches. in paragr. II vers 3 ff erzählt der dichter:

. . . . Dux equitis natali limine pulsi[1]
Robore magnanimo castro consedit Aronae
Haerenti rivo, pariter quod lucis ab urbe[2]
Distat, et est humili locus hic suspensus in arcem
Aggere, ceu sedes illis quae praeminet oris
Regia. Vasta latus communit utrumque vorago,
Clivus at a tergo praeceps descendit in amnem.
A valvis aditus non arduus, atque vetusto
Frons eius muro est olim munita, ruinam
Cujus congeries reficit nova. Protinus omnis
Plebs montana favet, parent et moenia lati
Engleriae[3] *vicina laci; munitur et arcis*
Praesidium . . . .

im paragr. III, vers 35 ff heifst es:

Novariam[4] *venit, mox oppida cepit*
Plurima, qui Seprii[5] *parva comitante cohorte*

[1] der führer der aus ihrer heimat vertriebenen adelichen (mailändischer Ghibellinen) war *comes Guifredus de Langusco* (s. Stephanardus im prologus zu dem paragr.) das ereignis fällt in das jahr 1276.

[2] die worte *pariter . . . urbe* 'vitiata videntur' (Muratori adnot. 61).

[3] Angleria, heute Angera, ligt am Lago maggiore, nordöstlich von Arona, dieser stadt gegenüber.

[4] das heutige Novara, die hauptstadt der gleichnamigen ital. provinz, in gerader linie etwa 35 km südlich von Arona.

[5] *Seprium* oder *Provincia Sepriensis* oder *Comitatus Seprii* war 'olim comitatus postea Mediolanensi urbi subjectus. Multis pagis et oppidis florens a Ticino atque Olonna fluviis alluitur, et usque ad Verbanum Lacum [das ist der antike name für den Langensee] se protendit' (Muratori, adnot. 60 zu lib. II par. I v. 21). in diesem gebiete lag das *castrum Seprii, castello di Seprio,* nahe dem heutigen Castelseprio an der Olona. dagegen gehörte Arona zum comitatus Stationae, der westlich an den comitatus

Moenibus antistes[1] *vicinis sedit Aronae;*
Est etenim tutus locus hic, et nobile castrum.

aber obwol hier beidemal Arona ausdrücklich genannt zu sein scheint, obwol an der ersten stelle der *lacus* erwähnt ist, dort der name *Engleria*, hier die namen *Novaria* und *Seprium* der umgebung dieser stadt angehören, obwol die erwähnung der *plebs montana* dorthin passt und die näheren angaben zu der burg von Arona stimmen — auch unter dem *amnis* könnte man den vom Tessin durchströmten see verstanden denken, der in seinem hier in betracht kommenden südlichen teile etwas schmäler ist, zumal da der dichter auch sonst oft uneigentliche ausdrücke gebraucht, — trotz alledem ist hier wie dort nicht von Arona die rede. wie diese arbeit von der beseitigung eines druckfehlers ausgegangen ist, so muss hier zunächst ein lesefehler richtig gestellt werden. in der handschrift des Stephanardus, die ich ebensowenig gesehen habe wie Arona und seine burg, steht an den beiden zuletzt citierten stellen, an denen Muratori *Aronae* liest, *Oronae.* dies ergibt sich ganz unzweifelhaft aus folgendem: Stephanardus, der bei allem poetischen schmuck, zu dem er sich offenbar verpflichtet fühlt, der wahrheit dienen und verstanden werden will, hat in der richtigen erkenntnis, dass seine ausdrucksweise in dem poema schwierigkeiten machen werde[2], dem gedichte eine inhaltsangabe in prosa vorangeschickt[3]. in diesem 'prologus'

Sepriensis angrenzte (s. die carta corografica in Giulinis Memorie di Milano, parte IX nach s. 112).

[1] gemeint ist Otto Visconte, seit 1263 erzbischof von Mailand. die begebenheiten gehören wider dem jahre 1276 an.

[2] Muratori rechtfertigt seine 'adnotationes' mit der absicht, 'ut caliginosis quibusdam locis aliquid lucis afferrem' und fährt fort: 'Quod si omnia illustranda suscepissem, quae parum perspicua sunt, toedio lectoribus fortasse fuissem' (s. 60).

[3] Stephanardus selber äußert sich: . . . *Nec declinavi a fundamento historiae, licet tantum quaedam maiora prosequar, omittens minora quamplurima, arbitrans singula colligere vanum, et sine fructu* (ms. Ambros.: *non solum difficile, verum etiam sine fructu). Aliqua etiam, tam poëticae quam rhetoricae artis morem sequendo, addita sunt alicubi ornatus causa, non tamen veritati derogantia gestorum. . . . ideo sine praeiudicio veritatis haec scripta accipiat, qui legerit; quoniam in hoc opusculo nec veritati detrahere intentio est, nec falsitati favere. . . Ut autem subsequentium intelligentia se facilius offerat, prosaica dicendorum brevis explicatio praemittitur* (p. 61).

nun kündigt er an: *In secundo paragrapho* [des II. buches] *narratur, quod, archiepiscopo* [= Otto Visconte] *stante Bugellae* [das ist 'nunc Biella, oppidum Vercellensis agri', Muratori zur stelle], *comes Guifredus de Langusco, potestas proscriptorum, invasit cum proscriptis militibus castrum Seprii, et arcem Engleriae* [di. Angleria, Angera] *cum burgo; et descriptio continetur castri Seprii, et Engleriae, et arcis eius* (s. 63). und für den paragraphen III verspricht er, zu erzählen *de . . . adventu eius* [wider des erzbischofs Otto] *in Novariam, et inde in castrum Seprii* (s. 64). inhalt der stelle l. II par. II v. 3ff ist also nicht: besetzung von A r o n a, beschreibung s e i n e r burg, besitznahme von Angera, wie Muratoris text will, sondern besetzung von C a s t e l s e p r i o, beschreibung d i e s e r burg usw. und im par. III will der dichter nicht, wie Muratori meint, das einrücken des erzbischofs in Novara und A r o n a, sondern in Novara und C a s t e l s e p r i o berichten. die worte par. II v. 4f *castro consedit Aronae haerenti rivo* würden heißen: er ließ sich in der burg von Arona nieder, die an einem bache ligt. der dichter will aber sagen: er ließ sich in der burg nieder, die an dem bache Orona ligt. *Moenibus antistes vicinis sedit Aronae* müste man übersetzen: in den benachbarten mauern Aronas usw. gemeint ist aber in par. III v. 37 in den mauern nahe der Orona. die Orona aber ist nichts anderes als die Olona. (mit r statt des jetzt gebräuchlichen l schreibt auch Giulini regelmäßig den namen, s. d. indice und die Carta corografica in den Memorie di Milano, parte IX). die Olona ist ein fluss, der nördlich von Varese in der provinz Como entspringt und sich in Mailand verzweigt, so dass der eine arm in den Po, der andre in den Lambro mündet. an der Olona ligt heute noch, 11 km von Varese, der ort Castelseprio, und etwa 1 1/2 km nördlich von ihm bezeichnet die specialkarte mit *Rov[ine]* die ruinen der alten burg, die im jahre 1287 auf befehl des erzbischofs Otto zerstört wurde [1].

Den irrtum, statt Orona Arona zu lesen, hat nun nicht Muratori allein, auch nicht er zuerst begangen: schon der Mailänder chronist Gualvaneus de la Flamma, der das poema des Stephanardus mehrmals citiert, hat sich ebenso täuschen lassen. er war 'patria Mediolanensis', trat um das jahr 1297 in den 'ordinem praedicatorum' und verfasste ein werk: 'Chronica Me-

[1] Giulini aao. parte VIII s. 380.

diolani, seu Manipulus florum'[1]. auch er erzählt unter dem jahre 1275[2], (p. 700): *Et veniens in territorium Mediolanense, primo intravit Aronam, et Angleriam obtinuit. . . . Et tunc Otto . . . castrum Seprii obtinuit.* aber nicht Arona, Angleria und Castrum Seprii, sondern n u r die beiden letztgenannten orte meint die quelle des frater Gualvaneus, das poema des Stephanardus, wie oben gezeigt ist. und ganz ebenso irrt der graf Giulini aao. parte VIII s. 292, der auch von Arona, Angera und Castelseprio behauptet, was nur für die letzteren gilt, und dann angibt, in Arona sei *un buon presidio* zurückgelassen worden, während dies mit Castelseprio geschah. auch diese verwirrung geht, wie später noch einmal gezeigt werden wird, in letzter linie darauf zurück, dass bei Stephanardus in dem namen *Orona* statt *O* ein *A* gelesen wurde.

Die Olona nun ist es, die Stephanardus in lib. II par. II zuerst *rivus* (v. 5) und dann *amnis* (v. 9) nennt: nicht ohne berechtigung, denn sie ist wie die anderen aus den Alpen kommenden neben- und zuflüsse des Po je nach der jahreszeit bald das eine bald das andere.

Nach diesem umwege können wir nun aber doch versuchen, die zwei stellen des Stephanardus lib. II par. II v. 3 ff und par. III v. 35 ff für unsere zwecke auszunutzen. der frater Gualvaneus de la Flamma wird als gebürtiger Mailänder Arona wol gekannt haben, Muratori sagt ausdrücklich, dass er 'oft' dort gewesen sei[2]. wenn nun der geistliche chronist, der um 1330 schrieb, und der gelehrte des 17 jahrhunderts die schilderung von Castelseprio als solche der burg von Arona auffassen, so muss — ich will noch nicht sagen, Castelseprio mit der burg von Arona sehr

[1] hgg. v. Muratori in den Rer. Ital. script., tom. XI p. 531 ff. dorther sind auch die übrigen angaben über ihn genommen.

[2] in der adnot. 39 zu lib. I, par. XI, v. 44 merkt er zu dem namen Arona, der dort (u. zw. mit recht) im texte steht, an: 'Oppidum insigne in ora Verbani lacus. Nunc subest nobilissimae Borromaeorum familiae, atque eo me s a e p e a d v e x i t illustriss. et excell. comes Carolus Borromaeus, eques aurei velleris' usw. um so mehr fällt ins gewicht, dass Muratori zu lib. II par. II v. 7, wo Stephanardus Castelseprio beschreibt, die erklärung gibt: 'Adhuc oppidum Aronae arce in praerupto colle sive scopulo sita munitur', und um jeden zweifel auszuschliefsen, dass er an Arona am Langensee denkt, hinzufügt: 'ubi Sanctus Carolus Borromaeus in lucem editus est'.

ähnlich gewesen sein, — aber doch jene schilderung im poema auf die burg von Arona gepasst haben. vergleicht man die auf den landkarten dargestellte würklichkeit, so zeigen sich allerdings auch grofse unterschiede: die eine burg lag am see, die andere an einem fluss, der burghügel von Castelseprio hängt mit seinem hinterlande durch eine viel breitere strecke zusammen; aber es sind auch tatsächlich ähnlichkeiten vorhanden: auch der hügel von Castelseprio fällt nach mehreren seiten steil ab, demnach muss auch er ganz besonders durch einen 'halsgraben' geschützt gewesen sein, und höher als der felsen von Arona war er auch nicht[1]. zudem: unsere beiden gewährsmänner hatten, als sie an Arona dachten, weder das würkliche Castelseprio noch eine landkarte vor sich, sondern die verse des Stephanardus. wir gewinnen so das recht, uns für eine weile vorzustellen, die beschreibung in lib. II par. II v. 3 ff und par. III v. 35 ff bezöge sich würklich auf die burg von Arona, und sie mit den angaben des mhd. gedichtes zusammenzuhalten, was noch den vorteil bietet, dass wir dabei einen dichter mit einem dichter vergleichen.

Stephanardus unterscheidet vier seiten des burghügels: auf dreien war er unzugänglich: *Vasta vorago communit utrumque latus. A tergo* [also auf der dem besucher abgewanten seite] *praeceps clivus descendit in amnem.* — *Vil rotschen ungehiure stiezen umbe und umbe dran* [an den *vels und daz gemiure*] 187, 10 f. ein zugang zur burg war also nur dem *praeceps clivus* gegenüber, zwischen den beiden *voragines* möglich, dort war selbstverständlich das tor: *a valvis aditus non arduus.* auf dieser seite führt Helferich seine gäste hinauf: *der vuorte si ze hûse ein stîge diu ûf ze berge gie, erbûwen wol dort unde hie mit maneger leige klûse, underbûwen, undergraben wol, gevestent und geletzet* 186, 3 ff. dieser demnach — als einziger weg für die burgbewohner — sehr gut in stand gehaltene und anderseits sorgsam geschützte und mit einer *letze* versehene 'steig' war auch nach dem mhd. gedichte ein 'aditus non arduus': man konnte hinauf r e i t e n: Helferich, der hinab g e l a u f e n war (177, 7), lässt sich ein *ros* bringen (184, 12), Hildebrand holt seinem herrn den Scheming (185, 1 ff), Dietrich sitzt auf 186, 1, sie reiten die *stîge* hinan und gelangen zunächst auf einen *anger*, der *vor der*

[1] der burghügel von Arona erhebt sich ebenso 114 m über den see wie der von Castelseprio 114 m über das tal der Olona.

burc war (190, 1): *dar ûfe stuont ein linde* (190, 3). dort erst *erbeizte mîn her Dieterîch* (190, 7), und sein ross wird von Helferich einstweilen *zeime zûne* gebunden, *der umbe ein rîchen garten gie*[1] (190, 10f). auch Bibung reitet auf den burghügel bis zur *linden* (223, 1—3). diese einzelheiten lassen sich nicht nachprüfen, ergeben aber ein ganz wahrscheinliches und in sich widerspruchsloses bild. an jener stelle erblicken beide den ehernen mann, der auf die brücke *gegozzen* war und bleiben erschreckt *bî der porten* (204, 3, vgl. 224, 3 *gegen der rîchen porten*) stehn. es muss dies die *porte* eines vorwerkes sein, das die brücke oder das gelände vor ihr verteidigte. auch in dem lateinischen poema führte der *aditus* zu den *valvis*. die *schœne brucke* führte über den *graben*: während die burg auf allen anderen seiten durch die steilen abhänge *der steines wende* (184, 10), der *rotschen ungehiure* (187, 10), der *voragines* und des *clivus praeceps* gesichert war, muste hier menschliche arbeit und kunst nachhelfen. was da vorausgesetzt ist, 'eine fortlaufende, schmale anhöhe, die sich an einen berg anschliefst', ist bei Arona der *hals: durch den hals sô gienc ein grabe iewederhalp geschrôten abe: durch ganzen vels gehouwen was er . . . . dar inne ein snellez wazzer lief* (188, 1 ff). die *brucke, die man* [natürlich] *ân huote selden lie* (188, 9), war *mit boumen starc verslozzen* (188, 8). ähnlich muss Castelseprio gesichert gewesen sein. jenseits des grabens erhob sich die mauer der burg: *Frons eius vetusto muro est olim munita*[2] (*frons* ist die dem *tergum* entgegengesetzte seite, auf die eben der *aditus* hinanführte — das passt wider zu dem früheren). der deutsche dichter erwähnt von befestigungen aufser dem *gemiure* (187, 8, 222, 8) besonders noch *starker türne drîge: die stuonden dâ man ir wol darf, dâ selden hin kein blîde warf* und fügt hinzu: *gedecket was mit blîge vür den regen und vür den wint daz kostberlîche gemiure* (189, 3 ff). die eine wie die

[1] platz für *anger* und *garten* war bei Castelseprio auf dem 60—80 m breiten hals, bei der burg von Arona auf dem übergang zur höhe westlich vom burghügel, wo der hals allmählich in einen bis 50 m breiten rücken übergeht.

[2] die von Castelseprio war eingestürzt oder zerstört worden, wird aber nun, da die burg schutz gewähren soll, schleunigst in stand gesetzt: *ruinam, Cuius congeries reficit nova.* lib. II par. II v. 11f die worte *vetusto muro olim munita* stimmen auch auf die burg von Arona bezogen (s. o.).

andere burg war also würklich ein '*tutus locus*': *so gewaltec wart kein keiser nie, ûf den sî* (in der *burc*) *vorhte wolten hân* (187, 12f). zugleich aber war sie eine '*regia sedes*': als Bibung die feste sieht, *ime geviel von schulden wol der vels und daz gemiure, daz er sî billîch gesten sol. sî dûhte in alsô tiure daz nie keiser gwan daz guot, dâ mite diu burc vergolten sî* (222, 7ff)[1]. nach der lage beider burgen ist es sehr wahrscheinlich, dass sie mit dem orte unten durch eine befestigung verbunden waren, die auch diesen einschloss: von Castelseprio sagt dies Stephanardus ausdrücklich: *Locus hic* (dabei haben Gualvaneus und Muratori an den o r t Arona gedacht) *humili aggere in arcem suspensus est.* der burghügel von Arona hatte auch an seinem fuſse eine befestigung: *niden* (im gegensatze zu *dar obe*, wo *der vels und daz gemiure . . . sich ûf gegen den lüften zôch*) *drumbe gienc ein hac mit boumen starc verworren* (187, 2f) — natürlich niedriger als die burgmauer.

Es ergibt sich also, dass der irrtum unserer beiden gewährsmänner sehr verzeihlich ist: die beschreibung, die das lateinische poema von der burg von Castelseprio bietet, passt auch auf die burg von Arona.

Als besonderen gewinn möchte ich aber aus unserem eben angestellten vergleiche folgendes herausheben: jeder, der von dem *castrum* gelesen hat, das *ceu sedes regia illis oris praeminet*, sich zwischen *vastis voraginibus* an einem *amni* erhebt, und dann wahrnimmt, dass diese *arx* auf einem hügel der lombardischen tiefebene, 360 m über dem meere, nicht einmal 120 m über der talsohle an einem der unbedeutenderen nebenflüsse des Po gelegen ist, wird zunächst enttäuscht sein, aber weder schlieſsen, dass an jener stelle eine andere örtlichkeit gemeint sei als der berichterstatter ausdrücklich sagt, noch dass etwa der text an so vielen stellen verderbt überliefert sei, sondern nur, dass der verfasser der verse recht stark aufgetragen hat. so werden wir auch für das mhd. gedicht aus der tatsache, dass der burghügel von Arona nicht entfernt an 200 klafter höhe heranreicht, nicht folgern: also kann diese feste nicht gemeint sein. wir brauchen uns auch nicht mit der vermutung zu beschäftigen, dass die angabe erst etwa auf die änderung eines späteren schreibers zurückgehe, obwol es leicht wäre, für das ursprüngliche gedicht eine andere

[1] *die schœnen burc* nennt sie das gedicht 220, 7.

zahl oder maſseinheit vorauszusetzen: *vünfzec klâftern* oder *driu hundert vuoz* lieſsen sich im texte wol unterbringen und würden der würklichkeit ausreichend genau entsprechen; auch fehlt es durchaus nicht an beispielen dafür, dass abschreiber nachweisbar zahlenangaben ihrer vorlage hoch hinaufgeschraubt haben. aber es hat wenig wert, möglichkeiten zu erörtern, die man ja als solche nicht bestreiten, die man aber auch durch keinen beweis stützen kann. vielmehr lehrt das lateinische gedicht, das ohne eine zahl zu nennen, doch übertreibt, dass wir es hier wie dort mit einem kunstmittel zu tun haben, welches zu derselben zeit zwei dichter für nötig oder zweckdienlich erachteten: sie haben eben als dichter gesehen und gesprochen, ohne von ihren hörern nüchterne nachprüfung und widerspruch zu befürchten. auch mangelndes augenmaſs als erklärung zu verwenden, empfiehlt sich nicht: dazu sind die unterschiede zwischen dichtung und wahrheit zu groſs.

Als drittes ergibt sich: auch wenn man den verklärenden schleier der dichtung abhebt, so bleibt noch genug übrig, um begreiflich erscheinen zu lassen, dass die burg von Arona einen lebhaften eindruck auf einen wanderer machen konnte, der etwa an ihr seines weges dahinzog. es kommt aber noch etwas hinzu, was vielleicht ganz besonders dann würken mochte, wenn dieser wanderer ein Deutscher war: es ist die in mehr als einer hinsicht günstige lage ('favorevole posizione', wie Amati sagt) von burg und ort. unmittelbar südöstlich vom burgfelsen ergibt sich durch das zurücktreten der berge genug raum für das städtchen, und die Simplonstraſse tritt aus der enge, in der sie bis dahin zwischen den abhängen des gebirges und dem see geführt hatte und in der sie noch besonders am ende eben durch den burgfelsen eingezwängt worden war, hinaus in die lombardische tiefebene, um sich sofort zu teilen: der eine zweig fürt nach südwesten, dem fuſse der Alpen folgend über Borgomanero in der hauptrichtung nach Biella in Piemont, der andere ziemlich genau südlich über Bellinzago nach Novara im Mailändischen. demnach hat die stadt Arona und ihre burg auch eine gewisse bedeutung in einem kriege: hier kann, je nach der richtung aus der der gegner anrückt, die Simplonstraſse zum ersten oder letztenmale gesperrt werden, ohne dass sofort eine umgehung zu besorgen wäre. die enge zwischen burghügel und see ist so schmal, dass

sie nur für die strafse raum lässt, während die eiseubahnstrecke Novara-Arona-Meina sich durch den hügel hindurchbohren muss.

Zusammenfassend darf man sagen: das mhd. gedicht stimmt in vielen wesentlichen dingen mit der würklichkeit von Arona so weit überein, als man das von einer dichtung des mittelalters billig erwarten darf. die voraussetzung, dass Arona am westufer des Langensees gemeint ist, kann also aufrecht bleiben. allerdings hat der dichter, wie er die bewohner der burg idealisiert hat, so auch diese selbst poetisch zu verklären gesucht, und zwar wahrscheinlich in mehr einzelheiten, als wir heute, da wir die baulichkeiten der feste des 13 jahrhunderts nicht kennen, festzustellen vermögen [1]. immerhin hatte auch die würkliche burg von Arona und ihre umgebung eigenschaften genug, welche es begreiflich erscheinen lassen, dass sich ein dichter angeregt fühlte, an sie anzuknüpfen und sie zum schauplatze von begebenheiten seiner dichtung zu machen.

Am schlusse dieses abschnittes ist es mir eine angenehme pflicht, herrn major Eugen Müller, generalstabschef der k. und k. 6 infanterie-truppendivision, für seine wahrhaft freundschaftliche hilfe beim ausdeuten des kartenbildes und meinen brüdern Richard und Gustav, leutnanten im 4 regimente der Tiroler kaiserjäger, die mich während seiner abwesenheit darin unterstützten, für ihren brüderlichen beistand auf das herzlichste zu danken.

III. DIE BURG VON ARONA IN DER GESCHICHTE.

In betracht kommt für uns die zweite hälfte des 13 jh.s. über das jahr 1300 hinauszugehn, verbietet die existenz der

[1] Gar keine nüchterne prüfung verträgt die angabe, der graben sei *hundert klâftern tief* gewesen. hatte er halbwegs natürliche böschungsverhältnisse, so müste dann seine obere breite mehr als 100 klafter oder 180 m betragen haben: dann war aber eine zugbrücke und jede andere brücke ausgeschlossen. waren die böschungen aber abscarpiert, was in solche tiefe eine kaum zu leistende arbeit gewesen wäre, so wäre es überflüssig gewesen, so tief zu graben: auch mit nicht ganz senkrechten wänden ist ein graben von 100, ja auch nur von 40 m tiefe ein ebenso absolutes hindernis, welches gar nicht durch wasser verstärkt zu werden brauchte. — nimmt man für die zugbrücke 20 m länge an, so ergäbe das bei 180 m tiefe nicht das profil eines grabens, sondern eines für solche tiefe (— die türme des Kölner domes sind 160 m hoch! —) unverhältnismäfsig schmalen schachtes.

bruchstücke von B, 'einer ... äufserlich prachtvollen pergamenthandschrift aus dem ende des 13 oder anfang des 14 jh.s', Zupitza s. VII. anderseits hat Kraus nachgewiesen, dass unser mhd. gedicht nach dem Engelhard Konrads von Würzburg entstanden ist (Zs. 50, 92 f. 122). innerhalb dieses zeitraumes begegnet Arona zum erstenmal, soweit ich sehe, im jahre 1263 in der geschichte.

Damals herschte über Mailand die welfische familie della Torre. in dem genannten jahre wurde Otto Visconte, ein ghibellinischer edelmann aus mäfsig begütertem hause — später der begründer der machtstellung seiner familie, damals einfacher canonicus in Desio [1] — auf empfehlung des cardinals Octavian Ubaldino [2] von papst Urban IV zum erzbischof von Mailand ernannt. da ihn die dortigen machthaber hinderten, in seinem bischofssitze einzuziehen, bemächtigte er sich mit hilfe verbannter ghibellinischer adelichen Aronas. auch dies geschah noch im jahre 1263 [3]). Otto Visconte tat damit dasselbe, was ein paar jahrhunderte vorher sein vorgänger auf dem erzbischöflichen stuhle, Grossolano, in ähnlicher lage getan hatte [4]. der grund war wol in beiden fällen derselbe: weil es sich sehr gut als stützpunkt für weitere unternehmungen eignete. für Otto Visconte eignete es sich hiezu besonders: in der umgebung von Arona lagen die stammgüter seiner familie: *Hic Otho omni virtute praeclarus, oriundus ex Vicecomitibus, pauca de patrimonio possidebat, quum his diebus solum Invorium inferius, Olegium Castellum cum suis pertinentibus diu possedisset, nec non in Maxino, et aliquibus locis Verganti. Parentes, et praecipue ipsius domini archiepiscopi, aliqua, sed non multum, nec in magna quantitate possidebant. Quae loca adhaerent territorio Novariensi, et sunt regulariter sub*

[1] nach Giulini VIII s. 185 f auch 'arcidiacono della chiesa Milanese'. — Desio liegt zwischen Mailand und Como, nordwestlich von Monza.

[2] Giulini VIII s. 189.

[3] Giulini VIII s. 195 (unter dem jahre 1263): '. . . ed avendo adunato un buon numero di nobili Milanesi proscritti, entrò improvvisamente il primo giorno d'aprile in Arona. Lo afferma anche il Fiamma [Manip. fl. *ad hunc annum* 1263]'.

[4] 'Grossolano [erzbischof von 1102—1112] esule dal suo rrcivescovato volle pur tentare, se questa era occasione opportuna per ricuperare almen qualche parte delle rendite di esso. Quindi è che d'improvviso apparve sotto alla Rocca d'Arona, e gli riuscì d'impadronirsene'. Giulini V s. 14.

domino archiepiscopo in sacris, et aliqua temporaliter obligata habebat[1]. Invorio inferiore liegt 5½ km westlich von Arona, Oleggio Castello[2] 2½ km südwestlich, Massino 6½ km nördlich von dieser stadt. 'Vergante' ist 'una parte della riva occidentale del Lago Maggiore ne' contorni di Lesa' (Giulini VIII, 69): Lesa ist 7 km nördlich von Arona. auf diesen ihren gütern pflegte die familie einen groſsen teil des jahres zu wohnen: 'Secondo l'uso degli antichi nobili, anche la famiglia de' Visconti abitava gran parte dell' anno nelle sue terre' (Giulini ebenda). in Invorio war Matthaeus, der sohn von Ottos neffen Theobald geboren[3]. 1248 (zwei jahre vor der geburt dieses Matthaeus: 1250) erscheint ein Gaspero Visconte als 'podestà della terra di Oleggio' (Litta, Storia genealogica e cronologia delle più celebri famiglie italiane, fascicolo IX parte III tavola X: Visconti di Milano). der erzbischof Otto selbst gehörte der linie von Invorio (oder Ivò) an[4]: *Ex his, videlicet Vicecomitibus de Ivò, natus est quidam nobilis Vicecomes, dictus Ubertus, qui ex Berta uxore sua genuit quatuor filios, et unam filiam. Primogenitus dictus est Otho, qui fuit archiepiscopus, et dominus temporalis in Mediolano* (Gualvaneus de la Flamma[5] bei Giulini VIII 67 f). kurz, die familie war in jener gegend angesehen, hatte beziehungen und einfluss, und der erzbischof konnte hoffen, sich dort am ehesten zu halten. gleichwol hatte das unternehmen keinen dauernden erfolg: Otto, der sich am 1 april der feste bemächtigt

[1] Azarius (s. u.) cap. I.

[2] ein anderes Oleggio liegt an der eisenbahnstrecke Arona—Novara, 19 km südöstlich von Arona.

[3] dieser angabe des zeitgenössischen Gualvaneus de la Flamma schlieſst sich Giulini aao. an, während spätere schriftsteller, so Petrus Azarius (nach 1350, hgg. v. Muratori, Rer. It. scr. XVI p. 291 ff) und Tristan Calco Masino als seinen geburtsort nennen.

[4] in der 'Matricula nobilium familiarum Mediolani rogata de anno 1377' [richtig: 1277, so auch Giulini VIII 65] sind folgende familien des namens genannt: *Vicecomitibus. Vicecomitibus de Serono. Vicecomitibus de Pobiano (meglio Poliano). Vicecomitibus de Invorio. Vicecomitibus de Oregio (cioè Olegio). Vicecomitibus de Oregio Castello* (Giulini VIII 314 f). dieser 'Catalogo' ist 'formato . . . per ordine di Ottone Visconte arcivescovo' (ebenda s. 65).

[5] Gualvaneus in seinem werke 'Chronica extravagans' (vgl. Muratori XI p. 534).

hatte (Giulini VIII 195), verteidigte sie den ganzen monat gegen die streitkräfte der della Torre, die herangerückt waren, um ihn zu belagern, muste aber dann fliehen[1]. am 5 mai wurde die burg von Arona zerstört, und dieses schicksal traf auch zwei andere 'forti castelli dell' arcivescovato di Milano, quello d'Angera, e quello di Brebia'[2] (Giulini VIII 196 f).

Die sache des erzbischofs kam nun vor den päpstlichen stuhl, den nach dem tode Urbans IV (1264) Clemens IV bestiegen hatte. zum jahre 1267 berichtet nun Gualvaneus de la Flamma, die gegner beschuldigten Otto: *primo quia manu armata invaserat comitatum Mediolani, et intraverat Aronam, quam Mediolanenses tenebant tamquam terram suam.* und dieser rechtfertigte sich: *Nec intravi castrum de Arona ut praedo, sed missus per papam intravi comitatum Mediolani petens iura mea* (vgl. Stephanardus lib. I, par. XI, v. 57: *Non in damna rui praedo; mea iura petebam)* und antwortete mit der gegenklage: *Secundo quia voluerant ipsum interficere, quando intraverat Aronam missus a papa* (Steph. ebenda v. 58 ff: *Haec grandis mea culpa fuit, quod solus inermis Non veni, fauces hostiles sanguine fuso Ut sic implerem).* die entscheidung des papstes gab den Mailänder machthabern nicht recht und dem erzbischof nicht unrecht, aber seinem ziele, in Mailand einzuziehen und sein amt würklich anzutreten, kam dieser

[1] Stephanardus lässt den erzbischof selber klagen: *In Arona confligunt fasque nefasque* (lib. I par. XI vers 44) und weiter: *Denique conveniunt patres* [*partes* Muratori], *castrumque reliqui Concessum, mediat foedus, quia sedula certat Impietas auro ferroque, sed acrius auro; Nam foris insultus, intus sed munera pugnant. Eruitur castrum, mox oppida cetera* ['Videlicet Angleria, Brebia, et alia in Verbani tractu, et alibi subjecta ditioni Mediolanensium antistitum'. Muratori] *strage Ecclesiae celeri sternuntur funditus* (v. 49 ff).: da wird also der misserfolg auf verrat zurückgeführt. z. t. wörtlich dieser quelle folgend berichtet Gualvaneus de la Flamma z. j. 1263: *Et (Otto) veniens intravit castrum Aronae iunctis sibi nobilibus de Mediolano die primo aprilis. Quo audito Turriani arma parant, convocant amicos. Ubertus Pelavesinus Turrianis coniunctus Ottoni dura movit proelia, et obsidione forti vallat castrum. Intrinsecus pugnat aurum, extrinsecus pacta fiunt. Otto archiepiscopus Romam rediit, et rocha de Arona evertitur die V. maii. Post pauca rocha de Angleria, et rocha de Brebia destruuntur per Turrianos.*

[2] Brebia liegt 8 km nordöstlich von Angera unweit des sees. über dieses s. o.

dadurch nicht näher: das wusten die della Torre nach wie vor zu verhindern. auch der nachfolger des papstes Clemens, Gregor x, ein Visconte aus Piacenza, tat nichts entscheidendes für Otto, sondern hielt ihn hin.

Der tod Gregors x (1276) gab nun für Otto den anstofs, nach dreizehnjährigem vergeblichen ausharren in der verbannung es wider mit der gewalt zu versuchen. gleich das erste unternehmen führte ihn wider in die gegend von Arona[1]. die auf seiner seite stehenden verbannten Ghibellinen besetzten unter führung des grafen Gottfried von Langosco flecken[2] und burg von Angera und Castelseprio. allein die aus Mailand herbeigeeilte streitmacht der della Torre (damals war Napoleon oder Napus das haupt der familie und herr der stadt, seit 1265, und dessen bester helfer in kriegerischen unternehmungen sein tapferer sohn Cassone) nahm den verbannten zunächst den flecken Angera weg und schloss sie in der burg von Angera ein. auf diese kunde liefs der graf Gottfried von Langosco in Castelseprio nur eine besatzung zurück und brach zum entsatze der bedrängten auf. an der Guassera oder Guassa, einem schlammigen flüfschen (*'un fangoso fiumicello'*) nächst Angera, also auch unweit von Arona, angesichts des sees kam es zum zusammenstofs. Gottfried durchbohrte einen reiter mit der lanze, aber sein ross geriet in den

[1] nicht aber nach Arona selbst. hier kommen die oben angeführten stellen des Stephanardus in betracht, in denen das als A gelesene O des wortes Olonae misverständnisse hervorgerufen hat. das richtige bietet ganz deutlich der prologus: *In secundo paragrapho narratur, quod, archiepiscopo stante Bugellae, comes Guifredus de Languseo, potestas proscriptorum, invasit cum proscriptis militibus castrum Seprii, et arcem Engleriae cum burgo.* nicht im widerspruch damit stehn, es dienen vielmehr nur zur bestätigung die verse lib. II par. II 26 ff: *Haec loca bina tenet tutissima miles ab urbe Pulsus, et his patrias aedes se visere sperat. Haec spatii nimius non dividit oppida iactus, Auxilium sibimet propereque impendere possunt.* Castelseprio und Angera sind nur 25 km von einander entfernt: die besatzungen konnten einander also beistehn und haben es getan. es sind ferner nur z w e i puncte besetzt worden. die autoren, welche von dreien reden, sind also im irrtum, so schon Gualvaneus de la Flamma, der zu 1275 sagt: *Et (Gothfredus de Languscho) veniens in territorium Mediolanense, primo intravit A r o n a m, et A n g l e r i a m obtinuit. . . . Et tunc Otto . . . Castrum Seprii obtinuit.* ebenso Giulini VIII 292 (zum jahre 1276) und 294, der ihm folgt.

[2] damals war Angera ein 'borgo'.

schlamm und stürzte. der graf wurde von den feinden hervorgezogen und hatte kaum seinen namen genannt, so wurde er niedergestofsen. da wanten sich die seinen zur flucht, Theobald Visconte, der neffe des erzbischofs, und 33 verbannte adeliche wurden gefangen und in der richtung nach Mailand mitgeführt, aber schon in Gallarate (22 km von Angera, 36 km von Mailand) enthauptet, zum grösten schmerze des erzbischofs, der seinen neffen zärtlich geliebt hatte. so stellt sich der hergang nach der ältesten quelle, nach Stephanardus, dar [1], der zunächst im prologus (zu lib. II par. II) die hauptsachen kurz und bestimmt angibt: *... de exitu civium Mediolanensium contra dictum comitem [Guifredum], et conflictu facto juxta fluvium Guassam nomine, in quo conflictu comes et multi de militibus proscriptis occisi fuerunt, et alii in fugam conversi, et multi capitis sententia plexi.* dazu stimmen dann die verse, aus denen ich auch nur das wichtigste vorlege 30 ff: *Urbs* [= *Mediolanum*] *excita novis rumoribus* [nämlich von dem eindringen der verbannten in Castelseprio und Angera] *exilit, ira Infremuit ... Micuerunt signa potentis Metropolis, properat sonipes phaleratus ... Engleriam invadunt seu fraudis sive favoris Auxilio.* auf die nachricht (v. 42 ff.) *Engleriam captam esse, et amicos arce reclusos* bricht Gottfried auf: *armatos Seprioque reliquit ephoebos Castro, festinans obsessis marte potenti Subsidium praestare citum. Fit proximus undis Stagni* [= des Lago Maggiore] (v. 50 ff): *Amnis erat medius, parvis qui labitur undis, Sed nec ab Engleria spatium difunditur ingens Ad fluvium Guassam.* (77 ff): ... *comes* (= Gottfried) *adversos*

[1] Spätere schmücken die ereignisse weiter aus, so besonders Paulus Jovius (Vitae duodecim Vicecomitum), den daher der tadel Muratoris (adnot. 67 zu lib. II par. II v. 49) mit recht trifft. Muratori stellt auch einige unrichtige angaben des Jovius an der hand des Stephanardus richtig, so dass der graf von Langosco erst gefangen genommen und dann in Gallarate hingerichtet worden sei, dass die zahl der dort enthaupteten adelichen 22 betragen habe. — auch die darstellung Giulinis entfernt sich von der trotz des poetischen schmuckes im tatsächlichen einfacheren erzählung des Mailänder mönches. — Arona bringt auch Jovius irrtümlich herein (s. 34). — die 'Annales Mediolanenses ab anno MCCXXX usque ad annum MCCCCII ab anonymo auctore literis consignati' (Muratori, Rer. Ital. script. XVI) reden trotz der widerholten berufung auf Stephanardus von Arona, Angleria und Castelseprio und von der hinrichtung Gottfrieds in Gallarate (cap. XLVII 'De rupta de Guasera', s. 674).

cuneos ferit . . . Obliquaque hasta medios prorumpit in hostes, Ictu stratus eques postremo fata sopori Iunxit; sed comitis sonipes demersus in unda Limosa cecidit; coram producitur hoste Detentusque comes, nomen qui nobile fassus Confoditur subito diri mucrone furoris. Tunc damnata cohors cessit . . . (v. 94 ff): *Funera terna jacent decies et quatuor icta Gutture. Cladigeri maduerunt flumine campi Sanguineo, Galerate, tui.*

An dem nicht weit von unserem Arona erfolgten zusammenstofse nun hatten — und das ist der grund warum ich die dinge ausführlicher vorgelegt habe — Deutsche teilgenommen, u. zw. auf seiten der della Torre. könig Rudolf von Habsburg nämlich hatte dem Napoleon della Torre deutsches kriegsvolk geschickt. Gualvaneus de la Flamma berichtet unter dem jahre 1274: *Eodem anno*[1] *Rudulphus de Asborg comes eligitur in imperatorem, ad quem Napus de la Turre misit solemnes legatos, dominium civitatis offerens eidem. Quod imperator libenter audivit, . . . dans ei Theutonicorum multitudinem in defensionem, quibus postea praefuit Cassonus Napi filius*[2]. was für uns aus dieser nachricht des fraters, der hier auch unrichtiges und verdächtiges einmengt, das wichtigste ist, das mitwürken deutscher kriegsleute an den kämpfen um Angera, wird in dem poema des Stephanardus beglaubigt. unter den streitkräften, die sich in Mailand zur abwehr des einfalles sammeln, werden schon die Deutschen erwähnt: *pariter vexilla quiritis Germani pretio conducti*[3] *ad bella feruntur* (lib. II, par. II, v. 34 f). sie kämpfen *ad fluvium Guassam* mit: der *Teutonicus miles* wird ausdrücklich genannt (v. 54) und erzählt: *At latus adversae Germanus tiro cohortis Tran-*

[1] in würklichkeit fällt die wahl Rudolfs ins jahr 1273.

[2] vgl. hiezu 'Der geschichten von der widerherstellung und dem verfalle des heiligen römischen reiches' 5. buch. nach J. E. Kopps tode von Arnold Busson, s. 8 u. besonders ebendort anm. 3, wo auch andere quellen, die von Rudolfs sendung berichten, angegeben sind. einige von diesen nennen auch bestimmte zahlen der kriegsleute. als ihr führer erscheint in späteren Mailänder annalen ein graf von Leiningen; vgl. ferner desselben werkes buch 1 s. 112 und Oswald Redlich, Rudolf von Habsburg (Innsbruck 1903) s. 199.

[3] für sold und unterhalt dieser krieger hatte also der herr von Mailand zu sorgen, in dessen diensten sie jetzt standen.

siliens undas petiit (v. 68 f)[1]. ihr feldzeichen sind offenbar die *expansae aquilae,* die an der Guassa *fulgent* (v. 56)[2].

Trotz der schweren und schmerzlichen niederlage versuchte Otto in diesem jahre zum zweitenmal, in Castelseprio festen fuſs zu fassen: es gelang ihm zwar, die wider aus Mailand herbeieilenden angreifer einmal zurückzuwerfen, aber schlieſslich wurde er doch zur flucht gezwungen. am deutlichsten erzählt dies wider der prologus des Stephanardus: *In tertio paragrapho* [des II. buches] *agitur de . . . adventu ejus* [= *Archiepiscopi*] *in Novariam, et inde in castrum Seprii, et de exitu Mediolanensium contra archiepiscopum, et expugnatione castri; et de repulsa, et fuga civium*[3], *et de fuga tandem archiepiscopi, et suorum in Cumas . . .* dasselbe berichten die von uns schon einmal herausgehobenen verse 35 ff des genannten paragraphen: *Novariam venit, mox oppida cepit Plurima, qui Seprii parva comitante cohorte Moenibus antistes vicinis sedit Oronae* usw. ich geh hier auf diese kämpfe, da sie sich in gröſserer entfernung von Arona abgespielt haben, nicht näher ein. hervorheben will ich nur, dass auch damals die Deutschen ausgerückt sind. Stephanardus sagt in der erzählung von dem aufgebote der streitkräfte in Mailand (v. 46 f): *quiritis Assistit mucro Germani civibus audax.* beachtenswert ist ferner, dass nach diesem miserfolge der flüchtige erzbischof, nachdem er mancherlei irrfahrten durchgemacht hatte, endlich in Cannobio

[1] Jovius weiſs über den anteil der Deutschen an den ereignissen wider mehr: nach ihm war der reiter den graf Gottfried von Langosco durchbohrte, *Antius Lauser Germanorum dux* (p 35). in Gallarate forderten die Deutschen aus rache für den fall ihres führers *truci cum fremitu* den tod der gefangenen, für die Cassone selber fürbitte eingelegt hätte (p. 37).

[2] hier haben wir ein äuſseres Zeichen für die verworrenheit der verhältnisse in jener zeit: nicht genug dass kirchenfürsten wie der erzbischof Otto von Mailand und, wie wir später hören werden, auch der bischof Johannes von Como (aus der familie der Advocati) Ghibellinen sind, kämpft kaiserliches fuſsvolk auf der seite der Welfen, und derselbe kaiserliche adler den dieses führt, ist das abzeichen der gegner, der verbannten Ghibellinen: *Exul nobilitas aquilis collecta sub almis* (Stephanardus lib. II § VII v. 4) — 'Ex Gibellinae factionis usu, in cujus insignibus aquila imperialis visebatur' (Muratori adnot. 5 zu dieser stelle).

[3] der ausdruck *cives* ist hier als parteiname zu fassen: die della Torre waren das haupt der volkspartei, die verbannten Ghibellinen werden *nobilitas, milites, equites* u. dgl. genannt.

— also wider am westufer des Langensees — aufnahme fand[1]. dorthin folgten ihm dann auch seine anhänger. es war der ausgangspunct für das nächste unternehmen.

Die anschläge auf Angleria und Castelseprio waren aufs traurigste misslungen. gleichwol verlor Otto mut und hoffnung nicht. noch in demselben jahre wurde Arona[2] zu wasser und zu lande von den verbannten und ihren verbündeten angegriffen, zu lande von dem markgrafen Wilhelm von Montferrat, hilfsvölkern von Novara und Pavia und Mailänder verbannten, vom see aus im auftrage des erzbischofs von dem aus seinem käfig befreiten Simeon Muralti von Locarno[3]. schon war die besatzung in arger bedrängnis, da hob Wilhelm von Montferrat nach starken regengüssen, die das lager überschwemmten und die zufuhr erschwerten, und auf die kunde dass Cassone zum entsatz heranrücke, trotz der heftigen einsprache der Mailänder Ghibellinen, die sich von einem siege die heimkehr erhofften, die belagerung auf. nun hatte auch das längere verweilen der flottille keinen zweck, und sie zerstreute sich. Stephanardus kündigt im prologus an: *In quinto paragrapho* (des II buches) *habetur ... de missione Symeonis de Locarno, quem [archiepiscopus] ducem fecit exercitus ad obsidionem Aronae, et de adventu domini marchionis Montisferrati, et Novariensium, et militum proscriptorum, et Papiensium ad obsidionem eamdem, his obsidentibus ex parte terrae, et Symeone ex parte lacus; et de subita fuga domini marchionis, et exercitus ejus, et Symeonis, et exercitus ejus ad adventum, seu succursum civium Mediolanensium, qui his, qui in castro Aronae erant obsessi, succurrebant ... et recessu Symeonis ab obsidione ..., qui in navali succubuit cedendo ab Arona.* aus den versen hebe ich die für uns wichtigsten abschnitte heraus:

[1] s. Giulini VIII s. 297.

[2] der ort und die burg, wie die im folgenden citierten verse zeigen werden.

[3] 'Simon Locarnas e Muralta familia' (Muratori adnot. 94, p. 88). Napoleon della Torre hatte ihn im jahre 1264 gefangen genommen und hielt ihn nun 'in una ... gabbia sotto le scale del palazzo nuovo del comune' verwahrt. im jahre 1271 (so Flamma und die Annal. Mediol., nach späteren erst 1276) muste er ihn, um seinen 'vicario' Accursio Cotica, den die von Como gefangen gesetzt hatten, auszulösen, freilassen (Giulini VIII 200. 246 f).

lib. II, par. v. v.5 f:

Aronam celeri jubet hunc (= Simonem)[3] *invadere bello*
Navali.

v. 14 ff. *Aronam propero venit conamine Simon*
Navigio fultus grandi, virtute potenti.
Armigeris acies stetit undis olassica jussu
Praetoris modico distans prope moenia jactu;
Spes omnis periit clauso navalis ab hoste.
Milite belligero stipatus marchio[1] *promte*
Ferrato de Monte venit, milesque pedesque
Urbis Novariae, juncta his proscriptaque virtus
Metropolis, nec non Papiae nobile robur,
Qui cingunt lunare latus, quod collibus haeret;
Aggeris erecto tellus defossa coronat
Quod tumulo; crates densos innexa sudesque
Pro muro paries stat ligneus. Arma corusci
Militis in gyro rutilant muniminis alti.
Una quidem claustris, clausa est pars altera classe,
Nec patet egressus illis, et pabula desunt.
Munitus vallo locus est in littore stagni
Hic situs; hinc alte sceptrum supereminet arcis;
Miles ibi Germanus adest, montanaque turba
Metropolique equitum cuneus transmissus ab ipsa.
Pugna ferox agitur, nunc hinc, nunc inde feruntur
Exanimes; sed dira fames infestius angit
Obsessos, quos fata iuvant, dum juge redundat
Imbris diluvium.

v. 41 ff. . . . *castra natant, coeno jacuere jumenta,*
Vixque boves alimenta trahunt, vix explicat alto
Seque luto sonipes. Clausis civile propinquat
Robur in auxilium.

Aus dieser erzählung ist für uns einiges zu gewinnen: vor allem: die im jahre 1263 zerstörte burg steht wider da, sie ist mindestens verteidigungsfähig. nicht die schwäche der werke, auch nicht die verluste an mannschaft, sondern *dira fames* und der umstand dass *pabula desunt* bedrängt die verteidiger.

[1] im prologus wird er Symeon genannt, in den versen, wo diese form aus metrischen gründen unbrauchbar war, Simon.

[2] Guilielmus Montisferrati marchio (Muratori, adnot. 96).

ferner: die angabe, dass zu lande *latus, quod collibus haeret,* durch eine verschanzung eingeschlossen wird, passt vollkommen zu dem was sich uns früher über die beschaffenheit des burghügels ergeben hat, der eben nur dort zugänglich ist: auch die belagerten konnten also nur von dort herunter und heraus. endlich: unter den verteidigern der burg sind Deutsche[1]: *Miles ibi* (= in arce) *Germanus adest.*

Arona war also im besitze der della Torre geblieben, und auch die von den Ghibellinen gewonnenen burgen und orte fielen an sie zurück — Stephanardus berichtet im par. v. *de ... reditu castrorum et locorum ad civitatem, quae rebellaverant* — aber nicht mehr für lange: nun endlich trat ein umschwung zu gunsten des bisher vom schicksal so schwer geprüften Otto Visconte ein: in Como gewannen die Ghibellinen entschieden die oberhand, und die stadt und der bischof Johannes[2] traten auf Ottos seite. mit der kriegsmacht, die seine verbündeten ihm zur verfügung stellten, und mit seinen anhängern gelang es dem erzbischof, in der morgenfrühe des 21 jänners — des Agnestages — des jahres 1277[3] in demselben Desio, wo er einst als canonicus gewürkt hatte, Napoleon und viele andere herren der familie della Torre, die dort nächtigten, zu überfallen. im getümmel stürzte Napoleons ross in den kot. der führer der verbannten, graf Richard von Lomello, der den tod seines an der Guassera gefallenen bruders Gottfried von Langosco zu rächen hatte, wollte ihn töten. das dazwischentreten des erzbischofs rettete ihm das leben — freilich ein elendes leben, denn die von Como steckten ihn zur vergeltung für das was er an Simeon von Locarno getan hatte, in einen hölzernen käfig ihrer burg Baradello, und in dieser gefangenschaft ist der einstige herr von Mailand gestorben[4]. Otto Visconte

[1] aufser ihnen landsturm der umgebung *(montana turba)* und eine aus Mailand hingeschickte abteilung reiter *(Metropoli equitum cuneus transmissus ab ipsa).*

[2] 'Comensi ecclesiae tunc praeerat Johannes ex Advocatorum gente, Gibellinae factioni addictus'. Muratori p. 90, adnot. 2.

[3] über die ereignisse des jahres 1277 s. wider besonders Stephanardus lib. II par. VII ff und Giulini VIII 298 ff. — an dem kampfe in Desio hatten die Deutschen zu Napoleons unglück nicht teilgenommen: er hatte Cassone mit ihnen nach Canturio geschickt (Giulini VIII s. 300). — Canturio liegt südlich von Como, nördlich (u. doppelt so weit) von Desio.

[4] am 16 august 1278 (Giulini VIII 327).

aber zog schon am folgenden tage unter festlichem gepränge als erzbischof in Mailand ein und übernahm auch die weltliche herschaft über die stadt und ihr gebiet.

Die burg von Arona, die rechtlich dem erzbistum Mailand gehörte, war nun auch im würklichen besitze ihres rechtmäfsigen herrn, der zugleich gebieter über Mailand war.

So haben sich nun auch aus der betrachtung der geschichtlichen ereignisse gründe ergeben, weshalb die burg von Arona in deutschen kreisen aufmerksamkeit erregt haben kann. freilich freundliche, friedliche bilder konnten sich nach den eben vorgeführten begebenheiten kaum an sie knüpfen.

Es hat weder während des interregnums noch unter der regierung Rudolfs von Habsburg an geschichtlichen beziehungen zwischen Deutschland und italienischen machthabern gefehlt. könig Rudolf stand besonders wegen der frage seiner anerkennung, wegen seiner in aussicht genommenen Romfahrt und eines beabsichtigten kreuzzuges mehrmals in lebhaftem verkehr mit dem päpstlichen stuhle und mit städten und fürsten Italiens. widerholt haben da gesante des königs Mailand oder sein gebiet nachweisbar betreten. am meisten aber ergibt sich, soviel ich sehe, für unsere zwecke aus beziehungen die im jahre 1283 angeknüpft wurden. ich kann hier nichts besseres und kürzeres tun als die abschliefsende und frühere bedenken zerstreuende darstellung Oswald Redlichs (Rudolf von Habsburg s. 689 f) folgen lassen:

'Aber darum[1] vergafs Rudolf doch keineswegs seines nächsten zieles. konnte die Romfahrt auch unter den augenblicklichen verhältnissen nicht wol ausgeführt werden, so suchte der könig doch vorbereitende schritte zu tun. in erster linie handelte es sich immer um die Lombardei und Mailand; und hier natürlich widerum vor allem um die öffnung und sicherung des eintrittes in die Lombardei. für Rudolf, der die westlichen Alpenpässe wegen Savoyen nicht in rechnung ziehen konnte, kamen der Gotthard und die östlichen altgewohnten übergänge wie der Lukmanier, der Splügen und Septimer in betracht. daher galt es stets die sicherung Chiavennas und Comos, der schlüssel Italiens. zur selben zeit, als könig Rudolf, im frühjahr 1283

[1] obwol 'ein versuch Peters von Aragon, den deutschen könig zu einer verbindung zu bewegen, . . . ganz ohne erfolg blieb' s. 688.

vor Pruntrut[1] zu felde liegend, die italienischen kaufleute für die Gotthardstraſse zu gewinnen bestrebt war, sante er den bischof Heinrich von Basel und den markgrafen Heinrich von Hachberg mit umfassenden vollmachten nach Italien. sie hatten zunächst die aufgabe, mit Como zu unterhandeln. der gewante Bischof brachte am 21. mai 1283 den gewünschten vertrag zustande. die stadt leistete die huldigung, verpflichtete sich dem römischen könig zu hilfe und verteidigung und sicherte zu, dem könig oder seinem kriegsvolk stets weg und steg in die Lombardei offen zu halten (Reg. n. 1779, vgl. Kopp-Busson Reichsg. 2[c], 254 ff). aber bischof Heinrich hatte eine viel weiter reichende aufgabe und vollmacht: er sollte überhaupt die güter und rechte, städte und burgen des reiches wahren und in besitz nehmen, ja auch kriegsvolk zur aufrechterhaltung des landfriedens aufstellen. natürlich handelte es sich da um kluge berücksichtigung der lombardischen verhältnisse. Como stand auf seite des markgrafen Wilhelm von Montferrat, der in den letzten jahren als hauptmann in Mailand und Como und durch seine verbindungen mit den königen von Castilien und Aragonien eine hervorragende stellung errungen hatte. allein den seit 1281[2] in Mailand zur herschaft gelangten Visconti gelang es ende 1282 den markgrafen bei seite zu schieben und mit Cremona, Brescia und Piacenza einen bund zu schlieſsen. muste von seite des deutschen königs einerseits Como gesichert werden, so galt es andrerseits trotz Comos spannung mit Mailand[3] auch die Visconti zu gewinnen. bischof Heinrich hat denn auch, vielleicht auf einer neuerlichen gesantschaft im herbst 1283[4], mit dem erz-

[1] südwestlich von Basel, heute im canton Bern.

[2] Redlich rechnet erst von hier an die herschaft der Visconti, wol weil bis dahin Cassone della Torre noch lebte: in diesem jahre aber 'war in den angelegenheiten Mailands eine groſse änderung eingetreten. die Torriani, denen Raymundus della Torre, patriarch von Aquileia, hilfstruppen aus dem Friaul zugeführt hatte, und die ihnen beistehenden Lodesen wurden von den Mailändern und anderen verbündeten von Pavia, Como und Novara bei Vaprio an der Adda gänzlich geschlagen, Cassone della Torre und der vorsteher von Lodi fielen im kampfe'. (Kopp-Busson, 5. buch, s. 252 f), vgl. Giulini VIII 348 ff.

[3] 'die stadt Como war dem markgrafen von Montferrat nach seiner vertreibung von der herschaft über Mailand treu geblieben'. Kopp-Busson aao. s. 257.

[4] 'da Heinrich nach dem 23 august 1283 bis anfang 1284 in Deutschland gar nicht nachweisbar ist (vgl. Eubel im Histor. jahrbuch 9, 420 f),

bischof Otto Visconti von Mailand verhandelt. über den erfolg wissen wir nichts bestimmtes [1]. aber sollte auch, wie berichtet wird, würklich deutsches kriegsvolk zur unterstützung der Visconti nach Mailand gesant worden sein [2] — weitere folgen knüpften sich nicht daran, da könig Rudolf eben zur Romfahrt überhaupt nicht kam'.

Dass bischof Heinrich von Basel und markgraf Heinrich von Hachberg mit dem erzbischof Otto Visconte von Mailand im auftrage Rudolfs von Habsburg unterhandelt haben, nimmt demnach Redlich für gewis an [3]. wenn sich nun auch daran für die staatengeschichte Deutschlands und Mailands keine weiteren folgen knüpften, so mag diese berührung für die deutsche dichtung eine folge gehabt haben.

wäre eine neuerliche sendung nach Italien nicht ausgeschlossen'. 'fraglich bleibt immerhin, ob zwei sendungen Heinrichs anzunehmen sind, oder ob nicht alles auf seine sendung im frühjahr 1283 (n. 1779) zu beziehen ist', Böhmer Regesten n. 1799 c.

[1] jedoch beginnen bei Gualvaneus de la Flamma, der zu anfang der jahre 1275, 1276, 1277 unter Napoleon della Torre hinzugesetzt hatte: *favente ei Rudulpho imperatore,* die jahre nach 1284 mit dem beisatz: *sub dominio Ottonis, favente ei Rodulfo Imperatore.* (vgl. Kopp-Busson aao. s. 20, anm. 1, s. 257 anm. 1).

[2] Gualvaneus erzählt unter dem jahre 1284: *Isto tempore videns se Otto privatum auxilio Guilielmi marchionis, qui multas comminationes Vicecomitibus faciebat, habito diligenti consilio, misit ad Rodulfum regem Alamanniae, qui semper Turrianos foverat, et dilexerat, solennes ambasciatores, petens cum eo ligam, quod et libenter audivit. Et misit ipsi archiepiscopo centum milites Theutonicos, et quinquaginta balistarios cum balistis de cornu.* die früher schon angeführten Annales Mediol. von einem anonymus widerholen diese angabe samt den zahlen und fügen bei, (Rudolf habe dieses kriegsvolk gesendet) *ad instantiam episcopi de Basilea* (p. 679). Corio und Tristan Calco, die ich nicht selber eingesehen habe, sondern nur aus Kopp-Busson aao. s. 256f kenne, sind jedenfalls mit grofser vorsicht zu behandeln, obwol sich ihnen in dieser sache auch Giulini VIII 361 anschliefst. eine — wenn auch kurze — verbindung des königs mit dem erzbischof unter vermittelung des bischofs Heinrich von Basel geht auch aus ihren berichten hervor, ja diese behaupten geradezu, dass Heinrich in Mailand und gast Ottos gewesen sei.

[3] die sendung von truppen war bei Kopp-Busson aao. s. 257f bezweifelt wegen der damals zwischen Como, mit dem Rudolf eben den vertrag vom 21 mai geschlossen hatte, und den Visconti in Mailand bestehnden spannung. — über die verschiebung der jahrzahlen in den älteren Mailänder jahrbüchern (des Gualvaneus Flamma, in den Annal. Mediolan. usw.) und gründe davon vgl. Kopp-Busson 2[c], 254 anm. 1: 'wie Giulini VIII 357 zeigt, begann in Mailand das jahr mit dem 25 christm.'

ich möchte nämlich mit diesem besuche deutscher sendboten bei den in Mailand herschenden Visconti die entstehung unseres mhd. gedichtes von Dietrichs drachenkämpfen bei Arona in zusammenhang bringen.

Heinrich von Isny, barfüſsermönch und vor seiner ernennung zum bischof von Basel lesemeister der minderen brüder in Mainz, war einer der tüchtigsten und treuesten diener des königs Rudolf[1] und zugleich an der curie beliebt und angesehen[2]. in der schlacht bei Dürnkrut war von allen geistlichen 'nur bischof Heinrich von Basel beim heere geblieben'. er 'sprengte hoch zu ross vor den scharen auf und ab, sie anfeuernd wie ein feldherr', 'und er stimmte dann das alte schlachtlied an: 'Sanct Maria, mutter und magd, all unsre not sei dir geklagt' (Redlich s. 321)[3].

[1] vgl. Böhmer Reg. n. 1779: '20 april 1283. Rudolf gibt in einem an podestà, rat und gemeinde von Como gerichteten schreiben dem bischof Heinrich von Basel, der ihm gleichsam die rechte hand ist, mit der er alles ordnet und lenkt, und welchem alle geheimnisse seines herzens bekannt sind, die umfassendste vollmacht . . .'

[2] 'seine ungewöhnliche gewantheit und seine gewinnende persönlichkeit', die 'papst und cardinäle für sich einnahm', würkte mit 'zu dem ergebnis, dass . . . der papst [Honorius IV] am 15 mai 1286 den bischof Heinrich von Basel zum erzbischof von Mainz ernannte' (Redlich s. 697).

[3] s. Ottokars Österreichische reimchronik, hgg. von Seemüller, v. 16077 ff:

von Basel bischolf Heinrich
vor der schar von Osterrîch
ûf einem rosse reit.
er zalt in vor und seit,
si solden menlich vehten,
wand si wan nâch dem rehten
des tages rungen unde striten.
swelhes verch dâ wurd versniten,
ob er dâvon sturbe,
der tôt der sêl erwurbe
wonung in der engel kôr.
maniger slakt zalt er in vor,
dâmit er si erheizte
ûf degenheit und reizte
und ûf baltlich gebârn

und 16146 ff:

mit einer stimme grôzen,
der bischolf von Basel began
disen ruof heben an:
'sant Marî, muoter und meit,
all unser nôt sî dir gecleit!'

diesem ritterlichen herrn ist wol zuzutrauen, dass er an deutscher heldendichtung gefallen fand[1]. einen kampf mit einem drachen, aus dessen schlunde Dietrich einen ritter befreit, muste der bischof bildlich dargestellt schon in Basel gesehen haben: 'nämlich in Basel, einst einer hauptstadt des burgundischen reiches . . . zeigt sich an einem säulencapitell des münsterchores . . . auch jenes Burgdorfer abenteuer abgebildet, hier jedoch schon mit solcher wendung, dass der rettende held Dietrich von Bern ist. und dieses capitell, ein ganz wol gelungenes stück arbeit, rührt unzweifelhaft aus dem anfang des 12 jh.s her . . . auf der dritten [darstellung] . . wird eben derselbe (ritter) (es kennzeichnet ihn sein geflochtenes waffenhemd) von einem andern aus dem schlunde eines drachen gezogen. das schildzeichen des retters ist ein löwe, während der gerettete in seinem schilde kein zeichen hat: einen löwen aber in schild und fahne führt überall wo die wappen der helden beschrieben werden Dietrich von Bern.' (Wackernagel Zs. 6, 160).

Des bischofs Heinrich begleiter aber auf seiner gesantschaft nach Oberitalien, der markgraf Heinrich von Hachberg, gehörte dem geschlechte der Zäringer an, denen 'mahnungen an die Dietrichssage . . . in ihrer heimischen umgebung vor augen standen': in eben jener 'alten malerei an der jetzt abgebrochenen schlosscapelle zu Burgdorf, besonders aber in den steinbildern eines säulencapitells vom anfang des 12 jh.s im münsterchore zu Basel', beides sind 'darstellungen eines ritters, der einen andern aus dem schlunde eines drachen erlöst und . . . in Basel . . . durch den schild mit dem löwenbilde sich als Dietrich selbst kenntlich macht' (Uhland, Schriften zur geschichte der dichtung und sage VIII 351). die hachbergische haussage wuste zu berichten: *die marggraven von Hachberg . . . seien des geslechts herrn Dietrichs von Bern, der da gewesen ist ain künig in Italia* (mitgeteilt von Uhland ebenda s. 353), und eben unsern 'markgrafen Heinrich von Hachberg be-

[1] Beruhen die geschichtchen, die bei Ochs Geschichte der stadt und landschaft Basel I 461 ff von ihm erzählt sind, auf wahrheit, so war er auch ein mann, der einen spass verstand und selber zu machen wuste. sinn für humor setzt auch unser mhd. gedicht bei seinen hörern voraus. — dass die befreiung christlicher jungfrauen aus heidnischer bedrängnis und die stark hervortretende religiöse färbung des gedichtes, von der später noch eingehender zu sprechen sein wird, nach dem herzen eines bischofs war, leuchtet ohne weiteres ein.

zeichnen im jahre 1289 . . . [zwei] gebrüder von Bern, Dietrich und Ludwig, mit *'vnser herre'* und damit sich als seine lehens- oder dienstleute' (ebenda s. 347): also 'die lehensherren stammen von Dietrich und aus Dietrichsbern, die vasallen nennen sich und ihre burg nach beiden' (s. 354). 'die verwaltung der mark Verona war 1061 an den Zäringer Berthold I übertragen worden' (s. 351), und 'dass im namen der durch Berthold V von Zäringen 1191 gegründeten stadt Bern eine erinnerung an die markgrafschaft Verona (bei den Deutschen Bern, Dietrichsbern) gelegen sei, die sein ahn Berthold I von 1061 bis 1073 inne hatte, ist um so glaublicher, als dasselbe andenken auch in dem besagten titel lange noch erhalten blieb' (s. 350). — in der Virginal A ist nun Bern neben Arona der einzige feststellbare ort der begebenheiten.

Und die Visconti? — sie führten als wappen in silbernem schilde einen grünen lindwurm, der einen nackten knaben bis zur leibesmitte verschlungen hat. es ist abgebildet bei Litta, Famiglie celebri italiane, Visconti di Milano, fascic. IX parte I, tavola I [1] und wird folgendermaſsen beschrieben und hergeleitet: Ottone Visconti [ein vorfahr unseres Otto, der den 1 kreuzzug mitgemacht hat] usava sette ghirlande. Andato all' impresa di Terra Santa, ebbe un duello con un Saraceno, che portava sulle armi l'immagine di una vipera tortuosa, che divora un bambino. Ottone lo abbattè, e in memoria di questo trionfo, fu stabilito, che l'esercito milanese non dovesse mai comparsi, se prima non innalzavasi il vessillo della vipera. D'allora in poi divenne la vipera l'impresa, ossia lo stemma dei Visconti, non già, come pretesero alcuni, quello della città di Milano [2], che fu sempre la croce rossa in campo bianco . . . . Altri scrittori raccontano, che un' Uberto Visconti nelle vicinanze di Milano ammazzò un serpente o un drago, che coll'alito uccideva gli abitanti, e pretendono che da ciò ne derivasse l'impresa' (ebenda). aus der zeit unseres erzbischofs Otto zeigt

[1] auch sonst oft, so mehrmals bei Jovius.

[2] aber doch des landes: der lindwurm mit dem knaben im rachen erscheint neben dem Marcuslöwen als wappen des lombardisch-venetianischen königreiches unter den wappen der anderen länder noch auf österreichischen fahnen aus der zeit, in denen die Lombardei und Venetien noch zu Österreich gehörten. eine solche fahne habe ich bei dem fronleichnamsumzug des jahres 1910 in Graz gesehen — und das bild hat mich zu diesen untersuchungen angeregt.

Giulini VIII 469 einen 'marmo, che trovasi su la porta del palazzo arcivescovile in Legnano', den Otto selber gegründet hatte: 'ed il bambino, che esce dalla bocca, ha nella destra un dardo, e nella manca una testa o maschera' (Litta aao.). auch hier knüpfte also eine der beiden erklärungen des wappens an einen sagenhaften drachenkampf an, und auch der umstand dass in dieser alten darstellung der knabe eine waffe[1] in der rechten hält, ist bemerkenswert[2].

Die Visconti waren, wie andere adeliche geschlechter, stolz auf ihr wappen. es ist natürlich nicht nur oft auf bauwerken, grabmälern, münzen udgl. zu sehen (vgl. die abbildungen bei Litta), sondern es wurde auch mehrmals von dichtern gefeiert. schon Stephanardus lässt in seiner doch offenbar für den erzbischof Otto bestimmten dichtung diesen selbst in der rede vor dem papste darauf anspielen; er beklagt sich: *'mox Oppida cetera strage ... sternuntur* [nämlich die burgen von Arona, Angera und Brebia im jahre 1263] *funditus, uno Servato colubris'* (lib. I par. XI v. 53 f), wozu Muratori (adnot. 42) bemerkt: 'Hoc est, Vicecomitum familiae, quae anguem in insignibus praefert.' in einem orte Lurate, dem abte von San Simpliciano gehörig, trug ein haus, in dem der erzbischof nach der niederlage bei Castelseprio zuflucht gefunden hatte, über dem tor in einem steine noch zu Giulinis zeit folgende inschrift:

> *Anguigerae imperium gentis qui nobile fixit*
> *Magnanimus praesul dux generosus Otho*
> *Effugiens quondam victus tela inter, et hostes,*
> *Hostes ut tandem vinceret, hic latuit* (Giulini VIII s. 296).

Dante kennt *'La vipera che il Melanese accampa'* als Wappen der Visconti (Purgat. VIII 80), und Torquato Tasso preist *'Il forte Otton, che conquistò lo scudo, In cui dall' angue esce il fanciullo ignudo'* (Gerus. lib. I 55).

Vielleicht ist in diese reihe nun auch ein mhd. dichter einzufügen.

[1] der *dardo* ist auf jenem bildwerk ein pfeil mit befiedertem schaft. der knabe hält ihn so, dass seine spitze gegen das haupt des lindwurms gerichtet ist.

[2] über den 'drachen', die *vipera* oder *biscia* als heerzeichen der Langobarden s. Alfred ritter Anthony von Siegenfeld Das landeswappen der Steiermark s. 16.

Wenn wir nun, die geschichtlichen ereignisse und zustände überblickend, zu der annahme gelangen, die über Mailand und sein gebiet, daher auch über Arona herschenden Visconti habe der mhd. dichter vor augen gehabt, so ergibt sich auch hier wider, dass er idealisiert hat: ein herzogtum war damals Mailand noch nicht, das wurde es erst im jahre 1395. und der Septimer lag aufserhalb seiner grenzen, wenn wir auch nach den darlegungen Redlichs begreifen, dass der dichter wert darauf legt, einen Alpenübergang — Redlich nennt u. a. auch den Septimer als einen für Rudolf in betracht kommenden pass — im besitze der von ihm verherrlichten gebieter von Arona zu zeigen, und zugeben werden, dass die herren von Mailand tatsächlich unter umständen einem aus Deutschland heranrückenden heere den eintritt in Italien wesentlich zu erschweren oder zu erleichtern in der lage waren [1].

Für andere dichtungen des 'Deutschen heldenbuches' sind beziehungen auf geschichtliche ereignisse oder zustände ihrer abfassungszeit schon lange bekannt: der dichter des Ortnit 'entwirft ein ideales bild von einem einheitlichen königreich Italien, wie es Friedrich II nach seiner rückkehr aus Deutschland in den zwanziger jahren des 13 jh.s herzustellen suchte und in gewisser weise auch nach den damaligen begriffen bis 1226 zu stande brachte' (Amelung im DHB. III s. XXV). der Wolfdietrich B 'setzt das lateinische kaisertum voraus und daneben Thessalonich als selbständiges reich' (Jänicke ebenda s. LXX). 'historische beziehungen lassen die zeit von [Wolfdietrich] D erkennen. v. 51 wird Meffridun in Italien . . . genannt . . : das ist Manfredonia . . . die stadt wurde 1263 gegründet' (Jänicke DHB. IV s. XIII). zustände wie sie geschichtlich in Österreich unter herzog Albrecht, dem späteren deutschen könige, geherscht haben, führten Martin (ebenda II s. LII ff) dazu, 'Dietrichs Flucht' an das jahr 1282 anzuknüpfen. auch für die Virginal A wäre nun ein recht bedeutsamer geschichtlicher hintergrund gefunden [2].

[1] für *Lûne* und *Tûne* könnte ich nur vermutungen aussprechen, die sich auf die ähnlichkeit mit namen aus der umgegend von Arona gründen. es ist aber mit dem blofsen herumraten nichts getan.

[2] Ich bedaure, dass mir einige bücher über Arona unzugänglich geblieben sind, nämlich: Paolo Perucchetti, Arona, cenni storici, Arona, Fossati 1894, 8°, p. 211. — Francesco Medone, eine monographie über Arona, deren genauen titel ich nicht kenne, erschienen 1850. (diese angaben ver-

IV. DICHTER UND DICHTUNG.

Litterarhistorische schwierigkeiten stehn, soviel ich sehe, einer anknüpfung der Virginal A an das jahr 1283 nicht entgegen.

Ich habe allerdings angenommen, dass stellen des Wolfdietrich D den einfluss unseres gedichtes zeigen[1], und dieser ist nach dem herausgeber Oskar Jänicke zwischen 1270 und 1280 entstanden. aber dieser ansatz wird von ihm selbst nicht so entschieden vertreten: 'dass Wolfdietrich D nicht bis an das ende des 13 jh.s herabgedrückt werden darf, ergibt sich aus der betrachtung seiner sprache und metrik im vergleich zu andern alemannischen gedichten später zeit'. er zählt dann einige auf, die 'vielleicht alle ... jünger sind als Wolfdietrich D, der in das 8 jahrzehnt zu setzen sein wird' (DHB. IV s. XV) und nennt unter jenen die 'wol später verfasste' Virginal (s. L). die gründe der sprache und metrik können nicht so zwingend sein, dass sie es verböten, das gedicht um ein paar jahre weiter heraufzurücken. ich habe damals die Virginal für das ältere gedicht gehalten und finde mich darin nun bestärkt.

Auch die gedichte vom Rosengarten zeigen berührungen mit unserem gedichte, und Georg Holz ('Die gedichte vom Rosengarten' s. CXIII) meint: 'schon dem ältesten dichter des Rosengartens scheint ein lied von Dietrichs drachenkämpfen bekannt gewesen zu sein; darauf weisen A 341 und D 66. 474 f. es war doch wol die grundlage des Virginal genannten gedichtes'. dass diese stellen auf unser gedicht hindeuten, habe auch ich angenommen[2], ob sie aber dem ältesten bestande des Rosengartens angehören, der nach Holz (s. XCV) '1250 oder bald nachher entstanden' ist, wird wol noch sache einer eigenen untersuchung sein müssen. sollte sich dabei eine so frühe entstehung

danke ich der schon angeführten freundlichen mitteilung des bürgermeisteramtes von Arona); — Luigi Boniforti, Arona e strade al Lago Maggiore. monografia storica ecc., 2 ed., Torino, Favale 1855. — meine anfragen an die buchhandlungen Hoepli in Mailand und Loescher in Turin sind ohne antwort geblieben, ein ersuchen um auskunft, welches die Grazer universitätsbibliothek, der ich bestens dafür danke, auf meine bitte an die Biblioteca Nazionale in Mailand gerichtet hat, ebenfalls. vielleicht hat dieser aufsatz einen bessern erfolg.

[1] jahresbericht des Franz Joseph-gymnasiums in Wien 1901, s. 28 ff.

[2] ebenda s. 35.

der genannten strophen ergeben, dann müste man allerdings schliefsen, dass sich mindestens die im Rg. A nicht auf die Virginaldichtung, sondern auf die sage von Dietrichs drachenkämpfen bezieht. dass eine solche vor der Virginal und dem Rosengarten bestanden hat, lehren ja schon die darstellungen des Baseler münsters[1]. die möglichkeit[2] dieser annahme lässt die stelle Rg. A 341, 2. 3 zu: *ir* [= Dietrich] *getorstet gein wilden würmen wol wâgen iuwer leben: dort in eime walde dâ wâret ir manheit vol;* denn sie erzählt nur, dass Dietrich in einem walde mit würmen tapfer gekämpft habe. aber die gedichte vom Rosengarten sind überhaupt wenig geeignet, die geschichte anderer dichtungen zeitlich aufzuhellen: ihre handschriftliche überlieferung setzt spät ein, auch das älteste äufsere zeugnis entstammt erst dem ersten jahrzehnt des 14 jh.s (Holz s. XCIII; vgl. Seemüller in der einl. zur Österr. reimchronik s. LXXXIII), eine 'ganz sichere datierung' lässt nur D² zu: 'um 1290 muss dieser text entstanden sein, eher etwas früher, . . . aber nicht vor 1282' (Holz s. XCV); die weitere vorgeschichte der uns erhaltenen fassungen ist hypothetisch und hat nur schwache chronologische stützen.

Die entstehung der Virginal A erst nach 1280 anzusetzen, wird noch durch eine andere überlegung nahe gelegt: aus der deutschen heldensage kennt der älteste teil dieser dichtung, abgesehen von den namen die sie wol selbst erst aufgebracht hat, wie Vreise und Lewe, die namen Wülfinge, Dietrich, Hildebrand, Diether, Dietmar[3] und Scheming[4]. nun braucht man für die

[1] Edward Schröder bemerkt hiezu, dass diese sculpturen mit 'anfang des 12 jh.s' doch wol um zwei bis drei menschenalter zu früh datiert seien.

[2] wahrscheinlicher dünkt mich allerdings auch jetzt noch, dass die stellen im Rosengarten auf litterarischer kenntnis beruhen.

[3] die namen Diether und Dietmar stehn in str. 74, die Kraus für 'echt' erklärt.

[4] str. 185, 5. diese ist nach Kraus (s. 28) in ihrer jetzigen gestalt nicht ursprünglich, wird aber durch w 308 und d 60, 7. 8 gehalten. sie fehlt (samt h 186) allerdings in s. da aber 184, 12 erzählt ist, dass Helferich ein ross gebracht wurde, wird wol auch von Dietrichs ross, das 146, 7 f *verre dort hindan gebunden zeime aste stuont* und von dem er 190, 7 wider *erbeizte,* berichtet gewesen sein, dass es inzwischen geholt worden war, und das geschieht eben in str. 185. (gegen die echtheit von 146, 184 und 190 walten keinerlei bedenken.) vgl. ferner Zs. 43, 248 z. 2 v. u. ff: die sorge um das verbleiben der rosse ist charakteristisch für den ältesten dichter.

namen Wülfinge, Dietrich und Hildebrand gewis nicht eine einzelne litterarische quelle nachzuweisen. Dietrich und Hildebrand spielen überdies im Laurin A eine rolle, den unser dichter gekannt hat [1]. weniger verbreitet sind die namen Dietmar und Diether. sie erscheinen zb. weder im Laurin noch in Ortnit und Wolfdietrich noch im Nibelungenlied. das Eckenlied gebraucht sie zwar, aber dessen beziehungen zur Virginal liegen nicht klar. beide namen und Scheming als ross des jungen Dietrich nennen von deutschen gedichten nur die vom Rosengarten und Dietrichs Flucht [2]. die ersteren bleiben hier besser weg, da man mit der möglichkeit rechnen muss, dass sie mindestens stellenweise von der Virginal beeinflusst sind. 'Dietrichs Flucht' aber ist nach Martin (DHB. II, s. LII ff) nicht lange nach 1282 entstanden.

Zu meiner oben versuchten anknüpfung würde manches gut passen: die Virginal A ist nach Kraus (s. 122) in Alemannien gedichtet worden. dorthin würden nun auch die beziehungen zu Basel, dem bischof dieser stadt und dem markgrafen Heinrich von Hachberg führen. auch Konrad von Würzburg, als dessen 'schüler' Kraus unseren dichter erwiesen hat (Zs. 50, 16. 92 ff), lebte die längste zeit — bis zu seinem tode 1287 — in Basel. ganz ohne schwierigkeit fügt sich ein, dass unser dichter den Laurin A gekannt hat, denn dieser ist nach der meinung des letzten herausgebers Holz um 1250 entstanden. — Müllenhoff setzte ihn früher an.

So hätten wir denn zu dem mhd. gedichte, welches Kraus als höfisch nachgewiesen hat (Zs. 50, 122), drei männer fürstlichen ranges gefunden, die sich mit ihrer hofgesellschaft durch seinen stoff angezogen fühlen konnten, zwei Deutsche und einen Italiener, die zu freundlichem verkehr auf mailändischem boden zusammengekommen sind, die Deutschen als gäste, der Italiener als wirt. dieses zusammentreffen geschichtlicher ereignisse und persönlicher umstände erklärt es, scheint mir, dass eine deutsche heldensage damals gerade in Arona angesiedelt wurde: von den Deutschen wie von dem Welschen konnte sich der deutsche dichter beifall und lohn versprechen. Otto Visconte war für poesie nicht un-

[1] Zupitza s. XXIII; jahresber. des Franz Joseph-gymn. in Wien s. 12 ff.

[2] dort (v. 7194 ff) schenkt Dietrich dem *Witege den guoten Schemmingen,* erscheint also selbst als früherer besitzer. (vgl. WGrimm, Deutsche heldensage [3] s. 216 f.)

empfänglich: dies beweist das gedicht des Stephanardus und die lateinischen verse unter den bildlichen darstellungen seines sieges in Desio, mit denen Otto einen raum seiner burg in Angera ausschmücken liefs[1]. wenn ich nun auch nicht zweifle, dass der erzbischof namentlich an lateinischer dichtung freude hatte, so konnte doch unter jenen ganz besonderen verhältnissen ein dichter hoffen, auch mit deutschen reimen sein glück bei ihm zu machen. unter den personen seiner umgebung kam wol besonders sein grofsneffe Matthaeus, schon damals sein mutmafslicher erbe in der herschaft über Mailand, in betracht; von diesem rühmt Azarius (cap. II), er sei *affabilis et benignus, largus in expendendo* gewesen, — eigenschaften, von denen besonders die letzte in einem bedürftigen dichter angenehme erwartungen erregen mochte[2].

Nun hat sich aber unser dichter weder völlig an die deutsche heldensage noch sclavisch an das wappen der Visconti gehalten. beide änderungen stehn, wie ich glaube, in zusammenhang: ein nacktes kind konnte aus dem rachen eines lindwurmes nicht mehr gerettet werden; selbst einen gepanzerten ritter zu befreien, war eine wundertat, zu der helden der vorwelt herbeikommen musten. war aber der gerettete ein junger mann, so kam in einem gedichte, das Dietrichs erste einführung ins ritterliche leben erzählte, die leistung dessen kampferprobtem meister zu, der auch in den kämpfen gegen die heiden die hauptsache vollbringt. die haltung des dichters ist also würdig: er behandelt zwar die deutsche sage mit freiheit, aber er gestaltet sie dem grundgedanken seines gedichtes, nicht dem italienischen wappen zuliebe um; er verlegt die handlung nach Italien, brauchte

[1] Giulini VIII 469: 'Nella Rocca d'Angera fu poi dipinta la vittoria di Desio, riportata dall' arcivescovo Ottone; colla sua imagine fregiata di alcuni elogj Latini'.

[2] vgl. vSiegenfeld, Landeswappen der Steiermark s. 407: 'welche gründe kann . . . Wolfram gehabt haben, die auch im wappen zum ausdruck kommende, jedoch bei den haaren herbeigezogene und seinen vorlagen völlig fremde verbindung der familie seines helden mit dem lande Steier zu construieren? . . . das vielleicht erhöhte interesse der hörer bei der verknüpfung mit einer bekannten landschaft wird dabei wol kaum ausschlaggebend gewesen sein. dagegen lag darin eine huldigung für den herrn des betreffenden landes, eine art widmung und nicht zuletzt ein appell an seine *milte*'.

aber damit den anschauungen der heimat keine gewalt anzutun, weil schon nach diesen Dietrich in Welschland herschte. er knüpft an das wappen einer mailändischen familie an, macht aber nicht diesem zu ehren aus dem geretteten ritter ein kleines kind. er lässt statt Dietrich Hildebrand den befreier sein, ändert aber zugleich — man möchte sagen, aus achtung vor der älteren überlieferung — stellung und namen des befreiten. dieser ist nun nicht Hildebrands bruder, wie die Thiđrekssaga — doch wol nach deutschen quellen — berichtet[1], sondern der sohn von dessen brudertochter; er heiſst nun nicht mehr Sintram wie dort [M: Sistram], sondern Rentwin.

Im zusammenhange damit, dass der aus dem schlunde des drachen befreite als junger m a n n erscheint, mag hier noch eine möglichkeit erörtert werden: hat der mhd. dichter in der glücklichen familie, die auf der burg von Arona waltet, würkliche mitglieder des hauses der Visconti zeichnen wollen? wider wäre hier zunächst an Matthaeus zu denken. dieser — 1250 geboren — stand damals in dem kräftigsten mannesalter von 33 jahren. er gehörte der regierenden familie an und konnte schon damals als weltlicher nachfolger seines groſsoheims gelten[2]. seine gemahlin

[1] so Wackernagel Zs. 6, 159 und -- nicht ganz entschieden — Wilhelm Grimm in der Deutschen heldensage[3] s. 257; doch vgl. auch Jiriczek aao. s. 290, der eine andere verwantschaft erschlieſst.

[2] Zu demselben jahre 1284, unter welchem Gualvaneus Flamma die sendung deutschen kriegsvolkes an Otto berichtet, erzählt er in unmittelbarem anschlusse weiter: *Isto anno Cumani Leucum, et Ginate invaserunt; sed Otto contra civitatem Cumanam tres vicarios fecit, scilicet magnum Matthaeum Vicecomitem, Guidonem de Castillione, et Thomam de Orrigonibus. Qui contra Cumanos suas dirigentes acies, eos de terris praedictis expulerunt, milites captivos Mediolanum adducentes. Tandem Otto duos ex ipsis cassavit, et solus magnus Matthaeus Vicecomes in vicariatu remansit; et hoc fuit primum dominium, quod habuit.* dies widerholen die Annal. Mediol. unter demselben jahre mit dem beisatz, die drei seien *vicarii in S e p r i o* gewesen: *Finaliter . . . solus Matthaeus fuit vicarius generalis in Mediolano et comitatu.* demnach hätte Matthaeus gerade damals ein amt von fast fürstlicher macht in der nähe von Arona bekleidet. ob er sich in jenem jahre würklich auf der dem erzbistum gehörenden burg von Arona aufgehalten hat, kann ich freilich nicht sagen. es wäre eine willkommene bestätigung unserer vermutung, unbedingt nötige voraussetzung für ihre richtigkeit ist es nicht. — über die jahreszahl vgl. wider Kopp-Busson 2[c], 254 anm. 1.

Bonacosa, eine tochter des mailändischen edelmannes Squarcino Borri, mit der ihn sein grofsoheim, der erzbischof, selbst im jahre 1269 verbunden hatte[1], war nach Azarius (cap. II), der sie '*Dominam Violantam de Burris*' nennt, '*mulier formosa, robusta, rubeoque colore perfusa*'. wie Ovid von seiner gattin rühmt, '*sustinuit coniunx exulis esse viri*', — also eine schöne und brave frau. der älteste sohn des paares, Galeaz, später auch herr von Mailand, war 1277 an dem für die familie doppelt glücklichen tage der hl. Agnes, auf den der sieg von Desio fiel, geboren, war also im jahre 1283 sechs bis sieben jahre alt. es folgten ihm noch vier knaben und fünf mädchen[2]. wir haben da also auch in der geschichte das bild einer glücklichen und gesegneten ehe vor uns. allerdings sind in dem mhd. gedichte mit dem geretteten sohne auch die anderen personen älter. wenn der dichter diese familie im spiegel seiner darstellung zeigen wollte, war er gezwungen, sie älter zu machen, sobald er das drachenabenteuer mit glücklichem ausgang hineinzuweben sich anschickte. hat sie der dichter mit der erzählung von einem geretteten vorfahren vielleicht auf die möglichkeit hinweisen wollen, dass ihr auch in zukunft[3] der beistand deutscher fürsten und ritter erwünscht werden könnte? dann hätte er sich als 'vates' erwiesen: Matthaeus Visconte selbst, der, 1294 von Adolf von Nassau zum reichsvicar ernannt, nach dem tode Ottos die herschaft über Mailand übernahm, wurde 1302 von Guido della Torre vertrieben, aber 1311 von kaiser Heinrich VII wider zurückgeführt.

Als hebel der handlung hat der dichter das märchen von dem bösen waldgeist Orco[4] und den 'waldfräulein'[5], die dieser verfolgt, verwendet. aus diesem erklärt es sich wol, dass er in Oberitalien am fufse der Alpen Sarazenen als bedränger christ-

[1] Giulini VIII s. 240.

[2] Giulini kennt nur vier (s. indice in parte IX unter 'Visconti: Matteo'). ich folge wider Gualvaneus, dessen angabe u. a. auch bei Giulini citiert ist (VIII 68).

[3] ein hinausschauen in die zukunft ist ja beim anblick eines gesunden kindes so allgemein menschlich, dass es auch sonst in den dichtungen der deutschen heldensage vorkommt, vgl. zb. Nibelunge Not 1851 ff.

[4] dass dieser in dem heiden *Orkise* steckt, hat OLJiriczek in den Deutschen heldensagen s. 237 gezeigt. ich bin selbständig auf die gleiche ableitung gekommen: Zs. 43, s. 256.

[5] s. auch hierüber Jiriczek an mehreren orten.

licher unschuld auftreten läst: dass die vorstellung von einem *Orco* nicht christlich ist, war ihm wol klar. die gegner Dietrichs und Hildebrands, die ritterliche rüstung tragen sollten und daher nicht geister sein durften, wurden also zu heiden. heiden und Sarazenen bedeutete aber für ihn dasselbe. nach dem brauche anderer dichter, auch Wolframs, auf dessen vorbild ich schon einmal hingewiesen habe (Zs. 52, 113 ff), schrieb er ihnen auch den glauben an götter des griechisch-römischen heidentums zu. einführte, rechnen, seiner hörer konnte er, wenn er Muhammedaner auf die spannungweil gerade damals wider der gedanke an einen kreuzzug die gemüter bewegte[1].

Im gegensatze zu jenen 'heiden' nun betont der dichter auf das nachdrücklichste und wärmste das christentum seiner helden, der von ihnen befreiten jungfrauen und der bewohner der burg von Arone. sie sprechen ihre religiösen gesinnungen und ihren frommen und rechten glauben widerholt selber aus. im anschlusse an das werk meines verehrten lehrers Anton ESchönbach, Das christentum in der altdeutschen heldendichtung lege ich vor, was ich in dieser hinsicht gefunden habe[2]:

'Bei der begrüſsung wird der ankommende Gott empfohlen'

[1] Im jahre 1275 hatte Rudolf von Habsburg in Lausanne, wo sich in seinem gefolge damals der bischof Heinrich von Basel und der markgraf Heinrich von Hachberg befanden und wo auch der erzbischof Otto Visconte erschienen war, das kreuz genommen. man rechnete auf die teilnahme der mächtigsten könige, papst Gregor x wollte persönlich den kreuzzug mitmachen. im jahre 1279 sprach papst Nicolaus III in einem schreiben an könig Rudolf die hoffnung aus, dieser werde 'sieghaft' 'die feinde des Erlösers und des christlichen glaubens niederwerfen'. 'dass man in Deutschland . . noch auf einen allgemeinen kreuzzug hoffte, beweisen stiftungen zu beförderung des '*passagium manifestum*', der '*publica transfretatio*' aus den jahren 1283 und 1285'. (Redlich ss. 192, 398, 693). — *daz kriuze nemen ûf einen* ist denn auch in unserem gedichte der ausdruck erbarmungsloser feindschaft, wie sie Dietrich in komischer übertreibung von seinem meister erfahren haben will 205, 9.

[2] eine scheidung der von Kraus als unecht oder verdächtig erkannten strophen nehm ich hier im allgemeinen nicht vor, weil in einzelnen fällen auch jüngere strophen echtes altes gut gerettet haben mögen. jedoch bezeichne ich die von Kraus beanstandeten stellen mit *. die interpolationen h 3—8, 79—92 schalte ich ganz aus. — eine untersuchung, wie sich die fortsetzungen der Virginal A in dieser hinsicht verhalten, würde über den rahmen dieser arbeit hinausgehen und soll bei anderer gelegenheit vorgenommen werden.

131, 4. 184, 2. 198, 3 f, oder er empfiehlt Gott die anwesenden 227, 7 f (vgl. 45, 12). — 'heilwünsche' werden öfter ausgesprochen: 47, 10. 103, 8 ff. 103, 12*. 169, 10. 173, 5. 201, 6. 227, 9 f; *durch got* beschwört Rentwin 159, 13. 166, 11. — 'beiwörter' Gottes finden sich 227, 9 und 237, 2; *gotes arm* erscheint 30, 12. — 'Gottes hilfe wird angerufen, seine wirksamkeit wird erbeten und dargestellt': 39, 9 ff. 40, 1 ff. 43, 12 f. 59, 3 ff. 115, 2 f. 158, 6 f. 167, 4. 180, 12. 218, 6. 220, 10 ff; vgl. 49, 2 f*. — von eigenschaften Gottes wird seine *kraft* gerühmt 39, 12 f. 220, 12; vgl. 49, 4 ff*, seine *güete* 158, 6, 220, 10, seine gerechtigkeit 42, 6*. 66, 9 ff. — von den göttlichen personen sind der Schöpfer und der Erlöser nicht auseinandergehalten, wol absichtlich, um ebendadurch die gottheit Christi und seine wesenseinheit mit dem vater hervortreten zu lassen: 40, 1 ff. 59, 2 ff. — der (*werde*) *Krist* wird genannt 40, 1. 147, 12, spöttisch vom heiden 48, 12*. *Jêsu Krist* bringt 49, 13*. — der name Maria kommt nicht vor, aber sie ist gemeint mit der *megede reine* 40, 8 ff, *die muoter nennet Jêsu Krist* 49, 13*. von der hilfe der jungfrau spricht 49, 9 ff*. — das *himelrîch* als wohnung Gottes nennt 227, 9. 237, 2. von *allem himeleschen her* ist die rede 198, 4; *engellîchen* ist ein lobender ausdruck 156, 9, ebenso wenn es von einer *tugent* heifst, dass sie *engel zsamen lâsen* 196, 10. — christlich ist auch die lehre von den pflichten: diese beruhen darauf, dass wir alles was wir besitzen von Gott haben. besonders ernst sind die pflichten christlicher fürsten und ritter: 51, 7 f. 147, 12f. 148, 11. 211, 9. 237, 1 ff. 239, 1 ff, vgl. 59, 7. 180, 12 f. aber auch die frau hat ihre *tugent* von Gott 196, 9 und erwirbt zugleich *gotes und ... der welte lôn* 156, 12. — der teufel wird nur selten erwähnt: 30, 9. 202, 9. 219, 9, alle dreimal in vergleichen, von denen die zwei letzten wol zugleich den redenden belustigend charakterisieren sollen. — von den sacramenten ist der *touf* genannt 173, 12. 192, 12*. — wol auch aus christlicher vorstellung stammt der *jungste tac* 232, 11. — der wendung *daz kriuze ûf einen nemen* 205, 9, wurde schon gedacht. — ein *salterbuoch* dient zur erbauung 130, 9. — priester, gottesdienst in der kirche und einrichtungen für diesen führt nur 127* an. — 'christen und heiden werden unterschieden', u.zw. sehr scharf: das wort *heiden* und ableitungen davon kommen sehr oft vor: 26, 4. 27, 7. 33, 4 usw. (als stärkster gegensatz zu den

christen *ein wilder heiden* 197, 10). *Sarrazîn* steht dafür 35, 12. 37, 12*. 54, 11. w 138 (= h 46, wo der vers fehlt), 3. von ihrem *gelouben* spricht 63, 8*, von ihrem *zouberlist* 33, 12. heidengötter werden genannt 62. 63*. 73. der ausdruck (*der*) *ungetoufte* begegnet 59, 8. 100, 2. 103, 10*. 114, 6. 123, 6*. — dagegen erscheint *kristen* 73, 9, *kristenman* 63, 7*, *kristenheit* 170, 12, vgl. 48, 12 f*.

Wir sehen also: der dichter legt wert darauf, sich und mit ausnahme der *heiden* alle personen seiner dichtung, nicht nur die menschen: Dietrich, Hildebrand, die bewohner der burg von Arone, sondern auch den zwerg Bibung und die jungfrauen des hohlen berges als fromme und gläubige christen erscheinen zu lassen. er nimmt das christentum und namentlich dessen auf betätigung im leben drängende pflichten ernst, verweilt aber mit vorliebe bei den freundlichen vorstellungen: Gottes allmacht und güte, die seligste jungfrau, die engel, die erlösung führt er vor, von der hölle und vom sündenfall ist gar nicht die rede, der teufel wird nur in vergleichen, auch da selten und vorwiegend mit scherz genannt, Gottes strafgericht ereilt nur die heiden und auch diese nicht weil sie heiden sind, sondern weil sie menschen getötet haben (66, 10 f). der dichter zeigt also, namentlich wenn man ihn mit jüngeren bearbeitern desselben stoffes vergleicht, eine gewisse milde. theologische gelehrsamkeit tritt wol nirgends hervor, aber die grundwahrheiten seines glaubens sind ihm gegenwärtig: er erkennt die wesenseinheit von Gott dem vater und Gott dem sohn an, die erschaffung der welt und der menschen, das erlösungswerk, die hilfe Mariens weiſs er dichterisch zu verwerten. er ist also zwar kein gelehrter, aber doch ein unterrichteter und gebildeter mann, und durfte wol erwarten, auch bei geistlichen mit seiner dichtung beifall zu finden.

Die kenntnis des lateinischen, von der wir ihm ein gewisses maſs oben glaubten zutrauen zu dürfen, stimmt zu dem übrigen.

Seine kenntnis deutscher dichtung war recht ausgebreitet und lebendig. dass er den Engelhard und vielleicht auch die lieder Konrads von Würzburg benutzt hat, zeigt Kraus Zs. 50, 92 f. einfluss Walthers von der Vogelweide haben Heinzel (Kl. schr. s. 223) und Wilmanns (in der ausgabe zu Walther 51, 34) an Virginal 20, 5 beobachtet: er ist, wie ich bei anderer gelegenheit zeigen möchte, auch sonst an manchen stellen zu gewahren.

ausgiebig verwertet hat er den Willehalm Wolframs vEschenbach (Zs. 52, 113 ff), wie denn 'eine beträchtliche anzahl ... wörter in die sphäre ... der Wolframischen kunst' überhaupt führt (Kraus Zs. 50, 56 anm. 1): dass ihm auch der Gregorius Hartmanns von Aue nicht fremd war, werde ich auch einmal zu erweisen suchen. um auf dichtungen aus dem stoffgebiete der deutschen heldensage überzugehn, verrät er bekanntschaft mit dem Laurin A (s. o.), einige namen scheint er aus 'Dietrichs Flucht' gelernt zu haben. die ehrende benennung Dietrichs als der *Wülfinge trôst* 136, 1 ist wol eine nachbildung von *trôst der Niblunge* aus der Nibelunge Not, denn die verbindung von *trôst* in dieser bedeutung mit dem genetiv plural eines eigennamens ist durchaus nicht häufig[1]. — gemäſs seiner vertrautheit mit höfischer poesie gebraucht er auch manche, meist französische fachausdrücke des ritterwesens, sparsam, aber mit verständnis; ich nenne, um von den ganz alltäglichen zu schweigen, *poinder* 94, 4, *malîe* 98, 3, *zimierde* 106, 7, *massenîe* 195, 11, 226, 9. auch wol aus der lectüre kennt er das fremdwort *durchtempert* 216, 8, das aus dem lateinischen kommt wie *lignum alôê* (— so verbessert Kraus 50, 27 das handschriftliche *lignū mannе*) 126, 11, das als *lign alôê* zb. im Parzival 484, 17. 790, 7. 808, 13 erscheint.

Wenn also der dichter auch geschmack genug hat, jegliches prunken mit echter oder geborgter gelehrsamkeit in einem werke dieser art zu vermeiden, so sieht man doch: er bemüht sich, auch sein wissen in vorteilhaftem lichte zu zeigen, sich mit seinem gedichte auszuzeichnen und es des beifalles fürstlicher hörer und der anerkennung kunstverständiger beurteiler in deren umgebung würdig erscheinen zu lassen.

Welchen erfolg er damit gehabt hat, wissen wir nicht; aber die litterarische würkung, die von seiner schöpfung ausging, war groſs, rasch und nachhaltig: unter ihrem einflusse steht schon der Wolfdietrich D und der Laurin D, die beide auch schon die eine bearbeitung kennen (jahresber. d. Franz-Joseph-gymn. in Wien 1901, s. 28—34, 25 f), der Rosengarten A setzt das ursprüngliche gedicht, der Rosengarten D zugleich eine

[1] wie die 'ähnlichkeiten' mit dem Sigenot und Eckenlied, von denen Zupitza s. XLVIII einige anführt, zu deuten sind, verspare ich auf eine eigene untersuchun.

fortsetzung voraus (ebenda s. 35), stellen des Alphart, des Eckenliedes und des Sigenot weisen auf die eine oder die andere fassung der Virginal hin (Martin DHB. II s. XXIX, Jiriczek Deutsche heldensagen I ss. 240. 191. 193. 217); ein rheinischer und später ein ostfränkischer dichter, endlich ein aus Alemannien stammender bearbeiter haben das 'zarte gebilde' der ursprünglichen 'ungemein zierlichen dichtung' immer mehr erweitert (Kraus Zs. 50, 122 f).

Unser dichter aber hat bei aller kenntnis und verwertung älterer poesie doch selbständigkeit genug bewahrt und seine eigenart ist so stark, dass sie durch alle jene überarbeitungen und unsere mangelhafte überlieferung siegreich durchbricht, wie namentlich die untersuchungen von Kraus gezeigt haben.

Hier ist vielleicht die frage erlaubt: wie sollen wir dieses gedicht etwa den absichten seines verfassers entsprechend nennen? dass der 'von Müllenhoff geratene titel Virginal' (Zupitza s. XXVIII) diesen nicht entspricht, ist sicher, seit wir wissen, dass dieser name dem ursprünglichen gedichte gar nicht angehört hat. der name Parthenope kann selbstverständlich nicht in betracht kommen, weil die diesen führende gestalt bei aller auszeichnung, mit der sie der dichter behandelt, nicht die hauptperson der handlung ist. die helden der geschichte sind nach wie vor Dietrich und Hildebrand, und das gedicht ist und bleibt eben deshalb eine dichtung der deutschen heldensage mit allerdings ausgesprochen höfischem charakter (s. Kraus). von diesen beiden interessiert nun, obwol der weit ältere und erfahrenere Hildebrand als erzieher die führung hat und auch jedesmal das wichtigere leistet, doch Dietrich mehr: dieser ist der herr, auf ihn wartet noch die ganze fülle von taten, die die sage von ihm weiſs — die aufgabe die sich der dichter gestellt hat, ist nun, uns vorzuführen: wie ist er der groſse, alle bezwingende held g e w o r d e n, als der er uns in anderen dichtungen reif und fertig entgegentritt? diesem inhalte würde die 'handschriftliche überschrift in w' 'Dieterchs erste ausfahrt' völlig genügen. Zupitza meint zwar: 'gegen diesen titel lässt sich einwenden, dass er im widerspruche steht zu einigen stellen des gedichtes, wenn diese auch nur in folge der gedankenlosigkeit des dichters hineingekommen sind. auch fragt es sich, ob *ûzvart* in diesem sinne schon im 13 jh. üblich war'. der erste einwand fällt jedoch fort, seitdem das eigentum des alten dichters, dem 'gedankenlosigkeit' nirgends nachgewiesen

werden kann, von den allerdings oft widerspruchsvollen späteren einschaltungen gesondert worden ist. erheblich ist die zweite schwierigkeit. aufserdem glaube ich zeigen zu können, dass der schreiber von w seine überschrift: *Das ist die erst aufsfart her Ditrichs von Pern* zwar aus seinem texte genommen hat, dass aber eben das schwierigkeiten verursachende wort *aufsfart* aus einer jüngeren, gewis nicht dem alten gedichte angehörenden strophe geschöpft ist, nämlich aus w 8, 1. dass diese jünger ist, kann keinem zweifel unterliegen, s. Zs. 43, 216. auch ist die strophengruppe w 8—15 nur in w überliefert und hat auch in d keine stütze. allerdings rührt sie auch nicht erst von unserem schreiber von w her, sondern dieser hat sie schon in seiner vorlage vorgefunden und für die überschrift verwendet. in w 8, 1 nun ist der ausdruck *aufsfart* nicht von Dietrichs, sondern von des heiden Orkise zug gebraucht. wenn ihn also unser schreiber auf Dietrichs unternehmen übertrug, so ligt etwas ähnliches vor, wie in der von derselben Wiener Piaristenhs. überlieferten Nibelungenbearbeitung k: auch deren schreiber[1] hat das wort *hôchgezîte* aus bedeutsamen stellen seiner vorlage gekannt und es dann — in der späteren bedeutung — in die überschrift hineingenommen. so ist (vgl. Beitr. 20, 461 f) für den ersten teil des Nibelungenliedes die — weder jeglichen inhaltlichen grundes noch aller handschriftlichen stütze entbehrende — überschrift entstanden: *das ist die erst hoch[zeit] mit Seyfridt aufs Niderlant und mit Krenhillden* und der zweite teil, der 'Kriemhildens hochzeit' mit noch gröfserem rechte genannt werden könnte, heifst dort: *die ander hochczeit kunig Etzels mit Krenhillden.* beidemal ist das gemeinte ungeschickt und zu misverständnissen verleitend ausgedrückt. in unserem gedichte ist es nicht so arg: der name Dietrichs als des helden gehört, wie gesagt, in den namen der dichtung. auch die bestimmung *erste* hat guten grund: der verfasser des ursprünglichen gedichtes selber fasst den eindruck, den das verhalten seines helden machen soll, in die worte zusammen: *der manheit gar ein kernen sach man den jungen Dieterîch ze sînen êrsten nœten* (77, 6 ff). es gilt jetzt nur, statt des hauptwortes *ûzvart*, das späteren ursprunges ist, oder *nœte,* das der grundstimmung des gedichtes widerspricht, ein anderes zu wählen, das den inhalt richtig angibt und dem wortvorrat des dich-

[1] vorsichtiger gesagt: der schreiber der überschrift.

ters eigen ist, und da stellt sich am ehesten das wort *âventiure*[1] — als mehrzahl genommen[2] — dar. der anfang des echten gedichtes fehlt uns leider und muss durch eine überarbeitung hindurch erraten werden, die nachweisbar vieles geändert, aber gewis auch manches alte festgehalten hat. hier nun erscheint das wort *âventiure* auffallend oft: 2, 13. 7, 7. 7, 12. 8, 3. 9, 13. 13, 11. 18, 3. 18, 13. aber auch da, wo wir nach den untersuchungen von Kraus festeren boden unter den füfsen haben, erweist es sich als ein vom dichter mit absicht und nachdruck oft widerholtes wort. 19, 11 (*dem seit diu âventiure daz*) heifst die einzahl allerdings nichts anderes als 'bericht', 'quelle'. aber schon 21, 4 fragt Dietrich seinen meister — ganz ohne grund, wenn das wort *âventiure* nicht auch in dem verloren gegangenen alten anfang des gedichtes würkungsvoll angebracht war —: *ist daz âventiure genant*? — die antwort erfolgt erst, nachdem der junge sie verstehn gelernt haben kann, nach seinem siegreichen kampfe gegen die mannen des heiden 110, 8: *seht, diz sint âventiure.* der zögling ist aber nicht zufrieden: *der âventiure ich selten vrô, geloubent mir, gesitze* 111, 2 f. *hât ieman guote witze, der . . . schiuwe d' âventiure* 111, 6 ff. im gespräche mit Rentwin, aber mit hinblick auf seinen jungen herrn, fängt Hildebrand wider an zu erklären, was man unter dem ausdruck verstehn müsse: *der minneclîcher vrouwen gruoz mit dienste wil erwerben, . . . er muoz sich lân in nœten sehen, ob manz vor schœnen vrouwen sage, daz diu âventiure im sî geschehen* 167, 7 ff. Dietrich aber, der inzwischen in einen lebensgefährlichen kampf mit einem drachen geraten ist, ist nicht mehr neugierig darauf, was *âventiure* heifst, auch wenn schöne frauen darnach fragen sollten, und wirft das wort seinem meister aufgebracht ins gesicht: *wol hin . . . mich hât iur âventiure von sinnen und von kreften brâht. ir hânt undanc und werdiu wîp und swer daz habe ûf mich erdâht* 175, 10 ff: aber es geht

[1] dass dafür w *aufsfart* bietet, wäre leicht zu erklären: das erste und das letzte blatt einer hs. leidet am meisten; wenn diese blätter — beschädigt, stellenweise unleserlich geworden oder ganz in verlust geraten — im laufe der überlieferung einmal durch neue ersetzt worden sind, so konnte dabei ihr inhalt änderungen erfahren, von denen manche gar keinen inneren grund haben. beispiele dafür bietet gerade die Wiener Piaristenhs. dar.

[2] denn Dietrich hat mehrere *âventiure* zu bestehen.

alles gut aus, und so gebraucht Helferich das für den jungen Berner so unbequeme, aber doch für seine erziehung so wichtige wort in seinem glückwunsche 234, 4 f: *iu âventiur vil widervert, iust aller sælden hort beschert...*

Wenn man aber auch — der kürze halber und weil der name sich schon eingebürgert hat und für die späteren fassungen des gedichtes ganz bezeichnend ist — den namen Virginal beibehalten will, den absichten des ältesten dichters, auf den von anfang bis zu ende das augenmerk doch zumeist gerichtet ist, hätte es vielleicht eher entsprochen, wenn sein widererwecktes gedicht von Zupitza genannt worden wäre '*Dietrîches êrste âventiure*'.

Graz. **Justus Lunzer.**

ZU BRUN VON SCHÖNEBECK.

Das literarische eigentum des Magdeburger patriziers Brun von Schönebeck ist in jüngster zeit um eine anzahl kleinerer geistlicher gedichte vermehrt worden, die uns seiten seiner begabung gezeigt haben, zu deren entfaltung im rahmen seiner umfänglichen mystischen dichtung weniger gelegenheit gegeben war. nachdem zuerst Roethe (Die reimvorr. d. Sachsensp. s. 37 anm. 5) auf diese in einer Göttinger handschrift enthaltenen gedichte hingewiesen hatte, in deren einem der verfasser sich nennt, hat Breucker einem abdruck untersuchungen beigegeben, die es zum mindesten höchst wahrscheinlich machen, dass wir hier werke Bruns vor uns haben (Nd. jahrb. 30, 81). auch dass sie in frühere zeit gehören als das Hohelied, scheint mir der herausgeber (s. 127) mit recht anzunehmen: dass das letztere ein alterswerk ist, scheint mir aus vielen stellen mit sicherheit hervorzugehen (nicht alle hat Fischer in der einleitung seiner ausgabe s. x zusammengestellt; vgl. zb. 8560 ff, wo Brun seine frühere schriftstellerische tätigkeit ausdrücklich zu der jetzigen in zeitlichen gegensatz bringt), und ich sehe keine möglichkeit, Roethes ansicht, Brun habe es 'schwerlich als alter mann' geschrieben (Allgem. d. biogr. 33, 484), beizutreten. aber auch mit den Göttinger gedichten ist uns noch nicht alles zurückgewonnen, was Brun zur erbauung seiner freunde geschrieben hat: aufser dem in der Magdeburger Schöppenchronik ihm zugeschriebenen

Ave Maria fehlt uns auch noch die bearbeitung des Lucastextes von den zehn aussätzigen (17, 11), von der er im Hohenliede bemerkt (9138): *waz di schrift hie mete meinet, daz wirt hie von mir vordaget, wen ich hân iz andirswâ gesaget.*

Fischers ausgabe des Hohenliedes (Tübingen 1893) ist lange zeit von der forschung sehr wenig beachtet worden und in unsern fachwissenschaftlichen kritischen organen gänzlich unbesprochen geblieben, obwol text wie wörterbuch der nachprüfung und nacharbeit ein reiches feld bieten. eine wie groſse ernte hier einzubringen war, zeigt Bechs ausgezeichneter, an glänzenden besserungen (als glänzendste ist mir immer die zu 2600 erschienen) und fördernden bemerkungen reicher aufsatz (Zs. 40, 63 ff), der aber seitdem der einzige seiner art geblieben ist. ich lege im folgenden eine kleine nachlese vor, indem ich alle notizen, die lediglich in sprachlicher oder metrischer hinsicht die handschrift gegenüber änderungen Fischers in ihre rechte einsetzen, und andres mehr auf der hand liegende, das sich jeder von uns beim aufmerksamen lesen längst in sein handexemplar eingezeichnet hat, bei seite liegen lasse.

1. Zunächst zwei grammatische und eine reimtechnische bemerkung.

Bech (s. 71) hat gezeigt, dass 2727 das pronomen *di* nach niederdeutscher weise in masculiner verwendung steht und von Fischer fälschlich als femininum verstanden worden ist. es ist das nun nicht der einzige beleg des masculinen *di* bei Brun, wenn man die handschriftliche überlieferung betrachtet: in Fischers text allerdings ist überall stillschweigend *der* eingeführt. die stellen sind folgende: *sîn genôz, di im glîchen sich kunde* 86; *des slangen . . . di den êrsten garten gemeilet hât* 3968; *di chêrubîn* 6751; *des crûzes boum, di dô trûg Jêsum* 9728; *alsô ein torm . . . di dô lûchtet* 11761.

Einen plur. ind. mit der niederdeutschen endung *-et* nimmt Breucker (s. 96) nach Roethes vorgange in Bruns gedicht von den Seligpreisungen 316 mit recht nicht an; auch im Hohenlied soll er nach Fischers zusammenstellungen über die conjugation (s. L) nicht vorkommen. es finden sich aber deutliche, wenn auch nur sehr vereinzelte spuren, dass Brun die angestrebte mitteldeutsche norm seiner sprache hierbei nicht immer gegen-

wärtig gewesen ist: die stelle *eres schepfêres êwiclîchez lob, daz singet dô alle dar ob* 1300 scheint Fischer imperativisch gefasst zu haben, was nicht angängig ist; ganz deutlich ist *zwêne zene uns drouwet, der dritte zan uns allen vrouwet* 2992; und der auffallende wechsel von singular und plural *der trân, der ûf gât von grunde durch des herzen pfat, di leschen daz êwiclîche vûr* 11600 scheint sich mir am leichtesten durch die annahme zu erklären, dass *gât* in der vorlage als plural gemeint war und auch der singular des vorhergehenden substantivs erst eine schreiberbesserung ist.

Dass Brun sich zahlreiche reime mit überschüssigem *n* gestattet, bemerkt Fischer (s. XLVIII), und Breucker hat die beobachtung aus den kleineren gedichten bestätigen können (s. 94. 106. 109). die *n* sind vom schreiber des Hohenliedes fast überall sprachwidrig eingeführt und sind noch in einer sehr grofsen zahl von fällen zu streichen, wo das in Fischers text nicht geschehen ist. aufser einem schon von Bech (s. 73) bemerkten fall kommen folgende verse in betracht, denen ich in der klammer die einzusetzende form beifüge: 179 (*zwâre*). 446 (*toude*). 541 (*goume*). 741 (*berge*). 1030 (*undirscheide*). 1062 (*glôse*). 1409 (*unstête*). 2015 (*zwâre*). 2319 (*natûre*). 2865 (*zwâre*). 3243 (*bezîte*). 3761 (*innen*). 4742 (*zwâre*). 4768 (*innen*). 4887 (*hitze*). 4988 (*borde*). 6078 (*borde*). 7033 (*burde*). 7908 (*hoffe*). 7954 (*wegen*). 8017 (*prelâten*). 8091 (*walde*). 8695 (*hûte*? Bechs vorschlag s. 91 leuchtet mir nicht ein). 9457 (*zwâre*). 9506 (*dem miste*). 9725 (*lûten*). 10055 (*ungehûren*). 10129 (*burde*). 10303 (*den sternen*). 10829 (*vremeden landen* mit der handschrift). 11374 (*dînen*). 12011 (*andirweide*). 12712 (*andirweide*). ob man in allen diesen fällen mit Fischer an dialektische apokope denken darf, ist mir zweifelhaft: ich möchte lieber darin äufserliche nachahmung mitteldeutscher, speciell vielleicht thüringischer reimgepflogenheit sehen.

2. Dass Wolframs werke, besonders der Willehalm, in stil und ausdrucksweise Bruns vorbilder gewesen sind, dass er allenthalben wörtliche reminiscenzen an seinen grofsen vorgänger einwebt, ist schon Fischer (s. XIX) nicht entgangen. weiteres hierhergehörige hat Bech an verschiedenen stellen seiner abhandlung nachgetragen, und Breucker wies (s. 124) den gleichen einfluss

für die kleineren gedichte nach, wenn er auch hie und da in der annahme speciell wolframischer einwürkung sicher übers ziel hinaus schoss. noch sind aber im Hohenliede eine ganze reihe schlagender parallelen zu Wolfram unbemerkt geblieben, die ich im folgenden zusammenstelle; ich folge dabei der ordnung der verse.

gan mir got sô vil der tage 33. 5752 wörtlich = Wh. 4, 25.

dû drîer und dû einer 61; vgl. *dû drî und doch einer* Wh. 1, 2 (l hat *dû* für *doch* wie Brun).

ir antlitz vorsalbet was von der heizen sonnen schîne 494; vgl. *diu sunne hete ir niht getân: diu enmohte ir vel durch daz hâr niht verselwen mit ir blickes vâr* Parz. 780, 26. Fischer (s. 436) scheint *vorsalben* für eine zusammensetzung von *salben* gehalten zu haben.

rabensvar 804. 7692. 7712. 7733; vgl. *nâch rabens varwe* Parz. 20, 6. auch das gewöhnlichere *rabenvar* kennt Wolfram (Wh. 386, 15).

dô Johannes got in den Jordan stiez 1185; vgl. *sît Jêsus in den Jordan durch toufe wart gestôzen* Wh. 4, 28.

di (dreifaltigkeit) *was gar ûz und ûz gedrîet und von dem quatere gar gevrîet* 1251 erinnert an *des vürsten jâmers drîe was riuwec an daz quater komen* Parz. 179, 10.

der dâ vlûget, ê man in jage 1367 = *sô daz er vliuhet, ê man jaget* Parz. 340, 8 (einige handschriften haben *man in* wie Brun).

jâ hete her (Salomo) *an sînen jungen tagen sîn* (*antlutze* setzt Fischer ein) *glîch dem Beacors alsô lîbe colure* (*coluer* handschrift) *Amors* 1368. der dritte vers ist verderbt und unverständlich; Bech hat die stelle nicht behandelt, offenbar weil er keine heilung wuste. Fischers herstellung ist mehrfach unrichtig und hat das wolframische vorbild verkannt. zunächst ist die einfügung von *antlutze* unnötig: das voraufgehende *sîn* ist wol nicht das possessivum, sondern mit *haben* construiertes participium = *gewesen* (vgl. Fischer s. LI). weiter ist *Beacors* hier, worauf schon der artikel deutet, nicht der name des schönen bruders des Gawein, sondern das klein zu schreibende wolframische *bea curs* (*der name ist tiuschen schœner lîp* Parz. 187, 22; vgl. noch 283, 8. 327, 19. 333, 24). endlich gibt der übereinstimmende reim dieser vier Parzivalstellen auch die sichere lösung der unverständlichen worte *coluer amors,* in denen nicht

der name des gottes Amor (Fischer s. 389), sondern der name *Condwiramurs* steckt. ohne mit den anfangsworten von 1370 gänzlich aufs reine kommen zu können, lese ich die verse etwa so: *jâ hatte her an sînen jungen tagen sîn gelîch (gelîch sîn?) wol dem bea curs, dem (schœnen?) lîbe Condwiramurs. wol* mit Fischer zu streichen ligt kein grund vor; *lîbe* ist natürlich der Wolframstelle entsprechend, nicht mit Fischer als *liebe* zu verstehen.

si (die zweizüngigen) *varen hin und her durch, alsô tût vrouwe Goltburch* 2835; 'wol eine locale anspielung' bemerkt Fischer (s. 402). ich vermag eine etwas kühne conjectur, die mir die eben nachgewiesene verderbnis des namens Condwiramurs nahelegt, nicht zurückzuhalten: wenn sie nicht durchweg das richtige trifft, so kann sie vielleicht einen glücklicheren scharfsinn anregen. ich meine, in *Goltburch* (in der hs. *golt burch*) steckt der verderbte name der heldin des Willehalm, *Giburch.* aber warum und in welchem sinne wird sie hier zum vergleich herangezogen? stand hier etwas wie: *alsô Willehalm zu vrouwe Giburch?* und dachte Brun an das gefahrvolle ein- und ausreiten des markgrafen in der täuschenden rüstung Arofels am ende des zweiten buches?

wâfen, kan wîsheit unvûgen! 4375; vgl. *Terramêr unvuoget* Wh. 11, 19.

sich, dô kôs si (Maria als wittwe) *den durren ast, alsô di turteltûbe tût zuvorn, wen si irn gegaten hât vorlorn* 5296; vgl. *ir* (Belakanens) *vreude vant den dürren zwîc, als noch diu turteltûbe tuot. diu hete ie den selben muot: swenne ir an trûtschaft gebrast, ir triuwe kôs den dürren ast* Parz. 57, 10. auch andre dichter haben Wolfram diese wendung abgeborgt (vgl. Jacob Grimm in den Altd. wäld. 3, 34).

widirbit 6353. 10170. 11145 will Fischer (s. 440) als mnd. *wedderbete* erklären, also von *bîzen* ableiten. dass er damit einen beweisenden reim für nd. *t* = hd. *ȝ* (:*wit, diet*) gewinnen würde, ist ihm selbst (s. XLVII) entgangen. die handschriftliche schreibung *-byet* an den beiden letzten stellen legt eine andre auffassung nahe: es liegt eine parallelbildung zu Wolframs *gegenbiet* im Parz. 496, 18 und Wh. 37, 16 (*strîtes g.* wörtlich wie bei Brun 11145). 350, 26 vor; an der letzten stelle haben op sogar *widerpiet.*

nû urbor dînen namen, tûbel 6620. '= *urbâren,* dartun' sagt Fischer (s. 432): an Wolframs bekannte verwendung der zu seinen lieblingswörtern gehörigen *urbor* und *urborn* braucht nur erinnert zu werden.

herre Tetragrammaton ist bei Brun 6944. 9966. 11581. 11859. 11883. 12377 eine bezeichnung Gottes wie Wh. 309, 9.

daz in nimmer mâler gemâlte baz, der ie obir pinselwerke gesaz 8495; vgl. *dehein schiltære entwürfe in baz* Parz. 158, 15 und *swaz mâlære nû lebendec sint, ir ougen, pensel und ir hant ist solh geschickede unbekant* Wh. 241, 28.

glîch alsô einer wirtschaft lût sich vrouwet von trankes vlût 8905. das seltene wort *lût* (*luot*), das Fischer im glossar nicht verzeichnet, stammt aus Wolfram: *wer gap Gâwâne die vrouwen luot* Parz. 675, 14 (vgl. auch Pfeiffers glossar zu Nik. v. Jerosch. s. 192).

der di sêle vrizzet, alsô ein strûz tût den stâl und ouch daz îser 9240; vgl. *daz er niht îsen als ein strûz und starke vlinse verslant* Parz. 42, 10.

alsô in einer smeden di smide smiden ûf einen anebôz, sus hât si geliden slege und stôz 11175; vgl. *ieweder künec ûf in sluoc sô die smide ûf den anebôz* Wh. 77, 12.

daz man in vor einen ketzer hete und brente in der werlde zu sichte ûf einer vûrigen hort lichte 11255; vgl. *ich sol si ûf einer hürde ê sehen, diu viurec sî* Wh. 44, 29.

wer Judas kus hie an herzen treit 12045. der Judaskuss ist ein beliebtes motiv bei Wolfram: die stellen verzeichnet San Marte Parzivalstudien III 177.

ab ir (*mîner vrouwen*) *immer vilân genâhit* 12550; vgl. *genæhte ir* (Artus' *massenîe*) *immer vilân* Parz. 144, 15.

Einige minder charakteristische anklänge will ich übergehen.

3. Schliefslich behandle ich noch eine reihe der erklärung oder besserung am dringendsten bedürftiger stellen. zur quellenfrage kann ich nichts nachtragen, insbesondere die hexametrischen lateinischen citate nichtclassischen ursprungs nicht nachweisen: hier kann nur eine aus dem vollen schöpfende geschichte der bearbeitung und auslegung des Hohenliedes in den abendländischen litteraturen des mittelalters erheblich fördern. mühelos ist es

natürlich, die citate aus der classischen antike nachzuweisen: aus Horaz stammen 2573 = Episteln I 16, 79; 2858 = I 2, 38; 3249 = ebenda 42; 3491 = I 5, 16. 19; 6980 = Ars poet. 38; aus Ovid 2942 = Metam. II 447 (2941 ist, soviel ich sehen kann, nicht ovidisch); 10264 = Trist. I 8, 1. 9.

sunder toude (: *vroude*) 446. 7585. 8541 erklärt Fischer (s. 429) unter berufung auf Lamprechts Tochter Sion 3407. 3785, wo sich *töude* in den wendungen *des weinens t.*, *der zeher t.* als 'tau' fassen lässt, als 'ohne weinen, ohne tränen'. ich halte diese identificierung für unrichtig, zumal das wort für 'tau' auch bei Brun (7885. 7894. 7900) als *tou* erscheint, weiſs allerdings nur den ausweg, den dichter eines misverständnisses wolframischer stellen zu beschuldigen. bei Wolfram steht das part. präs. von *töuwen* 'sterben' in der form *töude* ein paarmal im reim auf *vreude* (Parz. 76, 28. 230, 20. 291, 4). Brun hat die form nicht als verbalform erkannt und konnte sich aus sätzen wie *diu minne tuot mich töude*, *ir tuot in schiere töude*, zumal ihm auch *mir* und *mich* durcheinanderging (Fischer s. LV), mit scheinbarem grund ein substantiv *töude* 'schmerz' abstrahieren, das er dann mit dem gleichen, sonst isolierten reimband verwendete.

kegen des (*leidigen*) *tûbels krazte* 1234. 2022, beidemal im reim auf *sazte*; Fischer (s. 410) erklärt 'verwundung, angriff', weiſs aber das wort etymologisch nicht unterzubringen; sein fragezeichen hinter dem lemma lässt nicht erkennen, ob er es mit *kratzen* zusammenbringen will. hier wie noch mehrfach müssen wir auf die vom abschreiber nicht überall verstandene 'stark niederdeutsch gefärbte vorlage' (Bech s. 64) zurückgehn: in ihr dürfte *satte : kratte* oder eher *sette* : *krette* gestanden haben, und wir hätten dann das fragliche wort entweder als ein zu mnd. *kretten* 'quälen, necken, belästigen' (belege im Mnd. wb. II 566) gehöriges, sonst nicht belegtes substantiv oder noch besser als dieses *kretten* selbst anzusehen, das als reimwort mit überschüssigem *n* (vgl. oben s. 62) an beiden stellen ganz gut stehn könnte. an *kraz* und *kratzen* ist nicht zu denken.

daz volk sal, sich, vor andirn hin und her ouch wandirn an dînes antlitzes schîne 1392. hier müssen die kommata vor und hinter *sich* gestrichen und *vorandirn* in ein wort geschrieben werden; zur bedeutung vgl. Mnd. wb. v 308 und meine anmerkung zu Gerh. v. Mind. 10, 1.

vridesam was Maria an ir jogunt und bleip biz an ir jungestez ende 1647. das handschriftliche *bleybit bys* deutet auf niederdeutsches *bleip (bleif) it* 'blieb es', was einzusetzen ist.

daz bette Salomônis, wen her vil schône und tûre is 1788. der reim verlangt die umstellung *tûre und schône is.*

ir (der pfaffen) *schônde zîrte alle ding, alsô di erde den hemelischen ring, alsô ein kôr tût ein tecken (: sprecken)* 2326. Fischer (s. 429) erklärt *tecken* als 'decke' und identificiert es mit mhd. *tacke.* der reim auf *spreken* scheint mir für *deken* 'dechant' zu sprechen (vgl. Mnd. wb. I 498): wie die erde den himmlischen ring ziert, so ziert ein dechant einen kirchenchor oder die versammlung der chorherren.

rou : Esau 3216 ist in *rû : Esaû* zu bessern : *rû,* nicht *rou* ist Bruns gewöhnliche form (Fischer s. 422); der reim ist wie bei Walth. 76, 15 nach der überlieferung in C.

dô her missetet in rûwen und ouch in lach (: sprach) 4220 heifst es vom sterbenden Alexander: Fischer will in *lach* entweder, was eine tiefergreifende änderung nötig machen würde, das prät. von *ligen* oder ein substantiv im sinne von 'lagerstätte' sehen, was beides nicht recht sich machen will. der reim *sprak* scheint mir auf das geläufige mnd. *lak* 'fehler, mangel, gebrechen' (Mnd. wb. II 613; weitere belege zu Gerh. v. Mind. 92, 18) zu führen, was einen brauchbaren sinn gibt.

daz heten si vor mê getân 4468. statt *mê* ist selbstverständlich *nie* zu lesen: die beiden cherubim, jungfrauenschaft und mutterschaft, begegneten sich in Maria, sahen sich gerade ins gesicht, was sie früher nie getan hatten, denn sie *karten sich von ein andir ie* (4475).

Israhel bezeichent uns al um in latine videns deum 5028. es ist zu lesen *vir videns,* wie denn auch die handschrift *wyr* hat; Brun selbst übersetzt 5030 *ein man der siht got.* Fischer scheint die hsl. lesung als das pronomen verstanden und deshalb gestrichen zu haben.

uns 6306. steckt in dem *vz* der hs. ein niederdeutsches *ûs* der vorlage? es wäre das der einzige beleg dieser form bei Brun.

ich mache di sêle widir unschône mit manichem sundirlîchen sliche (: piche) 7970. Bech (s. 89) hat *sundirlîchen* in *sundiclichen* geändert, was man billigen kann. aber was ist *sliche*?

in Fischers glossar fehlt das wort, woraus mir hervorzugehn scheint, dass er es mit mhd. *slich* 'schleichweg, kniff, list' identificiert hat: aber kniffe beschmutzen doch nicht. der reim *picke* weist auf niederdeutsches *slicke* zu *slik* 'schlamm', das auch in übertragener bedeutung vorkommt (Mnd. wb. IV 238; weitere belege zu Gerh. v. Mind. 99, 30): die welt beschmutzt die seele wie das pech den körper dessen der es anrührt.

wenne wir denne beste wênen leben, sô mûze wir in den tôt sweben 10250 = *daz wir in dem tôde sweben, sô wir aller beste wœnen leben* Arm. Heinr. 95.

dîn valsche sûze hat unhêret mich vil armen 10333. Fischer (s. 431) erklärt *unhêren* = '*unhêre* machen': ich glaube, dass *unthêren* (*enthêren* Mhd. wb. I 670 aus dem Passional belegt) zu lesen ist. dasselbe schreiberverderbnis des präfixes *unt-* hat Bech (s. 86) für eine andre stelle nachgewiesen, wo es Fischer gleichfalls nicht erkannt hatte.

si (Maria) *ist den weisen ein adelmûder* (*adermuder* hs.) 12488. schon Bech (s. 100) ist mit Fischers besserung nicht zufrieden gewesen und wollte *aldermûder* setzen. einfacher und dem sinne besser entsprechend ist eine andre, paläographisch noch leichtere änderung, *ander mûder*: sie ist den waisen eine zweite mutter.

Jena, 13 mai 1910. **Albert Leitzmann.**

PAR LITTERARUM.

Karl Zeumers aufsatz in bd. 35 des Neuen archivs der Gesellsch. f. ältere deutsche geschichtskunde s. 232 ff bespricht eine frage, die gewis schon manchen beschäftigt hat, der in der lage war, sich mit geschichtsquellen des 13 u. 14 jahrhunderts zu befassen: die frage nach der herkunft und bedeutung des ausdrucks *par litterarum*, *paria litterarum*. Z. hat ein überaus reiches material zusammengetragen, und an der hand dieses ist es ihm, meiner meinung nach, gelungen, eine erklärung zu finden, die wol annehmbar ist.

Die bisherigen deutungsversuche musten jeden der näher nachprüfen konnte unbefriedigt lassen. teils hielten sie an der gleichstellung *par* = 'paar' fest und wollten unter *par litterarum*

'zwei briefe' verstanden haben, teils setzten sie *par* = deutsch 'ein paar' und übertrugen nun 'mehrere briefe'. Ducange hatte gewis schon die richtige empfindung, dass allemal mit diesem ausdrucke ein einzelnes ding, also ein einzelner brief bezeichnet werde; aber die erklärung die er gab, dass nämlich die faltung eines briefes diesen gewissermaſsen zu einem doppelten mache und so die bezeichnung *par litterarum* rechtfertige, wurde sicherlich nur darum immer widerholt und nachgesprochen, weil niemand etwas besseres an die stelle zu setzen wuste[1]. Zeumers einwendungen gegen diese auffassung sind denn auch so durchschlagend, so überzeugend, dass schwerlich jemand noch einmal darauf zurückgreifen wird. nicht weniger verunglückt war der versuch des wörterbuchs der Academie française, sich mit dem vorkommen ähnlicher wendungen im französischen *(paire d'heures)* abzufinden; er scheiterte wie der des Ducange an dem bemühen, genau die zweiheit in der gegebenen einheit entdecken zu wollen und darin den grund für die entstehung einer so eigentümlichen wortformung nachzuweisen.

Zeumer hat gewis recht, wenn er mit der bisherigen irreführenden voraussetzung bricht, wenn er *par* nicht als 'paar' versteht, sondern ihm den weiteren sinn der einheit einer vielheit gibt. es war eine glückliche idee, von dem charakter des wortes *litterae* als eines plurale tantum auszugehn und die bildung des *par litterarum* als die bemühung zu kennzeichnen, ein wort von pluraler form, das inhaltlich doch ein einzelding benannte, durch die verbindung mit einem anderen worte in einen ausdruck zu fügen, der die vielheit zusammenfasste, der rein äuſserlich, sinnlich merkbar schon den begriff der einheit hervorhöbe und unzweideutig klar widergäbe. es konnte ja unter umständen von wichtigkeit sein, besonders zu betonen, dass in einem bestimmten falle es sich um nur éinen brief und nicht um deren mehrere handle. Zeumer wird auch darin recht haben, dass er meint, die wahl gerade von *par* erkläre sich aus einer frühen wandlung im wortsinne, aus einer erweiterung der bedeutung, die sich vielleicht zuerst im sprachgebrauche des alltäglichen lebens geltend gemacht habe. überflüssig scheint mir freilich, für die deutung

[1] Verwijs en Verdam, Middelnederlandsch woordenboek vi 29 citieren Duc. und bemerken dazu: 'dit feit zelf staat niet voldoende vast en dáárom is de verklaring onzeker'.

eine gleichung *litterae* = 'buchstaben' zu grunde zu legen. die bildner des ausdrucks werden schwerlich daran gedacht haben, dass *littera* = ein buchstabe, *litterae* also eigentlich = eine sammlung von buchstaben sei; ihnen war es fatal, dass für einen einzelbegriff 'brief' ihnen ein wort in pluraler form überliefert war, und sie halfen sich schlecht und recht mit einer umschreibung über diesen unangenehmen zwiespalt hinweg. *par litterarum* wird darum auch kaum, wie Hampe glaubt, als eigentlicher gallicismus zu werten sein; es muss seinen ausgang im mittelalterlichen latein genommen haben und wird von da erst und zunächst in die romanischen sprachen übergegangen sein.

Im folgenden möchte ich einige nachträge und ergänzungen zu Zeumers zusammenstellung geben.

Im Mecklenburgischen urkundenbuch findet sich latein. *par* aufser in seiner ursprünglichen, gewöhnlichen bedeutung = 'paar', wie *par ocrearum* (6826), *par molarium* (6251), in mehreren fällen in einer verbindung mit *vestis* gebraucht, die der verbindung *par litterarum* wenigstens sehr nahe verwant zu sein scheint. in einem kostenverzeichnis der aussteuer der tochter des grafen Nikolaus vSchwerin aus d. j. 1327 (MUB. bd. VII 4870 s. 497) lesen wir: *empta* X *paria vestium, quodlibet par pro* VI *marcis Brandenburg.* und etwas weiter hin: *empta* III *paria vestium, quodlibet par pro* VIII *marc. Lub.* in einer urkunde von 1329 (MUB. bd. VIII 5071 s. 62) heifst es: *unum par de scarlatico panno.* mir ist es nicht zweifelhaft, dass hier nicht paare von kleidern zu verstehn sind, sondern dass *par vestium* mit 'ein kleid', X *paria v.* mit '10 kleider' zu übersetzen ist. man mag *par vestium* als die einheit einer anzahl von kleidungsstücken fassen, die sich zu einer garnitur oder einem costüm, wie man es nennen will, ergänzen. Ich komme hierauf unten noch einmal zurück.

Wichtiger dürfte der nachweis sein, dass sich die verbreitung des ausdrucks *par litterarum*, seiner übertragungen (*paire de lettres* etc.), abzweigungen und verwantschaften nicht auf das lateinische und die diesem entsprungenen romanischen sprachen beschränkt hat, sondern dass sein vorkommen sich auch im deutschen, insonderheit im niederdeutschen sprachgebrauche des 13 u. 14 jh.s verfolgen lässt.

Für das mittelniederländische belegen Verwijs und Verdam

in ihrem wörterbuche *een paer letteren* mit einer reihe von citaten aus des Jacob vMaerlant Alexanders Geesten, aus dem roman von Lancelot und aus dem Reinaert, und stellen wie *Hem sende een paer letteren . . . syn ridder Permenio* (Alex. II, 527) oder *Narbesines . . . seinde . . . een paer litteren tote Cicines* (ebda. 615) zeigen deutlich, dass die anwendung des *paer letteren* hier der des *par litterarum*, wie Zeumer sie in seinen lateinischen quellen erwiesen hat, entspricht. ein wenig näher möchte ich auf den gebrauch im Reinaert eingehen; wie mir scheint, lassen sich gerade da, bei vergleichender heranziehung der verschiedenen texte und bearbeitungen, für unsere frage interessante einblicke und resultate gewinnen.

Ich beginne mit Reinaert I, indem ich die Comburger handschrift, wie Martin sie in seiner ausgabe abgedruckt hat, zu grunde lege und die zt. nicht unwesentlich abweichenden lesarten der jüngst aufgefundenen Dyckschen handschrift, soweit sie für uns bedeutung haben, den betreffenden stellen in klammern beifüge[1]. es heifst da:

3255: Reinaert sprac 'vernaemdi iet
dat mi de coninc ghistren hiet
voor harde vele hoghe liede,
als ic uten lande sciede,
dat ic hem een paer lettren screve?
(3219 een paer lettren)
60 suldijt hem draghen, Bellijn neve?
(3220 suldi se)
het es ghescreven ende al ghereet'.
3269. 3273: des coninx lettren.
(3229 des coninx lettre, 3233 des con. lettere)
3287: die lettren.
(3247 die lettere)
3290: ende seide hem, dat die lettren staken
(3250 dattie lettere)
in die scaerpe verholenlike,
ende of hi wesen wilde rike
ende sinen here den coninc lief,
dat hi seide, dat desen brief
95 bi hem allene ware ghescreven.
(3254 dat hi hem seide dattie brief
bi hem so ware gescreven)

[1] Reinaert, hrsg. v. EMartin, Paderborn 1874; Van den vos Reinaerde, hrsg. v. HDegering, Münster 1910.

3352: 'doe seide hi mi, dat hi u woude
een paer lettren, coninc vri,
(3313 een paer lettre)
senden, ende doe bat hi mi,
55 dat icse droeghe dor uwe lieve.
ic seide: meer dan seven brieve
soudic dor uwen wille draghen.
doe ne conste Reinaert niet bejaghen,
dar ic de brieve in draghen mochte:
(3319 den brief)
60 dese scaerpe hi mi brochte
ende die lettren daer in ghesteken.
(3321 entie lettere)
coninc, ghine hoordet noint spreken
van betren dichtre, dan ic bem:
dese lettren dichte ic hem,
(3324 dese lettere)
65 gaet mi te goede of te quade.
dese lettren sijn bi minen rade
(3326 dese brief was bi minen rade)
aldus ghemaect ende ghescreven'.
doe hiet hem die coninc gheven
den brief Botsaerde sinen clerc.
(3328 doe hietene hem die coninc geven
Bockarde, den goeden clerc)

Die ausdrücke *paer lettren, de lettren, brief* beziehen sich hier überall auf den gleichen gegenstand, schriftliche mitteilungen, die Reinaert durch Bellin den widder dem könige gesant haben will. dass dieser gegenstand im sinne der dichtung als ein einzelner brief gedacht ist, und dass nicht deren mehrere anzunehmen sind, dürfte sich schon aus dem zusammenhange ergeben: es ist schlechterdings nicht einzusehen, warum die mitteilung Reinaerts in einer anzahl verschiedener briefe oder gar in gerade zwei briefen bestanden haben sollte. die frage ist aber, ob unser text diesen tatbestand auch festgehalten hat, und ob er ihm consequent gerecht geworden ist. bei oberflächlicher durchsicht der uns überlieferten handschriften mag man eine leichte unsicherheit zu erkennen glauben, die zweifeln lassen könnte, ob den schreibern das verständnis für das *paer lettren* noch ganz lebendig gewesen sei, und es wäre gewis von interesse, könnte man entscheiden, ob und wie weit sie darin den wortlaut der originalvorlage übernommen haben, ob und wie weit sie selbst erst die trübungen, die die einheitlichkeit zu stören scheinen, hineingetragen haben.

Die ältere Dycksche hs. hat aufser einem zweimaligen *een paer lettren* (3219. 3313) zur bezeichnung des briefes regelmäfsig den plural *lett(e)re* (3229. 3233. 3247. 3250. 3321. 3324) und den singular *brief* (3254. 3319. 3326). beide formen schmiegen sich dem sinne an; denn *lettre* kann, wie auch sonst bezeugt ist[1], sowol 'brief' als 'briefe' bedeuten. schwierigkeiten dagegen machen die einen plural voraussetzenden *suldi se* (3220) und *ic se* (3315). die Comburger hs. hat gleichfalls zweimal das *paer lettren* und daneben *lettren* und *brief*, aber 3359 *de brieve* (= 3319 *den brief*); 3260 hat sie *suldijt* (= 3220 *suldi se*) und 3355 übereinstimmend *ic se*.

Von den voneinander abweichenden lesarten beider darf man der einen *den brief* ohne weiteres den vorzug geben vor der entsprechenden *de brieve*; letztere erklärt sich wol als eine ungewollte flüchtigkeit des schreibers, da sie in ihrer isoliertheit, nach einem vorhergehenden *desen brief* (3294) und vor einem folgenden *den brief* (3369), schwerlich als in sich berechtigt angesehen werden kann. aber auch das ältere *suldi se* möcht ich, schon wegen des weiterhin begegnenden *ic se* für echter und besser begründet halten als *suldijt*, das seine entstehung vielleicht dem einflusse des unmittelbar sich anschliefsenden *het* verdankt. streicht man diese kleinen differenzen, so wird man sagen müssen, beide handschriften geben im wesentlichen das gleiche bild: beide markieren in genügender deutlichkeit den brief als 'den' brief und beide bereiten uns mit der pluralform *se* eine schwierigkeit in der erklärung. ich denke, das wird auch schon der zustand ihrer urschrift gewesen sein.

Aber wie deutet sich das *se?* ligt darin würklich schon eine schwächung des verständnisses ausgedrückt? ich glaube nicht. es könnte doch sein, dass der autor durch den plural *de lettren* sich hätte beeinflussen lassen und demgemäfs hier einmal der form und nicht dem sinne nach construiert hätte; das schwanken zwischen dem sprachgefühl, das den plural auch plural binden möchte, und dem bewustsein der singularen bedeutung des wortes führte in gewisser notwendiger consequenz zu dem schwanken in der construction. vielleicht hatte er für diese episode seiner erzählung eine ältere vorlage, aus der er unmittelbar oder mittel-

[1] vgl. Verwijs u. Verdam aao. IV 426; Martin im glossar seiner ausgabe 475.

bar schöpfte, und in dieser vorlage ligt das geheimnis der wahl der ausdrücke. war die quelle eine lateinische, so wäre aus ihr, aus einem ursprünglichen plural gebundenen litterae, der eigentümliche wechsel von einzahl und mehrzahl natürlich und ungezwungen herzuleiten[1].

Bemerkenswert und anziehend zu verfolgen ist, wie die späteren bearbeiter des Reinaert sich mit dieser sache abgefunden haben.

Noch im 13 jahrh. kam eine lateinische übertragung 'Reinardus Vulpes', verfertigt von einem mönche Balduin, heraus. sie ist keine wortgetreue übersetzung. die alte grundlage ist in vielen puncten selbständig frei behandelt, hier durch einfügungen, dort durch kürzungen geändert; aber in einer ganzen reihe von stellen schliefst sie sich doch so eng an das original an, dass sie schon zu textemendationen für die niederländische fassung hat verwendet werden können. zu diesen stellen gehören auch die uns interessierenden, und ein vergleich ergibt als resultat für unsere specielle frage, dass ihr verfasser ganz noch das gefühl hatte, dass *een paer lettren* einen einzelnen brief bezeichne, dass im sinne der vorlage und dem zusammenhange nach nur von einem briefe zu sprechen sei.

Die betreffenden verse lauten[2]:

1656: numquid ut audisti discedens rege rogabar
  ut sibi facta mihi littera missa foret? (= 3255—59).
1672: ne videas chartam donec rex viderit illam
  (= 3287 die lettren)
1724: sic dedit hic peram chartamque recondit in illam
  ac hanc in collo mox ligat ipse meo.
 chartam dictabam, quidquid mihi venerit inde,
  et de consiliis est ea facta meis (= 3358—67).

Reinaert II, eine erweiterte niederländische bearbeitung des R. I, die dem 14 jahrh. angehört, zeigt dagegen, dass damals das verständnis für unsern ausdruck sicher schon getrübt war. sie hat 3273 (= 3259) noch *een paer brieve*, ersetzt aber schon 3275 (= 3261) *het* durch *si*, 3283 (= 3269) *lettren* durch *si*, 3287 (= 3273) und 3303 (= 3287) *lettren* durch *brieve*, endlich, und das ist die wichtigste und belehrendste änderung,

[1] Martin im glossar seiner ausgabe s. 489 erklärt noch *een paer lettren* als 'mehrere' *lettren*.

[2] Reinardus vulpes. emend. et adnot. Guilelm. Knorr. Utini 1860.

3353 (= 3353) *een paer lettren* durch *twe brieve:* dem nachdichter erscheint also *een paer* nur noch geläufig in der bedeutung 'ein paar' dh. eine zweizahl. 3308 (= 3294) ist *den brief* stehen geblieben, eine inconsequenz, die ihren grund wol darin hat, dass hier kein fremdes *lettren* durch deutsches *brieve* zu ersetzen war und der überlieferte text in flüchtigem, bequemem hinschreiben mit anschluss an den in der vorlage gegebenen reim *(lief: brief)* ohne rücksicht auf das vorangehnde und das folgende übernommen wurde.

Dem Reinaert II schliefst sich über vermittelung des Holländers Hinrik van Alkmar im wesentlichen die niederdeutsche version des Lübecker druckes von 1498 an. sie hat (ed. Prien) 3027 (= 3273) *eyn par breve*, 3029 (= 3275) *se*, 3036 und 3038 *de breve*, 3045 (= 3287) *de breve*, 3072 (= 3308) *den breff*, 3109 (= 3353) *twey breve*, und vermehrt die inconsequenz nur noch durch 3060 *de schryft des breves*, wie es scheint, wider dem reim zuliebe *(vorgheves : breves)*, wo R. II 3303 *die brieve* hat.

Neben dem *paer letteren* begegnet in mittelniederländischen quellen ein *paer cleder (clederen)*, das ganz ähnlich gebraucht wird wie das oben von mir besprochene *par vestium*. Verwijs und Verdam, die in ihrem wörterbuch VI 30 dazu eine grofse anzahl von nachweisen geben, erklären es als 'een pak of stel kleeren' und möchten über die entstehung der redensart die vermutung wagen: 'misschien dagteekent de term uit den tijd toen de kleeding uit twee stuks kleederen bestond, gelijk b. v. bij de Romeinen uit tunica en toga'. mir scheint diese deutung kaum glücklicher als die, die Ducange von dem *par litterarum* gibt. es wird doch wol nicht erlaubt sein, für den so gleichartigen gebrauch von *par* in verschiedenen wortverbindungen, für die ich weiterhin noch beispiele beibringen werde, eine nach der eigenart der bezeichneten gegenstände verschiedene herkunft zu construieren. als die verbindung von *par* mit *litterae*, *vestes* eintrat, wird sein ursprünglicher sinn als 'paar' bereits abgeschwächt gewesen sein und ihm schon der charakter angehaftet haben, der es fähig und geeignet machte, mannigfaltige beziehungen einzugehn mit dem resultate der in allen gleichen eigentümlichen würkung, wie wir sie beobachteten.

Im niederdeutschen kann ich ein *par breve* er-

weisen in einem schreiben der stadt Lüneburg an den könig Albrecht von Schweden vom 3 juni 1396: *nu hebbet juwe gnade wol gesen in unser vrunde van Lubeke und van Hamborg pere beseghelde breve, den ze van erer und erer vrunde wegene an uns scrivet*[1]. auch hier handelt es sich augenscheinlich um einen einzelnen brief, den die beiden städte gemeinschaftlich geschrieben haben, und der herausgeber des schreibens hat wol nicht gut getan, das *den* in *de* zu verbessern. selbst wenn zwei ausfertigungen vorliegen sollten, würde ich das *pere* nicht aus dieser zweiheit erklärt wissen mögen, sondern eher in dem *pere beseghelde breve* den ausdruck gerade der einheitlichkeit der gemachten mitteilungen sehen wollen.

Für das englische führt Muret I 1529, als jetzt veraltet, oder familiär, ein *pair of beads* (rosenkranz), *p. of cards*, *p. of organs*, *p. of stairs* und ähnliches an, beispiele für die bedeutung und den gebrauch des *pair* als 'zwei oder mehrere dem wesen etc. nach gleichartige personen, tiere, dinge'. für das *p. of cards* gibt Nares belege. das *p. of beads* fand ich als *a peyre of bedes* in William Langlands Piers the plowman (14 jahrh.) ed. Skeat I 444 (b. 15, 119). II 218 (anm.). in auffallend reicher anwendung begegnet *pair* in englischen dialekten. wir haben da nicht nur das *p. of cards*, *p. of stairs*; wir haben auch, ganz angenähert an die bildung *par litterarum* oder *paire d'heures*, *pair* in verbindung mit pluralen zur bezeichnung eines einzelnen dinges. Wright English dialect dictionary IV 410 vermerkt: aus Schottland *pair of blankets*, *p. o'carritches* (a catechism), *p. o'proverbs* (= a copy of the proverbs, a school-book), aus Lancashire *p. o'looms*, Leicestershire *p. of organs*, Worcestershire *p. of bedsteads*, *p. of harrows* (*he is like a toad under a pair of harrows*). in der volkstümlichen sprache werden sich hier, wie auch wol sonst, ältere formen und ausdruckweisen, über die die schriftsprache schon hinweg gegangen ist, länger und ständiger erhalten haben.

Dass sich übrigens auch das hochdeutsche ähnlichen formbildungen nicht verschloss, scheint sich mir aus dem *tûsent par guoter kleider* zu erweisen, das im DWB. VII 1390 aus Seifrieds Alexandreis (14 jahrh.) angeführt wird.

[1] Meckl. urkundenb. XXIII (im erscheinen) 12961.

W. Voss.

WINILEODI.

WvanHeltens aufsatz in der Zs. f. deutsche wortforschung 10, 200 kannte ich noch nicht, als ich die ältere auffassung der capitularstelle gegen Jostes zu verteidigen versuchte (Zs. 52, 84). auch van Helten erklärt *winileodi* wider als weltliche lieder, und ebenso weist er in der behandlung der beiden Venantiusstellen die ansichten von Jostes und Sonnenburg zurück; seine eigene erklärung dieser stellen weicht allerdings wesentlich von meiner auffassung ab. — nun aber hat vGrienberger (Beitr. 36, 515) sich aufs neue der capitularstelle angenommen und die *winileodi* als 'dienstpflichtige klosteruntertanen' gedeutet. — ein fortschritt gegen Jostes scheint mir das nicht zu sein. ich will von der wunderlichkeit der bezeichnung absehen, für die vGrienberger gar ausdrücke der epischen sprache (*winedryhten* und *winemæg)* heranzieht: die erklärung ist sachlich und sprachlich unmöglich. vGrienberger meint, den dienstpflichtigen klosterleuten soll es verboten sein, sich kürzere oder längere zeit in der clausur der nonnen aufzuhalten. — vor allem sollten wir uns abgewöhnen, von nonnen im gewöhnlichen sinne des wortes zu sprechen. *sine regula sedent* bedeutet aller wahrscheinlichkeit nach doch dasselbe wie *canonice vivunt* (*de monasteria puellarum utrum secundum regulam an canonice vivant et de claustra earum.* Cap. I, 100, 22 von 802; *in omnibus monasteriis puellaribus, in quibus canonice vivitur.* Institutio sanctimonialium Aquisgranensis von 816, cap. XIII; MGConc. II 1, 447, 4). KHSchäfer (Die kanonissenstifter im deutschen mittelalter, Stuttgart 1907, s. 179) bezieht unsere verordnung geradezu auf canonissen, stiftsdamen, die, meist töchter des adels, in der stiftsschule in lateinischer bildung unterrichtet werden, unter umständen in sehr jugendlichem alter in den genuss einer präbende gelangen, nicht zur armut und nicht zu dauerndem aufenthalt in der clausur verpflichtet sind, die auch das recht für sich in anspruch nehmen, ganz in die welt zurück zu kehren und zu heiraten. ob der ausdruck *minuta monasteria* und auch die bezeichnung *nonnanes* diese annahme zulässt, weiſs ich nicht; sicherlich haben wir eine freiere religiöse gemeinschaft vor uns, deren ausnahmestellung,

wie *congregatio regularis* beweist, Karl d. Gr. nicht gefällt, und wir finden in der für die canonisch lebenden *sanctimoniales* geltenden institutio die gleichen bestimmungen. die äbtissin soll das kloster nicht verlassen, vgl.: *qua igitur auctoritate aut quibus sanctorum patrum documentis (abbatissae) sibi adtribuunt licentiam foras evagandi aut per villas residendi aut sericeas vestes induendi aut pompis vanis inserviendi?* Inst. VII l. l. 442, 12). — *et earum claustra sint bene firmata*, 'dass ihre clausur wol verwahrt sei' (vGrienberger); vgl.: *ut monasteria puellarum ita undique firmissimis circumdent munitionibus, ut nulli intrandi aut exeundi nisi per portam pateat aditus, quatenus nec viri quiddam, quod non decet, in earum claustris agendi nec sanctimoniales foras evagandi habeant facultatem.* Inst. XI l. l. 446. 18. die übersetzung von Jostes: 'ihre klöster sollen gut befestigt sein' (Zs. 49, 310) ist also falsch, und der schluss, dass damit die 'schutzmannen' überflüssig sind, hinfällig.

vGrienberger meint nun, dass in dem folgenden satze bestimmten klosteruntertanen, den 'wineleuten', der aufenthalt in der clausur verboten würde. die ordnungen für die *sanctimoniales* enthalten das selbstverständliche, aber oft übertretene, allgemeine verbot, männer in die clausur einzulassen, dann aber besondere bestimmungen über ausnahmen; geistliche müssen in der ausübung ihres amtes die clausur betreten dürfen, handwerker müssen dort arbeiten ausführen[1], die möglichkeit mit angehörigen zu sprechen soll nicht abgeschnitten sein[2]; dabei werden gewisse vorsichtsmaſsregeln eingeschärft. alles das ist wol begreiflich, aber gänzlich sinnlos wäre ein gebot, dass die äbtissin unter keinen umständen (*nullatenus*) die dienstleute des klosters in die clausur einlassen dürfte, also auch dann nicht, wenn ihre dienste dort notwendig wären; angenommen, diese übersetzung von *winileodi* wäre richtig, so würde auch für diese leute mit not-

[1] *quando eis in propriis mansiunculis aliquid operis agendum est, quod non sine virorum labore perfici potest, hae sanctimoniales* (nämlich *tres aut quatuor vitae probabilis) coram adsint, ut nullus in his negotiis possit oriri detrahendi aut peccandi locus.* Inſt. XX l. l. 451, 25.

[2] sehr weitgehnde milde: *non debere sanctimoniales in propriis mansionibus cum aliquibus masculis, clericis sive laicis, consanguineis sive extraneis, bibere sive comedere, sed, si quando id agendum est, in auditorio agatur.* synode von Chalons (813), unter bestimmungen für *sanctimoniales quae se canonicas vocant.* MGConc. II 1, 285, 11.

wendigkeit das gelten, was eine bestimmung der synode von Chalons ausspricht (813): *nullus vassus abbatissae nec minister aliquis nec clericus nec laicus claustra ancillarum Dei ingrediatur, nisi forte quando necessitas operandi incumbit* MGConc. II 1, 285, 19. — *et nullatenus ibi winileodos scribere vel mittere praesumat* soll nach vGrienberger heifsen: 'und dass die äbtissin sich durchaus nicht erlaube, dahin die wineleute zu beordern und zuzulassen'. selbst wenn man *ibi* im sinne von 'dorthin' ertragen will, wie kommt *scribere* zu der bedeutung 'beordern'? *milites scribere* ist eine feste formel, und wenn die von Jostes angenommene bedeutung gesichert wäre, könnte allenfalls *winileodos* (waffenführende schutzmannen) an die stelle von *milites* treten, aber in freier anwendung heisst *scribere* 'schreiben' und weiter nichts, ehe nicht ein sicherer beleg aus dem gleichzeitigen latein für eine andere bedeutung beigebracht wird. das ganze capitular mit seinen 37 bestimmungen ist in klarem latein geschrieben; nur hier grade soll eine so wunderlich stolpernde ausdrucksweise angenommen werden? für den sinn, den vGrienberger sucht, standen doch würklich einfachere mittel zu gebote.

Auf die beiden Venantiusstellen will ich nicht noch einmal eingehn; für 7, 8, 62 hat vGrienberger nichts neues beigebracht und in der stelle aus der präfatio verkennt er, wie übrigens auch vanHelten, dass *relidens* absolut gebraucht ist; daran aber hängt das verständnis der ganzen stelle.

vGrienberger legt seiner untersuchung den text von MGLeg. I 68 zu grunde, während Jostes, vanHelten und ich die stelle nach Boretius citieren. dabei zeigt sich, dass die beiden ausgaben abgesehen von minder wichtigem im verbum des letzten satzes abweichen: Pertz druckt *praesumat*, Boretius *praesumant*, beide ohne varianten anzugeben. gleichgültig ist diese verschiedenheit nicht, Jostes wird *praesumat* vorziehen (*abbatissa*), während der singular für die anhänger der älteren auffassung kaum zu erklären ist. bei der wichtigkeit der stelle ist es angemessen die handschriften zu befragen; durch die freundliche vermittlung von AWerminghoff erhielt ich bereitwillige auskunft.

Text nach Boretius capit. I 63; M¹ = Monac. 14468 (a. 821); M² = Monac. 19416 (sec. 9/10); P¹ = Paris. 9654 (sec. 10/11); P² = Paris. 4613 (sec. 10); Gu = Guelferb. inter Blank. 130 (sec. 10); B = Bruxell. 8654—8672 (sc. 9/10); G = Gothan. 84 (sec.

10); Ga = SGallensis 733 (sec. 9); V = Vaticanus Palat. 582 (sec. 9/10).

De monasteriis minutis[1] *ubi nonnanes*[2] *sine regula*[2] *sedent, volumus ut in unum locum*[3] *congregatio fiat*[4] *regularis, et*[4] *episcopus*[4] *praevideat*[4] *ubi fieri possint*[5]. *et ut*[6] *nulla abbatissa*[7] *foras*[8] *monasterio*[8] *exire non*[9] *praesumat*[10] *sine nostra iussione*[11] *nec sibi subditas*[12] *facere permittat*[13]; *et earum*[14] *claustra sint*[15] *bene firmata, et nullatenus ibi*[16] *winileodos*[17] *scribere*[18] *vel mittere praesumant*[19]: *et de pallore earum*[20] *propter sanguinis*[21] *minuationem*[22].

Die collation[23] eines so kurzen stückes kann natürlich kein sicheres resultat ergeben; man sieht wie schwankend die überlieferung der verbalformen ist; immerhin dürfen wir *praesumant* als die besser bezeugte lesart ansehen; von den drei hss., die den sing. bieten, zeigt wenigstens P 2 eine sehr flüchtige abschrift.

[1] *minutis* fehlt M². [2] *nunnanes* M² G; *nonanes* B *nonam et regulam* P². [3] *uno loco* M¹ M² P¹ P² V Gu B G. [4] *fiant regulares, et* fehlt P² *episcopis prevideant* P² *episcopus prevideant* M² *episcopi prevideant* P¹ V *episcopus* corr. aus *episcopis* G. [5] *possit* M¹ M² P¹ Gu V B G. [6] *et ud nulla* corr. aus *et id nulla* G *ut* fehlt P¹ V. [7] *abatissa* B. [8] *foris* Gu *fora* P² *monasterium* V P¹ *monasteria* P² [9] *non* fehlt M¹ P¹ Gu B G V. [10] *praesummat* B Gu *presumant* P². [11] *jussione nostra* G. [12] *subdite* P². [13] *praemittat* G. [14] *eorum* M¹. [15] *sit* M¹ M² Gu B G Ga *sint* fehlt P². [16] *ibi* fehlt M¹ B Ga V. [17] *uuinileoddis* M² *uuinileodes* P¹ *uuinileodus* Gu *venileudus* G *uunileodos* B *winileudos* Ga. [17|18] *melius discrivere* P². [19] *presumat* P² Ga *presūmat* Gu. [20] *aurum* P². [21] *sanguinem* P² G Ga *sanginem* M² *sanguinum* Gu. [22] *novationem*, drüber *minuatinem* M² *novationem* P² Gu G Ga *minutionem* B.

[23] erwünscht wäre noch die vergleichung zweier hss. von Ivrea (Eporediensis 33 und 34) und einer hs. von Modena (Mutinensis eccles. cathedr. ord. I 2).

Königsberg. R. Meissner.

ZU OTFRIDS QUELLEN.

KZwierzina (Zs. 31, 292 f) und ASchönbach (Zs. 39, 384 f. 392 f) haben darauf aufmerksam gemacht, dass die grammatisch-metrischen ausdrücke Otfrids in seiner widmung an Liutbert von Mainz und I 4 aus der terminologie und phraseologie der damaligen schulgrammatiker stammen. mit recht hat Zwierzina

'unmittelbare bekanntschaft' Otfrids mit dem 'Commentum artis Donati' des Pompeius angenommen und gleichzeitig auf den dieses Commentum enthaltenden Weifsenburger codex nr 86 hingewiesen, der zu Weifsenburg 'zur zeit Otfrids oder vielleicht kurz vor ihm' angefertigt worden sei.

Es kann gar keinem zweifel unterliegen, dass Otfrid diese seit alter zeit dem kloster Weifsenburg gehörige hs. gekannt hat, denn sie gehört dem 8 jh. an (vgl. OvHeinemann, Die hss. der herzogl. bibliothek zu Wolfenbüttel 8, 307 nr 4170). sie enthält noch eine reihe anderer schriften und excerpte über metrik: unter anderem Malli Theodori 'De metris' (hg. von HKeil Gramm. lat. VI, 585 f = ThGaisford Scr. lat. rei. metr. s. 525 f) und das fragment aus der metrik des Bonifatius (hg. v. Gaisford aao. 577 f; vgl. auch AugWilmanns, Rhein. Mus. n. f. 23, 403 f). in diesen beiden schriften finden sich stellen, die ganz zu den gedanken Otfrids I 1, 5—26 stimmen. aus der praefatio des Mallius Theodorus dürften dem dichter folgende sätze vorgeschwebt haben:

Dubitare neminem arbitror . . . . quin ratio metrica suavitatis causa reperta sit, videlicet ut ea quae excellentibus sententiis ac verbis dicerentur carminis etiam certa modulatio dulciora auribus redderet. ex quo id effectum est, ut innumerabilis quaedam metrorum multitudo ab his introduceretur, qui in poetica scribendi facultate et ingenio et studio et doctrina principes extiterunt, quod, quid in poemate quasi mollius ac blandius, quid asperius ac durius esset, suas ipsi aures consulebant hisque ita obtemperabant, ut in conformandis suis carminibus artem cum delectatione coniungerent. qui si solum syllabarum naturam ac modum temporum sibi consectandum putassent, obsoleta permulta atque absurda peperissent. sed cum prudentissimi quique audientis delectamentum metricae artis esse originem ac fontem viderent, aurium voluptatem ab his metris, quae ipsi conderent, divellendam non existimarunt, quorum apud omnes huiusce artis studiosos excellit auctoritas . . . . scribimus igitur ita de metris, ut ab his rhythmos procul removeamus, atque in his omnino nullum sit, in quo non pedum defixa ratio cum dulcedine adsociata atque permixta sit.

Aus dem fragment der metrik des Bonifatius kommt folgendes in betracht:

Metra sunt verborum spatia certis pedibus ac temporibus terminata, quibus adhaeret rhythmus, id est modulatio, quae certa dimensione temporum terminatur. Metrorum carmina pro voluntate et pro delectatione aurium instituta sunt, ut, quidquid dulce sonaret, mulceret auditum. Praeterea tam apud Graecos, quam apud Latinos ⟨*curam*⟩ *longe antiquiorem fuisse carminum, quam prosae. Omnia enim prius versibus condebantur.*

München. Friedrich Wilhelm.

EIN FREIDANKBRUCHSTÜCK AUS MEDINGEN.

Das hier veröffentlichte pergamentbruchstück, ein doppelblatt aus einer hs. von Freidanks Bescheidenheit, war auf die innenseite des hinteren einbanddeckels einer hs. vom leben der Christine Ebner († 1356) *aus dem* 15 *jahrhundert eingeklebt. die hs. im besitz des klosters Maria-Medingen OSFr. wurde mit erlaubnis der ehrwürdigen frau oberin M. Melania Scheibenpflug an die Münchener universitätsbibliothek zur einsicht gesant. ich verfehle nicht, auch öffentlich der frau oberin hiefür dank zu sagen. in München wurde das fragment, das nur noch mit bl.* I *v. zz.* 18—23 *und bl.* II *r. zz.* 18—23 *am einbanddeckel festklebte, ganz herausgenommen. die Christine-Ebnerhs. scheint seit alter zeit nach Medingen zu gehören, denn auf dem von der hand, welche paginierte, fälschlich nicht mitgezählten bl.* 1 *steht s.* 1 *b von der gleichen* (?) *hand welche die ganze hs. schrieb:* Daz puch gehort in daz Closter zu Medingen predigerorden. Daz puch sagt von der swester Cristina Ebnerin. Ist gewesen in dem Closter zu Engeltal predigerordens. *da vermutlich die hs. auch in Medingen gebunden worden ist — der einband ist mit der hs. gleichzeitig — so war offenbar auch das Freidankbruchstück, vielleicht sogar die ganze Freidankhs., bevor der buchbinder dafür verwendung fand, zuletzt in Medingen.*[1]

[1] *die hs. ist von mir für das hss.archiv der Deutschen commission in Berlin beschrieben worden. da sie keine signatur trägt, setzen wir anfang und schluss hieher. s.* 1 *(nach alter zählung):* Do man zalt von Gottes geburt tusent iar drithalbhundert jar vñ in dem xxvij iar da warde ein kind geborn an dem karfritag . . *schluss s.* 746 vñ gab ir got was er jr verhaisen het das aug nie gesach or nie gehort noch

Diese Freidankhs. war einspaltig beschrieben. die spalte umfasste 23 abgesetzte reimzeilen, jede zweite zeile eines reimpaares war etwas eingerückt. für die einzelnen zeilen waren die linien mit der reiſsfeder vorgezogen, auch der schriftspiegel war durch linien eingesäumt. er umfasst 8,5 cm in der höhe und 6 cm in der breite. der schrifttypus gehört der zweiten hälfte des 13 jahrhunderts an. das format der hs. war duodez. gegenwärtig beträgt die höhe des bruchstückes 11 cm, die breite 14,5 bis 15 cm, dh. das verhältnismäſsig gering beschnittene bl. II ist 8,5 cm breit, während die breite des am seitenrande stark beschnittenen bl. I zwischen 6 bis 6,5 cm schwankt; aber auch das sind gewis noch nicht die genauen maſse der hs., ihre ränder dürften noch etwas breiter gewesen sein.

Das bruchstück gehört einer hs. an, die die Bescheidenheit in der Müllerschen anordnung bot[1], deren existenz somit für die zweite hälfte des 13 jh.s bewiesen ist. es bietet folgende verse der Müllerschen ordnung bl. I r. 25—46. 51; bl. I v. 52. 47. 48. 53—70; zwischen 52 und 47 steht Grimm 175, 18/19, verse die an dieser stelle in der Müllerschen anordnung fehlen. bl. II r. 255—277; bl. II v. 278—300. zwischen bl. I und bl. II fehlen demnach zwei doppelblätter dh. 184 verse. das entspricht wider dem Müllerschen text.

Die sprache des bruchstücks deutet auf südmitteldeutsches sprachgebiet.

Im folgenden geb ich einen genauen auch die interpunction der hs. berücksichtigenden abdruck des fragments. links vom text ist die zählung nach Grimm beigegeben, rechts sind die zeilen der spalten des bruchstücks (1—23) durchgezählt.

Bl. I recto.

Gr. 6, 9 Geſchuf ſie got · wer ſchuldic ſi
10 daz ſcheide ouch got · waz dir bi
11 Wer mac den ſtrit geſcheidin
12 vnd' criſten · iuden · vñ heiden
13 Wan got der ſie geſchaffen hat 5

jn des menschen hertzen nie ist kumen das got berait hat denen die jn lieb habent zu dem selben lon helf vnſs got auch durch sein barmhertzigkayt amen.

[1] das hat Paul, der wol das meiste Freidankmaterial besitzt und dem ich die bruchstücke vorlegte, sofort erkannt.

14	vn̄ alle dinc an iemans rat	
15	Der wiſte wol ir aller ſtrit	
16	e er ſie geſchuffe · vn̄ ouch irn nit	
17	War umbe ein menſche · ſi virlorn ·	
18	daz ander ſi zegnaden irkorn	10
19	Wer dez vraget daz iſt zeuil	
20	got mac vn̄ ſol tun waz er wil	
21	Was got mit ſin^{s} geſchepfide tut	
22	daz ſol unſ alliz dunken gut	
23	Waz mac der hauen geſprechen	15
24	wil in ſin meiſtir brechen	
25	Alſe luzil mugin [1] wir wid^{s} [2] got	
26	sprechen · kumit vns ſin gebot	
27	Wie der hauin vellit	
7, 1	er wirt vil lichte irſchellit	20
2	Er valle her oder hin	
3	der ſchade get ie ub^{s} in	
175,20	Wir mugin mit keinē ſinnin	23

Bl. I *verso.*

Gr. 175,21	deme tode nit intrinnin	
18	*E* z iſt ein not daz niemā mac	
19	deme tode intrinnī ein tac	
7, 4	*I* ch wiſte gerne eine mere	
5	daz adam unſchuldic were	5
19,25	*R* einer menſchen warin driv	
20, 1	gar ane ſunde w^{s} warin div	
2	*A* dam vn̄ aeue · daz dritte iſt criſt	
3	der nam̄e nit me genennet iſt	
7, 6	*G* ot geſchuf adamin	10
7	ane menſclichē ſamin	
8	*E* ve war von ime genomen	
9	die bede ſint von megedī komē	
10	*D* ie erde waz do ein magit gar	
11	do waz adam von ſunden bar ·	15
12	*Die* virlorn ſit irn magtum	
13	*di* v dritte magit hat megede [3] rum	
14	*Di* e criſt gebar · an argen liſt	
15	vn̄ do waz magit vn̄ iem^{s} iſt ·	
16	*d* er reiner megede kuſchekeit	20
17	crone obe alle megeden treit	
18	*D* o adam ſo reiner wart	
19	virraten mit der hoffart	23

[1] ug *fast ganz durch wurmfraſs getilgt.* [2] id *desgl.*
[3] m *fast ganz durch wurmfraſs getilgt.*

Bl. II *recto.*

Gr. 175,14	Wiſtin die lute irn tot gar	
15	der tanz gewunne cleine ſchar	
2,16	Wir ſulin mit allen ſinnin	
17	Got furhten unde minnin	
1,15	Wer got minnit alſe er ſol	5
16	des herze iſt allir tuginde uol	
2,18	Der werlte drouwin un̄ ir zorn ·	
19	Iſt vor gotte gar uirkorn[1]	
20	Man muz ime vlehen un̄ bittin	
21	er furhtet niemans unſittin ·	10
4,26	Wir geheizen alle gote vil me	
27	denne ez iem^s mit den w^{s}ken irge	
30,21	Ime ſelbin nieman angeſigit	
22	wan d^s · der ſich d^s werlte bewigit	
5, 7	Got nit unuirgoltin lat	15
8	was ieman gutis begat ·	
9	De keiner ſlahte miſſetat	
10	vngerochen ouch beſtat ·	
11	Gotis gebot nich ubirgat ·	
12	wan d^s menſche[2] den er geſchaffen hat	20
15	Got horte moyſes gebet	
16	Daz er den munt nie ufgetet ·	
17	Wes noch ein reine herze gert ·	23

Bl. II *verso.*

Gr. 5,18	des wirt es ane wort gewert ·	
19	Des mundiz gebet iſt leidir cranc	
20	ane des herzen fur gedanc ·	
54,24	Der ſtumme nich geſprechē mac	
25	vn̄ mac betten doch allen tac ·	5
5,21	Menſcliches gewiſſenheit ·	
22	vor gotte ſine ſculde ſeit ·	
28,15	hoffart der hellen kunigin ·	
16	die wil bi allen lutin ſin ·	
17	Er bidirbe odir boſe ſi	10
18	So let ſie niemans herzē vri ·	
19	hoffart · gitekeit · unde · nit	
20	die hant noch vaſte irn alten ſtrit ·	
21	Daz ſchinet ouch an adame ·	
22	wan ſus v^{s}darp ſin reinir ſame ·	15
50,16	Wer unreht wil zerehte han ·	
17	der mus doch vor gote zerehte ſtan ·	
20	Vor gotte er wirt geſwachet ·	

[1] *oder* **uirlorn?** [2] **maenſche,** *das unterpungierte* a *abgerieben oder noch durch rasur getilgt?*

21	der reht zeunrehte machet ·	
1,19	Wer nicht[1] furhtet alle tage ·	20
20	der ist ein rehtir zage ·	
31,20	Got nieman des engelten lat	
21	obe er der werlte hulde hat	23

[1] ninht.

München. Friedrich Wilhelm.

ZU EBERNAND VON ERFURT.

I. CHRONOLOGISCHES.

Für die entstehungszeit des gedichtes 'Kaiser und Kaiserin' von Ebernand von Erfurt hat man neuerdings das jahr 1201 als terminus post quem angenommen[1], aber dabei ist eine stelle in der vermeintlichen quelle (MGSS. IV 792 ff) nicht in betracht gezogen worden. dort (818 b, 42 ff) heifst es, dass Konrad, bischof von Würzburg, *qui persecutionem passus est*, einmal im Bamberger dom die eben erzählte geschichte *multis audientibus* erzählt hätte. Konrad war in Bamberg am 8 sept. 1201[2], wol zur feier der heiligsprechung der kaiserin Kunigunde, die am 9 sept. 1201 stattfand[3], und da die von ihm erzählte geschichte den gemahl der Kunigunde, Heinrich II, betrifft, so wird er sie wol gerade zu der zeit erzählt haben; dazu stimmt das '*multis audientibus*' des lateinischen berichts sowie das '*manec vernam*' (v. 2703) Ebernands.

Wichtiger aber sind die sätze '*qui persecutionem passus est*' im lateinischen und '*an ime geschach ouch missetât*' (v. 2714) in Ebernands gedicht. damit ist zweifellos auf die ermordung Konrads hingedeutet, die am 3 dec. 1202 stattfand[4]. sonst ist nichts in Konrads leben, worauf dies passen könnte. wir bekommen also hierdurch einen neuen festen terminus post quem

[1] vgl. meine dissertation Ebernand von Erfurt: zu seinem leben und würken, Jena 1907, und Schröder Zs. 51, 149.

[2] vgl. Th. Münster Konrad von Querfurt, Leipz. diss., Wernigerode 1890, s. 53.

[3] vgl. Wetzer und Welte, Kirchenlexikon, 2. aufl., s. v. 'Kunigunde'.

[4] vgl. Münster aao. s. 60.

für die entstehungszeit sowol der Leipziger handschrift, die die erste lateinische aufzeichnung der betreffenden geschichte enthält[1], als auch des Ebernandschen gedichtes. das jahr 1203 ist unbedingt das frühstmögliche.

II. ZUR QUELLE EBERNANDS UND EINER MITTELALTERLICHEN LEGENDE.

In der einleitung zu seiner ausgabe s. II ff weist Bechstein auf folgende lateinische aufzeichnungen der legende des heiligen Heinrich und der heiligen Kunigunde als Ebernands quellen hin: 'Vita Heinrici', 'Vita Cunegundis', und 'Vitae S. Heinrici Additamentum'[2]. was die beiden vitae betrifft, so erweist sich diese angabe Bechsteins als zulässig[3], aber aus verschiedenen gründen, die ich im folgenden auseinandersetzen möchte, scheint es mir gewis, dass Ebernand nicht aus dem Additamentum schöpfte. im gegenteil: es ist sehr wahrscheinlich, dass das Additamentum, dessen bericht über Heinrichs lahmwerden von der römisch-katholischen kirche aufgenommen und verbreitet worden ist[4], zum teil auf Ebernands gedicht beruht!

[1] Leipz. stadtbibl. 194. rep. II. fol. 64. nach Giesebrecht (Gesch. der kaiserzeit, 2 aufl., Braunschweig 1860, II 588) ist die hs. 'bald nach 1200' entstanden, nach der Bibl. hag. latina (Bruxellis 1898, I 569) 'saec. XIII in.'; dagegen Gfrörer (Allg. kirchengesch., Stuttgart 1846, IV abt. I, 197) 'um 1300'.

[2] vgl. MG. SS. IV p. 792—814. 821—828 und 816—820.

[3] vgl. Bechsteins tabellarische zusammenstellung der entsprechenden stücke des gedichtes und der lateinischen texte, einl. s. III f.

[4] vgl. Acta Sanctorum XIV Julii. über die verbreitung der drei geschichten des Addit. sei folgendes hier bemerkt. noch im 13 jh. (das Addit. wurde im anfang des 13 jh.s geschrieben, vgl. unten s. 90) wurde das 2 capitel des Addit. einmal herausgegriffen und einfach in die Vita Heinrici von Adalbertus eingereiht, in der sogenannten Rebdorfer handschrift (vgl. MG. aao. p. 788, 28 und Neues Archiv für ält. dt. geschichtskunde 33 [1907] s. 191 ff). aufser dieser hs. aber gibt es noch vier hss., die das 2 capitel des Addit. in der Vita Heinrici anbringen (Hamburg: Stadtbibl. nr 34, 18 jh.; München: Kgl. Hof- und staatsbibl. a) 1592 18660 (Tegernsee 660) 4° 15 jh. 235 fol.; b) 46 membr. 4° 15 jh. 54 fol.; Nürnberg: Stadtbibl. cent. IV, 17. 381 bl. 15 jh.); zwei von diesen, die beiden Münchener hss., bringen es sogar ohne bericht über die herkunft der geschichte (vgl. unten s. 4). auch sind aufser der Leipziger hs., die die erste auf-

Das Additamentum besteht aus drei capiteln, welche die trauung Heinrichs und Kunigundens, das lahmwerden Heinrichs, und die feuerprobe Kunigundens in dieser reihenfolge behandeln. dieselben drei geschichten erzählt Ebernand in den versen 697 bis 988, 2693—2864 und 1163—1626. von diesen stellen handelt es sich hier zunächst um das 2 capitel des Addit. und um die verse 2693—2864 des gedichtes. durch eine untersuchung dieser geschichte, wie sie im lateinischen und bei Ebernand steht, lässt es sich meiner meinung nach beweisen, dass Ebernand das Addit. zur quelle nicht benützte.

Die geschichte von Heinrichs lahmwerden wird sowol vom chronisten als auch von Ebernand folgendermafsen erzählt: 'Der heilige kaiser Heinrich kam einmal mit seinem gefolge auf den berg Gargan in Apulien in eine kirche, welche dem erzengel Michael geweiht war, und wo man alle acht tage, der sage nach, den gesang von grofsen engelscharen hören konnte. dort betete Heinrich, und nachdem man seine bitte, ihn allein in der kirche zu lassen, erfüllt hatte, sah er zwei engelscharen, den erzengel Michael und Gott selber in die kirche kommen. darauf folgte das hochamt, und als der Herr das von einem engel dargebotene buch geküsst hatte, winkte er dem engel, das buch zum kaiser zu bringen, dass dieser es auch küsse. der kaiser wurde aber

zeichnung des Addit. enthält, noch zwei hss. bekannt, die das vollständige Addit. aufweisen (Eichstätt: Seminarbibliothek nr 700 (332) 17 jh.; Nürnberg: Stadtbibl. cent. III, 69. 15 jh.), und eine aus dem 15 jh., die nur das 1 und 3 capitel des Addit. enthält (Bamberg: Kgl. bibl. 113, Q. III. pap. II). alles zusammen sind es denn neun hss., die das Addit. als ganzes oder stückweise enthalten. aus den hss. kam der stoff dieser oder jener geschichte, auch aller drei, in viele der neuesten fassungen der legenden der beiden heiligen, zb. in diejenigen von Heidenreich, Müller, Rion und Toussaint (Heidenreich: Das heil. kaiserpaar Heinrich und Kunigunda, Bamberg 1901; H Müller: Das heil. kaiserpaar Heinrich und Kunigunde, Steyl (Rheinland) 4 aufl. 1906; J. Rion: Das heil. kaiserpaar oder Leben und taten des heil. Heinrich und der heil. Kunigunde, Bamberg 1832; Toussaint: Geschichte der heil. Kunigunde von Luxemburg, Paderborn 1901). man vgl. besonders die von Müller s. 285 ff citierte 'Vision der gottseligen A. K. Emmerich', die die handlung des lahmwerdens Heinrichs in einer vision gesehen haben wollte; die beschreibung dieser vision stimmt in vielem mit der vision überein, die wir im Addit. und bei Ebernand finden.

von diesem zeichen der gunst des Herrn so überwältigt, dass er dem willen Gottes nicht sofort entgegenkam, worauf der engel seine hüfte berührte und ihm mut zusprach. durch dieses berühren seiner hüfte wurde Heinrich lahm, und so blieb er zeit seines lebens, ebenso wie Jacob von einem engel gelähmt wurde'.

Am ende der lateinischen aufzeichnung fügt der chronist hinzu, dass er die geschichte nicht gelesen, er habe sie aber für wahr gehalten, *relatu veracium et venerabilium virorum*, dass Konrad, bischof von Würzburg, der die geschichte gelesen haben wollte, sie einmal in der kirche zu Bamberg erzählt hätte, und dass er, der chronist, die geschichte von einem damaligen zuhörer Konrads gehört habe. diesen zuhörer kenne er wol, er halte ihn für einen glaubwürdigen menschen, und auf dessen inständige bitten habe er die geschichte aufgezeichnet.

Im gedichte Ebernands steht der bericht über die herkunft der geschichte voran als einleitung zu derselben. dieser bericht ist mit dem des chronisten identisch, nur dass Ebernand nichts von *relatu veracium et venerabilium virorum* sagt und sich auf nur einen mann bezieht. er berichtet uns, dass Konrad, bischof von Würzburg, der die geschichte gelesen haben wollte, sie einmal in der sacristei zu Bamberg erzählt, und dass er, Ebernand, die geschichte von einem damaligen zuhörer Konrads gehört habe. er halte dies zeugnis für zuverlässig, und auf das bitten dieses zuhörers habe er die geschichte aufgezeichnet.

Weder im lateinischen noch im deutschen steht aufser dem hinweis auf Konrads vermeintliche quelle irgend ein wink, der auf eine ältere schriftliche aufzeichnung dieser geschichte hinwiese. der chronist und Ebernand, jeder erzählt sie mit interesse an der sache, mit frische und scheinbarer ursprünglichkeit.

Das alter der beiden aufzeichnungen steht nicht so genau fest, dass sich aus ihm die priorität der einen oder andern ohne weiteres ergäbe. die Leipziger handschrift des Additamentum soll 'aus dem anfang des 13 jahrhunderts' stammen (oben c. 2). das gedicht Ebernands wurde zwischen 1203 und 1237 geschrieben[1]; 'Kaiser und Kaiserin' kann also recht wol vor dem Additamentum verfasst sein.

[1] über seine vermutlichen beziehungen zu Bamberg vgl. meine dissertation s. 29 ff.

Auch aus den lebensverhältnissen des chronisten und des dichters lässt sich nichts entnehmen, was für oder gegen Ebernands unabhängigkeit vom Addit. spräche. vom leben des chronisten wissen wir nichts; wir können also gegen seine angaben, zb. dass er einen zuhörer Konrads gekannt habe, nichts einwenden. wir können den angaben Ebernands aber ebenso viel glauben schenken. ein freund von ihm lebte um die wende des 12 jahrhunderts eine zeit lang in Bamberg (v. 4029 ff), und es ist sehr wahrscheinlich, dass Ebernand mit einer beträchtlichen anzahl von leuten bekannt wurde[1], deren einer ein damaliger zuhörer Konrads gewesen sein könnte. es gibt nichts in dem Ebernandschen bericht über die herkunft der geschichte von Heinrichs lahmwerden, was wir nach unserer kenntnis von seinem leben nicht unbedenklich hinnehmen können.

Wenden wir uns zu den gründen, welche für die ursprünglichkeit der aufzeichnung E(bernand) gegenüber A(dditamentum) sprechen.

Es ist schon festgestellt worden, dass Ebernand bei benützung der Vita Heinrici und der Vita Cunegundis sehr oft mit sclavischer abhängigkeit von seinen quellen verfuhr. nicht nur tatsächliches, sondern auch bildliches, ja sogar einzelne redewendungen bringt er mit rührender beflissenheit wider an. v. 162—163 sagt er selber: *swaz ich vor mir geschriben sê, ich lâze ez ungerne underwegen.* diesem ausgesprochenen princip ist Ebernand bei der Vita Heinrici und der Vita Cunegundis merkwürdig treu geblieben. bei der geschichte von Heinrichs lahmwerden aber gibt es in A. mehrere, auch hübsche redefiguren, die gar keinen anklang bei E. finden. dies verstöſst in auffallender weise gegen seine arbeitsweise in anderen teilen des gedichts. es verstöſst noch schärfer dagegen, wenn man in betracht zieht, dass er soeben im anfang dieser selben geschichte so kühn gewesen sein soll, sich den bericht über ihre herkunft wort für wort anzueignen. wenn E. also A. vor sich liegen gehabt hat, ist er seinem princip nicht nur im gedicht überhaupt, sondern

[1] vgl. Bechstein aao. s. II und meinen aufsatz: The relation of Ebernand von Erfurt to his sources, Princeton university bulletin vol. XV nr 1 (1903) s. 1 ff. (damals glaubte ich freilich noch, dass Ebernand das Addit. benützte.)

sogar innerhalb derselben geschichte plötzlich untreu geworden. es wäre doch eher anzunehmen, dass der dichter, wenn ihm das Addit. zu gebote gestanden, alles benützt hätte, als dass er dieses und jenes herausgesucht und anderes bei seite gelassen hätte.

Auch Ebernands darstellungsweise bei dieser geschichte lässt uns an ihn als einen glaubwürdigen erzähler glauben. zweimal erwähnt Ebernand den gesang der engel (v. 2759—61 und 2770—71), zweimal sagt er, dass Heinrich allein in der kirche blieb (v. 2786 und 2790—91), und dreimal, dass das volk hinausgetrieben wurde (v. 2785. 2788—89 und 2792). er widerholt sich auch in anderen teilen seines gedichtes, aber nirgends so oft auf so beschränktem raume wie hier. diese widerholungen lassen sich kaum durch reimnot erklären. E. scheint seinen stoff nicht ganz in seiner gewohnten weise zu beherschen, er stolpert im erzählen, wie er es nirgends tut, wo er nachweisbar eine schriftliche vorlage hatte. er stolpert, wie es mir scheint, eben weil er zu dieser geschichte keine schriftliche vorlage hatte.

Ein wichtigerer grund zu der annahme, dass E. diese geschichte durch mündliche überlieferung kennen lernte, gerade wie er angibt, und dass sie nicht auf A. beruht, ligt in ihrer stellung in dem gedicht. bisher hat E. verschiedene episoden aus Heinrichs leben erzählt, die alle, seine trauung mit Kunigunde und Kunigundens feuerprobe allein ausgenommen, aus einer handschrift der Vita Heinrici geschöpft wurden. aber nun, nachdem er von Heinrichs tode und begräbnis, und wie er seinem bruder Brun in einem traum erschienen sei, erzählt hat, fügt er noch diese episode aus Heinrichs leben dem vorhergehnden hinzu. diese anordnung ist sehr auffallend. denn nicht nur ist E. der reihenfolge der episoden in der Vita Heinrici eng gefolgt, sondern er hat auch die beiden geschichten von der trauung der beiden heiligen und von Kunigundens feuerprobe an sehr passenden stellen eingereiht; bei der feuerprobe soll Heinrich nach ihm eine hervorragende rolle gespielt haben. aus der einreihung dieser beiden geschichten ergibt es sich als wahrscheinlich, dass E. auch für die geschichte von Heinrichs lahmwerden einen glücklichen platz gefunden hätte, wenn sie ihm in einer schriftlichen vorlage zugänglich geworden wäre; eine sehr geeignete

stelle dafür wäre nach v. 1846, nach der vorführung anderer episoden, die sich während des aufenthalts Heinrichs in Apulien ereigneten. wenn er die geschichte aber nur aus mündlicher überlieferung erhielt, wie er behauptet, ist es nicht auffallend, dass er sie erst erzählt, nachdem er die schriftlich überlieferten geschichten der Vita Heinrici erschöpft hat. bei Ebernand bildet die geschichte von Heinrichs lahmwerden eine art addendum; was Heinrich allein anbelangt, so ist der bericht über seine heiligsprechung das einzige, was dieser geschichte folgt. sie bildet deshalb ein addendum, weil sie die einzige geschichte über Heinrich allein ist, die nicht auf einer schriftlichen quelle beruht.

Man vergleiche ferner die darstellungsweise Ebernands bei dieser erzählung und bei einer anderen (4003—4300), welche auch eine ihm von einem freund erzählte episode einführt. die darstellungsweise dieser beiden geschichten ist frappant ähnlich. bei der letzteren ebenso wie hier leitet E. die erzählung ein mit einem ausführlichen bericht über ihre herkunft. eben wie hier berichtet er uns, dass er sie von einem mann erhielt, dessen wahrhaftigkeit er trauen konnte, auch dass nur dieses mannes bitten ihn zum erzählen der geschichte gebracht haben. eben wie hier versichert er uns, dass wir seiner erzählung glauben schenken dürfen, trotzdem er sie nicht gelesen, sondern nur gehört hat. diese zweite geschichte ist die einzige in der dichtung, die keine parallele in irgend einem lateinischen bericht über die leben Heinrichs und Kunigundens findet. ihre herkunft, wie sie Ebernand darstellt, hat man ganz ohne bedenken geglaubt, und von dem was wir über Ebernand wissen, beruht verschiedenes auf den angaben, die der bericht über ihre herkunft enthält. infolgedessen fragt man sich sehr natürlich: wenn die zweite geschichte geglaubt werden soll, warum sollen wir Ebernands bericht über die herkunft der geschichte von Heinrichs lahmwerden nicht glauben? läse man diese samt der einleitung ganz unbefangen und ohne kenntnis von einer parallelen lateinischen version, so würde man sie ohne bedenken für eine geschichte annehmen, die Ebernand genau in der weise hörte, wie er behauptet. gesetzt den fall, dass der lateinische text im laufe der zeit spurlos verschwunden wäre, so würde man den E.schen text durchaus für einen zweifellos ursprünglichen halten.

Schliefslich ligt ein gewichtiger grund zu der annahme, dass die E.sche geschichte von Heinrichs lahmwerden würklich in der von dem dichter beschriebenen weise entstand, in seinem verhalten schriftlichen quellen gegenüber in denjenigen teilen seines gedichts, welche zweifellos auf älteren aufzeichnungen beruhen. in diesen anderen teilen weist Ebernand immer wider auf seine vorlage hin wie auf eine unanfechtbare quelle: vgl. v. 137. 152. 154 und öfters. gerade dadurch hofft er scheinbar eine bereitwilligere aufnahme und verbreitung seines gedichtes zu erreichen. wenn er also auch diese geschichte aus einer schriftlichen vorlage schöpfte, hätten wir allen grund zu erwarten, dass er sich beeifern würde, es zu sagen. in keinem anderen teile seines gedichtes nimmt E. ohne quellenangabe irgend etwas auf, was sich in einer schriftlichen quelle aus älterer zeit finden lässt. ist es denn anzunehmen, dass er in diesem falle mündliche überlieferung vorschieben würde? würde er solche nur bei einer geschichte vorschieben?

Die übereinstimmung dieser partie E.s mit der darstellung des lateinischen Addit. ist schon oben dargelegt worden. diese übereinstimmung ist im einzelnen so genau, dass, wenn H. das lateinische nicht benützte, der schluss unumgänglich ist, dass dem chronisten das gedicht als quelle diente. zum weiteren beweis der an mehreren stellen auffallenden übereinstimmung vgl. v. 2721—23: *sol man mîn mêre strâfen, ich wolde lieber slâfen die wîle ichz tihten solde* und MG. aao. 818b, 56 ff.: *mallem sompno meo requiescere, quam ficta vel frivola de sanctis Dei conscribere.*

Aufser dieser übereinstimmung im einzelnen trägt das lateinische noch andere spuren der abhängigkeit vom deutschen. in den übrigen zwei capiteln der Addit. weist der lateiner auf keine quelle, schriftlich oder mündlich, hin; er sagt nur am anfang des 1 capitels: *quod in eorum legenda deesse videtur, hic plenius inveniatur.* das heifst also: in zwei capiteln des Addit., im 1 und 3, erscheint es ihm unnötig, irgendwelche aufklärung über die herkunft der erzählten geschichten zu geben; im 2 capitel aber fühlt er sich plötzlich gedrungen, einen genauen bericht über die herkunft der geschichte aufzuzeichnen. diese beflissenheit scheint mir verdächtig, wenn auch dem einen fall, in dem A. seine quelle nennt, nur zwei gegenüberstehn, in denen er sie verschweigt.

Wenn man E.s darstellung dieser geschichte mit der lateinischen vergleicht, erscheint die letztere tadellos. der chronist beherscht den stoff vollkommen, und er stellt die episode mit schwung und bewuster technik dar. zb. E. beschreibt die kirche (v. 2754 ff): *des selben munsters edel werc ist ein vlinsharter stein: ez ist der heilegen gotshûs ein, daz got ûf der erden geschuof od hiez gewerden;* MG. aao. 818a, 44 ff: *basilica non ab hominibus fabricata, neque per hominem dedicata, sed operatione divina vel virtute mirabiliter extructa, divina etiam benedictione venerabiliter consecrata.* vgl. ferner v. 2793—95: *der guote keiser sîn gebet ze gote mit grôzem vlîze tet; er offent ime sîn tougen* und MG. aao. 818 b, 8 ff: *cum pura pii regis oratio sicut incensum ascenderet coram Domino, Deus Israel, qui in sanctis suis semper est mirabilis, mirabilem ei dignatus est ostendere visionem.* list man diese stellen ohne vorurteil, so merkt man gleich die naive aufrichtigkeit der deutschen und die stilisierte phrase der lateinischen. E. erzählt wie einer der einfach und getreu eine ihm glaubwürdige geschichte widergeben will, seine leser sollen derselben glauben schenken wie er; der Lateiner aber gibt sich mühe, die geschichte in dem herkömmlichen wollautenden stil der mittelalterlichen legende zu erzählen; eben dadurch will er ihr wol den schein der zuverlässigen überlieferung leihen.

Trotz seinem drange nach rhetorischem wolklang bietet aber der Lateiner keine einzige tatsache, zu der er nicht einen anhaltspunct im gedicht finden konnte. der schauplatz ist derselbe, alle teilnehmer sind dieselben, jede einzelne handlung ist genau wie sie E. beschreibt.

Wenn der Lateiner E.s gedicht nicht benützte, lässt sich seine durchgehnde übereinstimmung mit E. nicht erklären. dass die beiden auf eine ältere, gemeinsam benützte überliefernng zurückgehn, glaub ich nicht, weil die oben dargelegten argumente mich überzeugt haben, dass E. keine schriftliche vorlage hatte, und dass er zu der geschichte gekommen ist eben wie er angibt. ich leugne es nicht, dass der Lateiner sehr leicht einen zuhörer Konrads hätte kennen können. es scheint mir aber ganz ausgeschlossen, dass er die geschichte in so vollkommener übereinstimmung mit E. hätte erzählen können, ohne genaue kenntnis von E.s versen zu haben. mir scheint demnach der schluss

unabweislich, dass der Lateiner den stoff zu dieser geschichte direct aus E.s gedicht geschöpft hat.

Von dem gesichtspuncte der zeit- und ortsverhältnisse aus ist es leicht möglich, dass A. das werk Ebernands kannte. wir wissen, dass Ebernand mit rücksicht auf das Bamberger domcapitel schrieb [1], und dass er diesem das gedicht, wie Paul bemerkt [2], gewissermafsen widmete. es ist daher sehr wahrscheinich, dass es recht bald in Bamberg, der residenz der beiden heiligen, bekannt wurde, und diese kenntnis des gedichts kann zu jeder zeit in den ersten zwei jahrzehnten des 13 jahrhunderts eingesetzt haben. das Addit. wurde vermutlich in Bamberg geschrieben, weil die Leipziger handschrift, worin es sich befindet, eine abschrift der nicht lange zuvor, dh. ca. 1200 [3], in Bamberg entstandenen Vita Cunegundis enthält. sehr leicht konnte es sich also ereignen, dass der verfasser von A. mit dem gedicht E.s in Bamberg bekannt wurde und es ebendort benützte.

Wenn Ebernand seine geschichte von Heinrichs lahmwerden nicht aus dem Addit. schöpfte, so bezog er auch den stoff zu seinen erzählungen über die trauung der beiden heiligen und über Kunigundens feuerprobe anderswoher. es ist mir schon längst klar geworden, dass diese beiden geschichten Ebernands nicht auf das Addit. zurückgehen. erstens sind die lateinischen geschichten viel länger als die betr. partieen des gedichtes und enthalten viele details, welche bei Ebernand nicht vorkommen [4]. bei seinem gewöhnlichen engen anschluss an schriftliche quellen hätte Ebernand kaum so viel übersehen oder weggelassen. ferner legt Ebernand worte, die das Addit. dem einen gibt, einen andern in den mund [5], und er reiht oft die details ganz anders ein [6]. änderungen trifft er aber nie in denjenigen teilen des gedichts, welche bewiesenerweise auf einer schriftlichen quelle beruhen. aus diesen gründen glaube ich nicht, dass E. das Addit. bei seinen erzählungen über die trauung und die feuerprobe benützte.

[1] vgl. v. 4032—94 und 4475—92, auch meine dissertation s. 29ff.

[2] Gab es eine mittelhochdeutsche schriftsprache? (Halle 1873) s. 13.

[3] vgl. Chroust Monum. Palaeograph. lief. XXII taf. 4. (München 1906.)

[4] vgl. zb. MG. aao. 820 a, 31 ff. wo Kunigunde die feuerprobe antritt.

[5] vgl. v. 1432 ff und MG. aao. 819 b, 55 ff.

[6] vgl. v. 1487 ff und MG. aao. 820 a, 31 ff.

Nach der verhältnismäfsig glatten art, in der E. von der trauung und der feuerprobe erzählt, und nach der breite und abrundung dieser selben geschichten im Addit. zu urteilen, darf man vielleicht annehmen, dass sowol der Lateiner als Ebernand eine ältere, kürzere, nur zwei capitel enthaltende fassung des Addit. kannten und benützten. noch heute existiert in Bamberg auf der Königl. bibliothek eine handschrift (113. Q III. 11) aus dem 15 jahrhundert, welche nur das 1 und 3 capitel des Addit. enthält. sie ist freilich eine genaue abschrift der version der Leipziger handschrift, es fehlt nur der anfang der ersten geschichte (MG. aao. 816 a, 37—817 a, 22). aufserdem, wie ich in m. diss. s. 95 ff bewiesen habe, bezog ein deutscher autor des 16 jahrhunderts, Nonosius, den stoff zu seinen geschichten über die trauung und die feuerprobe aus einer anderen, kürzeren quelle, als es das jetzige Addit. ist. auch enthielt Nonosius quelle nur diese zwei geschichten, und diese war nicht die genannte Bamberger handschrift. da Ebernand von der quelle des Nonosius abweicht, ebenso sehr wie von der Bamberger handschrift, dürfen wir aus dem quellennachweis für Nonosius und aus der existenz der Bamberger handschrift nur den schluss ziehen, dass eine kürzere fassung des Addit. wie oben beschrieben, zur zeit wo Ebernand dichtete, sehr wol existiert haben kann.

Wenn der chronist die geschichte von Heinrichs lahmwerden aus Ebernands gedicht nahm, so ist zu erwarten, dass er auch in den beiden anderen geschichten von dem gedicht mindestens beeinflusst worden ist. dies ist vielleicht der fall. Ebernand sagt, v. 974—76: *sîn* (dh. Christus) *wart ze vlîze wol gephlogen an sînen armen lûten: sus sult ir daz bedûten;* das Addit. berichtet, MG. 818 a, 4—9: *et quidem ipse . . . suis ultimis eisdem intererat nuptiis, in quibus etiam optimis dapibus est optime refectus. ipse enim dicturus est: quod uni ex minimis meis fecistis et cetera.* hier scheint mir A. das deutsche zum ausgangspunct gemacht zu haben. das gleiche gilt bei v. 1609 ff und MG. aao. 820 b, 44 ff: Ebernand erzählt in lehrhafter weise, dass Kunigundens geistliches licht, vorher verborgen, nun überall leuchtete durch die vorteile der feuerprobe, offenbar eine anlehnung an Matth. v. 14—15; der chronist nimmt den gedanken auf, führt die ersten worte des biblischen citats an, und geht dann zu einer längeren didaktischen ausführung über. wie schon oben

gesagt, ist der unterschied zwischen diesen geschichten bei Ebernand und im Addit. zu grofs, als dass man annehmen dürfte, dass Ebernand aus dem lateinischen schöpfte. er ist aber auch zu grofs, um den schluss zu gestatten, dass A. nur aus dem gedicht schöpfte.

Dass A. bei der geschichte von Heinrichs lahmwerden so abhängig von Ebernand und bei den beiden anderen so unabhängig von ihm erscheint, beruht wol auf der verschiedenen autorität, die man den verschiedenen geschichten beimafs. bei der lähmung Heinrichs behandelte A. eine geschichte, welche eine anzahl Bamberger von Konrad, dem bischof von Würzburg, gehört hatten; daher war es nötig, dass er die geschichte erzählte, gerade wie sie damals erzählt wurde. wenn er aber auf die trauung und feuerprobe kam, hatte er es mit älteren, weniger fest überlieferten legenden zu tun, und er durfte details umgestalten, ohne gefahr zu laufen, gegen wolbekannte überlieferte versionen zu verstofsen. dass er Ebernands andere auf mündlicher überlieferung beruhende geschichte (v. 4003—4300) nicht der über Heinrichs lahmwerden mit einverleibte, liefse sich dem verhalten der Bamberger dieser geschichte gegenüber zuschreiben. sie wurde in Bamberg nicht geglaubt (vgl. v. 4232 ff). A. schrieb, als sie im gedächtnis vieler fortlebte, und selbstverständlich wollte er die glaubwürdigkeit seiner übrigen erzählungen durch die annahme dieser angezweifelten nicht in frage stellen.

Die schlüsse, welche ich aus dem obigen ziehe, sind folgende: Ebernands geschichte von Heinrichs lahmwerden entstand gerade wie Ebernand es angibt. Ebernands erzählung über die trauung und die feuerprobe gehn wahrscheinlich auf eine kürzere schriftliche version der entsprechenden capitel des Addit. zurück. das 2 capitel des Addit. wurde aus Ebernands gedicht geschöpft. das 1 und 3 capitel des Addit. werden wahrscheinlich von dem E.schen gedicht beeinflusst.

Nachtrag. Dass die Leipziger hs. die älteste aufzeichnung des ganzen Addit. enthält, ist vielleicht doch nicht ganz richtig: die Rebdorfer hs., die das 2 capitel des Addit. aufweist, stammt nach Leidinger [Neues Archiv für ält. dt. geschichtskunde 33 (1907) s. 193] aus dem 'anfang des 13 jh.', diese kann also noch älter als die Leipziger hs. sein. aber ob nun der schreiber dieser oder jener hs. die betr. geschichte aus E.s gedicht schöpfte,

ist schliefslich gleichgiltig. die beiden lateinischen hss. sind höchst wahrscheinlich in Bamberg geschrieben — die Rebdorfer hs., sowie die Leipziger enthält die ca. 1200 in Bamberg entstandene Vita Cunegundis —, und falls die Rebdorfer die ältere ist, so könnte der schreiber der Leipziger hs. die geschichte von Heinrichs lahmwerden aus der Rebdorfer hs. genommen haben und beim 1 und 3 capitei des Addit. auch noch von E.s gedicht beeinflusst worden sein.

Princeton (New Jersey). **George M. Priest.**

KLEINIGKEITEN ZU GOTTFRIEDS TRISTAN. Dass die ausgabe Marolds, auf welche die hingebende arbeit so vieler jahre verwendet worden ist, unsern ansprüchen leider nicht genügt, ist in dieser Zs. schon widerholt ausgesprochen und nachgewiesen worden. ich habe nicht die absicht, auch meinerseits in die kritik des herausgebers einzutreten, der sich nicht mehr rechtfertigen kann, muss aber den nachfolgenden bemerkungen, sowie denen die z. tl. schon bereit liegen und nach mafsgabe des raumes folgen sollen, doch zwei worte vorausschicken. die handschriftliche überlieferung Gottfrieds ist gewis eine reiche und gute, aber auch sie lässt im einzelnen viele zweifel übrig, die aus dem genauen studium der scharf ausgeprägten und fein durchgebildeten sprach- und verskunst des dichters beseitigt werden müssen. Marolds völlig unverständliches princip aber trifft die entscheidung immer nach dem stande der überlieferung. so entscheidet er sich v. 4729 *ûz Pegases ursprunge* für die form mit *u*, obwol der dichter im reim (11324. 11835. 11870. 17988) ausschliefslich *urspringe* bietet; dass diese form auch von 5 hss. gestützt wird, erscheint gegenüber dem reimbeweis nebensächlich. schwieriger ligt die entscheidung in andern fällen, zb. in solchen, wo man Gottfried allenfalls einen wechsel im spiel mit der annomination zutrauen kann. so verwendet der dichter in der eingangspartie zweimal das von ihm geschaffene verbum *werlden*: v. 44 u. bes. 65 *der werlt wil ich gewerldet wesen* — beidemal weichen eine anzahl hss. ab und bieten *gewerdet*, *gewirdet*. wenn nun in v. 4468 *wiltû zer werlde* (l. *werlt*) *gewerdet sîn* alle hss. für diese la. sprechen, so bin auch ich der meinung, dass ein vorsichtiger herausgeber nicht ändern soll, immerhin aber scheint ein hinweis auf v. 44. 65 und ihre überlieferung angebracht, ja geboten.

In dem akrostichon des eingangs schreibt auch M. wider v. 33 *Chunst.* das ist doppelt falsch, denn einmal wird hier das *h*, das erst mit dem *Hei* von v. 37 folgt, vorausgenommen, und

dann widerspricht die schreibung der orthographie nicht nur unserer ausgaben, sondern auch ganz gewis Gottfrieds selbst und seiner Straſsburger schreiber: die urkunden des 12 u. 13 jh.s kennen die schreibung *ch* nicht, wol aber schreiben sie den k-laut des wortanfangs vor *u* stets als *c*: also *Cůnrat*, *Cůno*, *Cůnce*, wie man sich beim nachschlagen des Straſsburger urkundenbuchs bd I leicht überzeugen kann: etwa nr 132 (1193), s. 109, 16; nr 137 (1199), s. 113, 2—15; nr 525 (1263), s. 399, 37 ff., *Kintwilre* — *Cůnzen von Kůnheim* (di. Kienheim!) — *Cůnrats;* nr. 541 (1263), s. 412, 5 f. also *Cunst*![1]

Mit der methode Zwierzinas hat ſich M. gar nicht vertraut gemacht, und wo er die resultate seiner reimuntersuchungen übernimmt, geschieht es mit wenig tact. so entspricht es ganz gewis nicht den realen verhältnissen, wenn M. das adv. *gar* im auftact und wo es sonst in der senkung erscheint, immer mit längezeichen schreibt, weil Z. in der (betonten!) reimstellung die form *gâr* als sicher erwiesen hat.

Bei dieser gelegenheit eine bemerkung, die mir erst kürzlich aufgestoſsen ist. bei meiner letzten Tristanlectüre nahm ich unwillkürlich anstoſs an v. 12639 *nu was ouch Isôt hantgar*, dh. 'zur hand', als es galt, den platz einzunehmen, an dem sie Brangäne bei Marke vertreten hatte. das wort passt nicht eben gut zur situation und fällt aus dem wortschatz Gottfrieds heraus, der nur je einmal *wîcgar* (8737) und *ze wîge und ouch ze kampfe gar* (5956) hat. beim aufschlagen der wörterbücher fand ich nur zwei stellen: Herb. 12378 *Hector was hantgare* dh. 'schlagfertig' im kampfe, und Eilh. 3864 *die zagin wârin hantgare,* 'bereit einen auftrag auszuführen'. das seltene und vielleicht in Norddeutschland heimische Wort erscheint also bei Eilhart nicht in der gleichen situation, sondern rund 1000 verse später. hat es Gottfried — natürlich unbewust — dorther entnommen, so wirft das ein licht auf sein verhältnis zu dem vorgänger: er kannte nicht nur dessen werk, sondern las es in groſsen abschnitten noch während der arbeit an seinem eignen Tristan. diese beobachtung müste natürlich weiter verfolgt werden.

In der sammlung Teutonia ist uns auch ein specialwörterbuch zum Tristan versprochen — und es wird gewis willkommen geheiſsen werden. nur will ich beizeiten die bitte und mahnung aussprechen, dass der bearbeiter den apparat und insbesondere die lesarten der hs. M. nicht aus den augen lassen möge. über die frage, wieweit M (+ BE) die erste fassung oder ausgabe überliefere, wird hoffentlich eine arbeit aufschluss bringen, die in meiner nähe erwächst.

[1] vgl. auch Zs. 51, 146 n. 1.

E. S.

GICHT

EIN BEITRAG ZUR KUNDE DEUTSCHER KRANKHEITSNAMEN.

Certum est corporis vires incantationibus
et carminibus vinciri. S. Augustin.

Von verschiedener seite, von sprachwissenschaftlicher sowol wie von medicinischer, wurde schon der versuch gemacht den ursprung des wortes *gicht* aufzudecken. nicht oder doch nur zweifelnd und mit vorbehalt wurden die bisherigen erklärungen angenommen. dass eine befriedigende lösung noch nicht erzielt worden ist, hängt hauptsächlich damit zusammen, dass man nur getrachtet hat, das einzelne wort zu etymologisieren, statt umschau zu halten in dem grofsen lexicon der krankheitsnamen und sich klarheit zu verschaffen über ihre semasiologischen und sachlichen zusammenhänge. das ist allerdings nötig, und aus diesem grunde hol ich ewas weiter aus, wobei ich zugleich versuche, eine kurze übersicht zu bieten über die wichtigsten bedeutungsgruppen deutscher krankheitsnamen. auf vollständigkeit muss ich freilich verzichten: dazu fehlen mir hier auch die erforderlichen mittel.

Zunächst die bedeutungen des wortes *gicht*. wir haben im deutschen nicht weniger als sechs gleichlautende ausdrücke, die ihrem sinne nach erheblich von einander abweichen. in der sprache der bergleute und hüttenarbeiter besagt *gicht* oder *gichtöffnung* soviel als mündung des hochofens, oberer abschluss des schachtraumes; auch der raum um diese mündung wird so genannt. weiter wird *gicht* gebraucht zur bezeichnung der bestimmten menge von erz und kohlen, die auf einmal in den ofen 'niedergeht' oder auf einmal 'aufgegeben' wird; man spricht von einer 'gicht möller', einer 'gicht koks' usw. Weigand verbindet das wort in seinem 'Deutschen wörterbuch' mit mittelhochdeutsch *giht* 'gang, reise', und gibt als bedeutung an 'im hüttenbau, auf den hochofen führender gang zum hinaufschaffen der kohlen und eisensteine'. diese falsche, jedesfalls schiefe und einseitige definition ist auch in der letzten (5) auflage stehn geblieben. eine andre erklärung des wortes, das jetzt über das ganze deutsche sprachgebiet und darüber hinaus verbreitet ist (dänisch *gigt,* polnisch *gichta,* tschechisch *kychta*) bieten Heyne Deutsches wb.

1181, und Sanders Wörterbuch der deutschen sprache I 581, die von der zweiten bedeutung des wortes ausgehn und es mit *gicht*, der niederfränkisch-niederdeutschen form des mhd. *gift* 'gabe' zusammenstellen. da der ursprung der hochöfen vermutlich in den Niederlanden zu suchen ist, hätte diese erklärung eine grofse wahrscheinlichkeit für sich. gicht wäre demnach zunächst das was (auf einmal in den ofen) gegeben wird. *gicht* = mündung aber wäre als verkürzte ausdrucksweise für gichtöffnung zu fassen, ähnlich wie wir von (gepäcks)aufgabe sprechen im sinne von aufgabestelle. nun bietet das DWB. IV 2346 eine form, die sich mit dieser etymologie nicht vereinigen lässt: '*jucht* f. auf hammerwerken eine gewisse masse kohlen mit gemengten steinen = *gicht*' und fügt die redensart bei: *die jucht setzen.* da *jucht* auch für *gicht* im sinne von krankheit belegt ist, seh ich vorderhand von einer weiteren erörterung ab und verweise auf s. 168.

Ein etwas rätselhaftes wort ist das mhd. *giht* 'gang', auf das sich Weigand beruft. aufser dem in zeitbestimmungen öfter belegten *sunnegiht* oder *sungiht*, ags. *sungihte*, 'sommersonnenwende' findet sich nach dem Mhd. wb. I 518 ein *kirchgiht* 'kirchgang', in dem von Oberlin herausgegebenen Glossarium germanicum medii aevi Scherzens und ein angelsächs. *gebedgiht* 'conticinium', Bosworth-Toller Anglo-sax. dict. 937. zu streichen ist das bei Lexer Hwb. I 1014 verzeichnete *giht* gang, reise, denn für die stelle in Ottokars Reimchronik (Pez 29[b], Seemüller v. 1734) ligt eine andere auffassung näher, und Seemüller bemerkt dazu s. 1355 '*giht* stf. zugeständnis, aussage, *an die g. bringen, daz* 1734 (so wol besser zu erklären als durch das sonst unbelegte simplex *giht* gang, reise)'. JGrimm Myth. I 513, Schmeller Bayer. wb. I 870, Mhd. wb. I 518 usw. stellen *sunnegiht* zu got. *gāhts* gang, ahd. *gāht* in *bettegāht* (Notker). nach Fick Vgl. wb. III[5] 124 ist mhd. *giht* aus *gaht* (!) hervorgegangen. die herausgeber denken wol an fälle wie *trichter* aus *trahtari, trehter, wichsen* aus **wahsjan,* worüber weiter unten. ich muss gestehn, dass mir dieses mhd. *giht* immer verdächtiger erscheint: es müste doch zum mindesten *gîht* lauten, wofür sich jedoch aus keiner germ. sprache ein beleg erbringen lässt. wie kommt auch *sunnegiht*, wenn gleich 'solis iter', zur bedeutung 'solstitium'? mich dünkt eine andre erklärung, auf die ich im schlussteil zu sprechen komme, viel wahrscheinlicher. — es bleiben nun noch ags. *gebed-*

giht und das *ἅπαξ λεγόμενον kirchgiht* übrig, dessen herkunft noch untersucht werden müste. eine späte dialektische entwicklung aus flectiertem *gāht* wäre ja vielleicht nicht ausgeschlossen, aber ich möchte fast vermuten, dass eine verwechslung mit *kirchgicht* = *kirchgift* oder **kirchgiht* = *kirchspil, -spel* vorliegt. ags. *gebedgiht* 'conticinium' erinnert lebhaft an das Notkersche *bétte gâht* (*tánne sî sie râuuende ze bétte gâht álde ze míttero náht . . . ze íro bâte chómen* cum quiescentes eos silentio concubię aut intempestę noctis ad se uenire . . . compelleret, Piper I 729) und ist vom präfix abgesehen damit identisch, denn der i-stamm germ. **gāhtiz* in got. *framgahts, innatgahts* muste im ags. zu *ʒíeht, ʒíht* werden wie etwa **cāsi* (caseus) über *cǽsi* zu *cíese, cýse.*

Ein weiteres *gicht* n., neben *giecht*, bietet das Schweiz. idiotikon II 112 mit der bedeutung 'gefrorner nebel, der sich an körper, bes. bäume angesetzt hat, rauhreif'. im selben sinne wird auch gebraucht *bicht* (*biecht*) n.m. Id. IV 1010, *jäch* m. *gjäch* und *gjächt* n. daneben steht das verb *jächen, g(e)jächen*, welches das eintreten des rauhreifs ausdrückt, Id. III 5. das Idiotikon II 1120 verzeichnet ferner *khikx, chikx, chik, chiki, chitt; phikx* (*phik*) die zum verbum *hicke*ⁿ, meist *gehicke*ⁿ (gespr. *khikxe chikxe, chitte*) und *behicke*ⁿ (*pikxe*) 'rauhreif ansetzen' gehören. es sei bemerkt, dass die formen mit *ie* die bekannte hochalemannische brechung des *i* vor *h*(*ch*) zeigen, und dass die formen mit inlautendem unaspiriertem *k* denjenigen schweizerischen mundarten angehören, die (ursprünglich) geminiertes *k* nicht aspirieren; auf dieses gebiet beschränkt sich auch *chitt, chitte*, dessen *t* offenbar auf dissimilation beruht. *gicht, bicht* und *jäch*(*en*) lassen sich leicht unter einer germ. wurzel *jek-*(*jik-*) vereinigen (**ge-, bejiht* aus **-jekti-*). Id. II 112 f. hält sie für verwant mit ags. *gic-el* eiszapfen, an *jök-ull* gletscher; Fick III[5] 328 fasst sie unter einer idg. wurzel *jeĝ-, iĝ-* zusammen, für die belege aus dem litauischen und irischen beigebracht werden. das Idiotikon geht noch weiter und stellt auch die formen mit anlautendem *h* dazu, indem es einen wenig glaubhaften übergang von *j* in *h* voraussetzt. die *h*-formen werden wol zu an. *héla* reif aus **hihlōn-* gehören, das Bugge Arkiv f. nordisk filologi 2, 354 f. mit aind. *çiçirá-* verbindet. in beiden fällen dürften onomatopoetische wurzeln zugrunde liegen; ich verweise auf die ausführungen s. 166.

In der 'Teütsch spraach' des Josua Maaler findet sich laut

Schweiz. id. II 112 *gicht* in der bedeutung 'raden, schabab, melanthium'. das Id. meint: 'vielleicht umgedeutet aus dem alten [schon bei Plinius belegten] botanischen namen *gith* = St. Katharinenrädlein, oder, worauf das syn. 'schabab' deutet aus *gicht* III = weggang zu erklären'. von der letzteren deutung können wir leichten herzens absehen; für die erstere dagegen spricht auch ags. *gitte* μελάνθιον, *giþ* cockle, Cockayne Leechdoms II 248 bez. III 328. die anlehnung an *gicht* wurde möglicherweise veranlasst durch die würkung des genusses von rade, der unter anderem heftige bindehautentzündungen hervorruft; kaum dürfte verwechslung mit dem radekorn oder gichtkorn vorliegen (so genannt wegen der an die gichtknoten erinnernden verbildung des weizenkornes). krankheitsnamen wurden schon früh zur benennung von pflanzen verwendet, vgl. *grint* = chelidonia, Steinmeyer-Sievers Ahd. glossen III 587, 13 (daneben *grintwurz*, Summ. Heinr. 103, 16), *twalm* = mandragora (der pflanze wird eine betäubende würkung zugeschrieben), wie denn auch bezeichnungen für pflanzen als krankheitsnamen auftreten: *ab-*, *unkraut, flechte, feige, rose* usw.

Die ältere sprache kennt ferner *gicht* f in der bedeutung 'aussage, bekenntnis, geständnis'. sein *g* wechselt mit *j*, vgl. ahd. *jiht* Graff I 586. es ist nie daran gezweifelt worden, dass es mit dem beliebten suffix *-ti-* vom verbum *jehen* sprechen, sagen, bekennen, abgeleitet ist, dessen *j* sich vor folgendem *i* in *g* wandelt: mhd. *ich gihe* neben dem pl. *wir jehen.* aufser dem einfachen *giht* (aus urgerm. **jehti-*) kennt das mhd. und nhd. mundarten *gegiht*, *gejiht* f., *gegihte* n. *bigiht*(*e*) f., woraus *bîht*(*e*) 'beicht', *urgiht* f. (n. Schweiz. id. II 109) *vergiht* f., denen die zeitwörter *ge-*, *be-*, *er-* und *verjehen* zur seite stehn.

Als sechstes homonym endlich wäre *gicht* als krankheit anzuführen. eine übertragung ligt vor, wenn die durch die halmfliege oder das grünauge verursachte verdickung der halmteile beim getreide, die sich vergleichen lässt mit der schwellung und lähmung der menschlichen gliedmafsen, als *giht* bezeichnet wird.

Auf die verschiedenen formen, in denen uns das wort entgegentritt, will ich später eingehen; zunächst sei die bedeutung festgestellt und ihre geschichte kurz skizziert. in der ärztlichen fachsprache ist *gicht* heut auf die arthritis uratica beschränkt, diejenige krankheit, die durch ablagerung von harnsauren salzen

(kristallisierten uraten) und die damit verbundene gewebsnekrose ihr wesentliches gepräge erhält. diese beschränkung des wortes in der schulmedicin ist kaum über ein halbes jahrhundert alt; ist es doch gar nicht so lange her, dass man sich über das wesen der gicht einigermafsen klar wurde. zwar sind schon im 16 und 17 jahrhundert ansätze zur scheidung von gicht und rheumatismus vorhanden — vgl. Dictionnaire encyclopédique des sciences médicales x 7 ff. — aber erst Garrod hat im jahre 1848 den nachweis geliefert, dass in dem blute der gichtkranken sodaurat in abnormer menge vorhanden sei. ich verweise auf WEbstein 'Die natur und behandlung der gicht', 2 auflage, Wiesbaden 1906, s. 13 f., dem ich meine medicinischen angaben im wesentlichen verdanke. je weiter wir zurückgehn, desto gröfser wird der bedeutungsumfang des wortes, desto mehr erscheint es uns als ein sammelname für eine reihe ätiologisch grundverschiedener krankheiten, die nur in ihren äufseren merkmalen eine gewisse ähnlichkeit aufweisen. noch zu anfang des 19 jh.s wird in fachkreisen gicht und rheumatismus zusammengeworfen, wie heute noch in den weitesten schichten des volkes, und selbst nervenkrankheiten wie das hüftweh (ischias) und andere werden unter 'gicht' miteinbegriffen. mit 'lähmung, zuckung, krämpfe' lässt sich altdeutsches *giht* in der regel widergeben, und in allen diesen und noch anderen bedeutungen lebt es in der volkssprache fort. ich hebe aus der fülle von belegen nur einzelne heraus. Schweiz. idiotikon II 113: *gicht*, *giecht*[1] n. 1. entzündung, entzündeter, eiternder zustand einer wunde. auch bildlich: erbitterung, hass, zorn, feindschaft. 2. fliegendes übel; gliedersucht. 3. a) schwach convulsiver zustand mit bewustlosigkeit; epilepsie. b) plur. (*gichter*, *gichti*, *giechteni*, *gichtene*ⁿ, plur. eines fem. **gichti*) krämpfe, zuckungen bes. kleiner kinder ... dieselben bedeutungen mit ausnahme der erstgenannten kennt auch Fischers Schwäb. wb. III 648, wo folgende formen geboten werden: *gĭxt*, *giəxt*, *giet* *n.* (in der halbmundart f). Martin und Lienharts Wb. der elsässischen mdaa. I 197: *gicht*(*e*) meist pl. krämpfe, convulsionen der kinder, bes. bei plötzlichem, heftigem schrecken, auch beim zahnen. weinkrämpfe. *D stilli gichter* mienenveränderung, auch lächeln und augenverdrehen der

[1] mit der schon erwähnten brechung vor *h*. der ansatz eines germ. *jeuhti* auf grund dieser form, s. Fick III⁵ 331, ist daher ganz überflüssig.

kinder im schlaf. auch von erwachsenen bei grofsem schrecken (s. nachtrag). Schmeller, Bayer. wb. ı 869: das *gicht*, *gegicht*, das und die *vergicht*, gicht, gliederkrankheit, convulsion. Follmann Wb. der der deutsch-lothringischen mdaa. 204: *gichtere* f., *gicht*, lähmung. im übrigen verweis ich auf Heyne Deutsche hausaltertümer ııı 124 und auf Höfler Deutsches krankheitsnamenbuch, wo s. 189 f. zahlreiche belege und eine fülle von zusammensetzungen und specialisierungen geboten werden. Höfler führt folgende hauptsächliche bedeutungen des wortes an: epilepsia, eclampsia, tetanus, convulsiones, morbus comitialis, paralysis (schlag), arthritis, pestanfall. *darmgicht* ist colik, ileus. ich füge nur noch hinzu, dass im Middelnederlandschen woordenboek von Verwijs und Verdam ıı 1944 *die rode guchte* mit 'belroos (rose)' widergegeben wird, und dass nach HZahler Die krankheiten im volksglauben des Simmentales, Bern 1898, s. 53, anm. 2 jede wunde, die im heilungsprocesse nicht ganz normal verläuft, gewisse abnormitäten zeigt, rötung der umgebung, eiterung oder gar blutvergiftung, vom volke als *giechtig* bezeichnet wird. nach der meinung des volkes sind nicht alle leute gleich *giechtig*, dh. dem giechtigwerden ausgesetzt. hierher wird wol auch dänisches *igt* 'panaritium' bei Nemnich Lexicon nosologicum, sonst meist 'eiterkern in geschwüren' zu stellen sein. im Norweg.-dän. etym. wb. ı 459 wird es freilich mit mnd. *e(c)k*, *ak* eiter, beule usw. zusammengebracht. die bedeutung macht keinerlei schwierigkeiten, wie aus dem verlaufe dieser untersuchung erhellt. auch der übergang von 'entzündung, geschwulst' in 'eiterige materie' ist durchaus nicht unerhört, wird doch auch das bisher noch nicht befriedigend gedeutete *afel* landschaftlich sowol im sinne von 'entzündung' (ja geradezu 'erysipelas') wie auch in dem von 'eiterkern' verwendet.

Damit werden nun verschiedene krankheiten in unsern gesichtskreis gerückt, die ich als 'g i c h t i s c h e' zusammenfassen möchte, und ein gründlicher etymologe muss auch ihren benennungen seine aufmerksamkeit zuwenden, will er seiner erklärung die nötige grundlage verschaffen. wenn diese süchte auch mit gicht in dem heutigen streng medicinischen sinne gar nichts zu tun haben und ihrer entstehung nach stark von einander abweichen, so verbindet sie doch, wie bereits angedeutet, eine gewisse verwantschaft in den äufseren symptomen. nach Ebstein

s. 187 ist gicht in den ersten stadien schwer von gelenksrheumatismus zu unterscheiden. schwellung verbunden mit starker rötung sind beiden krankheitsformen eigen, ebda. 175, bes. 179 ('hände und füſse schwollen dabei derart an, dass sie feuerrot und ganz unförmlich wurden'). als besonders wichtige prämonitorische zeichen für die gicht sind öfter widerkehrende rheumatoide erkrankungen wie der lendenmuskelrheumatismus, der sogenannte hexenschuss, die herumziehenden muskelschmerzen zu beachten, ebda. s. 235. 312. der gicht gehn gelegentlich fiebererscheinungen und rheumatismus voraus, s. 179. 'gelegentlich traten epileptiforme krampfanfälle und aufregungszustände, welche sich zur tobsucht steigerten, auf', s. 220, vgl. auch s. 209. 224. krämpfe sind bekanntlich auch der gelenksneurose eigen: sie stellt so für die volkstümliche medicin die brücke her von gicht und rheumatismus zu eklampsie und epilepsie. die plötzlichkeit der anfälle, der bohrende, reiſsende schmerz kommt der gliedersucht im allgemeinen zu, ebenso ergeben sich in bezug auf den sitz der krankheit und die folgeerscheinungen eine reihe von beziehungen: rheumatismus, gicht, gelenksneurose, eklampsie verursachen, namentlich wenn chronisch auftretend, steifheit, lähmung der glieder. auch der rotlauf, der uns als 'gichtische' krankheit noch beschäftigen wird, steht der genannten gruppe nicht ganz fremd gegenüber: 'der typische gichtanfall charakterisiert sich als ein mehr weniger heftiger, aseptisch verlaufender, entzündlicher process, welcher in mancher beziehung denen des erysipels sehr ähnliche symptome erzeugt. . . . wir constatieren nämlich eine intensiv (purpurn oder bläulich) gerötete . . . auſserordentlich druckempfindliche, glänzende und gespannte haut . . . wir beobachten auch hier wie beim erysipel, nachdem die entzündliche schwellung gewichen ist, meist eine ausgiebige abschuppung der oberhaut', Ebstein s. 198. eine gewisse unstetigkeit des sitzes eignet dem rheumatismus wie der rose. wie die rose hat auch der ihr ätiologisch verwante umlauf oder das panaritium das bestreben sich in der fläche auszubreiten und ergreift im vorgerückteren stadium die beinhaut und sehnenscheide; auch er hat starke schwellung verbunden mit rötung zur folge. rötung der haut ist das wesentliche merkmal der erythems, das oft von fieber und rheumatischen schmerzen begleitet ist und in einer der schwereren formen knoten und

geschwülste entwickelt (vgl. der ausdruck purpura rheumatica oder peliosis rh.), die in der volksmedicin mit den gichtknoten zusammengeworfen werden konnten. auf das verhältnis von 'gicht' zur h y s t e r i e komm ich später zu sprechen.

Bevor ich auf die bezeichnungen für 'gichtische' krankheiten eingehe, scheint es mir angemessen, die vorhandenen etymologieen des wortes *gicht* zu mustern und auf ihren wert hin zu prüfen.

Mit éiner ausnahme haben alle, die bisher ihre philologische sonde an das wort legten, *gicht* aus heimischem sprachstoff abzuleiten gesucht. diese ausnahme bildet kein geringerer als RVirchow, der sich in seinem in der Berliner medicinischen gesellschaft am 19 dec. 1883 gehaltenen vortrage über nephritis arthritica für herkunft aus dem romanischen *gutta* ausspricht, allerdings ohne sich näher über die sprachliche umgestaltung zu äufsern (vgl. Deutsche medicin. wochenschrift 1904, s. 149). an und für sich wär es sehr wol möglich, dass ein lehnwort vorligt trotz den alten belegen, denn früh schon lernten die Germanen ausdrücke römischer heilkunst kennen: ist doch unser *fieber* (ahd. *fiebar*, ags. *féfor*) eine alte westgerm. entlehnung, und auf lat. *roseola* beruht wol das im obd. weit verbreitete und wegen des übergangs von lat $o > u$ früh übernommene *rüsel* (daneben *rösel* oder entrundet *risel*) masern, flecken, sommersprossen; vgl. *roseolam:* (ahd.) *rósoli*, Prudentiusgl. Zs. 15, 529 (715)[1]. verhältnismäfsig alt ist auch obd. *geil* aus *gīl* bruch (ernia *gil*, erniosus *gilohter*, Steinmeyer und Sievers Ahd. gll. III 439, 76 f.), das mit mhd. *geil*(*e*) hode nichts zu tun hat, sondern wie bair.-österr. mundarten zeigen, welche anlautendes *g* und unaspiriertes (fremdes) *k* noch scheiden, ursprüngliches *k* besitzt und mit slow. *kila*, tschech. *kyla* zu griech. *κήλη* (gesp. *kīlī*) geschwür, bruch gehört, vgl. unser hydro-, sarko-, varikokele (oder -cele) u. nachtrag. weitere früh eingedrungene lehnwörter führt MHeyne Hausaltertümer III 192 an. ist also auch von chronologischem standpunct nichts gegen die entlehnung einzuwenden, so ist jedoch aus lautlichen gründen der übergang von *gutta* zu *gicht* ausgeschlossen, auch wenn man ndl. *guchte* und den moselfränkischen (luxembur-

[1] mit *friesel* fieberausschlag, mit dem es zusammengebracht wurde, s. Kluge unter 'F r i e s e l', hat der 'rüsel' nichts weiter gemein als die äufsere ähnlichkeit, welche allerdings dazu beitrug, dass die beiden wörter sich in form und bedeutung gelegentlich beeinflussten.

gischen) übergang von *t* in *cht*, vgl. Anz. XXXIV 220, in betracht zieht.

Mit *giht* = gang hat es Grimm Deutsche myth.[1] II[4] 967, Gesch. d. d. spr. 276 und nach ihm Schmeller-Fr. Bayer. wb. I[2] 869, Schade Altd. wb. I 323 zusammengebracht. 'da man auch darmgicht für colik findet, und . . . sungiht gehen und wenden der sonne bezeichnet, so scheint mir *gicht* allgemein das *gehen, wenden* und *reifsen* des schmerzens im leib zu bezeichnen und dem goth. gahts . . . vergleichbar'. die benennung der krankkeit als 'gang' wäre nicht ausgeschlossen. ich erinnere daran, dass unter den vielen beiwörtern der gicht auch *umgehend, laufend, springend* vorkommen, dass *umgehend* (n.), *umlauf, rotlauf* für zona, erysipelas, panaritium und ähnl. verwendet werden, Schmeller I 860, Höfler 352, Schweiz. archiv f. volkskunde 5, 186, und dass auch *umgang* als krankheitsname auftritt, Höfler 183. auch in der westfälischen bezeichnung *de varen, varende, de lopende varen* für fliegende gicht (arthritis vaga)[2] Myth. II 967 hätte *gicht* = gang einen verwanten; vgl. dazu die ausführungen von dr Coesfeld, Deutsche med. wochenschr. 1904, s. 149. sachlich wär also kein widerspruch zu erheben, aber *gicht* = gang führt, wie bereits erwähnt, im deutschen eine zu fragliche existenz, um ernstlich in betracht zu kommen.

MHeyne Hausaltertümer III 124 meint, es müsse dem worte eine ganz allgemeine vorstellung zugrunde liegen 'und es scheint, als ob diese nicht die unbeweglichkeit der gliedmafsen, sondern die bei manchen krankheitsformen in verbindung damit auftretenden entzündungserscheinungen, anschwellen und zuckungen in den gliedern, sowie abschuppen von hautflächen und damit verbundenem jucken betroffen hätte, denn das nächstverwante angelsächs. *gihđa, gicđa* ist völlig in die bedeutung des brennens und juckens der haut übergegangen, während eine andere ableitung des betreffenden wortkerns, angels. *gehđu, geohđu* das brennen und schwellen der seele in not und schmerz zeichnen will. damit rückt aber das wort in die familie des angels. *gyccan,* altsächs. *jukkian*, ahd. *juchan, jucchan,* mhd. *jucken,* das seinen sinn auch auf der bedeutung des entzündlichen juckens entfaltet hat . . . rein semantisch genommen gienge auch Heynes hypothese an.

[1] fürderhin abgekürzt Myth. (immer die 4 auflage).

[2] damit ist wol identisch *de farren* = hauptweh, Myth. III 465 (nr 865).

auch krimmen vereinigt in sich die bedeutung von krampf, colik, juckender ausschlag (krätze), und *tropfen*, auf das ich noch zurückkomme, ist nicht allein gicht, schlagfluss, sondern auch die schauder- und juckempfindung beim kleinen hautgrind, gänsehaut, Höfler 330 bzw. 752. bei Ebstein s. 241 heiſst es: 'unter den prämonitorischen symptomen, welche bei dem auftreten des gichtanfalles bisweilen aufhören, manchmal aber auch, und dann bisweilen in gesteigertem maſse, fortbestehn, ist ein sehr starkes und den kranken überaus belästigendes hautjucken (pruritus) zu erwähnen'. der übertragung von 'pruritus' auf 'arthritis' steht demnach nichts im wege, aber sprachlich ist Heynes hypothese unhaltbar, denn bei genauerem zusehen stellt sich die unmöglichkeit heraus ags. *ȝihđa* prurigo mit *gicht* zu verbinden. die älteren formen des ags. wortes sind *ȝicđa, ȝiecđa,* deren *i* bzw. *ie* durch *i*-umlaut hervorgegangen sind aus urspr. *eo*, das im ags. in der gruppe *ju* gemeingerm. *u* vertritt, vgl. Sievers Ags. gram. § 74, § 100, § 210. *ȝiecđa* ist demnach vollkommen identisch mit ahd. *juckido* das 'jucken'. was es mit ags. *ȝehđu, ȝehđo, ȝiohđo, ȝiđu* kummer, sorge für bewantnis hat, weiſs ich freilich mit sicherheit nicht zu sagen. *on ȝioȝođo* Beow. 2793 scheint auf ein abstractum **ȝeȝōđī* zu weisen, doch ligt hier wol einfach schreibfehler (verwechslung mit *on ȝioȝođe* in der jugend) vor. Heyne hat mit seiner ansicht anhänger gefunden in Weigand-Hirt, Tetzner, Löwe, Vercoullie. eine besondere wurzel *jih-* setzt dagegen Franck an in seinem Etymologisch woordenboek der nederl. taal unter *jicht*: 'voor den wortel, die oorspronkelijk waarschijnlijk met *j* begon, dus *jih*, moet en gelijke grondbet. ondersteld worden als voor jeuk'. von einem noch unerklärten stamme *gih-* geht auch Kluge aus: er setzt ein ahd. *gihido* an, das zu ags. *gihđa* gliederlähmung(?) gestellt wird.

Mit *jagen* verbinden es Falk und Torp im Etym. ordbog s. 222, den zusammenhang mit ags. *gicþa* usw. ablehnend. 'som biformen mnt. *jecht* viser, har ordet *gigt* grundformen **jahti-*, som er verbalsubst. til vb. *jage*. *gigt* er altsaa egentlig 'flugt i lemmerne, flyvegigt'. Helms Ny fuldstændig ordbog bietet: flyen i lemmerne, vulg. die gicht, wofür man nach Etym. ordbok s. 173 auch einfach *flog* sagt, und das zu unserem 'eilen' gehörende *iling* ist nicht nur schauer, stoſswind, sondern auch gicht-

schmerz. doch ist hier eher von der bedeutung 'plötzlicher anfall' auszugehn, vgl. norw.-dial. *eling* 'regn- eller snebyge, anfald' und unten s. 138. lautlich ergeben sich bedenken. von den beispielen, die im deutschen übergang von uml. -*e* > *i* aufweisen, ist *trichter* aus *trehter* mitteldeutsch. die oberdeutschen mdaa. haben die nicht umgelautete form oder den offenen uml. des *a*. *gitter* ist den meisten obd. dialekten fremd, dafür *gater* m. oder f., selten n. alemannisches *gäter* n., bair.-österreichisches (*ge*)*gater* mit hellem *a* beruht wie das schon mhd. bezeugte *geter* n. (!) auf **gigatari*. doch ist es immerhin wahrscheinlich, dass eine ablautform mit *ë* bestand, die im collectiv **gigitiri* ergab, da das Schweiz. id. *gigitter* n. und *gitteri* f. belegt. *wichsen* ist freilich auch allgemein oberdeutsch. Fick III^5 381 setzt *wek* als germ. wurzel an, die das *i* leicht erklären würde: in der tat ist es nicht glaublich, dass *a* vor *hs* im obd. bis zu *ė* umgelautet und dann weiter bis zu *i* erhöht wurde. es wäre allerdings auch möglich, und diese annahme hat manches für sich, dass ein culturwort vorliegt, das von Mitteldeutschland, wo der übergang von umgel. *a* vor *hs* in *i* tatsächlich bezeugt ist, nach dem süden drang: in schweizerischen mdaa. wäre die echt oberdeutsche form noch lebendig, s. Vetsch Die laute der Appenzeller mdaa. s. 52: *wäxse* mit wachs bestreichen [1].

Zu mhd. *gîgen* stellt *gicht* Wackernagel in seinem Altd. hwb., indem er als grundbedeutung von *geigen* 'in zitternde bewegung setzen' annimmt. dafür böten bair. *gigkeln* beben, zucken, *gicken* stechen, stechend berühren, norweg. dial. *giga* wackeln usw. zweifellos eine stütze, und gegen die bedeutung ließe sich nichts einwenden, aber alle diese wörter haben anl. *g*, während die verschiedenen besonders niederländischen und niederdeutschen nebenformen unseres krankheitsnamens entschieden auf *j* weisen.

Der letzte mir bekannte versuch, das dunkle wort etymologisch zu beleuchten, wurde soeben von Heinrich Schröder in seinen Ablautstudien s. 47 f. unternommen. Sch. stellt es zu einer germ. basis *euaku* 'tröpfeln, fließen', zu der auch nd. *wack*

[1] wie ich sehe, haben Falk und Torp ihre deutung zurückgenommen. in den nachträgen zu der deutschen, von Davidsen besorgten ausgabe ihres Etym. wb. s. 1468 wird ags. *gicþa* mit *gicht* zusammengebracht und von *gycþa* getrennt. *gicht* wird mit mhd. *gigel*, *gickel* zucken, kitzel verbunden und zu lit. *gëžia* es kratzt, gestellt.

'feucht' und *ochse* eig. 'besprenger, befruchter' gehören sollen. Sch. verweist auf mnd. *gicht, jicht, jecht*, mndl. *jicht, jecht, jucht*, deren *ji, je, ju* sich nur bei annahme eines urgerm. *eu̯*- vereinigen lasse. zur sachlichen begründung sagt Sch. folgendes: die meisten wörter für 'gliederlähmung' und 'schlaganfall' (dies bedeutet *gicht* auch im nhd. und frühnhd., und noch bei Luther ist *gichtbrüchig* = 'vom schlage gerührt') gehn aus von der vorstellung des fliefsens, tröpfelns, zb. nhd. *fluss, schlagfluss*, mhd. *tropfe* 'apoplexis, paralysis'. Sch. erinnert weiter an rom. *gutta* und an *rheumatismus*. wie weit Sch.s auffassung berechtigt ist, wird aus den folgenden abschnitten erhellen.

Zunächst einige allgemeine bemerkungen. es dürfte kaum eine gruppe von wörtern in unserem sprachschatz geben, die so schwankend und schillernd ist in ihrer bedeutung, wie die ausdrücke der volksmedicin. nur bezeichnungen für äufserliche gebrechen und sogenannte chirurgische krankheiten, wie leistenbruch, kropf, hühnerauge sind verhältnismäfsig eindeutig und begrifflich einigermafsen fest umrissen; von namen für innere krankheiten (organ- und constitutionskrankheiten) nur diejenigen, die von besonders auffälligen und gleichartigen symptomen begleitet, also leicht erkennbar sind, wie schnupfen, fieber, gelbsucht u. ähnl. alles andere ist vieldeutig, unbestimmt, fliefsend, mehr sammelname als gattungsname, und diese collectivbezeichnungen dienen nicht selten mehr zum ausdruck gleichartiger symptome als zur benennung verwanter krankeiten. die sprache spiegelt damit nur den erfahrungsbereich volkstümlicher heilkunde getreu wider. wir haben bereits gesehen, welche fülle von krankheitsformen der name *gicht* in sich schliefst. welche kluft besteht doch für jeden mediciner zwischen einer einfachen entzündung oder eiterung einer wunde und etwa fallsucht oder lähmung, und doch wird sie überbrückt durch denselben sprachlichen ausdruck. dabei verteilen sich die verschiedenen bedeutungen nicht etwa immer auf ein weites gebiet, wir finden sie nebeneinander auf einem verhältnismäfsig kleinen teil des deutschen sprachbodens.

Diese vieldeutigkeit ist typisch für die meisten benennungen der volksmedicin. ein lehrreiches beispiel hiefür und zugleich ein beachtenswertes seitenstück zu unserem 'gicht' bildet das romanische *gutta*. ich beschränke mich vor allem auf die be-

deutung des wortes im französischen und verweise auf Hatzfeld und Darmesteter Dictionnaire général und auf EBrissaud Histoire des expressions populaires relatives à l'anatomie, à la psychologie et à la médicine, Paris 1892. *la goutte* umfasst nicht nur arthritis uratica und rheumatismus, als *goutte felonesse* oder blofs *goutte* erscheint es im sinne von epilepsie, wozu man *gutta cadiva, caduca* bei Du Cange s. 599 vergleiche, unter *goutte-crampe* versteht man heftige krampfanfälle, unter *goutte sciatique* den hexenschuss oder das hüftweh. *goutte* kann auch bubo bezeichnen, *goutte-rose* ist der kupferausschlag, weiterhin der rotlauf, *goutte sereine* oder *amaurose* ist der schwarze star, *goutte militaire* der tripper. man hat die gemeinrom. bezeichnung *gutta* für gicht, die als *gout* auch ins englische, als *γῶτα* ins neugriechische, als *guta* ins südslawische und als *gutε* ins albanesische übernommen wurde, mit der humoraltheorie zusammengebracht. 'la goutte est la maladie humorale par excellence', sagt Brissaud s. 145. 'elle est produite par une humeur viciée, distillée 'goutte à goutte' sur les jointures, en particulier sur les petites articulations du pied'. man braucht diese erklärung nicht erst unter die lupe zu nehmen, um festzusellen, dass wir es hier mit einer der 'gelehrten volksetymologieen' zu tun haben, und dass der ausgangspunct wo anders zu suchen ist. es mag sein, dass *gutta* frühzeitig schon im sinne von 'träufelnde ausscheidung' verstanden wurde, wozu man die ausführungen unten s. 117 vergleiche; als 'gicht' ist es im classischen latein jedenfalls nicht bezeugt, die belege hiefür reichen, soviel ich sehe, über das 10 jahrhundert nicht hinauf. dafür finden wir bereits bei Ovid, Vergil und Plinius *gutta* in der bedeutung 'tropfenförmiger punct oder fleck, farbiger fleck überhaupt', und in diesem sinne ist das wort auch heute noch in einzelnen roman. sprachen lebendig. es ist sehr wol möglich, dass mit *gutta* ursprünglich entweder die roten knötchen bezeichnet wurden, die sich beim kupferausschlag, beim erythema nodosum und verwanten krankheitsformen bilden, oder die blattern und die verschiedenen exantheme (flecken; vgl. *gutta fantilia* = *variolae* bei Du Cange III 599), oder endlich auch die gichtknoten (tophi), die zu den bekanntesten symptomen der arthritis uratica gehören. von 'ausschlag' und ähnlichem gelangte man zu 'rotlauf, rötung überhaupt, schwellung', von da oder von der bedeutung 'gichtknoten' zu gicht und weiter zu rheumatismus,

lähmung usw. wir sehen also, dass, von gewissen verwendungen des wortes wie '*goutte militaire*', '*gutta hydropisis*' Du Cange IV 143 abgesehen, *gutta* als krankheitsname mit *gutta* 'tropfen' in keinem unmittelbaren zusammenhange zu stehn b r a u c h t. für die humoralpathologen lag es natürlich nahe, die volkstümliche bezeichnung ihrer theorie gemäfs auszulegen und von einem 'tropfen fehlerhafter säfte (auf die gelenke)' zu sprechen, und es ist die vermutung wol nicht allzu gewagt, dass *gutta* im sinne von gicht, schlag usw. erst unter dem einfluss der humoralpathogenese seine festigung erhielt. gleichgültig ob ich in der bedeutungsgeschichte von *gutta* recht hab oder nicht, das wort lehrt uns jedesfalls, dass wir uns bei der beurteilung eines krankheitsnamens mit der grösten vorsicht wappnen und auf die stärksten verschiebungen des bedeutungsinhalts gefasst sein müssen.

Dem lat.-rom. wort ist deutsches *tropf(en)* schlag, gicht, hautausschlag (Höfler 72; Wb. der luxemb. mdaa. 68, Middelnederl. woordenboek II 438) nachgebildet, ebenso wie engl. *drop* oder slow. *kap*, *kaplja* 'apoplexie' (Štrekelj Zur slav. lehnwörterkunde s. 44, Denkschriften d. k. acad. d. wiss. in Wien, phil.-hist. cl. 50 bd.). der erste beleg hiefür (*troppho*) begegnet in dem Engelberger gichtsegen des 12 jh.s, den Bartsch Germania 18, 46 veröffentlicht hat; früh ist *dropa* als gelenkskrankheit auch im englischen bezeugt, vgl. Cockayne Leechdoms I 376, III 8. *tropfen* ist, soweit ich die belege überblicken kann, vor allem im westen des deutschen sprachgebiets (und im niederländischen) heimisch, also in den französischem cultureinfluss am stärksten ausgesetzten gegenden, so dass über seine herkunft kein zweifel herschen kann. dagegen ist der glaube an die drei verhängnisvollen blutstropfen, die im kopfe hangen, eine seltsame und vermutlich auf volkstümlicher umdeutung der alten säftelehre beruhende vorstellung, die namentlich die auffassung von 'tropfen' als 'schlag' gefördert zu haben scheint, allerdings auch im deutschen südosten zuhause (s. auch Heyne aao. s. 122). es ist möglich, dass in die bedeutungsgeschichte des wortes *tropfen* auch die mir aus meiner kärntnischen heimat wolbekannte vorstellung von der gefährlichkeit des t r a u f s hineinspielt, dem allerlei krankheitserscheinungen, albdrücken, kopfweh, zugeschrieben werden, vgl. Laistner Nebelsagen 328 und die dort angeführte literatur, und den ausdruck *elbentrauf* für sommersprossen,

ebda. s. 329. sollte auch bei rom. *gutta* schon ein ähnlicher aberglaube mitgespielt haben?

Die ausdrücke für krankheiten infectiöser oder neuralgischer natur, die das volk gelegentlich unter dem sammelnamen 'gicht' zusammenfasst, gehören so ziemlich allen kategorieen der deutschen krankheitsbezeichnungen an, und es ist für die beurteilung der bedeutungsentwicklung nicht überflüssig, wenn wir eine kurze musterung derselben veranstalten, wobei von ganz durchsichtigen zusammensetzungen wie glieder- oder gleichsucht, hüftweh usw. abgesehen werden soll[1].

Auf krampfartige bewegungen des organismus, als reaction auf die verschiedenen reize welche die muskeln treffen, bezieht sich die sippe von *krampf* (*rampf*), *kramm* (*ramm*), *krimmen, krimpfen*, mit der die ähnlich lautende von *grimmen* sich zt. vermischt hat, vgl. (*bauch*)*grimmen* neben älterem *krimmen.* wie französisch *courbature* für 'fluss, lähmung' gebraucht wird, ist auch deutsches *krampf* nicht allein 'spasmus, eklampsie' und 'epilepsie', sondern wird auch für die verschiedenen arten der gicht (podagra, chiragra) verwendet und dient selbst zur bezeichnung der gichtknoten. das Cimbr. wb. hat s. 201 *dorkrenfen sich* in der bedeutung 'steif werden', aber auch 'unwillig werden, sich betrüben', was jedoch auf dem einfluss des ital. assiderare beruhen dürfte, s. unten s. 159. die empfindung des drückens, reifsens, ziehens geben bezeichnungen wider wie (*ge*)*zwang* 'tenasmus, krampf, colik', *riss* oder *geriss,* (*glieder*)*reifsen, zucken, zuckung. lomiti* 'brechen' wird in den slaw. sprachen auch vom gliederreifsen, von krampfhaften bewegungen gebraucht, *lomŭ* ist im russischen 'rheumatismus, gicht', *božjast ga lomi* 'gottes gewalt bricht ihn', bedeutet im slowenischen soviel als 'er hat einen epileptischen anfall'. aus derselben vorstellung heraus erwuchs das deutsche *gichtbrüchig* in älterem sinne 'vom schlage gelähmt', und für das 'brechen' der gicht gibt Heyne aao. s. 124 mehrere belege aus md. quellen. *lahm*, vom selben stamme wie slaw. *lom-*, ist zunächst 'paralyticus'; *lam* m. wird im Cimbr. wb. 203 mit 'lähmung durch gicht' widergegeben. gebrochen, bz. geschlagen ist die grundbedeutung von gotischem *halts*, ahd. mhd. *halz* lahm, s. Norw.-dän. et. wb. I 375, II 1877. es ist die

[1] für das folgende sei namentlich auf das Deutsche wb. und auf Höfler Deutsches krankheitsnamenbuch verwiesen.

frage, ob diese ausdrücke nicht zt. schon der vorstellungswelt angehören, der die s. 136 f angeführten bezeichnungen entsprungen sind. auch äuſserungen der stimme werden gelegentlich auf krampfhafte und gichtische zustände übertragen. *nesche(n)*, das im mhd. soviel als schluchzen oder niesen bedeutet und wie ahd. *nescazan* (neben *fneskezen*, Graff III 782) wol eine lautmalende bildung ist, wird wie die nebenform *nösch, nosch*, Höfler 449, Myth. II 969 in dem sinne von eclampsia, 'laufende gicht verwendet; auszugehn ist kaum von der bedeutung schnupfen, katarrh, rülps, die auch dem schweiz. *nösch(en), nüsch(en)* zukommt, sondern von 'schluchzen, keuchen', was zur bedeutung 'zuckung, krampf' u.dgl. führen konnte. auch *St. Veltes krisem* oder *krischem* Höfler 331 (zu mhd. *krîzen, krîschen,* kreischen, schreien) ist die epilepsie.

Eine wichtige rolle spielt im lexicon der krankheitsnamen die metapher. zu welch kühnen bildern sich die phantasie des primitiven menschen erhebt, wie sehr er geneigt ist, bild und würklichkeit zu vertauschen, dafür bietet mythologie und volksglaube zeugnisse in hülle und fülle. wir stoſsen da auf ein vorstellungs- und gestaltungsvermögen von oft wahrhaft dichterischer gröſse, auf eine bildkraft, der gegenüber alle phantasie des durchschnittsmenschen von heute nüchtern erscheint (man denke etwa an die vorstellung der sonne als wagen, Helios, hirsch, mühle, breitopf, der wolken als rinder, schafe, des nebels als fuchs, wolf usw.), zugleich aber auf eine kindliche unbefangenheit im denken, die leichten sinnes dichtung für wahrheit nimmt, die mit sinnbildern verfährt, als wären sie bare würklichkeit, die im besitze der symbole das urbild selbst oder doch einen teil seines wesens, seiner lebenskraft zu haben vermeint, und die — insofern allerdings ganz folgerichtig — die kranke realität durch schöpfungen ihrer phantasie, durch symbole und gleichnisse zu curieren sucht. in dieser naiven vorstellungswelt wurzelt die sympathie und homöopathie, und diese namentlich, sei es allein oder in verbindung mit jener, ist der urquell volkstümlicher heilkunst, s i m i l i a s i m i l i b u s c u r a n t u r ihr leitmotiv. nur in richtiger würdigung dieser tatsachen ist es möglich die rätsel zu lösen jener eigenartigen, oft geradezu grotesken proceduren, die dem uneingeweihten als ausgeburten schwindlerischer quacksalber und besonders in ihrer verquickung zu recepten als ein

wirrsal barsten unsinns erscheinen: gegen seitenstechen hilft der stechapfel, gegen die gelbsucht das (gelb blühende) johanniskraut, gegen die rose ('das heilige feuer') das funkenschlagen, gegen den brand das notfeuer, gegen den wurm im finger der rote regenwurm, den man darauf absterben lässt, gegen die gicht (als wiesel gefasst) das wieselfell und so weiter in endloser folge. es ist daher notwendig auch das heilverfahren kennen zu lernen, um einigermafsen in die uns fremd gewordene anschauungswelt einzudringen, um mit der volkstümlichen auffassung der krankheiten vertraut zu werden und die daraus hervorgegangne nomenclatur zu verstehn. ein ausdruck wie *messen* für auszehrung wird uns begreiflich, wenn wir erfahren, dass die auszehrung geheilt wird, indem der kranke (mit einem faden oder strohhalm) gemessen wird, damit er sein mafs zurückerhalte: dessen hat sich ein andrer bemächtigt, der seinen (des kranken) körper mafs. vgl. hierzu bes. Myth. 974, ferner Drechsler Sitte, brauch und volksaberglaube in Schlesien II 312; doch mischen sich in seine angaben schon andere vorstellungen hinein. das verlorne leibesmafs spielt dieselbe rolle wie der preisgegebene name, worüber Singer Schweiz. archiv für volkskunde 1, 202 gehandelt hat. — ich habe diese bemerkungen hier eingeschaltet, weil sie notwendig sind zum verständnis der gruppen von krankheitsnamen, deren besprechung ich mich nun zuwende.

Ob es sich um eine bodenständig entwickelte pathogenese handelt, wenn in den einzelnen germanischen sprachen 'gichtische' krankheiten wie schlag, rheumatismus, gicht als *fluss* bezeichnet werden (dän. *flod, rendsel*, schwed. *flöde*, nl. *vloejing, zinking*), ist fraglich; es ligt jedesfalls nahe einfluss von lat. *fluxus*, griech. *rheuma* anzunehmen. damit soll aber nicht gesagt sein, dass die ausdrücke dem lat. nachgebildet sind, sondern es handelt sich wol nur um umdeutung im sinne der säftelehre. denn '*fluss*' bedeutet zunächst soviel als secret, ausfluss aus wunden und schleimhäuten, eiterabsonderung, daher fluss auch für katarrh, sogar für panaritium verwendet wird (Schweiz. archiv f. volkskunde 5, 186), und auch bei *fluxus*, *ῥεῦμα* ist wol von dieser grundbedeutung auszugehn. für die verwendung von ausdrücken wie 'ausscheidung, eiter, schmutz, unreinlichkeit' als krankheitsnamen finden wir häufige parallelen. dazu

sei vermerkt, dass eiter (gift), jauche, dreck oft synonym gebraucht werden, wie die beispiele bei Heyne aao. 133 lehren. *chāt* 'kot' ist nach dem Schweiz. id. III 558 auch eiter, ebenso vereinigt franz. *boue*, slaw. *gnoj* (eigentlich fäulnis) beide bedeutungen, zu letzterem s. Berneker Slav. etym. wb. 314. wie *fluss* so wird im deutschen auch *atel*, md. nd. *adel*, d.i. harn, jauche, unreinlichkeit für panaritium verwendet. dass dieser vergleich volkstümlichem denken nahe ligt, zeigt folgende beschreibung der genannten krankheit bei Kneipp Meine wasserkur s. 245 der 79 auflage: 'der schrecklich angeschwollene, ekelhafte daumen ist wie eine jauchengrube, in welche der körper seine nichtsnutzigen säfte ausschüttet'. eine ähnliche vorstellung ligt zugrunde, wenn Wulfila das griechische *γάγγραινα* krebsgeschwür mit *gund* eiter widergibt, wenn mhd. *gülle* lache, pfütze, auch jauche (Schweiz. id. II 222) für drüsengeschwulst 'scrophula' verwendet wird; man beachte besonders auch *aytergüll* 'ethica' di. schwindsucht, Schmeller Bayer. wb. I 894. in den Prudentiusglossen wird lat. *morbo regio* mit *gelakunt* 'gelbeiter' widergegeben, Zs. 16, 82, z. 140; vgl. dazu Zs. 15, 353. z. 1176: *morbo regio* id est ruma. das kärntnische *silnig* oder *silling* vereinigt in sich die bedeutungen mistjauche und colik[1]. *chāt* bedeutet neben kot und eiter auch milzbrandrotlauf, Schweiz. id. IV 558, *sūdreck* ist synonym mit eiss, eiterbeule, abscess, karfunkel, ebd. I 531. im kroatischen werden mit *poganac* (zu *pogan* unrein) bösartige beulen und geschwüre bezeichnet; in Bosnien ist es nach Linde Słownik jezyka polskiego (unter *roža*) der name des rotlaufs, der im serbokroat. *pogančina* lautet, während im slowenischen *poganica* für star (augenkrankheit) gebraucht wird. die auffassung, dass der rotlauf — worunter allerhand hautkrankheiten mit rötung, erysipelas, milzbrand usw. verstanden werden, auch die rote ruhr wird rotlauf genannt — auf schmutz und dergleichen beruhe, ist auch in Deutschland verbreitet: das erhellt aus den in Zs. f. d. volksk. 7, 406 abgedruckten zaubersprüchen, wornach der *swîndreck* oder *mistpûl* über die rose gewinnt[2]. gegen geschwüre

[1] zugrunde ligt slow. *žiljnak (žilnik)* urspr. harn des viehes, zu *žila* rute, ziemer. die beiden formen sind nur in der bedeutung rute bzw. magenkrampf, darmwinde im slow. belegt.

[2] da man rotlauf, brand, ausschlag usw. auch mit dem notfeuer,

verwendet man in Mecklenburg 'witten isterjahn', das ist der zwischen Mariä reinigung und Mariä verkündigung fallende hundedreck, Bartsch Sagen, märchen und gebräuche aus Mecklenburg II 109. auch gegen colik braucht man pferdedreck, ebda. II 112. 368, weiteres bei Hovorka u. Kronfeld Vgl. volksmedizin I 246. in Schlesien wäscht man sich, wenn man sommersprossen vertreiben will, mit wasser aus der mistpfütze, Drechsler aao. II 284. slow. *skrnina* (daneben *skrnjavica, skrnják*) ist nicht allein gicht, rheuma, sondern wie michBerneker belehrt, auch unreinlichkeit, schmutz, und zwar ist letztere bedeutung die ursprüngliche. man versteht nun, weshalb nach Grimm Myth. III 466, nr 871 ein knabe in das schmutzige hemd des vaters gewickelt werden muss, damit er die 'epilepsie' verliere, und warum man sich in der pfütze waschen soll, worin hunde und katzen ersäuft zu werden pflegen, wenn man vom *barmgrund* (s. unten s. 126) befreit werden will, ebda. 504 (XLIII). zu dieser gruppe mag vielleicht der krankheitsname *'böses kraut, abkraut, unkraut'* gestellt werden (s. Höfler unter *kraut*, Myth. III 503, Schmeller I 1386), der im sinne von epilepsie, eklampsie, diphtherie, galle, rose, fingerwurm u. ähnl. begegnet; denn kraut ist nicht allein soviel als kleinere blätterpflanze, sondern bedeutet nach Grimm und Weigand auch schiefspulver, eingekochten fruchtsaft, latwerge, kann also wol auch für 'gallertartige ausscheidung' verwendet worden sein.

Eine alte vorstellung vom entstehen der süchte, die in gewissem sinne als vorläuferin der bakterienlehre betrachtet werden kann, ligt vor, wenn t i e r e als erreger von krankheiten angesehen und diese darnach benannt werden. auch die heutige medicinische fachsprache weist noch eine reihe von überlebseln dieser theorie auf, so wenn sie von *krebs, schanker, wolf, lupus, fingerwurm, skrofeln* spricht. viel reicher daran ist die termi-

worüber Myth. I 502 ff. und unten s. 163, identificiert, daher diese krankheiten auch *wildfeuer, heiliges feuer* genannt werden (vgl. auch engl. *wildfire* rotlauf, flechte, dän. und schwed. nach Nemnich *natild(!), natteld(!)* rose) wird die weitverbreitete ansicht, dass feuer, durch b l i t z s c h l a g entstanden, nur mit m i s t j a u c h e gelöscht werden könne, begreiflich, denn der blitz ist ja gleichfalls ein 'wildfeuer'. es ist dies ein hübsches beispiel für die uns so seltsam berührende verquickung von ding und symbol im volksglauben.

nologie der volksheilkunde. ich verweise auf Höfler, bes. unter *tier, hund, wolf, voss, kröte, höppin, patte, frosch, unke, maulwurf, maus, krebs, egel, engerling, wurm, nesso, ohm, ös, werre, grille, assel, nassel, raupe, käfer, mücke, schmetterling, taube, vogel,* auf Myth. II 967, Schrader Reallex. 477, Drechsler II 276, Štrekelj Časopis za zgodovino in narodopisje VI 62 (wo auch deutsches *zirei, sirei* auf einen slaw. tiernamen zurückgeführt wird). es unterligt keinem zweifel, dass diese art von namen zt. auf dem wege directer beobachtung zustande gekommen sind — ich erinnere an die verschiedenen parasiten im menschlichen körper, an krätzmilben, an den spul-, band-, blasenwurm usw. — aber in ihrer weitaus überwiegenden mehrheit sind diese ausdrücke metaphorischen ursprunges, wobei jedoch selten äußere ähnlichkeit eine rolle spielt: in der regel wird die übertragung veranlasst durch die ähnlichkeit der empfindung, welche die schmerzen des erkrankten körperteils hervorrufen, mit der des beißens, stechens, nagens usw. von tieren, vgl. franz. *teigne* 'grind, schorf' zu lat. *tinea* 'nagender wurm', ahd. *zittarlûs* 'impetigo', schweiz. *bibeli* 'kleines tierchen, laus, beißender hautausschlag, kleine eiterpustel, hitzblätterchen, wärzchen'. auch unser *werre* 'augengeschwür, gerstenkorn, pustel', ist offenbar dasselbe wie *werre* 'erdgrille, -krebs, maulwurfsgrille, engerling'. das volkstümliche heilverfahren lehrt uns, dass man wenigstens die kleineren der genannten tiere würklich im leibe sitzend dachte; ich brauche bloß an den ahd. segensspruch 'contra vermes' Müllenhoff u. Scherer Denkmäler nr IV zu erinnern. an bezeichnungen für gichtische krankheiten, die dieser gruppe angehören, sind namentlich zusammensetzungen mit 'wurm', das in der älteren sprache für geziefer im allgemeinen verwendet wird, zu nennen: *gichtwurm, fahrender wurm, roter, umlaufender wurm* usw. Höfler 820 f. gicht bedeutet auch *haarwurm, manewurm* 'mähnenwurm', das sonst für flechte, grind und dergleichen gebraucht wird, Myth. II 968, III 338, Höfler 826 f. wir haben hier also wider ein beispiel für jene eigenartige verwechslung von hautkrankheit, ausschlag und 'gicht', die wir bereits kennen gelernt haben und die auch im nordischen und slawischen begegnet, vgl. neunorw. *kveisa* 'pustel, blase', mnd. *quêse* 'mit blut unterlaufene blase', isl. *kveisa* magenschmerzen, 'colica', daneben dänisch *kvaese* 'blasenwurm', norw. dial. *kveis(a)* 'fadenwurm' usw.

(Norw.-dän. et. wb. 604 f. 609); tschech. *trud* 'zittermal, flechte', südslaw. *trud, trod* 'colik, dysenteria, hydropisis'.

Besonderes interesse verdienen die ausdrücke *ziehtier* für tetanus, *laufendes, fahrendes tier* für arthritis vaga und ähnliches, Höfler 738, Myth. II 967, schwed. *lifmus* 'leibmaus' für arthritis vaga (Nemnich Gloss. nosolog.), tschechisch *myš* 'maus' für sonnenschuss, -stich als pferdekrankheit und alttschech. *panna* 'fräulein' für gicht (Jungmann Slownjk česko-německý III 25), dessen kenntnis ich Berneker verdanke. als mir das wort bekannt wurde, war es mir sofort klar, dass *panna* hier als *wiesel* zu fassen sei, und die richtigkeit dieser ansicht hat ihre bestätigung gefunden durch folgende bei Rolland Faune populaire de la France VII 123 angeführte stellen: 'si un porc est paralysé des jambes de derrière, on dit que c'est *la belette* qui lui a passé dessus'. 'si une belette passe sur le dos d'une personne ou d'un animal, ils ne pourront plus se relever, ou, tout au moins il y aura déviation de la colonne vertébrale'. *panna* als wiesel ist nicht auffallend, wenn es auch die tschech. wörterbücher nicht belegen. der name des wiesels ist 'tabu', man darf ihn, wenigstens unter bestimmten umständen nicht aussprechen, ohne gefahr zu laufen, dem gefürchteten tier irgendwie nahe zu treten. wie es etwa verboten ist, in den zwölften den wolf oder fuchs bei seinem namen zu nennen — man sagt dafür gewürm, ungeziefer, untier, unflat — Myth. III 419. 438 nr 121, Bartsch II 246 und bes. Drechsler I 17, so darf auch das wiesel unter dach und fach nur 'det ungenömte diert', das ungenannte tier geheifsen werden, Zs. d. ver.f. volksk. 8, 393. 'partout on évite de prononcer le nom de la belette ou bien, on substitue, à son vrai nom, un nom aimable, caressant', Rolland aao. VII 124. daher die vielen tabunamen für wiesel, die meist fräulein, braut, junge frau bedeuten wie deutsch *mühmlein*, *fräulein*, *froie*, *jüngferchen*, gottscheeisch *praitəle* 'bräutlein', dän. *brud*, it. *donnola*, port. *dominha*, ngr. *νυμφύτα, νυμφίτζα, νυφίτζα*. parallelen aus dem baskischen, magyarischen, zigeunerischen, litauischen und slawischen gibt Schrader Reallex. 954 ff., wo auch *marder* mit lit. *martì* 'braut, schwiegertochter' zusammengestellt wird. auch in unserem *iltis*, ahd. *illi(n)tīso* scheint altnord. *dīs* '(göttliche) frau' zu stecken; die *dīsir* sind zudem totengöttinnen, wozu man die folgenden ausführungen vergleiche. der erste teil könnte zu schwäb. *illen*

beule', griech. *ἴλια* = *μόρια γυναικεῖα*, lat. *ilia* 'unterleib, gedärme' gehören, was zur rolle dieser tiere im volksglauben sehr wol passte (s. unten 128). schwierigkeiten bereiten allerdings die nebenformen mit *e*: *eltes*, mittelbair. *elledeis* (*d* für *t* ist dialektisch). daneben stehn bezeichnungen wie 'schönchen', deutsch *schöndinglein, schöntierlein,* franz. *belette* usw. *šīⁿmǭdla* 'schönmädchen' der Schönhengster sprachinsel in Mähren verbindet beide typen, vgl. hierzu Myth. I 254, II 944, fufsnote, III 324; Schmeller Bayer. wb. I 1031, 1599; Cimbr. wb. 265, EHMeyer Germ. myth. 64; Štrekelj aao. 35, Rolland Faune pop. I 50 ff., VII 114 ff; OKeller Die antike tierwelt 164. mit dem 'tabu' hängt ja, nebenbei bemerkt, die verdrängung der idg. bezeichnung für *bär* im germ. und lituslaw. zusammen, Schrader Reallex. unter Bär. auch der ursprung unserer tiernamen wie *Isegrimm, Reinhard-Reineke* ist m. e. in derselben vorstellungswelt zu suchen, ebenso die verdrängung von *volpil, goupil* durch *renard* im französischen.

Es läge nahe anzunehmen, dass die unstetigkeit der arthritis vaga, der wechsel in der angriffstelle der schmerzen, die vorstellung von einem durch den körper hin und herschiefsenden tiere — vgl. *fahrendes, laufendes tier* — veranlasst haben. aber es ist immerhin fraglich, ob wir uns mit dieser annahme auf der richtigen fährte befinden. ein etwas näheres eingehn erscheint mir nicht überflüssig. w i e s e l, k a t z e, m a u s (r a t t e), k r ö t e und s c h l a n g e sind s e e l e n t i e r e. als wiesel oder katze, als maus, als schlange kommt die seele aus dem munde gelaufen, Myth. 905, Otto Keller Die antike tierwelt 167, Rolland aao. VII 86. Wuttke-Meyer Der d. volksabergl. 54, Höfler 238 unter höppin, 426 ff. man beachte das englische sprichwort: '*to day a man, to morrow a mouse*', dh. heute mensch, morgen ein seelentier, nhd. *mausetot*, nd. *poggedōd, huckedōd* zu *pogge* frosch, *hucke* kröte. Riegler Das tier im spiegel der sprache 66, Andresen Volksetymologie 529. '*encore est vive la souris*' noch ist man am leben, ruft der Franzose aus, Rolland, Faune de la France VII 79, ein werk, wo eine menge einschlägigen materials zu finden ist.

Die seelentiere hausen in der g e b ä r m u t t e r, dem sitze des neuen lebens: 'als schlange, wiesel oder kröte schlüpft die bärmutter aus und ein', EHMeyer Germ. myth. 64. *avoir un rat au ventre,* se dit d'une femme enceinte, Rolland VII 76. ja

ihre benennungen werden auf diese übertragen und umgekehrt: kröten und unken werden mume, bermuter genannt, EHMeyer Germ. myth. 64. die maus ist gebärmutter und feminal, wie ja auch mutter für vagina gebraucht wird, Myth. II 906, fuſsnote, Höfler 407. daher die bei Luther und Lessing belegte redensart: *es ist maus wie mutter,* dh. es ist einerlei. *mausen* oder *mäuse suchen* sagt man vom liebesspiel, Dwb. VI 1817, Höfler aao. *mouse-hunt* gebraucht Shakespeare im sinne von mädchenjäger, Riegler aao. 64. mäuse verwandeln sich in sagen in mädchen, Rolland VII 85. ‘maussuppe längere zeit genossen, bewirkt viel muttermilch’, Drechsler II 233. ‘maus, das ist der ort, welcher das *ferch* heiſst’, sagt Paracelsus Dwb. III 1528. daselbst ist *ferch* auſser in der bedeutung leben, blut, rote ruhr auch als diaphragma belegt. Fick Vgl. wb. III[4], 234 verbindet es mit sanscr. *párçu* rippe, seitenwände einer cisterne (man vergleiche noch *pārçvá* ‘seite, rippengegend’), idg. **perk̂-*. das wort dürfte demnach von haus aus zwerchfell und in weiterer folge auch unterleib, bärmutter bezeichnet haben (zum bedeutungsübergang vergleiche man ir. *scairt f.* ‘zwerchfell’: ae. *hreþer* ‘breast, womb, heart; mind’; ahd. *herdar* ‘eingeweide’ usw. Berneker 150 f.). zu bärmutter würden die mhd. wendungen: *mînes verhes fruht*; *von mînem verhe geborn; kint daz mînes lîbes verch da sœte* usw. stimmen, Mhd. hwb. u. *verch.* doch beachte man auch Parzival 463, 11: *von Adâms verhe er Êven brach.* das gotische *fairƕus* welt, dessen *ƕ* auf *k̂u̯* beruht, stünde also von der ursprünglichen bedeutung am weitesten ab. (gehört nicht auch slaw. *prŭsi* brust und germ. **farhaz* ferkel, lat. *porcus*, slaw. *prasę* < **porsent* hierher? die bedeutungsentwicklung wäre wie bei *δέλφαξ* ferkel zu *δελφύς* uterus, Brugmann Grundriss I 593; man beachte schweiz. *fërli* aus **fërhelîn* mageninhalt, ferkel, und die rolle des ferkels als zaubertier!).

Auch katze erscheint in der bedeutung feminal, Schmeller Bayer. wb. I 1313; daher katze, kätzchen wie auch maus, kröte, wiesel für mädchen mit dem bekannten übergang von feminal in femina. nach dem Schweiz. id. III 590 ist katze der bodendarm; zur bedeutungsentwicklung vergleiche man bair. wambe(n), wampe(n) bauch, vulva, ‘arsdarm’ Bayer. wb. II 913, slow. *maternica* gebärmutter, plunzwurst und unten s. 126. die hauskatze ist erst zu beginn unserer zeitrechnung durch römische vermittlung

aus Ägypten eingeführt worden. ihre stelle vertrat früher das wiesel, dessen rolle im germanischen volksglauben teilweise auf die katze überging, ist doch die katze das lieblingstier der 'totengöttin' Freya, deren wagen mit zwei katzen bespannt ist. das wiesel als mordlustiges und mäusefangendes, also seelenverzehrendes tier ist 'totentier' wie die schlange, es erscheint daher auch mit dem 'totenkraut', der raute im munde. schon der name wiesel, den ich mit lit. *vësulas* 'wirbelwind', akslaw. *vichŭrŭ* 'turbo' zusammenbringe — das germ. *wis-* ist schwundstufe zu *ueis-* — erinnert daran, denn die seele tritt bekanntlich auch als wirbelwind auf, vgl. etwa EHMeyer Germ. myth. 62. daher wird er auch 'mühmlein' genannt wie das wiesel, auch 'windsbraut' (vgl. braut für wiesel), und selbst die bezeichnung *fahrende mutter* kommt für den wirbelwind vor, Myth. II 526, III 180, weiteres Wuttke-Meyer 216. der wirbelwind ist ein verwunschenes edelfräulein, Myth. II 526, ähnlich wie das wiesel (s. unten). das wort hätte ein seitenstück in dem griech. *αἰέλουρος* 'katze', auch marder, OKeller 162 f., das man mit *αἰόλος* aus *αἰέλος* zusammengebracht hat, KZ 32, 324. *αἰέλουρος* wäre demnach 'windzagel' zu *οὐρά* schwanz, wie man auch in Deutschland den wirbelwind 'schweinezagel, säuzagel' nennt. die zusammenstellung von germ. *saiwalō* seele mit *αἰόλος*, wenn aus *σαιϜ-*, gewinnt damit an wahrscheinlichkeit. man könnte freilich wiesel auch mit slaw. *veselŭ* 'froh, munter' verbinden, vgl. lat. *hilaria* wiesel, OKeller 164, bret. *buhan* 'vive, prompte; wiesel' Rolland aao. VII 120. für die auffassung des wiesels als seelentieres bieten die überlieferungen europäischer völker eine reihe von zeugnissen. als wiesel erscheint bei den Siebenbürger Sachsen die seele des 'ungebornen' kindes, Wlislocki Volksgl. 167; darum ist das wiesel so aufserordentlich gefürchtet und damit hängt vor allem der weitverbreitete aberglaube zusammen, dass es ein unglück, ja den tod bedeute, wenn man einem wiesel begegne, s. bes. Myth. II 944, Rolland VII 123. als eine art totengott hat es aber auch die herschaft über das leben: ein wiesel holt aus dem walde die belebende rote blume, Myth. III 350 — ja bei den Griechen und Etruskern scheint es geradezu zum symbol des lebens- und liebesgenusses geworden zu sein, OKeller 168. unter den namen für wiesel, die Rolland aao. zusammengetragen hat, findet sich auch ein mittelalterlich-lateinisches *sisus*, das Rolland aus Boncherie's

Hermeneumata de Julius Pollux entnommen hat und das auch in ahd. *sisemus* neben *zisi-, zise-, cismus* Graff II 873 stecken dürfte. das wort stimmt auffallend zu germ. *sisu-, sesu-* totenzauberlied; über die ahd. formen des wortes hat Kögel Gesch. d. d. lit. I 51 f. Grundriss[2] II 40 f. gehandelt. sollte zwischen den beiden ausdrücken nicht doch irgendwelche beziehung bestehn? die übereinstimmung gemahnt einen unwillkürlich an die ähnlichkeit von ahd. as. *harm* kränkende rede, leid, an. *harmr* betrübnis und *harmo* wiesel, an lat. *carmen* und **carmōn*, das nach Meyer-Lübke Zs. f. rom. Phil. 19, 97 als grundform für rhätorom. *carmun* wiesel anzunehmen ist. man beachte besonders die bedeutung von altnord. *herma eptir* 'to imitate anothers voice, to mimic'. gab es einen mäuse- bzw. totenzauber, wobei man das schäckern des wiesels nachahmte? ligt der sage vom rattenfänger von Hameln ein ähnlicher gedanke zugrunde? bekannt ist die ins altertum zurückgehnde tradition, dass das wiesel durch das ohr empfängt und durch den mund gebiert: das hervorgehn der leibesfrucht durch den geöffneten mutter m u n d scheint diese vortellung veranlasst zu haben; das weitere bild ist leicht zu verstehn. der zusammenhang zwischen wiesel und gebärmutter erhellt auch aus der wendung *vom wiesel angeblasen sein*, dh. heimlich schwanger sein, Bayer. wb. II 1031, Höfler 804, wobei jedoch schon die andere vorstellung vom wiesel als einem blasenden tiere hereinspielt, auf die ich noch zu sprechen komme. dass auch den Griechen die beziehung des wiesels zur bärmutter bekannt war, scheint sich aus der sage von der a m m e der Alkmene, Galinthias zu ergeben, die in ein wiesel verwandelt wird, weil sie die geburt des Herakles ermöglicht hat. infolge der gleichstellung von bärmutter, feminal und wiesel konnte dieses zum tier der sinnenlust werden. deutlich kommt diese auffassung zum ausdruck, wenn der Ionier Semonides (um 700 v. Ch.) sagt, dass solche weiber die vom wiesel abstammen, so unersättlich verliebter natur seien, dass der ehemann ganz überdrüssig werde, OKeller I 170. zeugnisse für die verwandlung des wiesels in eine frau bieten Grimm Myth. III 314, OKeller I 167[1].

[1] die richtigkeit dieser ausführungen erfährt eine bestätigung und erweiterung in dem aufsatz Rieglers: 'Zwei mythische tiernamen' (darunter baskisch *erbiñudi* hasenamme = wiesel) im letzten hefte von Wörter und sachen, s. 186. besonders beachtenswert ist das bestehn eines wieselfeiertages bei den Huzulen und das ital. *befanuccia* für wiesel.

die identifizierung der bärmutter mit dem wiesel hat wol die vorstellung von der 'blutsaugenden bärmutter' hervorgerufen, Höfler 427; auch vampire nehmen die gestalt von wieseln (katzen, mäusen, kröten, spinnen, fliegen) an, Hovorka u. Kronfeld I 427 f.

Wie das wiesel, so ist auch die kröte ein sinnbild der gebärmutter und wird als bezeichnung für diese, weiterhin auch für mädchen verwendet, vgl. bes. Andree Votive und weihgaben des kath. volkes in Süddeutschland s. 129 ff. *kröte* dient auch zur bezeichnung der gebärmutterkrankheit und bedeutet ferner colik. der übergang ist nicht gerade auffallend, wird doch auch *mutter* oder *(ge)bärmutter* selbst als krankheitsname gebraucht, zunächst im sinne von metritis, hysterie (zu ὑστέρα bärmutter), dann aber auch im sinne von colik, grimmen, darmgicht, so dass man auch von männern sagen kann, 'sie leiden an der mutter', Höfler 333. allerdings hat dieser widerspruch auch einen *(bär)-vater* ins leben gerufen, der männliche hysterie oder bauchgrimmen bezeichnet. die zusammensetzung *barlismueter*, Diefenbach Novum glossarium II 280 zeigt, für wie eng verschwistert man 'paralysis' und 'hysteria' ansah. die bedeutungsgeschichte des wortes hat ein bemerkenswertes gegenstück in dem slaw. *dŭna*, das im altruss., poln., tschech. 'gicht', im kajkavischen kroatisch aber 'darmgicht, colica' bezeichnet und offenbar identisch ist mit russ., kleinr. *dna* 'gebärmuter', das Berneker, Slav. etym. wb. 245 mit recht zu *dŭno* 'grund, boden' stellt. die bedeutungsentwicklung ist also dieselbe wie bei deutschem *barmgrund, bärmgrund* Myth. III 504, Ebermann, Palaestra XXIV 84. *barmgrund* ist zunächst fundus uteri, denn *barm* schofs, zu *beran*, bezeichnet ursprünglich etwa soviel als 'tragendes' (vgl. nhd. *tragsack* für uterus). dass es in dem bei Ebermann citierten segen mutterweh oder 'darmwinde' dh. colik bedeutet, ergibt sich aus der dem spruche zugrundeliegenden handlung: durch das wringen der wäsche ('die dritte die wringt, dass ihr der bärmgrund zerspringt') soll das wringen im leibe gestillt werden. *barmgrund* = ausschlag, Myth. III 504 wäre dann übertragen, ähnlich wie *haarwurm* für gicht. freilich könnte man wegen der form *bärmgrund* an *bärme* 'hefe' denken; es handelte sich dann um das symbolische ausspülen des schmutzes. aber dagegen spricht der ausdruck 'zerspringt', der sich leicht erklären lässt, wenn man von der bedeutung unterleibsschmerzen ausgeht. *kröte* bedeutet

aufserdem auch geschwulst, namentlich 'eutergeschwulst', Höfler aao. verschiedene vorstellungen mögen hier zusammengeflossen sein: das bild der 'giftgeschwollenen kröte', der aufgeschwollenen bärmutter (schwangerschaft) und der glaube an das anblasen der kröte, worüber unten s. 135. auffällig ist die häufige verwendung von *kröte* für halskrankheit, halsgeschwulst (wofür auch *frosch, ranula* gesagt wird; auch frösche sitzen im magen hysterischer personen!), auffällig deshalb, weil auch katze (kater) und wiesel mit halskrankheiten in verbindung gebracht werden. in der Schweiz fragt man den der sich räuspert, ob er eine kröte im halse habe, Schweiz. id. III 877. *einen kater auf der brust haben* bedeutet eine pelzige stimme haben, Höfler 261. in ähnlichem sinne wird gesagt, es steckt mir eine *katze im halse*, franz. avoir un *chat dans la gorge*, Brissaud 191. bei den Griechen hiefs es: *γαλῆν καταπέπωκεν*, 'es steckt ihm ein wiesel in der kehle', wenn einer im reden stockte, OKeller 168. die Römer trugen ein totes wiesel in einem säckchen am halse, um ihren kropf zu verlieren, ebda. es ist sehr wahrscheinlich, dass wir bei diesen wendungen vom hysterischen husten auszugehn haben, der eine krampfhafte zusammenziehung der kehle zur folge hat, oder vom phänomen des sogenannten globus hystericus, der hysterischen kugel, wobei der kranke die empfindung hat, als stiege ihm eine kugel vom magen in den schlund und presse ihm die kehle zusammen. 'die bärmutter . . . empört sich, durchirrt und durchschiefst den ganzen bauch, verstopft damit die luftlöchlein, dass man nicht atmen kann', citiert Höfler 427 aus dem kräuterbuch des Tabernaemontanus. weiteres s. unten s. 129. es unterligt keinem zweifel, dass auch *kater* und *katzenjammer*, wofür Höfler 248, 261 ua. tussis matutina, vomitus matutinus, magenhusten, status gastricus als bedeutungen anführt, hierher zu stellen sind. katzenjammer ist also im grunde 'unterleibsbeschwerden' oder 'brechreiz'. zu jammer für krankheit s. Höfler 248.

Aus der mythischen verwantschaft von kröte, hausotter, unke, wiesel und ähnlichen tieren wird es sich wol erklären, dass ihre namen zuweilen verwechselt werden: *unke* bedeutet schlange und kröte. slowenisch *kuna* marder, weibliche scham hat ein deminutiv *kunka* feuerkröte neben sich. das wiesel heifst französisch *chatte, petite chatte,* spätlateinisch *mus longus*,

mus longa, Rolland Faune pop. I 52, VII 114. die haselmaus erscheint als *serpent dormant* ebda VII 94, was doch wol nicht für *sept dormant* 'siebenschläfer' verschrieben ist, wie Rolland vermutet, zumal auch slaw. *aščerŭ (guščerŭ)* bez. ihre ableitungen sowol eidechse, molch, otter u. ähnl. wie auch haselmaus, hals- und zungengeschwür bedeuten, Berneker 33 u. 363. *bufo* kröte, tritt spätlateinisch in der bedeutung waldmaus auf, Rolland 7, 90 (vgl. jedoch auch s. 94 fufsnote). auch die eidechse darf hier angeführt werden. ähnlich dem wiesel heifst sie *schönjungfer, otterjungfer*, Bartsch II 444, Drechsler II 224; sie ist eine verwunschene jungfer und ihr fleisch dient zum liebeszauber ebda. nach Grimm Myth. II 869 kommt es in hexenprocessen vor, dass hexen eidechsen geboren hätten, wie sonst kröten, mäuse und ferkel. *vermis lacertae similis in stomacho hominis habitat* heifst es bei Grimm Myth. III 970. die zusammenstellungen von *egi-* in ahd. *egidehsa* mit griech. *ὄφις*, sanskr. *ahiš* schlange, Weigand Dwb.[5] 411 hat daher manches für sich. ferner gehört hierher der schlangen- und mäusevertilgende igel, dessen name ebenfalls als bezeichnung der gebärmutter auftritt, daher die redensart *den igel stechen* für coire. ausführlich handelt darüber Andree aao. 136. (*blut*)*egel* und griech. *ἔχις* schlange werden demnach wol mit recht damit zusammengebracht (litteratur bei Berneker 267); doch gehören sie vielleicht gar nicht darum zusammen, weil die wurzel *egh-* 'stechen' bedeuten soll. erwähnung verdient die bezeichnung *muhme, mühmlein* für 'wiesel, kröte, unke und hausotter', Bayer. wb. I 1599, Myth. II 571 anm. 1, wozu auch slaw. *mačka* 'katze', eigentlich 'mütterchen' gestellt werden darf; — vgl. bildungen wie *mačocha* stiefmutter, slow. *mačuh, mačih, mačič* typhus(!) — ferner mährisch *gevätterlein*, span. *comadreja*, südfr. *coumàyrelo* 'petite commère' für wiesel, Rolland aao. VII 121. vielleicht ist es kein zufall, dass diese benennungen gerade für diejenigen tiere gelten, die als hypostasen der 'mutter', d.i. bärmutter auftreten. man beachte auch, dass die bärmutter und die blatter in segenssprüchen mit frau angeredet wird, Bayer. wb. I 802. freilich könnt es sich dabei blofs um einen ausdruck der ehrfurcht handeln, werden doch auf den inseln des malayischen archipels die gefürchteten krankheiten mit 'herr' angesprochen, Zs. d. ver. f. volksk. 5, 15.

Nach dem gesagten hätten wir also bei krankheitsnamen

wie *lifmus* usw. von der grundbedeutung *gebärmutter*(*krankheit*) auszugehn. tier in '*laufendes, fahrendes tier*' kann als tabu gefasst werden, auch im französischen wird kurzweg *la bête* für wiesel oder iltis gesagt, Rolland VII 118. 134, und selbst wurm in wendungen wie *fahrender, umlaufender wurm* lieſse sich so verstehn, wie ja zb. auch *herzwurm* neben *herzkröte*, di. aufsteigende gebärmutter begegnet, Myth. III 341, Höfler 333, 827. wichtig als zeugnis für diese ansicht ist folgende bei Höfler 681 abgedruckte stelle aus dr Bräuners Thesaurus sanitatis von 1725: 'baermutter aufsteigen . . . ist eine fast allen weibspersonen bekannte krankheit; es ist ein einfältig sagen, wenn die weiber fürgeben, die mutter steigt mir auf oder die mutter ist mir bis an den hals aufgestiegen, dass ich bald erstickt wäre, die mutter fahre ihnen im leibe herum'[1]. dass der übergang von hysterie, unterleibsbeschwerden, colik in gicht in der tat nicht unerhört ist, haben wir bei dem slawischen *dŭna* gesehen. grundsätzlich wär also kein bedenken vorhanden; aber wir dürfen uns mit recht fragen, ob denn eine derartige übertragung in so weitem umfang anzunehmen sei. die antwort erhalten wir, wenn wir uns nur ein wenig mit den symptomen der hysterie vertraut machen, bei der ja erkrankungen des weiblichen geschlechtsapparates eine zwar nicht ausschlaggebende, aber doch wichtige rolle spielen. zu den hauptsymptomen gehören: krämpfe und lähmungen, weiters empfindungsstörungen, erhöhte schmerzempfindlichkeit, die sich zuweilen in einem puncte (clavus hystericus) concentriert. die hysterischen krämpfe können als vereinzelte zuckungen auftreten, häufig aber wird der ganze körper davon ergriffen. die krankheit nimmt in diesem falle ganz die gestalt eines epileptischen anfalls an, nur dass das bewustsein nicht schwindet. ebenso werden zustände die an den starrkrampf erinnern, durch die hysterie hervorgerufen: auf krampfzustände wie das zusammenschnüren der kehle hab ich schon hingewiesen. ein bekanntes symptom ist ferner der rückenschmerz — ich erinnere an das rückenlähmende wiesel bei Rolland, s. oben s. 121[2] — und die arthropathia hysterica, eine überaus heftige schmerzempfindung in den gelenken, die zunächst ganz den eindruck erweckt, als handle es sich um eine acute ge-

[1] der sperrdruck ist von mir veranlasst. [2] auch kröten veranlassen leib- oder rückenschmerzen, Schweiz. id. III 877.

lenkentzündung. also in der tat erscheinungen, die uns den bedeutungswandel von hysterie zu 'gicht' (letzteres natürlich im sinne der volksmedicin) leicht verstehn lassen und die schliefslich auch *myš* für sonnenstich begreiflich machen, der ja ebenfalls erregungszustände, krämpfe und lähmungen zur folge hat; namentlich kommt der sonnenstich oder sonnenkoller als pferdekrankheit in betracht. doch möcht ich hier eine clausel anbringen, da die mäuse nicht nur bei den Griechen (Apollo Smintheus) in beziehung zur sonne zu stehn scheinen, die sie (wie die verderblichen pfeile) aussendet, um die menschheit zu plagen. es sei erwähnt, dass auch die spiegelung des sonnenlichtes mit *maus, ratte* bezeichnet wird; weiteres s. nachtrag zu s. 175.

Man könnte sich fragen, warum denn gerade die hysterie als frauenkrankheit (die nebenbei bemerkt auch unter dem landvolk keine seltene erscheinung ist) eine solche bedeutung für das sprachleben gewinnen konnte. es bietet sich hier wider eine gelegenheit, um auf die wichtige rolle hinzuweisen, welche dem weib als sprachvermittlerin zukommt. wir dürfen nicht vergessen, dass nicht nur in der kinderstube, sondern auch in der krankenstube die frau das scepter führt, und müssen uns vor augen halten, welch gewaltigen einfluss die frau als ärztin und hebamme früher besafs und auf dem lande heute noch besitzt.

Freilich ist zu beachten, dass ausdrücke wie maus, eidechse '*lacerta*' auch in der bedeutung muskel vorkommen, vgl. unser *maus, mäuslein.* einfluss des lateinischen *musculus* kann höchstens beim deminutiv angenommen werden, im übrigen ist aber das wort gewiss ebensowenig ein übersetzungslehnwort wie etwa das gleichbedeutende slaw. *myšica*, griech. *μύων*, arm. *mukn* franz. *la souris* 'le muscle charnu', *ratte, rate* wade (Brissaud 39, Rolland aao. VII 74 f). diese doppelbedeutung finden wir auch bei *kalb*, dessen ursprünglicher sinn 'gebärmutter(geschwulst), mutterleib' oder etwas ähnliches gewesen zu sein scheint, woraus mit häufig wiederkehrendem bedeutungswandel 'leibesfrucht, (tier-) junges'. die grundbedeutung schimmert ja noch durch in zusammensetzungen wie *igelskalb* (zu 'igel' s. oben) krankhafte geschwulst der vorgefallenen gebärmutter, *mondkalb* mola uterina, *wasserkalb,* in ähnlichem sinne wie mondkalb oder auch wassersucht 'hydrops' Höfler 254 f, Diutisca 2, 181, Falk und Torp Norw. et. wb. 487. daneben ist *kalb* auch muskel, wade,

so in den nordischen sprachen, im englischen und in nhd. dialekten. zum übergang von muskel in wade ist altn. *vǫðvi* muskel, wade zu vergleichen, und eine ähnliche entwicklung zeigt ags. *spearwa* wade (mhd. in *spar-ader,-golze*), eigentlich krampf, Falk u. Torp. aao. 113. wallonisches *bodene* bedeutet bauch und wade, Brissaud 39 und slow.-dial. *črouvčəč* wade aus *črevčič* ist eine ableitung von *črevo* darm, bauch. auch in der medicinischen fachsprache redet man von *muskelbauch*, worunter das eigentliche fleisch des muskels im gegensatze zu den sehnen verstanden wird. beruht diese übertragung auf äußerer ähnlichkeit — der vergleichsbegriff wäre etwa schwellung, wobei an die häufige verwechslung von begriffen wie bauch, schoß, busen zu erinnern wäre — oder darauf, dass man auch die beweglichen, reizbaren, zu zuckungen und krämpfen geneigten muskeln oder muskelbündel als sitz der lebensgeister betrachtete? beides scheint der fall zu sein. darnach wäre freilich keine ausgesprochene nötigung vorhanden, bei einem krankheitsnamen wie *maus* immer von bärmutter, mutterweh auszugehn. aber das eine haben diese ausführungen doch mit sicherheit ergeben, dass die vorstellung von maus, wiesel, kröte als 'lebenstieren' bei der namengebung stark mitwürkte.

Im vorübergehn hab ich bereits die tatsache gestreift, dass nach gemeindeutschem volksglauben das wiesel — und das gleiche gilt von der kröte — durch anhauchen oder anblasen dem menschen schaden, ja sogar seinen tod herbeiführen könne. 'wen das wiesel anhaucht oder anpustet, dem schwillt das gesicht auf', Drechsler II 233. 'schwillt einer kuh das euter an, so rührt dies vom anhauch einer kröte oder eines wiesels her', ebda II 106. daher wird die milchabnahme bei tieren, die eine euteranschwellung haben, geradezu *wiesel* genannt, Höfler 804; vgl. ferner Zs. d. ver. f. volksk. 8, 393 fußnote. so hilft denn das wiesel (wieselfell, wieselblut, wieselzahn) und die kröte nicht nur gegen gicht, epilepsie und dergleichen, sondern auch gegen blähungen und geschwülste. Myth. III 344, Zs. d. ver. f. volksk. 8, 40, Bartsch II 177 nr 843, 844, Drechsler II 234 ua.; schon die ärzte des altertums verordneten einreibungen mit wieselblut zb. gegen das 'warme podagra', OKeller aao. 171; aber antiker einfluss braucht weder in diesem noch in anderen ähnlichen fällen angenommen zu werden: dieselbe auffassung der krankheit muste die anwendung desselben heilmittels zur folge haben. in

würklichkeit blasen und pusten weder das wiesel noch die kröte. zum verständnis des weitverbreiteten aberglaubens kann man wol nur gelangen, wenn man eben wiesel und kröte als seelentier fasst: die seele (anima, windhauch) oder der seelen-, winddämon bläst an, s. unten s. 153. gewis werden auch andere momente mitgewürkt haben: das anschwellen der bärmutter (als wiesel oder kröte aufgefasst) kann als folgeerscheinung irgendwelchen anblasens verstanden worden sein, und dazu kommt, dass gewisse tiere wie die katze ja in der tat 'blasen' oder fauchen.

Das anblasen (auch anseichen) der genannten tiere ruft geschwüre hervor. *kattebyld* katzengeschwür ist nach Nemnich im dänischen das panaritium. *weiſse kätzlein* sind 'engerlinge' im gesicht, d. i. gesichtsausschlag, Höfler 261, Dwb. v 304. *s krötl* ist eine art klauenseuche, Schöpf Tirol. id. 348. bei den Südslawen sagt man *kätzchen* für rotlaufbeule, Höfler 261. ich geh sicherlich nicht fehl, wenn ich unser *furunkel*, lat. *furunculus* mit *furùnculus* (*foruncu1us, feruncu1us*) frettchen gleichstelle; das wort ist dem. zu *furo* und gehört weiterhin zu *fur* dieb OKeller Die antike tierwelt I 163 f; Walde Lat. et. wb. unter *fur* Rolland aao. VII 147. ob der bei Schmeller Bayer. wb. I 805 erwähnte krankheitsname *fräulein: 'frewlin: im haar zu vertreiben'* als ausschlag am kopfe zu nehmen ist — ich erinnere an *haarwurm* für grind und gicht — ist fraglich; es könnte ebensowol der *wichtelzopf* gemeint sein, der ja von mahren, truten, hexen oder vom wirbelwind herrühren soll.

Auch der *bock* ist ein mythologisches tier: als sinnbild des plötzlich einschlagenden blitzes ist er der begleiter des germanischen donnergottes, dessen wagen von zwei böcken gezogen wird. aber wir brauchen nicht gerade auf den 'donnerbock' zurückzugehn, um *bock* für podagra oder singultus zu verstehn. es kann sehr wol die vorstellung des plötzlichen anfalls unter dem bilde eines bockes sich auf ganz profane weise gebildet haben. dass bock als daumenschraube der tortur zu fassen sei (vgl. Höfler 61), erscheint mir wenig glaublich, eher könnte man an die 'steifen beine' des bockes denken, vgl. den ausdruck bockstarr. mythischen einschlag zeigt jedoch die bei Höfler 61 angeführte redensart: *der aust-bock hat ihn gestoßen*, vom auftreten plötzlicher rückenschmerzen gesagt, denn der *austbock* (erntebock) ist ohne zweifel ein mythologisches tier; ausführlich handelt

darüber Mannhardt Antike wald- und feldk. 162 ff. 170 und Korndämonen 8. fast dieselbe redensart belegt Bartsch II 310 und zwar soll sie soviel als 'flau werden' (wol von der hitze) bedeuten. es scheint hier 'bock' als sonnenstich gemeint zu sein. diese wendung lässt immerhin die möglichkeit zu, dass auch der ausdruck bock für podagra auf irgendwelcher abergläubischen vorstellung beruht, wenn nicht geradezu übertragung von 'lähmung durch sonnenstich' auf 'gicht, podagra' anzunehmen ist.

Damit ist die liste der tiere, die als krankheitserreger angesehen werden und deren name auf die krankheit selbst übergegangen ist, lange nicht erschöpft. das fieber erscheint als *schwarzer widder*, Drechsler II 304. *bamhakl*, specht, ist eine art krätze Myth. III 342. auch hier dürfte es sich um irgendwelchen volksglauben handeln, denn der specht ist ein göttliches tier, vgl. Myth. II 813 und unten s. 149. dämonistischen ursprunges, oder wie man es nennen will, sind ohne zweifel die *grillen, mücken, motten, egel, würmer*, die man im kopfe hat; französisch heiſst es: *avoir des papillons noirs, des grillons dans la tête, le ver coquin* für *avoir des idées tristes.* auch eine *spinne* kann im schädel sitzen, und der franzose sagt: *araignée dans le plafond* für verrückt. auf dieser vorstellung beruht offenbar das süddeutsche *spinnen*, nicht ganz normal handeln oder sprechen. Höfler 109. 201. 421. 422. 498. 663. 821. Schöpf Tirol. id. 539, Hintner Beitr. z. tirol. dialektforschung 180, Brissaud 266 u. a. die genannten tiere sind erscheinungsformen von elben und dämonen; ihrer gestalt bedienen sich kobolde und hexen, deren üblem einfluss ein gut teil der krankheiten, namentlich gemütsstörungen, zugeschrieben wird: werden doch krankheiten geradezu als *elben, männlein* — vgl. schweizerisch *mändli* einbildung Id. IV 424 — bezeichnet; weiteres s. unten s. 138. dass man an das vorhandensein derartiger schmarotzer im menschlichen leibe glaubte, dafür zeugen die beschwörungen, die man vornahm, bis schlieſslich der 'teufel' in gestalt etwa einer mücke den körper verlieſs.

Reich ist begreiflicherweise das wörterbuch der krankheitsnamen an umschreibenden und verhüllenden ausdrücken, für die sicher weit weniger die schonung dem kranken und den familienangehörigen gegenüber maſsgebend war als der aberglaube, durch namennennung, durch das 'verschreien' der sucht,

den zustand zu verschlimmern oder die krankheit auf sich zu laden. besonders gerne pflegt man 'gichtische' zustände mit allgemeinen oder unbestimmten ausdrücken zu belegen. vor allem ist es die epilepsie, die man beim richtigen namen zu nennen sich scheut, daher sie kurzweg *ding, jammer, unglück, übel, not, schaden, weh, wehtag, sucht, siechtum, krankheit* heifst. gelegentlich wird ein adjectiv meist quantitativer art hinzugefügt: *hohe, schwere not, böser, schwerer, empfindlicher wehtag*, dänisch *den slemme syge,* franz. *le grand, haut, beau mal* neben *le mal* usw. dieselbe scheu die krankheit zu nennen offenbart sich, wenn man krankheiten wie epilepsie, freisen (eklampsie), rotlauf u. ähnl. mit *ding, wesen, böses wesen, tun* bezeichnet, wenn gesichtsrose, röteln und dergleichen *ungeheuer*, eigentlich das 'unheimliche' heifsen — man beachte auch *vngehure* im Münchner nachtsegen —, oder wenn krankheiten schlankweg als das (die, der) *ungenannt(e)* auftreten. besonders häufig kommt dem fingerwurm diese bezeichnung zu, aber auch brand, rotlauf, krebsartige geschwüre (namentlich im gesichte), der 'wurm' = rotz der pferde werden so genannt, endlich auch die epilepsie und die syphilis. bekanntlich hat Wolfram das schwere siechtum des Amfortas mit diesem ausdruck bezeichnet Parz. 240, 8. man vergleiche hierzu besonders die angaben bei Höfler 441; HSchulz Frühneuhochdeutsche Euphemismen, Zs. f. d. wortforschung 10, 134; Schweiz. id. IV 748. in einem zaubersegen werden *'die schuss'* und *'das ungenannt'* nebeneinander angeführt, Schmeller-Fr. Bayer. wb. I 1748, und ebda findet sich eine *'incantatio contra opilationem, vulgr. ungnat'*. *opilatio* (für *opinatio*) ist hier offenbar dasselbe wie 'das vermeinte', worüber unten s. 141. zu mittelhochdeutsch *wild* im sinne von 'unbekannt, fremd(artig), seltsam, unheimlich' ist wol zu stellen der name *wildnis,* worunter nicht nur wildfleisch verstanden wird, sondern auch brand, rotlauf, gliederreifsen und fieberanfälle. in meiner mittelkärntnischen heimat wird *wildnis* zur benennung der kinderkrankheiten verwendet, die sonst 'schreiende gichter' heifsen, also in ähnlicher bedeutung wie *frās* freisen, wogegen *'windische wildnis'* den ausschlag um den mund bezeichnet.

Dieselben beweggründe liegen vor, wenn krankheiten, gleichwie dämonen, mit schmeichelnamen belegt werden, und namentlich sind es wieder die 'gichtischen süchte', denen diese euphemismen

zukommen. *sälde* (glück) oder *das selige* ist der schlag oder hexenschuss, ferner milzbrand, rotlauf, kindbettfieber, wichtelzopf (vgl. aufser Höfler bes. Schmeller II 223). für rotlauf, eklampsie, rheumatismus sagt man *gesegnet*; im italienischen ist *mal del benedetto* oder *maluccio* die eklampsie. das Schweiz. idiotikon II 553 bietet *guet (guetschlag)* in der bedeutung von: schlagfluss, brennendes geschwür, karfunkel, wofür auch *guete blater* sp. 540. dazu wird sp. 507 *gietig* gestellt, 'von wunden, entzündet, brandig, vergiftet, geschwollen, infolge von vernachlässigung, erkältung, zutritt von luft und vom bösen blick', doch dürfte hier vermischung mit *giechtig* s. oben s. 106 stattgefunden haben. das idiotikon erklärt *guet* als 'euphemistische umdeutung von lat. *gutta*, während Notker noch *gutte* bietet'. notwendig ist diese annahme nicht, mag auch gelegentlich das wort mit *gutta* contaminiert worden sein, dagegen spricht vor allem das geschlecht: die relativ zahlreichen belege haben alle '*das guet*' (*guot, gut*), nur Höfler belegt auch ein *gute* f. Fischer Schwäb. wb. führt als schlagwort zwar *gutt* an, doch hat die quelle *gut*. für gesichtsrose sind die bezeichnungen '*die schöne, die hübsche*' mit oder ohne den beisatz 'krankheit' weit verbreitet. jenes wurde als *šena* f. *šen* m. auch ins südslawische (slowenische und serbokroatische) übernommen, wo es sich mit *pšeno* 'brein', d. i. gestampfte hirse vermischt hat. hautkrankheiten wie friesel und dergleichen werden als 'brein' aufgefaßt und der leib bei homöopathischer behandlung damit überschüttet; daher auch kärntnisch *praini(g)* finnig und *hirsesucht, hirsekrankheit* bei Höfler 316. 708.

Doch fehlt auch das gegenteil nicht. neben dem *gesegnet* steht das *ungesegnet*, neben dem *guet* das *bös*, wie dem kroatischen *dobrić* panaritium ein *zlić* entspricht. nach dem Schweiz. id IV 1714 bedeutet *'s bös* 1. krankheit des viehs, 'die man nicht benennen kann', vom volk für eine wirkung bösen zaubers gehalten, 2. milzbrand (rauschbrand) des viehs, 3. pestilenz beim menschen, 4. die mundfäule bei schweinen, 5. das panaritium usw. nach Höfler 62 ist *das pos* die syphilis. *das arge* oder *die argen* ist gleichbedeutend mit *padde* oder *padden* (kröten) und bezeichnet die blähsucht des viehes, Zs. d. vereins f. volksk. 8, 304. für rotlauf bringt Höfler 882 benennungen wie *das rauhe, schlimme, tolle ding; das böse ding* ist der fingerwurm und die

fallsucht. ein krankheitsname, der sich wol am besten hier unterbringen lässt, ist das weitverbreitete, in seiner ursprünglichen bedeutung 'schrecken' fast ganz ausgestorbene *freisen* (*fraisen, frais*), *freisam, freislich* für eklampsie, auch epilepsie, gesichtsrose. ebenso wurde eine art blattern benannt: 'ob diu plâter da du wanist, daz iz daz *freislîch* sie', Germ. 8, 302. nach dem Schweiz. id. I 1329 ist es auch = mager[1], ansprung, flechte. mit *freisen* steht in wettbewerb das homonyme *schrecken* (*nachtschrecken*); auch *schauer, schäuerchen* wird in demselben sinne gebraucht, und ich erwähne noch das englische *night-terrors*, franz. *la peur* für eklampsie, Brissaud 268; *le danger*, la pustule maligne, ebda. 118. es braucht wol nicht eigens betont zu werden, dass diese wörter eine verschiedene erklärung zulassen: mit *schrecken, freisen* im sinne von eklampsie kann ursprünglich einfach das aufschrecken der kinder gemeint worden sein, aber es ist nicht ausgeschlossen, dass auch dämonistische auffassung der krankheit eingewirkt hat, wird doch *pavor nocturnus* geradezu mit *schreckmännlein* widergegeben; dasselbe gespenst soll übrigens auch die *schreckblattern* hervorrufen, Höfler 395.

Das *schreckmännlein* leitet uns über zu einer der reichhaltigsten und interessantesten gruppen von krankheitsbezeichnungen, die ich allerdings schon gestreift habe: ihr nährboden ist der uralte und noch immer recht lebendige dämonenglaube. wie im Homer Apoll, so schleudern auf dem votivbild der Münchner Peterskirche engel die pestpfeile auf die menschen (s. fig. 12 der pestbilder in Andree-Eysns Volkskundliches aus dem bayerisch-österr. alpengebiet), und wie heilkundige Angelsachsen *ésa, ylfa* und *hægtessan gescot* besprachen, so beschwören heute noch weise männer und frauen den *hexenschuss*. noch sind im englischen *elfbolt, elfarrow* lebendig, und im deutschen begegnen *schuss, alp-, an-, einschuss, geschoss* usw. als krankheitsnamen. 'gichtische' süchte wie epilepsie, ischias, lumbago, seitenstechen, heftiges kopfweh, rose, milzbrand, panaritium, euterschwellung werden darunter verstanden; auch die bezeichnungen *erdfall, erdsturz* für milzbrand, rotlauf gehören wol

[1] *mager*, eigentlich abmagerung hervorrufende krankheit, blutzehrung des rindviehs, bedeutet auch hautausschlag, schorf, flechte usw. Schweiz. id. IV 101.

diesem vorstellungskreis an [1]. wie man bei herannahendem gewitter in die luft böllert, um die wetterhexen zu vertreiben, daher unser wetterschiefsen, oder am Walpurgisabend über die felder schiefst, damit die hexen der saat nicht schaden können (Myth. III 439, nr. 138), wobei der flinten- und böllerschuss den alten pfeilschuss ersetzt, so heilt man den hexenschuss und entzündungen wie das panaritium, die rose auf homöopathischem wege, indem man über die erkrankte stelle eine pistole abfeuert, Drechsler II 251. 317, oder indem man einfach pulver auf die wunde streut oder in einer pfanne darüber hält (so in Kärnten) und es zum explodieren bringt. letzteres mag ersatz für das alte funkenschlagen sein, Drechsler II 293, dem die auffassung der 'entzündung' als 'notfeuer' zugrunde ligt, s. oben s. 118 anm. neben der vorstellung von dämonischen schützen oder geschossen als krankheitserregern steht die des gestochen-, berührt-, angegriffen- oder geschlagenwerdens. *alpstich, hexenstich* tritt uns in ähnlicher bedeutung entgegen wie alp- und hexenschuss. *das* (*die*) *gerührt*(*e*) ist nach Höfler und Nemnich lähmung, apoplexia, paralysis; *beroerte, beroertheit* nennt dieselbe erscheinung der Vlame, *rørelse* der Däne, ebda.; vgl. noch *röring* Myth. III 338. unleugbar dämonistisches gepräge tragen *greifung* oder *begreifung* eclampsia, epilepsia, colik, bei denen freilich lat. *raptus* eingewirkt haben mag [2], wie etwa unser *besessen* oder *umsessen* dem lat. *obsessus* nachgebildet sind. auch *entzücken, -zucken, entzückung, verzücken, verzuckung,* die gelegentlich für eclampsia und epilepsia gebraucht werden, ferner *berücken, ent-, verrücken* lassen diese auffassung zu: die trute *zuckt* am menschen, wie die wichtlein nach ihm *tasten* und die *molkenstelin,* die hexe, ihn (*be*)*rührt*; ich verweise auf den Münchner nachtsegen, Zs. 41, 335 und auf Zs. d. vereins f. volksk. 1896, 443. *ungerupft* und *unbezupft* oder *ungezupft* sind im Schlesischen gleichbedeutend mit unberufen, Drechsler I 208, II 259. ob an personificierte

[1] s. Höfler s. 595 ff. 120. 700; Myth. 989; Zs. d. ver. f. volksk. 10, 63.

[2] auch franz. *grippe* wird wol demselben stamm angehören; mich dünkt diese erklärung aus lautlichen und semantischen gründen wahrscheinlicher, als die von Vasmer Zs. f. d. wortforschung 9, 21 versuchte ableitung von russ. *chripŭ* heiserkeit. zu 'greifen' sei auch auf Myth. III 318 ververwiesen: *'sie (die hexe) hat mich gegriffen das ich sein mein lebtag genug han'*. in gleichem sinne werden auch *bestên, râmen* ua. gebraucht. Myth. III 336, vgl. unser *angegriffen.*

krankheitserreger zu denken ist, wenn das volk der griechischen bezeichnung gemäſs die epilepsie als *anfall, schweren anfall* oder den milz-, rauschbrand und rotlauf als *angriff* bezeichnet, sei dahingestellt, sprechen wir doch auch von fieber- und sonstigen anfällen (attacken) oder von 'befallensein', wie der lateiner von accessus, ohne dass dabei an mehr als an bloſse metapher zu denken ist. dem lat. (*im*)*petigo* entspricht deutsches *ansprung* für ausschlag, grind, flechte, schorf: auch in diesem falle wird man im zweifel sein, namentlich wenn man alt- und mittelhochdeutsches *ga-*, *gi-*, *gesprinc*, *urspring*, ags. *spring*, Höfler 667, in gleicher oder ähnlicher bedeutung vorfindet. zahlreiche parallelen bieten die verschiedenen sprachen für die auffassung der krankheit als schlag oder züchtigung eines übernatürlichen wesens. dem *hexenschuss* entspricht der *zwergen-* und *elbenschlag* [1], der schlagfluss erscheint als *Gottes schlag*, wofür auch *hand*, *gewalt Gottes* gesagt wird, Myth. II 968 f. *gastkramad* 'von geistern geplagt' gibt nach Nemnich im Schwedischen *scorbutus* wider. als *strafe Gottes* werden nach Frischbier Hexenspruch und zauberbann 73 bei den Masuren die krämpfe betrachtet. schlag ist die grundbedeutung von *plage* — man beachte griech. πληγὴ ϑεοῦ — das namentlich in zusammensetzungen mit heiligennamen für epilepsie, rheumatismus, gicht, rotlauf, rauschbrand und ähnliches gebraucht wird, wofür besonders das Schweiz. id. V 33 eine reiche auswahl von beispielen bietet. *staupe* ist strafe [2] und epilepsie, eklampsie, epizootie. es gibt verschiedene arten von *rache*: *die brennende*, *St. Antonius* oder *St. Quirins rache* ist der rotlauf, *St. Valentins* oder *St. Johannis rache* die fallsucht. christliche auffassung bekunden wol die mannigfaltigen *buſsen*, die in ähnlichem sinne wie plage, rache verwendet werden, doch ist zu beachten, dass buſse auch soviel als strafe besagt; vgl. auſser Höfler bes. Schweiz. id. IV 1751. VI 88.

Die vorstellung von krankheiterzeugenden plagegeistern konnte begreiflicherweise dazu führen, dass die krankheiten nach ihnen benannt wurden. vom *schreckmännlein* war bereits die rede. ebenso gibt es einen *atzmann* schwindsucht, einen *gicht-*

[1] vgl. norw. *dvergslagen* 'gelähmt (vom vieh)', Myth. II 381.

[2] es ist zu beachten, dass das relativ junge 'strafe' als krankheitsname nicht vorzukommen scheint.

mann, ein *blattermandl,* einen *beutelmann* fieber. auch als *schüttel, schüttler, die bösen schütteler* tritt das fieber personificiert auf, Bayer. wb. II 490, Mannhardt Wald- und feldculte 16, Myth. II 976. es ist Grimm Myth. II 966 (bez. Heyne aao. 119) zuzustimmen, wenn er ahd. *rito, ritto,* nhd. *ritten* fieber von ags. *hríða, hríðian* trennt, und es wie as. *rido,* an. *riða,* denen anlautendes *h* ebenfalls fehlt, mit 'reiten' verbindet. Grimm wird auch recht haben, wenn er *rit(t)o* geradezu als 'reiter' fasst. man braucht dabei gar nicht an volksetymologische umdeutung eines älteren *hriþjo* denken. es genügt auf Myth. II aao. bes. auch auf III 338 hinzuweisen (das fieber reitet einen nach lettischem volksglauben), ferner auf Cleasby-Vigfússon 382: 'leikinn, *hag-ridden,* bewitched, as madmen or people bedridden or taken by a strange illness were thought to be 'ridden' by trolls', und etwa auf den bei Schönbach Analecta graecensia, festschrift zur 42 versammlung deutscher philologen und schulmänner in Wien 1893, s. 43 f. abgedruckten segensspruch. *überritt* als krankheitsnamen (rückenlähmung, milzbrand) belegt das Schweiz. id. VI 1712. bekannt ist die bezeichnung '*die dinger*' für convulsionen der kinder, und sie wird leicht verständlich, wenn wir erfahren, dass das zwergenvolk diese nächtliche belästigung verursacht, Laistner Rätsel der sphinx II 19; die bezeichnung erinnert an die einer preufsischen beschwörungsformel, wo eine art kopfschmerz '*kleine leute*' genannt wird, Zs. d. vereins f. volksk. 4, 15. im Wörterbuch der elsässischen mundarten II 690 findet sich folgende stelle, die ich hier erwähne, weil sie für das verständnis nosologischer tabunamen beachtenswert ist: 'wenn die kinder im schlafe die gesichtsmuskeln bewegen, die augen verdrehen, so nennt man dies *d stilli gichter;* in gegenwart der kinder darf dieser name nicht gebraucht werden, man hilft sich durch umschreibung: *lue(g), s het die dinger*'[1]. die vorstellung einer mehrheit von plagegeistern hat wohl anlass gegeben, dass man die eklampsie mit dem plural 'gichter' widergibt; in den segensformeln sind es deren meist 77. mit den 'dingern' identisch sind die elben: '*item eyn mentsche daz besessen ist mit den elben*' heifst es bei Schönbach aao. die *fliegenden elbe,* die *gute kinderen,* die *gute holde* wird in Mitteldeutschland die fliegende gicht (arthritis vaga) genannt, Myth. II

[1] anderwärts gilt gerade dieses wort für tabu, s. Bartsch II nr. 126.

968. *gute* (*böse*) *dinger*, *elbe*, *holden*, *holderchen*, *holdiken* gelten als erreger von krankheit und geschwulst bei menschen und vieh, Myth. II 968, und nach Cockayne Leechdoms I 364 u. 365 ist ags. *dweorȝ* soviel als 'convulsions'. mit derselben vorstellung hängt zusammen lateinisch '*morbus comitialis*' = epilepsie, russ. '*sudorogi*' gichter, krämpfe, eigentlich freunde (?) 'ruthenisch '*gostečĭ*' gästlein, aber auch rheumatismus, gicht, vläm. *kozijntjes* het pootje of flerecijn, also gicht, podagra, eigentlich vetterchen, Schuermans Algemeen vlaamsch idioticon 285. ein dämonischer begleiter des kranken ist auch das *älterle*, die atrophia infantum oder rhachitis, Nemnich Lex. nos. II; weiteres bei Höfler unter *der alte, älterlein, der alte mann, altmännchen, altvater* (letzteres auch 'herzgespann'). Brissaud bemerkt s. 121: 'dans le Nord, le rachitisme s'appelle '*le petit vieillard*' (*de oude man*); on prétend que c'est un petit vieillard mysterieux qui le donne'. in der Zs. f. d. Ph. 1, 309 erwähnt Gerland *bauernwenzel* und *ziegenpeter* als bezeichnungen für mumps; auch letzteres soll nach Gerland ein koboldname sein, doch könnte es auch soviel als schlag bedeuten, vgl. Schweiz. id. IV 231 *mumpf* mumps; stofs mit der faust oder mit dem fufs, ohrfeige. weiteres bei Höfler 422. 424. 786 f. beachtenswert und offenbar uralt ist die personification des gerstenkorns, das als '*junker, nickel, jümpferli töchterli, gritli, urseli*' erscheint, Schweiz. id. I 1248, Schweiz. archiv f. volksk. 5, 191, Bayer. wb. II 877. 1002, wozu man noch franz. *le compère loriot*, engl. *John Barley-corn* und slaw. *Ječminek*, Vogt, Germanist. abh. XII 195 vergleiche. ein kobold ist der *bützel*, Schweiz. id. IV 2011, der *katzenveit*, Bayer. wb. I 1314, worunter aber auch ein hautausschlag verstanden wird, wie auch die sommersprossen nach Nemnich Lex. nos. II *schröteln* d. i. 'schrätlein, kobolde' genannt werden; *schretlein, schrötlein* ist sonst alpdrücken, ephialtes; reiche literatur bieten Höfler 600 ff., Myth. I 396. zu *veit* als koboldname vergleiche man Gerland aao. s. 310. ferner sei zu diesem abschnitte auf Höfler Krankheitsdämonen, Archiv f. religionswissenschaft 1899 verwiesen.

Bei diesem engen zusammenhange zwischen volkstümlicher heilkunde und niederer mythologie, der sich um so inniger gestaltet, je weiter wir in die vergangenheit zurückgreifen, ist es selbstverständlich, dass auch prophylaxe und heilverfahren einen

stark dämonistischen einschlag besitzen, dass dem volksarzt vor allem auch die rolle des krankheitsbeschwörers zufällt. besprecher, zauberer, arzt, ja auch priester waren für unsere vorfahren ein und dieselbe person, vgl. Schrader Reallexicon 45ff., Heyne aao. 175, Höfler Altgerm. heilkunde, Handbuch der geschichte der medicin I 55ff., und fast alle unsere bäuerlichen kurpfuscher verfügen über einen stock von beschwörungsformeln und -bräuchen.

Vor etwa zehn jahren gelang es mir, einer alten afterhebamme und ärztin in meiner heimat mehrere proben dieser kunst zu entlocken, darunter folgenden heilspruch, den ich hier aus der mundart wörtlich ins schriftdeutsche übertrage:

das vergicht und vermeinte [1] gehn über die heide,
da begegnet ihnen die heilige mutter Maria.
da fragt die mutter Maria das vergicht und vermeinte:
'vergicht und vermeinte, wo geht (!) ihr hin?'
sagt das vergicht und vermeinte: 'wir gehn zu dem und dem'[2].
fragt die mutter Maria: 'was tut ihr dort?'
da sagt das vergicht und vermeinte:
'wir werden fleisch reifsen, blut trinken und bein brechen'.
da sagt die mutter Maria: 'das dürft ihr nicht tun:
ihr müsst hingehn, wo blofse felsen sind,
dort werdet ihr fleisch reifsen, blut trinken und bein brechen'.
hilf gott vater, gott sohn, gott heiliger geist.[3] amen.

An dem spruch ist vielleicht bemerkenswert der stabreim in der eigentlichen beschwörungsformel: blofs, blut, bein, brechen, der sich leicht vervollständigen lässt, wenn man für fleisch das jetzt fast ausgestorbene 'brat' einsetzt; im übrigen fügt er sich in ein wolbekanntes schema, für das zahlreiche beispiele vorhanden sind, vgl. bes. Myth. III 370. 506. LIII (3 abschnitt). LVI, Schönbach aao. 42, Germ. 31, 345, Zs. 21, 211, Lammert

[1] das *vermeinte*, mda. *frmante* ist der böse blick, aber auch convulsiones.

[2] hier wird der name des kranken eingesetzt.

[3] später hört ich von der gleichen person den spruch mit der variante: *frās* (freisen) für *frmante* und *herr Jesu* (!) *Christ* für (*heilige*) *mutter Maria* die verwechslung erklärt sich aus der vermischung mit einem zweiten sehr ähnlichen spruch gegen das 'vermeinte', den die gewährsfrau kannte.

aao. 131. 183, Zs. d. ver. f. volksk. 5, 31 f, Reitzenstein Poimandres, wo in ähnlicher weise die begegnung der *Βασκανοσύνη* (*Βασκανία*) mit dem erzengel Michael (bez. Gabriel) geschildert wird, Drechsler aao. 318. 346. 358, Ebermann Blut- und wundsegen (Palaestra XXIV) 87 f; hier ist auch noch weitere litteratur angegeben.

Ich habe den spruch angeführt, weil er mir den schlüssel zur etymologie des wortes gicht in die hand gab, und zwar geschah dies auf folgendem umwege: die 'weise frau', die mir das geheimnis anvertraute, kannte den segen auch in slowenischer sprache; da er jedoch mit der deutschen fassung fast völlig übereinstimmte, hab ich von der aufzeichnung des windischen textes abgesehen. als mir vor einiger zeit der spruch wider in die hand fiel, erinnert ich mich auch des einganges der slowenischen parallele: *skrmīna*[1] *nə ūrak sta čriəz puəle šu͡ā* (oder *hodīu͡a*) — und der tückische gichtknoten war gelöst. *ūrak*, schriftslowenisch *urok* hat in der mundart die bedeutung böser blick und freisen (eclampsia) und ist eine zusammensetzung aus dem präfix *u-* und der ablautstufe des stammes *rek* = sagen, heifst also soviel als besprechung oder — *vergicht.* ich muss gestehn, ich hielt es im ersten augenblick für fast unmöglich, dass diese so durchsichtige deutung nicht schon längst gefunden war: die form mhd. *ver-giht* allein hätte auf *ver-jehen* führen müssen. dass *urak* an obiger stelle deutsches *frmante* oder *frās* widergibt, hat natürlich nichts zu sagen, ist ja doch auch das '*frmante*' eine art behexung, nur nicht durch *verjehen* bewirkt, sondern durch *vermeinen,* d. i. übel zudenken[2]. neben *vergiht* haben wir die verkürzte form *fricht*, die auf *veriht* aus *verjiht* ohne übergang des *g* in *j* beruht, s. Schmeller Bayer. wb. I 870 'sie ward sehr oft von der frais oder fricht überfallen'; das 'fricht kriegen', in convulsionen fallen, ebda. *verjehen*

[1] dialektisch für *skrnina;* s. oben s. 119.

[2] der ansicht MLeopolds Die vorsilbe *ver-* und ihre geschichte, Mitteil. der schles. ges. f. volksk. XIII 126, vermeinen sei keine *faur*-bildung zu meinen, sondern ein denominativ von *mein* nefas, kann ich in anbetracht von *verwünschen, versehen, verluogen* nicht zustimmen, zumal auch *verruochen* in gleicher bedeutung vorkommt. Myth. III 304. ich verweise noch auf *gemeintheit*, eine hautkrankheit, Höfler 408 und auf die wendung '*zugedacht*' bei Höfler unter '*kind*', ferner auf *vergunst* ebda 894, *verbunst* 'zauberei' Schweiz. id. IV 1396.

ist wie das synonyme *versprechen* dabei in dem sinne zu nehmen: durch sprechen jemand ein übel zuzaubern, jemand behexen, nicht aber: übel bannen, es abwenden. die doppelbedeutung dieser formen weist eben wider auf das heilverfahren der volksmedicin hin, das in dem homöopathischen grundsatz: 'similia similibus curantur' gipfelt; die *vergiht* muss also durch *verjehen* wider geheilt werden. für *versprechen* = behexen bietet beispiele MLeopold Die vorsilbe *ver-* s. 69, bes. anm. 2, ferner s. 108, 114, wo eine reihe von parallelen angeführt ist: *verrufen, versagen* (eine büchse versagen est cum laminibus magicis scopam ligare, Stieler 1667), *vergalstern,* mnd. *vorkallen, verschreien.* auch *besprechen* und *beschreien* kann in zwiefacher bedeutung verwendet werden: übel anzaubern und übel lösen, wofür unter anderen ebenfalls bei Leopold aao. belege zu finden sind; vgl. auch Zs. 25, 452. dementsprechend steht neben *vergicht* auch *bicht*: *ich segne dich vor die gicht, vor die bicht, vor de lewe newe mohnlicht,* heifst es in einem s. 202 der Zs. des vereins f. volksk. 8 abgedruckten zauberspruch, und auf *bîjiht* geht wol zurück das ebda. 7, 168 angeführte *beigicht*: *die rasende und die wütende und die sieben und siebzigste beigicht.* eine compromissform ist offenbar *befricht* ebda. s. 886. häufiger als diese vom präfigierten verbum abgeleitete form ist einfaches *gicht,* das wie *vergiht* im mhd. und in den heutigen oberdeutschen mundarten meist als neutrum auftritt, während ihm in Mitteldeutschland schon in mhd. zeit das weibliche geschlecht zukommt; übrigens fehlt auch das männliche nicht; bei JohRothe heifst es: *und di zcubrochin hatte der gicht* Germ. 9, 179. auf eine form *gīht* aus *gijiht* weist das bei Henisch belegte *geicht,* Heyne Dwb. unter gicht, s. auch Myth. II 969. daneben steht ahd. mhd. *gegiht(e),* das in den allermeisten oberdeutschen mundarten mit einfachem *gicht* zusammenfallen muste: auch verschärfung des anlautenden *g* zu unbehauchtem *k* braucht nicht notwendig einzutreten, wenigstens nicht bei früher und nicht mehr gefühlter syncope. alle diese formen: *giht, gegiht(e), vergiht, verīht* (Schweiz. id. I 83), *bigiht, bīht* — vgl. auch noch *iht* im Karl Zs. 1, 104 v. 45 — sind auch in der bedeutung aussage, geständnis belegt; schon diese formale übereinstimmung vermag uns jedes zweifels ob der identität der wörter zu überheben. zu bemerken ist nur, dass *giht* 'aussage' fast ausschliefslich als

femininum bezeugt ist. das überwiegen des sächlichen geschlechtes beim krankheitsnamen könnte damit erklärt werden, dass obd. *gicht* in den meisten fällen eigentlich altes *gegiht(e)* vertritt; vgl. auch s. 111. die niederdeutschen bez. niederländischen formen *jecht(e)* und *jucht, guchte,* die neben *gicht(e), jicht(e)* für die krankheit belegt sind, bilden für unsere deutung weiter keine schwierigkeit. jenes ist eine bildung wie mhd. *jest* zu *jesen* und tritt uns auch im sinne von bekenntnis entgegen, Mittelniederd. wb. unter gicht, Middelnederlandsch woordenboek II 1944, zu *jucht, guchte* aber verweis ich auf die ausführungen s. 168.

Auffallend ist einigermaſsen das fehlen alter belege für *jehen* im sinne von bezaubern, während sie für *spell* in so reichem maſse vorhanden sind, wie uns ESchröder in seinem lehrreichen aufsatz Über das spell, Zs. 37, 241 gezeigt hat. auch in der neueren volkskundlichen literatur find ich keine zeugnisse auſser dem in der Zs. d. ver. f. volksk. 10, 231. der hier abgedruckte spruch gegen gicht aus der Niederlausitz beschwört die krankheit mit folgenden worten: ich gebiete deiner gicht durch Gottes macht und Gottes kraft, du sollst nicht mehr reiſsen, du sollst nicht mehr schmerzen, du sollst nicht mehr *gechen,* du sollst nicht mehr brechen usw. die stelle setzt voraus, dass der zu beschwörende dämon (oder hexe) durch besprechung (*gechen*) die krankheit hervorruft. das *gechen* steht hier also genau in derselben bedeutung wie das *sprę̧ken* in dem bei Bartsch aao. 240, nr. 1952 angeführten mecklenburgischen segen gegen die rose: ik still dei raus': sei sall nich swillen, sei sall nich sprillen, sei sall nich *sprę̧ken,* sei sall nich brę̧ken. doch ist dieser mangel an älteren belegen sicher nur zufällig, sind ja doch auch *beschreien* und *besprechen* = behexen erst verhältnismäſsig jung bezeugt.

Die richtigkeit meiner ansicht erhält eine starke stütze durch sachliche und sprachliche momente. für jenes sei zunächst nur bemerkt, dass die heilung der 'gicht' im sinne von gliederkrankheit, schlag, krämpfe meist durch bloſse besprechung erfolgt, während andere krankeiten auſserdem in der regel einer besonderen handlung bedürfen. sprachliche gegenstücke bieten die meisten europäischen sprachen. fast alle kennen den übergang von 'sagen' oder 'gerede' in 'behexen', 'behexung'. zu *βάσκειν*

sprechen' gehört griech. *βασκανία* 'besprechung, behexung, böser blick', wozu auch lat. *fascinum* gestellt wird, EBoisacq Dictionnaire étym. de la langue grecque 116, Walde Lat. etym. wb.², unter fascinum. neben *γόος* klage, geheul steht griech. *γόης* zauberer — sollte nicht auch *ἰατρός* arzt mit seiner ganzen sippe zu *ἰά* geschrei, ruf zu stellen sein? vgl. *ἐπῳδὴ ἰατρῶν* Myth. III 363. *ἀρχιατρός* woraus unser 'arzt', wäre also eigentlich oberbeschwörer. ebenso wird slaw. *bajati* im sinne von 'incantare' verwendet, Berneker Slaw. et. wb. 39. in den germ. sprachen hat *spell* die bedeutung von zauber angenommen, und auf ausdrücke wie *besprechen, beschreien, versprechen, verrufen, versagen* wurde bereits hingewiesen; in gleicher bedeutung finden sich: *besagen, ver-, bereden; unberaffelt* ist unbesprochen, EHMeyer Badisches volksleben 571. zu idg. *veq*ᵘ — griech. *ἔπος*, lat. *vōx* usw. — wird wohl auch ags. *wicca* zauberer und nd. *wicken* zaubern zu stellen sein (ags. *wígol* etc. wäre davon zu trennen), und über den zusammenhang zwischen *raunen* und *rune* 'zauberzeichen' ist heute niemand mehr im zweifel.

Ebenso wie sagen nimmt **singen** den sinn von zaubern an; ich erwähne griech. *ἐπῳδός* zauberer, *ἐπῳδή* zauberformel, *ὀμφή* orakelpruch zu got. *siggwan*, lat. *incantare*, franz. *charme, charmer* zu lat. *carmen, carminare*, das früh als *garminôn*, Graff IV 263, später als *schurmen* auch ins deutsche eingang fand, EHMeyer, Bad. volksleben 563, ferner an germ. *galan*, worüber ESchröder Zs. 37, 241 ff. gehandelt hat. zu *galan* gehört dän. *gal* aus älterem *galen* toll, verrückt, wahnsinnig, böse usw., eigentlich besungen, ebenso ist an. *galinn* behext, rasend, toll. das von ahd. *galstar* incantatio abgeleitete nhd. dial. *galstern, ergalstern, vergalstern* bedeutet sowol plaudern, schreien, kläffen, lärmen, husten als auch verzaubern, verwirren, erschrecken, entkräften, Schweiz. id. II 234, Bayer. wb. I 903, Lexer Kärnt. wb. 107, Autenrieth Pfälz. id. 51. das Schweiz. id. bringt unter *vergalsteren* folgende beachtenswerte belege: 'er habe biderben leuten die kühe vergalstert' 1526, Egli Act. dasselbe mit anderen worten ibid.: 'er könne den kühen die milch nehmen'. ferner: 'hilft dem vergalsterten menschen, dem seine mannheit genommen'. es ist bekanntlich ein allgemein deutscher volksglaube, dass milchmangel oder schlechtes milchen bei kühen und die impotenz auf verhexung beruhe, Myth. II 897, III 310—311. 452

(nr 540), Drechsler aao. II 104, 246, 253—255, Schweiz. archiv f. volksk. 2, 109 — daher auch die bezeichnung *molkenstele*, *-tover*, *-diep*, *milchdiebin*, *milchtrut*, *ziegenmelker* für hexe oder die in gestalt eines schmetterlings (vogels) verwandelte zauberin (zauberer, alp), Frommann Die d. mundaa. 6, 767, Zs. 41, 355, Drechsler II 253, Höfler unter 'Teufel'. ähnlicher anschauung huldigen auch slawische völker; so wird vom vampir gesagt, dass er die kühe und ihre milch bezaubere, Zs. d. ver. f. volksk. 1898, 331. *dvergspeni* ist nach Grimm Myth. II 897 im altnordischen die papilla vaccarum vacua. eine menge von einschlägigem material könnte noch angeführt werden zur begründung meiner etymologie von *galt*, *gelt* keine milch gebend, unfruchtbar, eigentlich besungen, verhext. *galt* ist demnach ein altes *t*-partizip zu *galan* wie *alt* zu got. *alan* wachsen, *kalt* zu an. *kala* gefrieren. an. *geldr*, ags. *gielde*, nhd. md. *gelt* steht in bezug auf das suffix zu *galt* in demselben verhältnis wie germ. *alda-* neben *alþia-*. die relativ seltene bedeutung von 'castratus' hat sich erst aus der von 'sterilis' entwickelt, wol unter dem einfluss von anklingendem germ. *galt-* verschnitten, wozu nhd. *gelze* verschnittene sau. auffallend ist allerdings an. *gelda* castrieren neben *geldr*; aber schliefslich ist contamination auch hier nicht ausgeschlossen, wenn auch *gǫltr* und *galti* nicht mehr ihre ursprüngliche, speciellere bedeutung bewahrt haben. zur stütze meiner ansicht führ ich noch die bedeutungen an, welche das Schweiz. id. II 236. 238 unter *galt* m., *gälti*, *gelti* f. verzeichnet: '1 der zustand oder die zeit der milchlosigkeit bei kühen oder ziegen. 2 krankheit der kühe und ziegen, die sich durch anschwellung des euters, abnahme und verschlechterung der milch, indem sie etwa mit blut und eiter sich mischt, steifheit des körpers, trübung der augen usw. kund gibt.' fast alles ist hier vereinigt, was die symptome der 'gichtischen' krankheiten ausmacht, und besondere beachtung verdient die tatsache, dass derselbe zustand im deutschen norden mit dem zweifellos der zauberwelt entstammenden ausdruck '*teikent*' d. i. gezeichnet widergegeben wird, Bartsch aao. II 455, nrr 2092—2101, und dass man dafür auch '*einschuss*' gebraucht, Zs. d. vereins f. volksk. 7, 67. 'hexen verderben die milch . . . lähmen ein vieh', sagt Grimm Myth. III 311, und hexen wird namentlich das geschwollensein zugeschrieben, s. unten s. 148.

es beruht gewis auf keinem zufall, dass die unter 2 angegebene bedeutung von *galt*, *gälti* dem sonst synonymen *gust* fehlt, dessen ursprünglicher sinn wol trocken ist[1].

Mit dem vergicht und seiner sippe sind wir allmählich in den bereich des zaubers geraten, der bei den meisten culthandlungen nicht nur primitiver völker eine so große rolle spielt, und dessen bedeutung gerade im volkstümlichen heilverfahren besonders zum ausdruck gelangt. mit dem glauben an magische oder dämonische einflüsse auf die naturvorgänge oder das wolbefinden der lebewesen steht und fällt der zauber; er ist seine notwendige folge, oder sagen wir vorsichtiger: seine notwendige begleiterscheinung, denn es ist schwer, in dieser naiven welt von vorstellungen ursache und würkung sicher und säuberlich zu scheiden. feindlichem tun zauberischer wesen kann man nur begegnen, wenn man sich mit gleichen waffen wider sie stellt, der alten kampflosung gemäſs: *ort widar orte.* gift erfordert gegengift, und so erklärt sich der für uns seltsame parallelismus, wenn wir bei Grimm Myth. III 311 lesen: greifen, schlagen, stechen, blasen, hauchen, blicken gilt von hexen wie von heilenden frauen. krankheiten, für die plötzlichkeit des anfalls, begleitet von krämpfen oder lähmungserscheinungen, charakteristisch ist, oder langandauerndes, zehrendes siechtum oder schwellung, verbunden mit starker rötung, und alles dies ohne wahrnehmbare äuſsere veranlassung, sind es vor allem, die für magischen oder dämonischen ursprungs gehalten werden. aus dieser einheitlichen vorstellung heraus erklärt sich die häufige zusammenfassung von krankheiten, die nach unsern heutigen begriffen wesensverschieden sind, unter einem ausdruck — man vergleiche *gicht, schuss, freisen* — daraus aber auch die gelegentliche ausdehnung von bedeutungen, die — ich spreche hier vom standpunct volkstümlicher pathogenese — zunächst auf einzelne erscheinungsformen beschränkt sind, auf den gesamtbegriff — siehe *fluss, tropfen, skrnina* —, daraus ferner die gleichartigkeit und verallgemeinerung der therapie: der regenwurm hilft nicht allein gegen den wurm im finger, sondern auch gegen den schwund, das grimmen

[1] wie ich nachträglich zu meiner freude bemerke, erklärt auch Hildebrand Dwb. IV 3062 '*gelt*' als verhext, in dem er auf Rietz Ordbok hinweist. wegen des umlauts in *gelt* usw. erinnert H. an mhd. *künde* neben *kunt*.

und die laufende vergicht, Zs. d. vereins f. volksk. 8, 179, der maulwurf, zunächst wol nur gegen ausbrechende geschwüre verwendet, sowol gegen das panaritium wie gegen die colik und die gicht, Zs. d. vereins f. volksk. 8, 41, Bartsch II 110 (nr 415). 175 (nr 833); nach kärntnischem volksglauben ist derjenige, der vor mittsommer drei maulwürfe tötet, mit der heilkraft gegen das panaritium ausgestattet. in dieser hinsicht nähert sich die volksmedicin' einigermafsen der jetzt wider zur geltung gelangten constitutionellen pathologie — im grunde einer modernen umgestaltung der humoralpathologie, wonach krankheitserscheinungen der ausdruck sind von veränderungen, welche den gesamtkörper betreffen. für die auffassung, dass constitutionskrankheiten angehext sind, bringt zeugnisse fast jeder irgendwie einschlägige volkskundliche aufsatz. 'eine folge der behexung ist die abzehrung oder die fallende sucht, epilepsie', Drechsler I 208 'bekommt man eine 'böse' hand, ein 'böses' bein, reifsen in den gliedern, hat man keinen appetit, keinen schlaf, so ist das 'gemacht', einem 'angetan', oder man ist über eine 'böse spur' gegangen' ebda. 'man spricht ... bei hysterischen krämpfen, ohnmachten von 'angetan', 'verhext' sein', Lammert aao. 251. 'wurde jemand plötzlich krank, so wurde gesagt, er sei von trollen gedrückt (troldkryst)', Feilberg, Zs. d. vereins f. volksk. 7, 46. 'in Lancashire consumptive patients and paralytics are often said to be bewitched'. 'the prince is said to have been seized by paralysis in the place in his body corresponding to the image where the hair was inserted', WGBlack Folk-medicine, a chapter in the history of culture, p. 14. 17. man hielt den schwindsüchtigen für 'enchenillé par un sorcier', Brissaud aao. 200. schwächezustände gelten als folge von behexung: ital. *smagare* altfranz. *esmaier* aus **ex-magare* zu *magus*, worauf mich college vEttmayer aufmerksam macht, bedeutet 'schwächen, ohnmächtig werden lassen'. auf die frage des erzengels Michael erwidert die *Βασκανοσύνη* in dem oben erwähnten spruche unter anderem: *ἐγὼ ὑπάγω . . . καὶ νεῦρα καὶ ὀστέα συντρῖψαι, μυελοὺς ἐκκενῶσαι, νεότητα ἐκκόψαι.*

Als folgeerscheinung der verhexung gilt namentlich auch das geschwollensein. 'das fell eines wiesels ist ein vorzüglicher talisman gegen böse verwünschungen und vermeinungen. oft kann es einem passieren, dass man nach betläuten irgendeiner

hexe begegnet und dann mit über und über geschwollenem kopfe heimkommt. da hilft nun auch wider der wieselbalg und heilt die geschwulst über nacht', Zs. d. ver. f. volksk. 1898, 40. aus dieser vorstellung erklärt sich wol auch die bedeutung der roten farbe als zaubermittel. gewis mochte dem rot als der auffallendsten und schreiendsten farbe schon an und für sich reine besondere würkung zugeschrieben werden, ich bezweifle auch nicht, dass das rot des blutes — die seele erscheint unter anderem auch als rote maus — und des feuers dazu beigetragen haben, ihr diese geltung zu verschaffen. so besitzen rot(braun)farbige, rötliche oder rotgesprenkelte tiere wie das rotkehlchen, rotschwänzchen, der gimpel, stieglitz und verschiedene spechtarten ihre rolle in der volkskunde gewis als sinnbilder des feuers. besonders deutlich geht dies aus folgender stelle bei Grimm Myth. III 318 hervor: 'aus reiben des holzes entspringt ein eichhorn, des spans ein marder'; daher sucht man am Harz beim entzünden der osterfeuer eichhörnchen zu erhaschen. doch hauptsächlich scheint das rot als zauberfarbe in dem volkstümlichen heilverfahren zu wurzeln. aus dem homöopathischen schutzmittel gegen behexung, die sich namentlich in schwellung und rötung äußert, wurde ein zaubermittel. ein roter faden (quast, binde, tuch), den man kindern oder jungen haustieren um den hals bindet, rote seide, rote strümpfe, blasen vom rotbarg, d. i. roteber usw. helfen gegen beschreiung. kennzeichen der hexen sind stark gerötete augen, rote eier dienen zu ihrer abwehr, aber allerdings auch gegen den blitz, vgl. etwa Myth. I 152, anm. 2. II 953. 975. 982; III 468 (nr. 927). 475 (nr 1098); Schweiz. arch. f. volksk. 1, 268. 273; Mannhardt Germ. mythen 10 ff. rot ist zauber *κατ' ἐξοχήν*, ist doch das wort zauber identisch mit dem angelsächsischen *téafor* mennig. das angelsächsische bietet auch noch einen anderen ausdruck, der hier beachtung verdient. *déah* (*déag-*) gibt nach Bosworth-Toller An Anglosaxon dictionary lateinisches tinctura, fucus, stibium, murex wider. *déage* wird u. a. mit rubenti übersetzt. *déagian* ist fucare, inficere, tingere. dazu, und nicht wie Schmeller Bayer. wb. I 477 meint, zu mhd. *zouwen* bez. zu *zawer* weißgerber (ags. *tawian*, engl. *taw* weißgerben) dürfte mit dialektischem übergang von ʒ in u̯ auch nhd. (nd.) *dauen* gehören, nach dem Dwb. der technische ausdruck der färber für bereitung des farbigen leders (corduans).

nach alledem scheint die grundbedeutung von *déah* rote farbe gewesen zu sein. auf ein ursprüngliches *ē*-verbum (**daugēn*) lässt das part. *deaggede* podagricus schliefsen, dessen geminata, wenn = *cg*, ähnlich zu erklären wäre wie in den bei Sievers Ags. gramm. § 416, anm. 10 angeführten fällen. *déaggede* (für gewöhnliches *déagode*) wäre demnach das gefärbte oder gerötete. dass es sich nicht um einfaches gerötetsein, sondern vielleicht um zauberische rötung handelt, dafür scheint das gleichbedeutende *deagwyrmede* zu sprechen, das einen *déagwyrm*, einen 'roten wurm' als erreger der krankheit voraussetzt. in der form *déawwyrm*, die frühzeitige vermischung mit *déaw* tau erkennen lässt, ist das substantiv in der tat auch als krankheitsname belegt. Bosworth-Toller gibt es mit impetigo (tetter), Grimm Myth. III 338 mit ebensoviel recht mit podagra wider, vgl. Cockayne Leechdoms II 122. 124, dazu stellt sich deutsches *tauwurm*, das ebenfalls hautausschlag und dergleichen bedeutet, s. das verzeichnis der belege bei Höfler 833. nach Diefenbach Glossarium entspricht es lateinischem infirmitas, pernio, serpedo, sepeto, cutis ruber, prurigo. ahd. *doworm* übersetzt serpedo, Steinmeyer u. Sievers Ahd. gll. III 366. die beschränkung der bedeutung auf podagra, wie sie im Lǽce bóc, Cockayne II 122 f deutlich zum ausdruck kommt, wurde vermutlich durch contamination mit *déaw* veranlasst. ist unsere erklärung von *deaggede* richtig, dann kann auch germ. **daugala-*, **daugana-*, ahd. *tougal*, *tougan* usw. geheimnisvoll, wunderbar, verborgen, eigentlich 'gerötet', verzaubert, zauberhaft, hierher gehören.

Die behexung wird durch irgendwelche handlung hervorgerufen, 'man tut einem etwas (an)'. der allgemeinste ausdruck — und wegen dieser allgemeinheit als tabuwort verdächtig — ist dafür 'tun, getue': aisl. *gørning* tun, arbeit hat im plural *gørningar* genau wie serbokroatisches *čini* (pl. f.) die bedeutung zauberei, behexung. *Hännes gjerning* ist nach Nemnich die schwedische (!?) bezeichnung für erysipelas. mlat. *factura,* it. *fattura*, afrz. *faiture* ist auch zauber, wie sanskrit *kṛtyá-* handlung und behexung, hexe zugleich ausdrückt. weitere beispiele bieten Grimm Myth. II 862, Schrader Reallexicon 974, Berneker Slav. etym. wb. 137. das *tun* nennt man nach Schmeller Bayer. wb. I 577 und Grimm III 339 in der Wetterau die fallende sucht, wobei freilich, ähnlich wie beim dän. *værk* gicht,

gliederschmerz eine andre auffassung möglich ist, s. oben s. 134. in Schlesien gelten gewisse krankheiten als *'gemacht'*, Drechsler II 275, und 'das ist ein *getanes* bein' lautete die diagnose einer 'klugen frau', wie die zeitschrift Am Ur-Quell 3, 257 berichtet.

Dieses magische tun ist nun recht mannigfaltig. allgemein herscht der glaube an die zauberkräftige, 'fascinierende' würkung der augen, an das 'besehen, versehen oder verluegen, übersehen', an den 'bösen blick', Myth. I 382, II 920 ua., und *gesicht* begegnet auch als krankheitsname in engster verbindung mit gicht in dem bei Mone Anz. 6, 463 und in Myth. II 969 abgedruckten spruche: *'ich gebeut dir nösch mit allen deinen gesellen, dann mit dir ist der stech und der krampf und gespat und geschoss und geicht und gesicht'*, wobei kaum an *gesühte* zu denken ist. die bezauberung kann auch darin bestehn, dass man die magische kraft durch berührung übermittelt, wie denn dem berühren auch bei der heilung eine wesentliche bedeutung zukommt. beispiele für 'berührung, berührt' als krankheitsnamen hab ich bereits s. 137 angeführt; denn natürlich kann die 'berührung' auch durch dämonen erfolgen, wie's denn überhaupt oft schwer zu unterscheiden ist, ob es sich um magische oder dämonische einwürkung handelt. nach Brissaud 121 ist *le malitouche* eine krankheit, die durch berührung geheilt wurde und die man sich offenbar auch auf dieselbe weise entstanden dachte. man kann ferner jemand behexen, indem man ihn begabt oder beschenkt. der Franzose spricht vom *mal donné* d. i. panaritium und unterscheidet *chancres donnés* und *non donnés*, Brissaud 183, im kölnischen rheinisch hat man für die 'gichter' (convulsionen), für gliederkrampf und ohnmacht den ausdruck *bejǫvonk* begabung, Münch Rip. gramm. § 152, 'weil nach dem volksglauben dieser zustand den kindern angezaubert werden konnte'. auf grund dieser parallelen kann wol kein zweifel bestehn, dass *vergift* im sinne von gicht, vgl. Dwb. unter 'freislein', Höfler 194, von *vergicht* zu trennen ist, als dessen falsche verhochdeutschung im munde von Rheinländern es allenfalls aufgefasst werden könnte. wie der zauber 'gegeben' werden kann, so kann er auch 'angehängt' oder 'zugeworfen' werden. daher bezeichnet der Kroate die gicht als *ulozi*, der Slowene als *ulogi* (pl. tant.), eigentlich beilage, einlage, und nach Grimm Myth. III

970 f scheint die wendung 'den leuten gelbe kittel anhängen' soviel als 'gelbsucht anzaubern' zu bedeuten. im polnischen ist nach Linde Słownik *przymiot,* wörtlich 'der zuwurf, das hinzuwerfen', eine epidemische krankheit, während das entsprechende tschechische *přimět* für 'fingerwurm' gebraucht wird. in ähnlicher weise spricht der Bulgare vom 'queschen', das sich auf der hornhaut des auges bildet und da eine heftige rötung hervorruft, als *nametka* d. i. angeworfenes (übel), Zs. d. ver. f. volksk. 1898, 386. freilich kann in diesem fall an die übertragene bedeutung des verbs 'einen blick werfen' gedacht werden, wie sie etwa dem italienischen *gettare* 'versehen', *gettatura* 'böser blick' zugrunde liegt. das bewerfen, zuwerfen, nachwerfen, anhängen, anbinden, anheften — sei es nun zum heile oder zum nachteile desjenigen, dem es zugedacht ist — ist auch deutscher volksbrauch, wofür volkskundliche schriften zahlreiche belege bieten, vgl. ua. Myth. II 982. man schützt sich dagegen durch amulette, 'ligamenta' oder 'ligaturae', anhängsel, angehänge; sie werden von den eltern oder paten in die wiege gelegt, an die wiege oder um den hals gebunden. damit scheint unser *angebinde,* dial. *bindband*, slow. *vezilo*, *vezenje* für geschenk zusammenzuhängen. im schlesischen begegnet *aufsülen* für anhexen, Drechsler aao. II 258, das zu mhd. *soln*, *süln* beschmutzen gehören, aber auch zu 'sohle' gestellt werden kann, wonach es unter das capitel 'böse spur' fiele, s. unten s. 157. eine besondere art des 'bewerfens' ist das anspucken oder anspeien, das gleichfalls zur anhexung von krankheiten wie zu ihrer heilung dient, Wittenweilers Ring 53a, 4ff: '*sey speybt ym an die wangen seyn so sere pey der treuwe mein, daz im platren wuochsen auf grofser dann ein sneggenhaus*'. der zauber wird auch ausgeübt durch b e z e i c h n e n. 'wickeweiber zeichnen' Myth. III 462, nr. 790. *zeichen* erscheint als krankheitsname bei Bartsch II nr 2097. auf *gezeichnet* im sinne von behext wurde bereits s. 146 hingewiesen. nach Höfler sei auch 'segen' in 'gesegnet' noch in der ursprünglichen bedeutung 'signum' zu fassen, doch ist dies höchst unwahrscheinlich. ausdrücke wie 'einem die krankheit *absegnen*', Myth. III 364, *versegnet* (vgl. Bayer. wb. II 240: für den affel oder wundsucht oder das *versegent*) und *ungesegnet* lassen sich ebensowol als negative parallelen zu dem s. 135 genannten *gesegnet* verstehn,

wenn nicht 'segnen' geradezu als tabu für 'maledictio maleficarum' zu nehmen ist.

Eine hauptrolle spielt bei der behexung das anhauchen oder anblasen. die auffassung der seele oder der aus seelengeistern hervorgegangenen dämonen als hauch, wind mögen dem primitiven menschen den gedanken an die zauberkräftige würkung des anblasens nahegelegt haben. durch die subjective empfindung des angehauchtwerdens, wie sie als 'aura' epileptischen anfällen vorausgeht, und durch beobachtung des tierlebens — es sei an das anpfauchen gewisser tiere erinnert — dürft er in dieser anschauung weiter bestärkt worden sein. eine reihe von krankheitsnamen sind dieser vorstellung entsprungen: *waht, anwaht* ist nach Höfler 775: seuche, hexenschuss, lähmungen, beulen, geschwüre, herpes, rauschbrand. im kleinrussischen bedeutet *nátcha* 'anhauch' auch verhexung, asthma, Berneker Slav. et. wb. 243, und nach Lammert aao. 82 schützt man die kinder durch anhauchen vor der wirkung des vermeinens. im alttschechischen galt *nádcha* für schnupfen und rotlauf, Berneker ebda, und aus segensformeln erhellt, dafs man auch nach deutschem volksglauben die rose als folgeerscheinung zauberischer behauchung betrachtet. in Kärnten wird der rotlauf unter neunmaligem wegblasen abgebetet; weitere belege für das bepusten der rose bieten u.a. die Zs. d. ver. f. volksk. 17, 451, Bartsch II nr 440. 1929. 1931. 1934. 1937. man beachte besonders nr 1943: 'dreimal wird amen gesagt, bei jedem amen lässt man einen hörbaren wind fahren, der ungefähr klingt wie wat'. neben *dna* kennt nach Linde Słownik das polnische für gicht ein *dma*, eigentlich blast, blasen des windes. das anblasen kann von hexen wie von geisterwesen und tieren herrühren. im Münchner nachtsegen vers 34 ist vom *aneblasen* des albs die rede, und vGrienberger mag recht haben, wenn er Zs. 41, 353 *anehucchen* der hs. (v. 36) in *anehûchen* verbessert, wiewol auch die lesung *rucchen* (rücken), *crucchen* (krümmen oder hin und herschieben, vgl. Bayer. wb. I 1363, Schweiz. id. III 807) und *anehucchen* (aufhocken) einen recht guten sinn gäbe. im norwegischen ist *gust* der windhauch, doch bezeichnet das wort auch eine hautkrankheit, vgl. Ivar Aasen Norsk ordbog 222: '*gust* 2 en hudsygdom; ogsaa kaldet *alvgust, alfeblæst*'. 'gegen das zeichen oder *anblasen*' lautet die überschrift eines zaubersegens

aus der grafschaft Ruppin, Zs. d. ver. f. volksk. 8, 393; gemeint ist die anschwellung des euters einer kuh oder ziege, welche nach dem volksglauben von dem anhauchen oder anblasen des wiesels herrührt. dass das wieselfell gegen blähungen und geschwulste hilft, wurde bereits erwähnt. auch der wind bläst an, dh. die wind(seelen-)dämonen und windhexen. Odin als schädlicher windgott ruft krankheiten hervor, EHMeyer Germ. myth. 252. kinderwäsche darf man nicht bei heftigem wind zum trocknen ins freie hängen, sonst werden die kinder unruhig (dh. sie bekommen convulsionen). böse sind vor allen dingen die dämonen des wirbelwindes, der ja geradezu 'schrattel, drutenwind, windsbraut, fahrendes weib, barende frauw, hexe' und ähnlich genannt wird, vgl. namentlich EHMeyer Germ. myth. 120 f, Myth. I 526; daher die weitverbreitete sitte, messer oder steine in den wirbelwind zu schleudern, um den unhold darin zu vernichten. 'wer in einen zwirbel, auch eine 'windsbraut(e)' genannt, gerät, der 'bekommt einen *zug* ab'; und ein geschwollenes gesicht, böse d. i. entzündete augen, bösartiger hautausschlag oder gar gänzliche blindheit sind nach der volksmeinung die folgen', Drechsler II 56, ferner II 152, 155 f, 249. *wind* als krankheitsnamen kennt das schweizerische, Stalder Versuch eines schweiz. idiotikon II 452. *wilde schoss*, *böser wind* (*luft*), *markhs dropf* wird in einem zaubersegen bei Mone Anz. 1837, 470 nr 27 gebannt. *lyftadl* ist im ags. 'paralysis', Cockayne II 130. *kastevind* gilt im schwedischen als bezeichnung für gicht, und *flage* windstoſs ist auch angriff, krankheitsanfall. hier mag übrigens von der ursprünglichen bedeutung des wortes, das zu lit. *plakù, plakti* schlagen gestellt wird, auszugehn sein, Falk u. Torp Norw. et. wb. 230. *powietrzem ruszony* heiſst im polnischen gichtisch, vom schlage gerührt, Deutsch-poln. handwb. nach Adelung und Linde unter 'gichtisch'. im kroatischen besagt *crveni vjetar* soviel als rotlauf, Iveković und Broz Rječnik hrvatskoga jezika unter 'vjetar'; doch kann hier 'roter wind' als kenning für brand, feuer gefasst werden, heiſst es doch auch in strophe 2212, 4 der Nibelunge nôt: *von ir zweier swerten gie der fiurrôte wint.* im französischen spricht man von *hydropisie de vent*, und *éventé* ist verrückt, Brissaud 259. 269; auch *vapeurs* nervenanfälle, früher auch convulsionen, krämpfe wird wol in dieses capitel gehören, wenn es auch von der älteren schulmedicin als dünste oder

dämpfe, die vom unterleibe aufsteigen und kopfweh hervorrufen, gedeutet wurde, ebda 259. mit dem ausdruck 'wind' lässt sich am ehesten verbinden der krankheitsname *anflug*, (*wilder*) *flug*, der vornehmlich für hautkrankheiten (flechten), dann für rotlauf, milzbrand u. dgl. verwendet wird, wozu Höfler eine reihe von belegen erbringt, vgl. oben s. 110 f. Cockayne III 32. 34. 36. 361; 77 *zug und flug* ist eine hautkrankheit, Wuttke aao. 233. eigenartig ist die benennung *wolke* für das beifsen der frostbeulen, Vetsch Die laute der Appenzeller mdaa. 162, (*fliegende*) *wolken, gewülke* für rotlauf, Schweiz. id. VI 88 (*das wulken oder die brennend raach*), Stalder Versuch II 456, Höfler 812, Handwörterbuch der gesch. der medicin III 29: 'Paracelsus vergleicht das erysipel mit einem ungewitter (wolke), das den menschen überfällt'. nach Grimm Myth. II 990. III 347 kommt die pest als 'blauer dunst' in gestalt einer 'wolke' gezogen. der schwarze tod zieht als 'schwarzer nebel' auf. ebenso erscheint die krankheit als 'rauch, dunst', namentlich ist es wider die pest, die als rauch auftritt, Laistner Nebelsagen 74 ff; daher das ausrauchen, räuchern als beliebtes abwehrmittel gegen süchte und unholde. die meisten dieser ausdrücke dürften dem bereiche der nebelmythen entstammen und mit der vorstellung von übelwürkenden nebelgeistern zusammenhängen, vgl. bes. Laistner aao. ob auch die auffassung der wolken als mist oder unrat — s. Ehrenreich Die allgemeine mythologie und ihre ethnologischen grundlagen s. 140 — mit hereinspielt, wag ich nicht zu entscheiden. erwähnt sei, dass auch die wolken als elbische wesen angesehen werden, EHMeyer Germ. myth. 128, so dass man dem ausdruck allenfalls auch von dieser seite beikommen könnte.

Es gibt auch eine auf fernwürkung berechnete sympathetische art des zaubers. namentlich ist es die handlung des knüpfens, knotens, bindens, nestelns und schnürens, durch die fesslung und hemmung eines abwesenden oder symbolisch: lähmung seiner lebensgeister erzielt werden soll. Helm PBBeitr. 35, 318 betont mit recht, dass auch der 1 Merseburger zauberspruch bez. die ihn vermutlich begleitende handlung als fernzauber zu nehmen sei. aufser der bei Höfler 286 angeführten litteratur sei noch auf Myth. II 897. 983, III 345; Drechsler II 83. 247 und (besonders ausführlich) 61 ff verwiesen. natürlich fehlt auch der gegenzauber, das binden im heilenden sinne nicht, Myth. II

975. 981; man beachte besonders auch die 'bindung des fiebers' bei den Südslawen, Zs. d. vereins f. volksk. 8, 385. zu den krankheitsnamen, die dieser art zauberischen tuns ihr dasein verdanken, gehört *verknüpft* Höfler 286 und *knüpfen*, *geknüpft-sein*, das nach Schmeller Bayer. wb. I 1353 1) der krankheitszustand kleiner kinder ist, während dessen sich an den hals-, hand- und fufsgelenken derselben hervorstehende knoten (knöpfe) bilden, la noueure, les noeuds, rhachitis, 'englische krankheit', doppelte glieder, 2) bei ehmännern was nestelknüpfen. wie Brissaud 302 bemerkt, wurde die phimosis den 'malefices des noueurs d'aiguilettes' zugeschrieben, und er mag sogar recht haben, wenn er meint, dass die etymologie des wortes ('verschnürung') das (jetzt anscheinend über ganz Europa verbreitete) verfahren des nestelknüpfens erklärt, wodurch die zeugungsfähigkeit unterbunden werden soll. zur vertreibung von krankheiten, aber auch zum fernzauber wird das verbohren, verpflöcken, verspinden, vernageln, franz. cheviller angewendet, wobei namentlich der herznagel des wagens eine rolle spielt; daher sagt man auch von einem geistig beschränkten menschen, er sei *vernagelt*, *verschlagen*, *verbohrt*. 'der verstand wird einem vernäht', Drechsler II 267. hexen und böse menschen können auch 'festmachen', so dass der bezauberte sich nicht rühren kann. wie man pferde und menschen festbannt, schildert unter anderem Bartsch I 230 ff. dieser vorstellungssphäre ist vermutlich auch serbokroatisches *uzet* gichtbrüchig entsprungen. es ist eigentlich particip zu *uzeti* nehmen, also etwa 'in beschlag genommen'. zu *uzeti* gehört auch das substantiv *uzma* gicht, wörtlich die (fest)nahme. freilich liefse sich *uzet* auch als 'raptus, hinweggenommen' deuten, doch wäre diese auffassung wol nur dann berechtigt, wenn es sich um eine geisteskrankheit handelte. im englischen begegnet *numb* oder *benumb* (ags. *numen* oder *benumen*) im sinne von 'starr, betäubt, empfindungslos (von gliedern)', das an deutsches *benommen* erinnert und an die ags. wendung '*wið genumenum mete*', Cockayne II 142, wobei *mete* soviel als milch zu bedeuten scheint. dazu vergleiche man schweizerdeutsches: *es nimmt die milch*, sie gerinnt, *de*ⁿ *sē* er gefriert, Schweiz. id. IV 728. ist dabei an zauberisches würken (festmachen) übernatürlicher mächte zu denken? dem *benommen* sinnverwant ist *befangen*, und *fang* erscheint als krankheitsname in zusammensetzungen, wie *anevang* ein pferde-

fehler, *lendenfang* rhachitis, *überfang* verschlucken, krankhafter zustand des viehes (genaueres s. Bayer. wb. I 730, Höfler 117); in ähnlicher bedeutung wird *verfangen* gebraucht, namentlich bezeichnet es auch das steif-, lahmwerden der pferde. eine beträchtliche reihe von zaubersprüchen gegen das 'verfangen' oder 'sich verfangen' hat Bartsch II nr 2028—2048 zusammengetragen, s. auch II nr 645a. 699. schon dieser umstand spricht meines erachtens dafür, dass man das 'verfangen' gelegentlich dämonistisch auffasst, etwa als würkung von unholden, die magische maschen, schlingen, fallen herstellen oder legen. ein zauberisches ergreifen, anfassen dagegen scheint der im zweiten Trierer zauberspruche (hgg. von Roth und ESchröder Zs. 52, 174) erwähnte krankheitsname *thaz antphangana*, bez. die wendung: *thar uuarth ſcē ſtephaneſ roſ entphangan* vorauszusetzen; ich erinnere an das mhd.: *einem daz ros emphâhen.*

Das behexen erfolgt auch durch ablagerung oder eingraben von krankheitsstoffen auf wegen und stegen. 'man lässt sein wasser auf den weg, so dass derjenige, der zuerst darübergeht, den schnupfen bekommt', Drechsler II 259. man begreift nun auch den ausdruck *wegbrunzer*, *-scheiſser*, *-saicher* für gerstenkorn (im auge), Bayer. wb. II 887. 1002. berührt man mit dem fuſs eine stelle, auf die eine hexe getreten oder wo eine krankheit vergraben ist, so bringt dies unheil; man sagt 'ich bin auf eine *böse spur*, einen *bösen fleck* gekommen', Drechsler II 248. 249. 252. die *legspur* ist nach Höfler 669 die schadenbringende spur des weiblichen monatflusses. in Bulgarien beachtet die schwangere die gröste vorsicht, dass sie ja nicht vergossenes wasser oder einen platz, wo solches 'vergossen worden sein könnte', durchschreitet oder einen kehrichthaufen mit den füſsen berührt. das auf die straſse geschüttete badewasser einer geisteskranken wird behutsam gemieden, Zs. d. vereins f. volksk. 8, 246. 'es ist nicht gut, über kehricht zu gehn', heiſst es Myth. III 475 nr 1095. wer über ausgegossenes zwirnwasser geht, wird wirbelsüchtig, ebda 448 nr 436. *črez protî iti* heiſst im slowenischen: über eine stelle gehen, wo hunde, schlangen oder katzen sich begattet haben, wovon man gicht und lähmungen bekommt, daher *protî* geradezu auch 'gicht' bedeutet. nach den drei tieren unterscheidet man drei arten derselben: *pesje*, *kačje*, *mačje protî* (Pleteršnik Slov.-nemški slovar 353 und eigene auf-

zeichnung). mit dieser parallele ist der krankheitsname *fufsspur (daz biuer* [fieber] *vñ daz vuzspor daz blibe mit dir do vor)* im Münchner nachtsegen hinreichend erklärt. dagegen scheint sich althochdeutsches *spurihalz* 'spurlahm' eher auf das vernageln der fufsspur zu beziehen, mit der ja allerhand zaubereien getrieben wurden, worüber Bartsch II nr 1225. 1599. 1611, Drechsler II 48, Myth. III 472 nr 1011, 473 nr 1040, auskunft erteilt; die idee ist offenbar dieselbe wie beim zaubern mit dem bild oder namen eines menschen oder tieres: im besitze seiner fufsspur hat man ihn (es) teilweise in der gewalt. 'schlägt man in einen in den erdboden eingedrückten fufstapfen (!) einen nagel, so wird die person, der diese fufsspur gehört, lahm', Bartsch II 1597. 1601 b. 'wenn man einen sargnagel in die hufspur eines pferdes schlägt, so wird das pferd lahm', ebda nr 702, entsprechend Drechsler II 115. bei dieser gelegenheit sei hingewiesen auf 'katzespur' als namen der raupe, der ja auch andre mythische namen wie 'teufelskatze', ahd. *huntessatul* 'hundssattel', Graff VI 167, zukommen, Myth. III 311. die vorstellung ist offenbar die, dass aus den stapfen der katze ungeziefer hervorwächst, wie ja auch dem tritt der hexe zauberische würkung innewohnt.

Es ist nicht die 'böse fufsspur' allein, durch deren betreten man sich krankheiten zuziehen kann. weitverbreitet ist die sitte, sich durch zwieseln, baum- oder felsspalten und kummete durchzuzwängen, um eine sucht loszuwerden. zugrunde ligt der gedanke, dass man bei diesem durchkriechen den krankheitsstoff an dem spalt abstreife; vgl. Myth. II 976, Andree-Eysn Volkskundliches aus dem bayr.-österr. alpengebiet s. 9 ff und die dort angegebene litteratur. folgerichtig gedacht — was in dem falle allerdings ziemlich selten zu geschehen pflegt — muss der 'bacillus' an dem betreffenden gegenstande haften bleiben; man kann sich also, wenn man an einer bereits benutzten stelle durchschlüpft, die krankheit holen, die ein anderer dort zurückgelassen hat. damit dürfte der krankheitsname *zwille* erklärt sein, der in verbindung mit gicht bei Bartsch II nr 1880 besprochen wird ('eichbaum, ich klage dir, neunundneunzigerlei arten zwillen und jichten plagen mir . . .'), denn im niederdeutschen ist *twil*, und dieses ligt dem verhochdeutschten *zwille* zugrunde, soviel als gabelförmig gespaltner ast, Schiller u. Lübben Mnd. wb. IV 646.

Eine magische würkung wird auch den gestirnen zuge-

schrieben. diese auffassung ist naturgemäfs vor allem da zuhause, wo sternkunde und sterndeutung sich einer besonderen pflege erfreuen, also namentlich im morgenlande. von den völkern Mesopotamiens ist der astrologische aberglaube zu den Indogermanen gekommen, denen er, nach allem was wir wissen, in solcher ausprägung ursprünglich fremd war. auch der glaube an den zuzammenhang der störungen im gesundheitszustande des menschen mit dem mond ist in seiner eigentlichen ausbildung wol orientalisch. bei den Germanen wenigstens scheint er keine sonderliche rolle gespielt zu haben, wenn schon in segensformeln von heute der mond als krankheitserreger oder -heiler nicht selten begegnet, vgl. auch Heyne aao. 143 f. bodenständig ist hingegen der glaube an zauberische würkung der sonne, namentlich der mittägigen. die sommerliche mittagsschwüle erscheint geradezu personificiert als 'daemonium meridianum', als mittagsgespenst, das unter verschiedenen namen ('mittagsmännchen, kornmutter, kornweib, roggenmuhme', wendisch *pschipołnica*, woraus schlesisch *pschiponza*, tschech. *polednice*, beides 'mittagsweib', poln. *dziewanna*, lat. *diana)* die mäher und schnitterinnen verwirrt und lähmt, sie durch den *sonnenstich* oder *sonnenschuss* verletzt, wenn nicht gar tötet. der zum zauber umgeformte sonnenstich ist der stich mit dem 'schlafdorn' (*svefnþorn*) des altnordischen volksglaubens: lähmender schlaf erfasst den, in dessen haupt oder auf dessen brust man den 'schlafdorn' steckt, nachdem man das runenzeichen sól (sonne) darauf geritzt hat, und gewis gehört auch der stich mit der spindel hierher, eine vorstellung, die sich im märchen vom Dornröschen mit der von der sonne als spinnenden frau verband. finnisch heifst die sonne geradezu Gottes spindel, Myth. III 205. auch lateinisches *sideratio*, sofern es krankheit, durch hitze hervorgerufen, lähmung infolge sonnenstichs bedeutet, dürfen wir mit der ganzen sippe: *siderari*, *siderosus*, *sideratus*, *-atic(i)us*, ital. *assiderato* 'lahm' usw. hierher stellen. doch ist zu bemerken, dass in Italien offenbar schon früh die astrologie ihren einzug hielt, wie aus '*considerare*' hervorgeht, dass also schon in recht alter zeit beide vorstellungen sich vermischt haben dürften. zu diesem capitel vgl. Myth. III 972, III 342, Drechsler II 60. 179 f, Höfler 599, Zs. d. ver. f. volksk. 8, 288, Mussafia Beitrag zur kunde der nordital. mdaa., Denkschriften der k. acad. Wien XXII.

Damit wär ich mit der besprechung der krankheitsnamen im wesentlichen zu ende. noch schuld ich die erklärung von mhd. (schwäb.-alemann.) *sunnegiht, sungiht, sunge(c)ht, -jeht,* ags. *sungihte* solstitium. leider kann ich nicht so weit ausholen, wie es wol erwünscht wäre, um den ausführungen die nötige breite unterlage zu geben; aber auch das wenige das ich biete, dürfte vorläufig genügen.

Für sonnenwende haben die germanischen sprachen, wenn wir von *sunnegiht* und mnd. *sunnenstavinge* absehen, zwei gruppen von namen, die in den classischen ihre entsprechung finden. dasselbe was lat. *solstitium* bezeichnet mhd. *sunnenstat, -stant,- standunge, -stêunge,* ags. *sun(n)stede,* an. *sólstađa* (gewöhnlich im dat. pl. *at sólstǫđum*). aus slaw. sprachen sind mir als synonyme bekannt russ. *s olncestojanje*, poln. *stanie słońca, przesilenie słońca* (wörtlich: überanstrengung, ermüdung der sonne), kroat. *suncostaja,* slow. *solnčna staja, solnčnipočitek* 'sonnenrast', eine auffassung, die auch im deutschen ihre parallele hat: in den zwölf nächten der wintersonnenwende verbirgt sich die sonne in einer höhle, um auszuruhn, und lässt ihre pferde unterdes auf die weide gehn, Germ. 2, 231. dass die vorstellung vom stillstand der sonne auch bei den Balkanslawen lebendig ist, zeigt der volksglaube der Serben: dreimal bleibt am tage des heiligen Johannes die sonne vor ehrfurcht stehn, so hehr ist das fest, Myth. I 519. dem griech. τροπή bez. τροπαὶ ἠελίοιο entspricht unser *sonnenwende*, mhd. *sunnenwende, sunnenwandel, -wendel,* mnd. *sunnenwandinge*, an. *sól(ar)hvarf.* dass die Deutschen und die Nordleute bei der bildung dieser wörter das griechische vor augen hatten, wie Dwb. x 1697 meint, wird man doch im ernste kaum glauben. im tschech. find ich gleichbedeutendes *slunovrat*, im russ. *povorot solnca*, Linde führt II 1139 ein kirchenslaw. *vozvrátĭ solncu* an. im althochdeutschen ist der ausdruck für solstitium nicht belegt. *sunnawendiger* gibt heliotropios wider Graff I 763, und *sunniuuirpila, sunne(n)-, sunniwirbel, -werbil* erscheint als pflanzenname, lat. 'heliotropium, solsequium, gyrosolis, scelerata' ebda IV 1238, Björkman Zs. f. d. wortf. 3, 301; es ist fraglich, ob 'sonnenwirbel' ebenso wie 'sonnenwendel, sonnenwende' immer als 'pflanzen, die sich nach der sonne wenden' und nicht auch als 'sonnwendblumen' zu fassen sind, wie kärnt. *sūnawenta* orakelblume. die mundartlichen formen wie *sünwend, simme[n]t,* Mhd. hwb. II 1319, Bayer. wb. II 298, Myth.

III 176 weisen auf ahd. **sunninwentî* neben **sunnunwentî*, wie ja auch *süni-, sünn(e)giht* belegt ist, Mhd. hwb. II 1314, Dwb. X, 1707; freilich kann hier auch das *i* des grundwortes eingewürkt haben.

Das fehlen der althochdeutschen bezeichnung ist wol rein zufällig. dass die sache, dh. die sonnwendfeier alt sein muss, ja dass sie als indogermanisches erbgut zu betrachten ist, erhellt aus der verbreitung des brauches: von Indien bis an den atlantischen ocean können wir seine spuren verfolgen, die übereinstimmung geht oft bis in einzelheiten. man fühlt sich in deutsches land versetzt, wenn man etwa die schilderung des südslawischen johannisfeuers bei FKrauss Sitte und brauch der Südslawen s. 176 f liest. weiteres s. Mannhardt Baumcultus 510 ff. 519, Jahn Germanist. abhandl. III 47, Hillebrandt Die sonnwendfeste in Alt-Indien s. 22 ff. gegen diese tatsache werden alle einwendungen schwer aufkommen; ich denke da besonders an Tille Yule and Christmas, dessen rationalistische auffassung der julfeier als schlachtfest so ganz und gar nicht der religiös-gebundenen denkweise des primitiven menschen entspricht. die schwierige feststellung des astronomischen solstitiums ist einem naturvolke gewis nicht zuzumuten. auf die astronomische sonnenwende kommt es auch gar nicht an. heute fällt, gemäſs der fixierung des 2 jahrpunctes durch Sosigenes auf den 24 juni, also unter dem einfluss des julianischen kalenders und der kirche bei den Germanen, Romanen, Slawen und Griechen das mittsommerfest zwar in der regel auf den vorabend des Johannistages (24 juni), aber auch der Veitstag (15 juni) galt und gilt als sonnwendtag, Bilfinger Zs. f. d. wortforsch. 3, 238, ja das sonnwendfeuer heiſst St. Veitsfeuer auch noch da, wo es jetzt zu Johannis angezündet wird, Birlinger Aus Schwaben 116 f, und nach demselben gewährsmann findet das fest auch an den drei auf den Veitstag folgenden sonntagen statt. zu Peter und Paul und am Ulrichstage werden sonnwendfeuer entzündet, Zs. d. ver. f. volksk. 3, 350, EHMeyer Badisches volksleben 227. daraus schon können wir entnehmen, dass das mittsommerfest ursprünglich an keinem bestimmten tage, sondern nur innerhalb eines gewissen auch nicht streng umgrenzten jahresabschnittes begangen wurde, daher ja in der regel der plural gesetzt wird: *ze sunnewenden, ze sungihten.* auch die verschiedenheit der bezeichnungen soll

dagegen sprechen, dass das fest den Germanen ursprünglich sei. aber eine benennung, nämlich die zusammensetzung mit *stat*, geht doch durch, und dass *stat* hier im sinne von stillstand erscheint, weist auf ein relativ hohes alter der composition. und noch eins: die Germanen bez. Indogermanen standen doch sicher auf keiner tieferen stufe als etwa die Indianer Nordwestamerikas. nach Ehrenreich Die allgem. mythologie s. 238, Boas Zs. f. Ethn. 40 p. 776 ist in einem sonnenmythus der Tschimschian Nordamerikas die schwester, di. der mond, dasjenige wesen, das die sonne an den solstitialpuncten festhält.

Um eine christliche sitte kann es sich bei diesem ausgesprochenen sonnencult nicht handeln, und an römischen einfluss ist auch nicht zu denken. im gegenteil: im süden spielte die sonnwendfeier, soviel wie wir wissen, immer eine geringere rolle als im norden; und das ist ja auch vollkommen begreiflich. mit recht bemerkt Grimm Myth. II 601: 'je höher in norden hinauf, desto stärkern eindruck muste jedes solstitium hervorbringen, zur zeit des sommerlichen herscht fast beständiger tag, zu der zeit des winterlichen beständige nacht'.

Worin bestehn diese feiern und was bedeuten sie? feuerbrände flammen auf, reigen drehen sich rings um sie, scheiben werden geschlagen, räder rollen gelassen, lieder gesungen und sprüche gesprochen, kränze werden gewunden und blumen in die gluten geworfen. *brising* nennen die Nordleute das johannisfeuer zu *brisa* flammare (Myth. III 177) und *brísinga men* ist ein leuchtendes kleinod: das kostbare halsband der himmelsgöttin, mit anderen worten die sonne.

Wozu all diese ceremonien? das zaubersprüchlein similia similibus curantur hat uns bereits das geheimnis volkstümlichen heilverfahrens erschlossen, mit seiner hilfe vermögen wir auch in die mystik der sonnwendnacht einzudringen. solstitium bedeutet sonnenstillstand. das sonnenrad hat bei seinem anstieg gegen die himmelsmitte den höhepunct oder beim zurückrollen den tiefpunct erreicht. wird die sonne wider umkehren? wird sie die kn, baarthef den 'toten punct' zu überwinden, oder, um mit den Polen zu sprechen, wird sie die 'ermüdung' zu meistern vermögen? der mensch eilt ihr zur hilfe: er entzündet ein feuer. nach alter, nicht überall mehr geübter sitte muss es ein

ignis sacer, ein wild- oder notfeuer sein. notfeuer bedeutet wie das dänische *nødild*, das schwedische *vrideld* oder *gnideld*, das norwegische *rideld* das reibfeuer. es ist der blitz, das wildfeuer, das in die bäume, in die erde gefahren ist und aus dem holz oder aus den steinen wider hervorgezaubert wird: ein neunspeichiges rad, zuweilen auch ein pfahl wird in drehung versetzt und so das gebannte element wider erlöst; die Krikhs in Nordamerika bewirken das bei ihrem erntefest durch aneinanderreiben zweier trockner hölzer, Myth. II 507 f. *krěs*, d.i. im gegensatz zum herdfeuer feuerschlag, geschlagenes feuer zu *krěsati* durch aneinanderstreifen oder -schlagen feuer hervorbringen ist im südslawischen die bezeichnung für sonnenwende. dadurch dass neues, reines feuer erzeugt wird, soll auf homöo-sympathetischem wege auch das himmlische feuer, die sonne, neue leuchtkraft erlangen. reigen werden aufgeführt, um das stehngebliebene rad ins rollen zu bringen, brennende scheiben und räder, sinnbilder der sonne, in drehung versetzt, die zwiebeln im beete umgedreht, kuchen gebacken. blumen, symbolische sonnenräder werden gepflückt, zu kränzen gewunden und ins feuer geworfen; auch pferdeköpfe wirft man hinein, denn der sonnenwagen braucht ein neues gespann. fast überall sind auch sprüche und gesänge bezeugt; die alten Indier stimmten ein radförderndes lied an, das *rathaṃtara*, und ähnlichen inhaltes mögen die sonnwendlieder und -sprüche unserer altvordern, die 'cantica diabolica', wie sie Eligius nennt, gewesen sein. 'hoo, schiberle, scheiberle! dass's schiberle, scheiberle guat geat' — ruft in meiner kärntnischen heimat der scheibenschlagende bursche in die Johannisnacht[1]).

Alles vereint sich zu einer grofsen harmonie, zu einem mächtigen sonnenzauber: soll demnach *sun(ne)giht, sunejeht* nicht einfach sonnenbeschwörung sein? es braucht nicht übertragung vorliegen, wenn auch bei andern sonnenfesten, vor allem zu fastnacht und zu ostern, ähnliche bräuche geübt werden: der sonne vorwärts zu helfen, ihr auf magische weise kraft zu verleihen, ist der grundgedanke aller dieser symbolischen culthandlungen.

[1] aufser der angeführten litteratur vgl. besonders: Myth. I 500 ff. 513 ff; Jahn Germanist. abh. III 47 ff; Menzel Das altd. sonnenlehen, Germ. 1, 63; LvSchröder Die wurzeln der sage vom heiligen Gral, Wiener sitzungsber. phil.-hist. cl. 166; Hillebrandt Die sonnenfeste in Alt-Indien 22 f.

Man könnte allerdings auch einen anderen weg zur erklärung des wortes einschlagen. ich denke an die bedeutungsentwicklung von sache, ding, namentlich aber an das verhältnis von ahd. as. *mahal* gerichtsstätte, tagung, ags. *mǽþel, mǽl* (rats)versammlung, rede, streit, got. *maþl* versammlungsplatz, markt, an. *mál* rede, sprache, sache, verhandlung, zum verbum *mahalen, mahlian, mađelian, maþljan, mǽla* reden. *sun(ne)giht* könnte mit nicht unbekannter ellipse entstanden sein aus *sunnewendgiht.* volksversammlungen fanden ja in der tat zur zeit der sonnenwende statt, beispiele citiert Grimm Myth. I 514. auch an den keltischen jahresfesten wurden groſse zusammenkünfte veranstaltet, ebda 509. über die bedeutung der sonne und des tageslichtes bei gerichtsversammlungen handelt Grimm eingehend in seinen rechtsaltertümern VI buch, 3 abschnitt. die weistümer nennen nicht selten die zeit um Johannis als gerichtszeit. welche auffassung die richtige ist, wird eine genauere untersuchung lehren. vorläufig scheint mir die erstere den vorzug zu verdienen, aus gründen die aus später folgenden ausführungen erhellen.

Ein bisher unbeachtetes und doch recht bemerkenswertes wort für sonnenwende verzeichnet der IV band des Mittelniederdeutschen wörterbuchs von Schiller und Lübben s. 475: *sunnenstavinge, -stevinge.* stabung, mhd. *stabunge*, mnd. *stavinge* (*stawinghe*) bezeichnet das vorsagen der eidesformel und gehört zu dem ausdruck: 'den eid staben' (einem schwörenden) den eid wort für wort (zum nachsprechen) vorsagen. das wort ist in der rechtssprache blos in dieser wendung üblich, nur das altnordische kennt es noch in anderen fügungen: *stafa einum dauđa* das todesurteil über jemand aussprechen, *stafa fyrir* über etwas verfügen, bestimmen. wie 'eid staben' so ist 'eidstab' für eidesformel bei allen Germanen auſser bei den Goten belegt. das an. und nd. weist daneben *eiðspjall* bez. *eedspel* auf, s. Dwb. x 2, 362 ff. sollte 'staben' (germ. *stađōn*) zu stab, im sinne von runenstab, wie spellen zu spell, urspr. holz-, runentäfelchen, vgl. ESchröder Zs. 37, 241 ff, den sinn von runenzauber üben, zaubersprüche hersagen angenommen haben? dann wäre *sunnenstavinge* 'sonnenbeschwörung' eigentlich dasselbe wie *sunnegiht.* noch eine möglichkeit: die sonne steht, wie ich bereits angedeutet habe, in engster beziehung zur eidesleistung. man schwört bei und gegen die sonne. man schwört beim himmelsgott und donnergott. man

schwört auf einen mit opferblut geröteten ring, ‘at Sigtys bergi’ (s. unten s. 176 bez. 170), bei einem weifsen heiligen stein, beim kieselstein (römische sitte); beim eber, schwan, beim (radschlagenden, augengeschmückten) pfau, also sonnentieren oder symbolen der sonne bez. des feuers. sollte irgend ein symbolisches in eid nehmen der sonne bestanden haben? ich finde hierfür keinen beleg; freilich auch nicht für ‘staben’ im sinne von zaubersprüche vortragen. es erschliefst sich noch ein ausweg. ahd. *stabēn* bedeutet ‘rigere’, starr, steif sein. nach dem DWB., wo aao. die wichtigsten belege gesammelt sind, ist das wort in diesem sinne auf Oberdeutschland beschränkt. das ist allerdings richtig; aber *staf* in der bedeutung ‘steif, lahm’ kennt auch das Ostfriesische, Norw. et. wb. 1152, und Cleasby-Vigfússon bietet s. 586 die redensart: *þat stafar í sjóinn* ‘of a dead calm sea under sunshine’, wobei *stafa* mit ‘to make staves’ übersetzt wird. sollte die phrase nicht eher: ‘es bringt erstarrung in die see’ oder etwas ähnliches besagen? Falk u. Torp stellen aao. *stabēn* zusammen mit lit. *stabýti, stebýti* ‘aufhalten, hemmen’, *stebė́tis* staunen, eigentlich ‘starr werden’, *stãbas* ‘schlagfluss’, eig. ‘steifheit, lähmung’. demnach dürfen wir *stabēn* für alt und gemeingermanisch halten. *sunnenstavinge* wäre dann ‘lähmung oder hemmung der sonne’. zugrunde läge also eine ähnliche vorstellung wie bei dem poln. *przesilenie słońca,* oder wie sie die nordamerikanischen Indianer haben, s. oben. es ist ein merkwürdiges, aber offenbar nur zufälliges zusammentreffen, dass ‘gicht’ und ‘stabung’ sowol bezauberung wie lähmung bedeuten können. unter den drei erklärungsmöglichkeiten kommen wol nur die erste und letzte ernstlich in betracht, die aber sind einander hübsch gleichwertig, und es ist in der tat nicht leicht, die richtige wahl zu treffen. ich möchte mich zwar für die erklärung ‘sonnenzauber’ entscheiden, wenngleich nur unter einem gewissen vorbehalt. was es nun mit dem wort auch für bewantnis habe, es ist, weil sicher ohne fremdes muster gebildet, ein weiterer und beachtenswerter zeuge für die bodenständigkeit des begriffes der sonnenwende bei den Deutschen.

Ist nun *sungiht* (bez. *sunnenstavinge*) soviel als sonnenzauber, so kann auch die wintersonnenwende ähnlich bezeichnet worden sein, vorausgesetzt dass auch sonst übereinstimmungen sich nachweisen lassen. ein gemeingerm. wort für das mitwinterfest ist

ags. *geohhol, geohol, géol* (woraus ne. *yule*), an. *iól, iúl* (neutr. pl.!), schwed.-dän. *jul.* als benennung der zeit um die wintersonnenwende begegnet im ags. *géola*, im an. *ýlir*, im got. *jiuleis* (*fruma jiuleis* ist der monat vor dem julmonat, vgl. Streitberg Die got. bibel II 72). *jéhvla-* und *jezwlá* aus idg. *jéq*^{u}*lo* oder *jeq*^{u}*ló-* sind die germ. grundformen. auf idg. *jeq*^{u} könnte auch ahd. *jehan* beruhn, dessen verwante sich bis nach Indien verfolgen lassen: sanskr. *yā́cati* fordert, fleht, *yāčñā́* bitte, s. Blankenstein Idg. forsch. 23, 131 ff, wo auch umbr. *juka, juku* 'preces, oratio' (vgl. ahd. *geiiht* 'oratio' Graff I 586) hierhergestellt wird. lat. *jocus*, ursprünglich rede, woraus plauderei, scherz und lit. *jũkas* scherz ist schon von Bugge Arkiv 4, 135 bez. von Fröhde Bezz. Beitr. 10, 297 mit germ. *jul* zusammengebracht worden. eine schwierigkeit bildet freilich umbr. *k* für zu erwartendes *p* und Notkers *geiegen* zu *jehan* neben *geseuuen* zu *sehan*, Braune Ahd. gramm. § 343, anm. 4.

Doch dürfen wir bei dieser sippe wol mit wurzelvariationen rechnen, da sie zweifellos lautmalenden ursprungs ist. folgende belege, die sich leicht vermehren lassen, dürften zur bestätigung dieser ansicht genügen. die basis ist: (*j* oder *h*) + vocal + (unasp.) *k* : *júgk, jágk* das gequak des frosches, Bayer. wb. I 1204. *jäk* (*jägg, jäg, jēk*) schrei, laut; not-, weh-, schmerzenschrei, nusshäher, nebelkrähe, grofser würger, Schweiz. id. III 34. *jäke*^{n}, *jēke*^{n} kreischen, aufschreien zb. vor schreck, laut rufen, ebda. *aggle*^{n} plaudern, ebda I 155. *äken, häken* in lästiger, ermüdender weise widerholt um etwas bitten, widerholt . . . klagen, jammern, keifen, zanken ebda I 164. *joggle*^{n} wegen kleinigkeiten sich beklagen, jammern, weinerlich tun, *jaukle*^{n} in gleicher bedeutung, ebda III 28. 34. kärnt. *hekkətsn* kichern. mit nasalierung: *jangg* ausruf der verwunderung, Schweiz. id. III 49. *ję*^{n}*k*, ^{n}*jęk* spöttische nachahmung weinerlicher oder zudringlicher kinder (österr. alpengebiet), *jaunken, jaunketzen* schnell und viel reden, durcheinander schreien, Unger-Khull Steir. wortschatz 364. *hau*^{n}*gg'n* unablässig kleinlaut jammern und klagen, Hintner Beiträge z. tirol. dialektforschung 104. slaw. *ęčǫ, ęčati* aus **enk*- Berneker Slav. et. wb. 267; ich hebe folgende beispiele heraus: russ.-kirchenslaw. *jačati* seufzen, russ. *jačatĭ* stöhnen, klagend rufen. kleinruss. *jačaty* schreien (vom schwan); *jačyty* weinerlich reden, beten. bulg. *ječŭ, jeknŭ* schalle, töne, klinge, brause.

serbokroat. (slow.) *jek* hall, tönen, echo, poln. *jęk* seufzer, klage, schmerzensschrei. slow. *jecati* stottern, stammeln, und füge noch hinzu slow. *hekati* psalmen, messe singen, *jokati* weinen. *ikati, ikcati, ihtati* ist nach Berneker 419 schlucken, schluchzen, stottern, schluchzend weinen, vgl. engl. niederd. *hick-up*, südd. *higgen* schluchzen ua. dass auch griech. *ἦχω, ἠχή, ἠχέω* usw. hierher gehören, ist für mich sehr wahrscheinlich. in germanischen bez. deutschen mundarten hat das *k* der onomatopoetischen basis *jek-* teilweise die verschiebung mitgemacht, mit anderen worten *jek-* hat (teils früher, teils später) seine lautmalende natur abgestreift und ist somit in die normale sprachentwicklung eingetreten. es scheinen zwei entwicklungsstufen vorzuliegen: dass mhd. *jehen* an der ersten lautverschiebung teilgenommen hat, ist unbestreitbar. es hat auch am wenigsten das gepräge eines schallnachahmenden wortes an sich. allerdings kennt die mundart der Sette communi *jegan* — cimbrisches *g* vertritt mhd. *g* oder *h* — noch in der bedeutung seufzen, vgl. Schmeller-Bergmann Cimbr. wb. 195, und Schmeller führt aus Schönsleders Promptuarium germanico-latinum von 1618 unter *jehen* an: '*jähen* sonare, sonum reddere; insonus, *das nit jicht*'. dagegen deuten tirol. und kärnt. *jechen, jöchen* tönen, widerhallen, Schöpf 293, Lexer Kärnt. wb. 152, steir. *jechen* töne von sich geben (vom dudelsack), reden, *auf einander jechen*: sich gegenseitig vorwürfe machen, Unger-Khull Steir. wortschatz 364, *jechen* ertönen Bayer. wb. I 1200 auf urgerm. *jek-*, da sie, wenigstens in Kärnten und Tirol, geschlossenes (kurzes?) *e*, mdal. *ö* geschrieben aufweisen, während bei altem *h* offenes *e* zu erwarten wäre. anlautendes *j* ändert an der qualität nichts, vgl. *frjẹ̄xn, jẹ̄tn*; letzteres aus mundarten die die beiden *e* auch vor muten scheiden. es könnte das *ė* höchstens noch als compromisslaut aus dem nebeneinander von *ë* und *i* aufgefasst werden. Schöpf führt übrigens aus dem Schwäb. wb. von Schmid noch *es hiechet, hüchtet, uichtet* es tönt an. bei bair.-österr. *jechen* tönen wäre also, falls unsere vermutung richtig ist und man nicht direct von der ebenfalls vorkommenden interjection *jech* auszugehn hat, das 'bewust'-onomatopoetische gepräge erst in germanischer zeit verloren gegangen, und wir hätten bei dieser 'wurzel' alle verschiebungsstufen nebeneinander, ähnlich wie bei der schallnachahmenden basis *kik-*, die 1 in der form *kik-* auftritt, s. Dwb. unter *kicken*; südobd. *kikken, kikkeren,*

kikketzen piepen, kichern, stammeln, stottern, mit etwas spitzigem berühren usw. (das *k* ist sowol anlautend wie inlautend unbehaucht; die obd. wörter werden meist *giggen* usw. geschrieben); 2 als *khich-* in *kichern*, südbair. *kchichetzen* kichern, schwätzen, hochalem. *chichere*^{n}, *chichle*^{n} kichern; vgl. auch *chäch* häher, *chächle*^{n} bergdohle, alpenkrähe; 3 als *hih-*, *heh-* in ahd. *hëhara* häher. zu sanskr. *kiki-* blauspecht, *kikira* ein vogelname, griech. *κίσσα* aus *kikja* häher, und in hochalem. *hichle*^{n}, *hechle*^{n} (hell auf)lachen, kichern.

jehen, jiht hat auch, wie bereits erwähnt, formen mit *u* zur seite: as. *giuhu* ich sage, mndl. *jucht, guchte, juchtech, jôcte* Middelnederl. woordenb. II 1944, Myth. III 338, schweiz. *verjücht* Id. II 109. für ersteres würde vielleicht die erklärung ausreichen, die Holthausen As. elementarb. § 440, anm. 1 gibt, aber die tatsache, dass das *u* auch beim substantiv vorkommt, ist doch recht auffallend, und wir werden wol an ein ablautsverhältnis (**jeq*$^{(u)}$- : *jəq*$^{(u)}$-) denken müssen, wenn wir nicht etwa vorziehen anzunehmen, es habe da eine verquickung mit dem gleichfalls onomatopoetischen *juchen, juhen* stattgefunden. an den übergang von ahd. *io* (aus *eu*) über *ie* in *je*, HSchröder Ablautstudien 49. 51 glaub ich aus chronologischen gründen nicht, und zudem ist an der identität von ahd. *giht* und mittelcymrisch *ieith* sprache, irisch *icht* geschlecht, kinder, volk (eigentlich sprachgenossenschaft) doch nicht zu zweifeln, s. Pedersen Vgl. gramm. d. kelt. spr. I 65. 123. freilich könnte bei schweiz. *verjücht(en)* ein schreibfehler, bei mndl. *jucht, guchte* vermischung mit rom. *gutta* vorliegen, vgl. *de rode guchte* = *gutta rosea.* aber seltsamerweise begegnet dieses nebeneinander von *i* und *u* auch bei dem homonym der bergmannssprache, wie ich bereits s. 102 bemerkt habe. ich muss gestehn, dass ich dieses *gicht, jucht* nicht mit sicherheit zu deuten vermag. man könnte ja allenfalls von *jehen* ausgehn, entweder indem man als grundbedeutung dieses fachausdruckes mund, mündung ansetzt — zur bedeutungsentwicklung vgl. air. *bél* (aus *betlo-*, idg. *g*^{u}*etlo-*) mund, lippe zu got. *giþan*, Streitberg Urgerm. gramm. § 125, 4 a; got. *qiþus* bauch, mutterleib, ags. *cudu, cwidu*, ne. *cud, quid* vormagen, widergekäutes futter, ahd. *quiti*, griech. *βύττος* vulva, kärnt. *khwīdn* schamleiste; sämtliche wol aus der bedeutung: mündung bez. schlund — *gicht* als 'bestimmte portion erz und brennmaterial' wäre dann ein deverbale

von *gichten* dh. 'durch die gicht befördern'; oder man nimmt an, *gicht* 'förmliche aussage' hätte sich etwa über '*satzung' zu dem begriffe 'bestimmtes maſs' entwickelt. schweiz. *icht* gesetzliches maſs eines gefäſses, *ichten, jichten* fachten, messen Id. I 83; III 9 könnte damit irgendwie zusammenhängen; aber man wird es von *īche*^{n} eichen doch kaum trennen wollen. einer vermutung möcht ich hier noch raum geben: wär es nicht möglich den krankheitsnamen *gichter* 'convulsiones' geradezu im sinne von 'dinger, wichter' zu fassen? für **jehti-* müste man dann einen bedeutungswandel annehmen, wie ihn etwa *sache* (zu ahd. *sahhan* streiten) oder mit noch genauerer entsprechung *wicht* bietet. germ. **wehti-* bez. **wihti-* wird wie asl. *vešti* von Prusík Zs. f. vgl. sprachf. 35, 595 auf grund mehrerer gleichartiger bedeutungsübergänge zu idg. *u̯eq*^{u} 'sprechen', griech. *ἔπος*, alttschech. *véce εἰπε* usw. gestellt. sollte nicht Notkers *îeht, nîeht*, das er ja selber von *îowiht, nîowiht* trennen will (die stelle steht bei Graff I 733) auf **īht*, **nīht* beruhen? vgl. dazu Braune Ahd. gram. § 154, anm. 7 b. *nīht* wäre dann aus **nijiht* hervorgegangen. ist die dehnung in schweiz. *verīht, īchtig* Id. I 83 alt? wenn ja, dann brauchte auch *ī* in **īht* nicht erst aus **nīht* erklärt zu werden. freilich fehlt j e d e r beleg für ahd. *jiht* in der bedeutung 'ding, etwas', so dass ich auf diesen einfall kein gewicht legen möchte.

**jeq*^{u}*lo-*, um wider darauf zurückzukommen, könnte zunächst 'gesprochenes' bedeutet haben, dann 'zauber', mit der schlieſslichen beschränkung auf den 'julzauber', woraus 'julfest' überhaupt. sachlich wäre kaum ein einwand zu erheben. das feiern des mitwinters, wobei wider nicht an das astronomische wintersolstitium gedacht zu werden braucht, ist ja bei den Germanen hinreichend bezeugt, ebenso dass es mit dem sonnencult in zusammenhang stand. ein totenfest, wie Mogk Grundr.^{2} III 391 meint, war es wol nur insofern, als die vorstellung vom tode der natur bez. des sonnengottes mit hineinspielte, der zu neuem leben erwachen oder erweckt werden sollte. für den zusammenhang mit der sonnenverehrung spricht schon die auch bei Romanen und Lituslawen bezeugte sitte des verbrennens eines weihnachts- oder julblockes (christbrandes). wenn dieses in geschlossenem raum und nicht wie bei anderen sonnenfeuern im freien geschieht, so sind die gründe wol leicht zu erkennen; auch mögen mythische vorstellungen, wie die von der gefangenen oder in einer

'höhle' befindlichen sonne mitgewürkt haben. doch finden oder fanden feuerfeste auch in der julzeit im freien statt. 'auf dem Antoniusberge bei Schweina in Thüringen wird in der christnacht ein weihnachtsfeuer angezündet', Jahn Germ. abh. 3, 253 f. der norden kennt *jólabál* und *julabrasa*. in Herefordshire in England zündet man am vorabend vor dreikönigen zwölf kleine feuer und ein grofses an, ebda 257. 'ignes, qui fieri solent in vigilia epiphaniae' citiert Schmeller Bayer. wb. I 271. eine erinnerung daran hat sich noch erhalten, wenn im Salzburgischen das elmsfeuer 'perchtenfeuer' genannt wird, Andree-Eysn aao. 159. hängt *perht(en)naht, giperehtennaht, perht(en)tag* nicht eher damit zusammen als mit 'epiphania', dessen übersetzung, wenn es sich um eine solche handelte, doch ganz anders lauten müste? das wesen der Bercht und Holle harrt noch der erforschung. ich möchte hier nur daran erinnern, dass auch den Germanen die auffassung der sonne (des mondes) als totenheim nicht fremd war[1].

[1] ich erinner an *Glasir*, den glänzenden, den goldbelaubten hain, der sich vor Valhǫlls toren ausbreitet. Valhǫll ist mit goldschilden gedeckt; vgl. dazu Edda, Grímnismǫ́l 38: *Sualinn heitir, hann stendr sólo fyr, skiǫldr skínanda goþi.* in ein goldglänzendes haus soll Radbot der Friesenkönig (nach dem tode) gelangen. 'jeden abend vor dem festtage setzen die mädchen die spinnräder aus der stube, weil sie glauben, sie kommen sonst nicht in den himmel, sondern in die sonne. sie glauben nämlich in der sonne sitze eine frau mit dem spinnrade' Bartsch II 198. das auftreten der seelen als flammen, soweit nicht christlicher einfluss vorligt, dürfte mit dem glauben an die sonne als seelenwohnung zusammenhängen. sonnenentstammte seelenjungfrauen sind die weifsen, goldglänzenden, schildbewaffneten walküren, die die helden nach Walhall geleiten. ein sonnenheim ist die von der waberlohe umglühte schildburg der Brunhild. ein sonnenberg, dh. ein berg, dessen gipfel die sonne noch oder schon erleuchtet, während alles ringsherum in dämmerung getaucht ist, ist der lectulus Brunihilde. solche sonnenberge, auf die schon Menzel Germ. 1, 70 ff hingewiesen hat, spielen im sonnencult eine besondere rolle. bei den Mexicanern wurden ihre spitzen vor sonnenaufgang mit dem blute geschlachteter knaben bestrichen, damit die sonne daran lecke. himmlische seelenwesen sind die schwanjungfrauen. nach der Vǫlundar kviþa 1 spinnen sie flachs; vgl. auch Helgakv. Hund. I 3, Niálssaga cap. 157. der flachs steht in engster beziehung zum sonnencult: flachsfeste sind zugleich sonnenfeste. über sonne und mond als aufenthaltsort der seelen, namentlich der häuptlinge und tapfern bei primitiven völkern, Tylor Anfänge der cultur II 69 f, LvSchroeder Sitzungsber. d. kais. ak. der wiss. in Wien. phil.-hist. cl. 166, 81. vorstellungen die an das sonnenparadies gemahnen, begegnen auch bei christlichen schriftstellern: 'ab horto para-

die sonne begegnet (wie auch der mond) als kinderstehlendes, ja kinderverzehrendes wesen und manches, namentlich die gefräſsigkeit des Bercht, ihr kinderraub, das aufschlitzen mit einem pfluge, von dem goldene späne abfallen — ich erinnere an den feurigen pflug als sonnensymbol, Myth. I 522 — ihre beziehung zur spinnstube (vgl. die sonne als spinnende frau; frau Holle spinnt marienfäden) sprechen dafür, dass wir die weiſse, gansfüſsige[1] Bercht als hypostase einer lichtgottheit zu fassen haben, namentlich als verkörperung der schneeverzehrenden sonne. dieser ansicht widerspricht, wenn wir an der idee vom sonnenparadies festhalten, weder ihr auftreten als seelen- und totengottheit (vgl. übrigens auch Much Der germ. himmelsgott, Heinzelfestschr. 266 f) noch selbst der umstand, dass der name Bercht möglicherweise auf einer irrigen auslegung von berchtentag beruht. die gestalt als solche ist jedesfalls zu tief im volksglauben eingewurzelt, als dass sie sich nur als eine etymologische abstraction auffassen lieſse. es sei noch erwähnt, dass namentlich der 'Berchta' und 'Hulda' b r e i geopfert wird, Myth. I 48, dass in Schlesien Frau Holle als 'Mückentrulle' auftritt, weil die seelen der kinder bei ihr als mücken im sonnenschein spielen, Drechsler I 205, II 165 und dass in Kärnten 'Perchtel' auch den reflex des sonnenlichtes durch einen spiegel bezeichnet. beachtenswert wegen der beziehungen der sonne zu kindern ist der name sünnenkind für den marien- oder sonnenkäfer, der geradezu als bringer von kindern gilt, Schumann Der wortschatz von Lübeck 5, Drechsler II 180 (weiteres im nachtrag), die auffassung der Johanniswürmchen als 'verwunschene' wesen und die redensart 'Johanniswürmchen setzen' für coire, JFrischbier Preuſs. wb. I 318, der ihr freilich eine sehr realistische deutung gibt. übereinstimmungen zwischen der wintersonnenwende und anderen sonnenfesten finden sich auch sonst in reicher zahl. dass in den zwölften getanzt wurde, erhellt aus Burkhard von Worms Myth. III 407: 'pueri vadunt ad choream . . .

disii qui dicitur undique igneo muro esse conclusus', Honorius Aug., s. Kaufmann Zs. f. d. ph. 24, 112. ich bin sicher, dass gar manches fragezeichen in unserer mythologie auf sehr einfache weise beseitigt wird, wenn man an diesem gedanken festhält.

[1] die bezeichnung lässt darauf schlieſsen, dass man die 'gottheit' in gestalt einer gans verehrte. der gans kommt im deutschen volksglauben eine ähnliche rolle zu wie dem hahn und dem schwan. ausführlich handelt darüber Jahn aao. (inhaltsverzeichnis).

sciunt cantare de domina Perchta' Bayer. wb. I 272. tänze in der christnacht bezeugen auch Vogt, Zs. d. ver. f. volksk. 3, 370. 372, Drechsler I 39. die sonne tanzt zu weihnachten wie zu ostern, Germ. 1, 67. wie bei den frühlingssonnenfesten (fasching) finden auch um die weihnachtszeit maskierungen und schementänze statt, ich erinnere besonders an den berchtentanz im Salzburgischen, worüber ausführlich Andree-Eysn aao. s. 156 berichtet. dass auch zu Johannis solches üblich war, scheint sich aus der bezeichnung 'butzenfest' für johannisfest zu ergeben, EHMeyer Bad. volksleben 227. der 'goldne' wein wird zu weihnachten wie im mittsommer und zu Martini als heiltrank genossen, namentlich gegen die 'gicht'. der 'goldborstige' eber, das 'goldferch' wird in der julzeit verzehrt Myth. I 41. wie bei allen sonnen- und fruchtbarkeitsfesten spielt auch zu weihnachten die hirse oder der hirsebrei eine bedeutende rolle; es genügt, etwa auf Drechsler II 208 hinzuweisen. über die bedeutung der hirse und des breitopfes als symbol der sonne handelt eingehend LvSchroeder Die wurzeln der sage vom heiligen Gral, Wiener Sitzungsber. phil. hist. cl. 166 s. 4—41[1]. auf eichhörnchen wird in England zu weihnachten gejagt wie anderwärts zu ostern und zu Walpurgis, Jahn aao. 135 f, und oben s. 149. die neunzahl ist zu weihnachten ebenso maſsgebend wie zur sommersonnenwende, Drechsler I 32 ff und wie die Johannisnacht ist die julnacht eine hexen- und zauberzeit. um weihnachten zieht in Nord- und Mitteldeutschland der schimmelreiter um, Jahn 261, wie zu fastnacht in Schlesien, Drechsler I 59, anfang november beim schwing- oder brechelfest am Niederrhein und in Mittelkärnten, hier weiſsgekleidet mit einem strahlenbüschel aus stroh auf seinem haupte.

Ich bin mir der problematischen natur meiner deutung sehr wol bewust und gebe gerne zu, dass auch von *jeq^{u}lo-* = gesprochenes aus sich noch andere wege einschlagen lieſsen, etwa in der richtung nach dem lat. *jocus* oder dem umbr. *juka*. was

[1] ein bekanntes geschichtliches ereignis ist mit diesem brei- und sonnencult verknüpft: am 20. (21.) juni fahren die Züricher mit heiſsem brei und simmelringen nach Straſsburg und begrüſsen den tag, Fischart Glückhaft schiff v. 194 ff. noch heute wird in Mittelkärnten beim brechelfest heiſser brei an die stubendecke geschleudert, wie zu Teichners zeiten, der sich darob als einer törichten faschingssitte ärgert, und auf einem hirsacker wird in Pernegg das sonnwendfeuer entzündet.

mich bestimmt hat, meine meinung gleichwol vorzubringen, ist besonders die tatsache, dass keine zeit für so zauberkräftig gilt und zauberhandlungen zu keiner zeit eine so grofse rolle spielen, wie gerade zur julzeit. von ende november bis zu Dreikönigen bietet der volkskalender eine fortlaufende reihe von 'lostagen', an die sich irgendwelche zauberbräuche knüpfen: man denke an den Andreas-, Nicolaus-, Lucia-, Thomas- Stephans-, Silvestertag, denen sich der weihnachtsabend, der tag des evangelisten Johannes, der neujahrstag und die 'berchtnacht' beigesellen. ob wir nun vom mitwinterzauber ausgehn und annehmen, der zaubercult hätte sich wie die bezeichnung 'jul' über die ganze der eigentlichen festzeit vorausgehnde oder folgende periode ausgedehnt, oder ob die zauberbräuche schon von haus aus dieser zeit eigen waren, in der der sonnengott über die geringste kraft verfügt und gespenster und unholde sich ungestraft hervorwagen dürfen, für die erklärung des wortes bleibt es sich im grunde einerlei.

Nun zurück zur *sunnegiht*. fast in ganz Deutschland herscht die sitte, am Johannistage oder in der Johannisnacht die heil- und zauberkräftigen hexen-, berufs-, beschrei-, gicht- oder Johanniskräuter zu pflücken. es ist lehrreich, einige dieser kräuter etwas näher kennen zu lernen. da haben wir zunächst pflanzen, deren blüten oder früchte sich durch ihre auffallende rote farbe auszeichnen. so die dunkelrot blühende gicht- oder pfingstrose, paeonia (!), slow. kresnica (! s. oben s. 163), die bei den alten als abwehrmittel gegen faune galt und deren samen als perlenschnüre getragen das zahnen der kinder erleichtern sollen — und kinder soll man am gründonnerstag oder Johannistag entwöhnen, dann zahnen sie leicht. vielleicht meint Plinius diese pflanze, wenn er von 'condurdum, herba solstitialis, flore rubro' spricht, Myth. II 351. wegen der scharlachroten blüte heifst der klatschmohn gicht- oder feuerblume, und wegen der roten beeren der Johannisbeerstrauch (botrus, racemi sancti Johannis) gichtbaum [1], aus demselben grunde die zaunrübe (bryonia dioica) gichtrübe, die von den Franzosen unter anderem auch 'carotte, herbe de Saint-Jean' oder geradezu 'feu ardent', 'herbe de feu' genannt wird. 'on s'en sert contre l'hydropisie, contre le haut

[1] der name wurde in einzelnen gegenden auch auf ribes nigrum übertragen.

mal et les crampes', Rolland Flore populaire VI 44 ff. wegen der roten früchte schützen auch erd- und preifselbeeren bez. ihr kraut gegen das hexen, Drechsler II 210 f. — dann gehören hierher solche pflanzen, die an leuchten, fackeln oder kerzen erinnern: so das bekannte beschreikraut verbascum, deutsch fackelkraut, himmelbrand, königskerze, unholdenkraut genannt; die verbena, die berühmte heilblume des altertums; der ziest (stachys, herba sideratidis), auch geradezu berufskraut heifsend. unter den verschiedenen arten kommt namentlich der deutsche ziest und der waldziest in betracht, die beide rot blühen. *luchte* heifst im altdeutschen der augentrost (euphrasia officinalis, Zs. f. d. wortf. 3, 271), *himilker* oder *himmelker* der beifufs (artemisia!) mit seinen roten blütchen, Steinmeyer-Sievers Ahd. gll. III 546 a, Björkman Zs. f. d. wortf. 3, 290. im französischen heifst er auch 'herbe de St. Jean', im deutschen 'sonnwend- oder Johannisgürtel'. hängt das griech.-lat. *zona*, *zoster* für rose, erysipelas irgendwie damit zusammen? in diese gruppe lässt sich allenfalls auch das goldgelb blühende Johanniskraut einreihen, das hypericum perforatum oder älter: herba sancti Johannis, fuga daemonum, das besonders auch wegen des violettroten saftes als eines der berühmtesten hexen- und beschreikräuter gilt. mehrere hundert dialectformen und namen hat Rolland aao. III 165 ff zusammengetragen, darunter eine reihe recht bemerkenswerter wie 'alf-, elfenblut, mannsblut, Johannes- oder Christusblut, unser frauen bettstroh, sancten-marien vlas (= flachs), mannskraft', norw. dial. 'hestemåre' (ich erinnere an den sonnenkoller der pferde), dän. 'brundemannepors', tschech. 'čarovník' 'zauberer', kleinruss. 'zviroboj' 'tod wilder tiere', armen. 'mekan aghiq' 'mauseingeweide'. — eine dritte gruppe bilden pflanzen, deren (meist goldgelbe) blüten oder samen an einen kreis, eine scheibe, einen schild oder dergleichen gemahnen: Johanniswurz heifst der schildfarn, aspidium, so genannt wegen seiner runden samen, die zu weihnachten und zur sommersonnenwende gesammelt werden, ebenso die ringblume (anacylus). Johannesblume ist die arnica, dann das gänse(!)blümchen, das in England 'tagesauge' (ags. *dæȝes éaȝe*, neuengl. *daisy* — vgl. den an. blumennamen *Baldrs-brá*), in Kärnten beinbruchröslein genannt wird, weil man es bei beinbrüchen und lähmungen verwendet, ähnlich wie das gelbe 'beinkraut' (senecio), dessen strahlen sich bei mehreren

arten nur bei sonnenschein ausbreiten. offenbar mit vorstellung, dass es als sonnen- und fruchtbarkeitssymbol die esslust fördern soll, deren mangel auch als folge von behexung gefasst wird, hängt der name maſslieb 'esslust' zusammen (vgl. mhd. *mazleide* fastidium, an. *matleiði*). sonnen- und heilkräuter sind auch verschiedene cichorienarten, darunter namentlich die sonnenbraut oder sonnengespons (chichorium intybus), auch sonnenwende(l), -wirbel genannt. sonnenwirbel oder -wurzel heiſst auch der löwenzahn und die ringblume calendula (!) officinalis. sonnenblume ist das panax (!) chironium, dann die eberwurz oder sonnendistel (carlina), die berühmte heilblume des mittelalters, der man himmlische herkunft zuschrieb. sonnwend- oder Johannisblume, kärnt. *sūnawenta,* auch sonnenauge, gänse- oder gevatterblume[1], heiſst das chrysanthemum leucanthemum, das früher als arzneiblume gebraucht wurde wie das verwante mutterkraut (chrysanthemum parthenicum). es wird bekanntlich auch als orakelblume verwendet, namentlich am sonnwendtag, wie das gelbe chrysanthemum segetum, die wucherblume, das sinnbild des *wuochers*, der fruchtbarkeit; s. nachtrag. auch hahnenfuſsarten ercheinen als beschreikräuter, namentlich ranunculus flammula, das gicht- oder brennkraut, dann die rotblühenden, kugeligen kletten, verschiedene brennesseln, die als feuersymbole gelten und daher gegen donner, aber auch gegen nesselsucht und gicht schützen — und noch viele andere. die meisten von ihnen verdanken ihre geltung als heil- und beschreikräuter einzig dem umstand, dass ihr aussehen oder sonst irgendeine eigenschaft sie als sinnbilder der sonne oder des feuers erscheinen lieſs. rose und feuer gehn als krankheitsnamen hand in hand. als rosenwall erscheint die waberlohe der schlafenden walküre im märchen vom dornröschen, auf feuer- und sonnenfesten werden die mittelalterlichen rosenfeste beruhen und sonnenparadiese, elysien sind wol die rosengärten der deutschen sage: wie Guðmundr über Glasisvellir, so herscht könig Gunther über einen rosengarten; Heinzel Wiener sitzungsber. phil.-hist. cl. 109, 709. wie weit noch andere momente in betracht kommen, wie weit insbesondere antike überlieferung hereinspielt, die ich nicht überschätzen möchte, müste eine genauere untersuchung lehren. mir kommt es nur darauf an, im vorbei-

[1] steht 'gevatter' mit *kozijntjes,* morbus comitialis, in irgendwelchem zusammenhang?

gehn auf den zusammenhang zwischen den *gicht-*, d. h. beschreikräutern und der *sunnegicht* aufmerksam zu machen und zu weiterer forschung auf diesem gebiete anzuregen. für einen solchen zusammenhang spricht nicht nur, dass die angeführten berufskräuter vornehmlich bei gichtischen krankheiten verwendung finden: auch andere pflanzen, am sonnwendtage gepflückt, helfen gegen die gicht: 'kümmel, mittags um zwölf am Johannistage gepflückt, hat ganz besonders heilkräftige würkung gegen 'gichter' und flüsse, Drechsler I 142 mit weiteren belegen. 'in der Johannisnacht geht der von gicht geplagte stillschweigend nach der grenze der feldmark und pflanzt dort einen alvenstrauch, worauf die gicht schwindet'. 'schierlingswurzel in der Johannisnacht ausgraben und sie um den hals tragen ist ein mittel gegen fallsucht', Bartsch II 285. 290 usw. usw.

Es ist eine in deutschen landen weit verbreitete sitte, gegen gicht, krämpfe und epileptische anfälle, aber auch gegen die rose ringe, auch gürtel, kränze, halsbänder und -ketten zu tragen, Myth. II 978, Wuttke Volksabergl. § 186, Bartsch II 106. 108, Drechsler II 306, Andree-Eysn 136 ua. zur heilung der rose wird in Schlesien nach Drechsler II 293 folgender beachtenswerte spruch verwendet: 'es fiel ein goldner ring vom himmel, das war Gottes ring: ein solches ding vergeht wie der rauch im wind'. bei Grimm Myth. III 461 nr 766 heifst es: 'gegen den ansprang (eine art röte) des kindes hole man ein stück holz aus dem mühlrade, zünd es an und beräuchere die windeln'. 'gegen hauptweh wäscht man sich mit wasser, das vom mühlrad abspringt', ebda 449 nr. 471, weiteres I 492 f. im polnischen ist *zakołowroncony koń* (zu *kołowrot* spindel, welle, spinnrad) ein kolleriges pferd; freilich steht ein reflexives *zakołowrocić się* daneben, Linde Słownik 6, 667. *hwéolere, hweohlere* zu *hwéol*, *hweohl* rad ist im angelsächsischen der zauberer. kreisförmige dinge — auch das sieb gehört hierher, bei dem noch die durchsichtigkeit dazukommt. — gelten also als zauber- und heilmittel und sind auch symbole der fruchtbarkeit (ehering!). wir werden nicht fehlgehn, wenn wir in all diesen fällen beziehungen zum sonnencult annehmen. es wird das um so deutlicher, als bezeichnnngen für gichtische krankheiten geradezu den sonnenfesten und ihren bräuchen entnommen sind.

Schon Bilfinger Zs. f. d. wortf. 3, 238 ff, ja eigentlich schon

Höfler 765 hat darauf hingewiesen, dass der Veitstanz von haus aus nichts mit dem heiligen Veit zu tun hat, sondern dass das wort eigentlich soviel besagt als sonnwendreigen. Veitstänze konnten diese reigen genannt werden, weil sie am Veitstage stattfanden, s. oben. der ausdruck ist zwar im sinne von sonnwendtanz, soviel ich sehe, nicht belegt, aber nach analogie von Johannistanz zu erschliefsen. Bilfinger ist es entgangen, dass die chorea sancti Viti auch sommertanz, st. Johannestanz, danse de S. Jean, johanneskrankheit, sint Jans evel, mal S. Jean, morbus solstitialis heifst, Höfler 728. 101. 317, Myth. II 969, Brissaud 254. mit der annahme dass das oft wilde gebaren der um den brennenden holzstofs tanzenden den anlass gab zur übertragung des wortes auf die zuckungen und verzerrungen des epileptikers, wird Bilfinger recht haben, man vergleiche dazu das citat im Schweiz. id. I 1134: 'alle dise tänzer hättend alle schamm hinder die oren geschlagen. wärend luter all toub und unsinnig und sprungend Sant Vyts reyen', wo vielleicht gar nicht der veitstanz als krankheit gemeint ist, wie das Id. annimmt. aber der grund ligt wol noch tiefer: die tänze um das sonnwendfeuer gelten als schutzmittel gegen bezauberung und allerlei krankheiten, namentlich gichtische. die übertragung lag also nahe, nachdem überhaupt krankheiten wie die fallsucht in verbindung mit dem sonnencult gebracht worden waren. dass es besonders krämpfe und lähmungen sind, die zu der sonnenwende in beziehung stehn, mag auch damit zusammenhängen, dass die sonne bez. der sonnenstich krankheitserscheinungen solcher art in der tat hervorruft, vorzüglich bei pferden und hunden. die sonne sendet nach dem serbischen volksglauben tödliche pfeile, wie der lichtgott Apollo bei Homer, vgl. Kraufs Sitte und brauch der Südslawen 301 f.

St. Veit, der exorcist und nothelfer (s. Höfler 765 und die dort angegebene literatur) ist der schirmherr wider gichtische süchte: gegen epilepsie, eklampsie, rheumatismus und gicht. 'es kam ein stûlbrůder her gen sant Veit und prach in das gicht', Fischer Schwäb. wb. u. 'gicht'. er ist ferner der patron gegen das 'bettnässen', das ja gleichfalls als hexenwerk, auch als folge von mutwilligem kreisschwingen des feuerbrandes (so in Kärnten) gilt, und gegen die syphilis, Höfler 165, Schweiz. id. I 1134. er wird angerufen, die leute früh zu wecken, ebda. ihm werden hühner

geopfert, denn das huhn, genauer der rotkämmige hahn, der tagverkünder, ist ein sonnen- und feuertier: daher wird er an den kirchturmspitzen angebracht (s. oben s. 171 fufsnote), daher seine rolle als wetterhahn, der vor blitz schützen soll, daher roter hahn für feuer, daher auch die nahe verwantschaft von hahn und drache im volksglauben: wenn der hahn ein ei legt — das ei selbst ist fruchtbarkeits- und sonnensymbol — so wird daraus ein drache, denn der feurige drache ist die verkörperung des blitzes (weiterhin des feuers, des goldes). 'im hause lebt der drache als huhn und wird mit hirse und milch gefüttert', Drechsler II 125. milch und hirse sind ein sinnbild der lichten, goldenen, allnährenden sonne — worüber ausführlich LvSchroeder aao. — und damit auch des feuers. darum kann einem die sommerhitze nicht schaden, wenn man zu fasching tüchtig hirse isst, darum kommt der brand in den hirse, wenn man an einer ecke des tisches oder herdes feuer anschlägt, Drechsler II 59, darum kann nach homöopathischem grundsatz der blitz nur mit milch gelöscht werden, Myth. III 472. 477 nr 1001 u. 1122, darum hilft ein weifser hahn gegen das fingerübel (panaritium als wildfeuer gefasst), Myth. I 43. als sonnentier spielt der hahn bei allen sonnen- und fruchtbarkeitsfesten eine bedeutende rolle, vgl. besonders Jahn aao. (inhaltsverzeichnis), und als solcher ist er SVeit geweiht. SVeit tritt uns demnach als ausgesprochener sonnenheiliger entgegen und ist in dieser function offenbar als sonnengott Svantovit von den Slawen übernommen worden.

SVeit wie überhaupt der ganze germanische sonnencult wären wol einer eingehnden untersuchung würdig. dass der sonnenverehrung in der germanischen (und indogermanischen) niederen mythologie eine viel gröfsere bedeutung zukommt, als man gemeiniglich annimmt, halt ich für sicher, und gar eigenartige bräuche haben sich erhalten: so berichtet de Cock Volkskunde, Gent 1895, 42, dass dem hl. Johannes in Flandern ein 'lebendes herz' in gestalt einer pilgrim genannten henne geopfert wird. wer denkt da nicht an die mexikanischen sonnenpriester, die bei dem grofsen sonnenfeste sich das zuckende herz aus dem leibe rissen, um es der sonne entgegenzuhalten! und welch uralter sonnenzauber mag sich hinter dem rituellen milchtanz bergen, der am Johannistag in Klein-Gschwenda in Thüringen abgehalten wird (s. Reinsberg-Düringsfeld Das festliche jahr[2] s. 298 f)?

Neben dem heiligen Veit und Johannes dem täufer erscheinen noch andere heilige als schutzherren gegen 'gichtische' krankheiten: so hilft SUlrich (4 juli) gegen veitstanz, cholera und magenbeschwerden, Frommanns D. mdaa. VI 4, Höfler 761 (daher unser: SUlrich anrufen?). *sint Cornelis ziekte* ist epilepsia. SCornelius wird am 3 juli und 16 september begangen und ist nach niederdeutschem volksglauben ein glühender mann, der einen jährlichen ritt macht und alljährlich um einen hahnenschritt näher kommt, Höfler 641. gicht und podagra heifsen *st. Urbans plag* — SUrban, der weinheilige, fällt auf den 25 mai. das notfeuer wird auch *st. Johannes-* und *st. Antoniusfeuer* genannt; letzterer wird am 13 juni und 17 jänner gefeiert. und wie das notfeuer mit rotlauf identificiert wird, so gilt *st. Antoniusfeuer, -plage, rache, -bufse, -übel* auch für rose, zittermal usw., Höfler unter den angeführten grundwörtern, Schweiz. id. I 351; darum heifst das feuer- oder hexenkraut auch 'st. Antoniuskraut' ('herbe de st. Antoine') die rose wird ferner *st. Quirins rache, marter, bufse, plage* genannt, Höfler 86, 399. 489; SQuirin fällt auf den 4 juni und 30 märz. man bezeichnete sie auch als *morbus sancti Maxentii*, der am 26 juni gefeiert wird, siehe Höfler 135, wo noch weitere 'rotlauf-heilige' angeführt sind. ist es ein zufall, dass die gedenktage dieser heiligen fast alle in die zeit um mittsommer oder der tag- und nachtgleichen fallen? sonnenfeiern fanden und finden heute noch, namentlich auf alemannischem und fränkischem boden bis nach Friesland hinauf zur fastnacht oder um mittfasten statt und sind in der Schweiz noch von feuertänzen begleitet, Myth. I 522. III 178, Schweiz. id. I 940 f. daher sagt man auch *st. Valentinswehtag, -plage* usw. für epilepsie (Höfler 765 und die dort angeführten benennungen). SValentin fällt auf den 14 februar. ich will nicht bestreiten, dass der anklang des heiligennamens an den krankheitsnamen (falentin: fallende sucht) für die entstehung des ausdruckes mit in betracht kommt, zumal da dergleichen in der tat nachzuweisen ist, so erscheint etwa SFiacrius als patron gegen feigwarzen, SBlasius gegen blasen, — aber SValentin ist auch aufserhalb des deutschen sprachgebietes als schutzheiliger gegen die fallsucht bekannt, und dass er mit den frühlingsfeuerfesten in der tat in verbindung gebracht wurde, ergibt sich aus der schweizerischen bezeichnung *Väledi*, d. i. Valentin für die popanz, die am aschermittwoch begraben wird, Schweiz. id

I 765, und der französischen *valentin*, *valentine* für den liebhaber bez. die geliebte bei der 'fête des *brandons*'.

Die fallsucht heifst auch *morbus sancti Germani*, sein fest ist am 21 februar. *le mal de st. Martin* bedeutet schlundkrankheit, katzenjammer und erysipelas. anfang mai und anfang november fanden die keltischen feuerfeste statt, bei denen das notfeuer entzündet wurde, Myth. I 509. III 175f. noch sind Martinsfeuer und Martinstänze in westdeutschland nicht erloschen, Jahn aao. 240, noch weniger ist der Martinshahn und die Martinsgans ausgestorben, die gans wie der hahn ein sonnen- und wettervogel.

Es ligt mir fern, auf alle nach heiligen benannten 'gichtischen' krankheiten hier näher einzugehn. eine gründliche untersuchung wäre jedenfalls recht ergebnisreich. es ist doch sicher kein zufälliges zusammentreffen, wenn SWolfgang als beschützer vor fallendem siechtum, gliederreifsen, vergicht und ähnlichen krankheiten erscheint, wenn *morbus sancti Lupi* die fallsucht, *mal Saint Loup* convulsions internes bedeutet (Andree-Eysn aao. 7, Höfler 812, Brissaud 251), und wenn wir bei Grimm Myth. II 981 lesen, dass die haut eines wolfes gegen epilepsie helfe. gewis sind krankheiten auch nach heiligen benannt worden, so wenn etwa *st. Rochus-übel* für pest, *morbus sancti Laurentii* für rotlauf gesagt wird. bei der mehrzahl der krankheitsbezeichnungen dieser art jedoch scheint der christliche heiligenname nur äufserer firnis zu sein, ihre wurzeln stecken in heidnischen cultbräuchen, deren begehung die kirche in kluger berechnung verstanden hat, mit dem leben und würken bestimmter heiligen in beziehung zu bringen. es wär auch verdienstlich, einmal der frage nachzugehn, inwiefern alte cultfeste mafsgebend waren für die anordnung des christlichen kalenders und namentlich der heiligenfeste. so ist es doch beispielsweise auffallend, dass das fest des täufers zu einer zeit begangen wird, in welcher bei Romanen, Germanen und Slawen die sonnwendbäder bezeugt sind, nach denen die Russen das sonnwendfest geradezu *kupala* nennen (dazu *kupalo* scharfer hahnenfufs). das primäre ist denn hier doch wol die heidnische sitte, da sie auch mit anderen festen verknüpft ist (oster- und maibäder).

Damit wär ich mit meinen ausführungen über die gicht und ihre verwanten zu ende. gewis wäre noch vieles zu sagen, und

mit hilfe eines reicheren quellenmaterials, als es mir hier zur verfügung steht, hätt ich wol noch manche frage beantworten können. auf eine reihe von problemen bin ich während der arbeit gestofsen, die vielleicht ein günstigerer zeitpunct der lösung näher bringt, vieles mögen kundigere ergründen: ich bin sicher, dass eine entsprechende tiefbohrung recht viel wertvolles material zutage fördert. das angestrebte ziel glaub ich indessen erreicht zu haben: die etymologen aufmerksam zu machen auf das sehr vernachlässigte gebiet der krankheitsnamen, auf ihr inniges verhältnis zum volksglauben und zu uralten vorstellungen volkstümlicher heilkunst, den sprachforscher im allgemeinen auf die bedeutung der volkskunde für die linguistik und den mythologen nebenbei auf die wichtigkeit des homöopathischen zaubers. ich meine fast, man muss auf dem lande, fern von schlot und eisenbahn, aufgewachsen sein, um den einfluss religiöser vorstellungen — das wort im weitesten sinne als glaube und aberglaube genommen — auf tun und lassen der menschen voll würdigen zu können. hier atmet noch der tausendfach gebundene, unkritische geist der vorzeit; das mittelalter und altertum der breiten massen ist hier noch lebendig und mit ihm eine ideenwelt, der der gebildete städter von heute ganz entfremdet ist. der verfehmte aberglaube birgt überbleibsel aus culturperioden der menschheit, die weit zurückliegen hinter der morgendämmerung geschichtlicher zeiten, reste die wol wert sind, dass man sie sammle und sichte. 'wichtelzöpfe darf man nur mit einem scharfen steine abschneiden', heifst es bei Drechsler II 296. der geist der urzeit weht uns an, wenn wir solche kunde hören, und ehrfurcht erfasst uns vor den überlieferungen des volkes.

NACHTRÄGE. zu s. 106, z. 1: zahlreiche belege für *gichter, gichterisch* beim jungen Schiller verzeichnet die hist.-krit. ausgabe I s. 392. V s. XLVIII; dazu Grillparzers Ahnfrau v. 1711 u. Sauers anmerkung [E. S.]

zu s. 108, z. 10 v.u. nach Hovorka u. Kronfeld I 253, II 149 bezeichnet in Preufsen *keile* f. hodenvergröfserung.

zu s. 144, z. 5 v.u. in Kärnten sucht man die gicht zu heilen, indem man den anfang des Johannesevangeliums betet (vgl. wort und gicht!).

zu s. 171, z. 15 v. u. sei namentlich auf Mannhardt Germ. mythen s. 243 ff verwiesen, bes. s. 347 ff (d. häuschen d. Marienkäfers brennt!) u. s. 377.

zu s. 172, fufsnote. dass die fahrt der Zürcher auf dem glückhaften schiff mit der *sunnegiht* zusammenhängt, steht aufser zweifel. die simmelringe werden von etlichen als 'heltum' aufgelesen, und schwangere

weiber kommen und begehren von dem brei zu essen. mit trommel- und trompetenschall wird die sonne begrüſst und als wettlauf mit der sonne fasst Fischart die fahrt auf. mit heiſsem hirsebrei und simmelringen wurde die fahrt auch schon im jahre 1456 (der tag ist nicht bekannt) unternommen; s. die angaben bei Bächtold Das glückhafte schiff von Zürich, Mitteil. d. antiq. ges. 44, 87 ff.

zu s. 175. z. 19. man beachte die häufige vertauschung von sinnbildern der fruchtbarkeit, des feuers und der sonne. unter dem haselstrauche ligt gold oder ein schatzbringendes wesen. hasel und hollunder schützen vor blitz. wenn die haselnüsse gedeihen, gibt es reichen kindersegen. vom holunder beutelt man kinder herab. reichliches blühen des maſsliebchens im frühjahr verkündet groſses kindersterben im herbste. das hahnenei, woraus der lindwurm (drache) hervorgeht, muss nach kärntnischem volksglauben im dünger vergraben werden. darnach wäre das löschen des blitzes mit der jauche (s.o. 119, fuſsnote) vielleicht eher ähnlich aufzufassen wie das löschen mit der milch. die eber(!)esche schützt vor dem 'fliegenden drachen', und mit ihren zweigen schlägt man die kühe, um sie milchreich zu machen. wenn man ein sünnenschînken ('sonnenscheinchen', Marienkäfer) tötet, so scheint die sonne den ganzen tag nicht oder die kühe geben rote milch. goldstücke in einem sack aus wieselfell verwahrt gehn nicht aus. die griechischen phallophoren sind in wieselfelle gekleidet. katzen sind gewittertiere. sie sitzen auf schätzen. weiſse katzen sind geldspendend. daher wol geldbeutel aus katzenfell verfertigt werden, vergl. den ausdruck (geld)katze. die dreifarbige katze gilt als feuerkatze, auch bei brünsten soll man katzen ins feuer werfen. die wucherblume und das gänseblümchen heiſsen in der Schweiz auch katzenblume, -blümlein. mäuse erscheinen als gewittertiere. sie kommen u.a. aus dem monde. SUlrich, SMartin, SUrban sind auch mäusepatrone, ebenso SGertrud (19 märz!), bei der die seelen ihre erste herberge nehmen. SVeit werden kröten geopfert. er hilft gegen schlangenbiss, feuer, blitz und ungewitter. mäuse kräht ein weiſser hahn aus dem hause usw. — mit solcher vertauschung von symbolen verwanter mythologischer begriffe hängt diejenige bedeutungsverschiebung zusammen, die ich die m e t a m o r p h e nennen möchte und für die ich bereits oben s. 121 f bes. 127 f beispiele geboten habe. sie ligt zb. auch vor, wenn das wiesel als spinnrocken, die mistel als trutenfuſs, die judenkirsche als teufelspuppe, der hirschkäfer als donnerpuppe, -guog, füerböter, der Marienkäfer als sonnenhähnchen, -kalb, herrgottskühlein, maikatze usw. bezeichnet wird. vergl. hierzu bes. Hovorka u. Kronfeld I 200. 213. 230. 260. 306, Schweiz. id. II 1675, V 81, Wuttke-Meyer 168. 173, Dähnhardt Natursagen III 459, Mannhardt Germ. mythen 243 f, Kerler Die patronate der heiligen 45. 99. 243. 311, Zs. f. mdaa. 1909, 25. Marzell Frühlingsblumen im volksglauben, Natur und Kultur 8, 417 f. über die kleidung der phallophoren s. Athenaeus XIV p. 622 c (Kaibel); die angabe verdank ich coll. Piccardt.

zu s. 177 f sei noch besonders auf Wuttke-Meyer 38 hingewiesen.

Freiburg im Ü., im märz 1911. **Primus Lessiak.**

DER GERMANISCHE NODUS UND VERWANTES.

Im Philologus 50, 379 hab ich zuerst über den aus Tacitus ua. bekannten germanischen haarknoten gehandelt und eine neue ansicht über seine anbringung aufgestellt. unabhängig davon hat KSchumacher an mehreren orten dieselbe ansicht ausgesprochen [1] und jetzt in seinem hochwillkommenen 'Verzeichnis der abgüsse und wichtigeren photographieen mit Germanen-darstellungen' [2] eine zusammenstellung der denkmäler gegeben, welche nebst dem, was ich im folgenden hinzufüge, vorerst ausreichen wird. vorerst: denn bis uns PBieńkowski mit seinem grofsen werk über Germanen-darstellungen erfreut, für das er mehr gesammelt hat als ein anderer, wird wol noch einige zeit vergehn, und so möcht ich hier kurz eine ansicht vortragen, die sich mir aus der betrachtung der denkmäler, zum teil an ort und stelle, ergeben hat.

Ich führe zunächst die stellen der alten schriftsteller über den *nodus* auf [3].

1. Seneca de ira 3, 26: *Non est Aethiopis inter suos insignitus color nec rufus crinis et coactus in nodum apud Germanos virum dedecet.*

2. ders., Ep. 124, 22 (6, 7): *Cum illum (capillum) vel effuderis more Parthorum vel Germanorum more vinxeris.*

3. Martial Spect. 3, 9: *Crinibus in nodum tortis venere Sicambri Atque aliter tortis crinibus Aethiopes.*

4. ders. Epigr. 5, 37, 7: *Quae crine vicit baetici gregis vellus Rhenique nodos aureamque nitellam* [4].

5. Silius Ital. 4, 200: *Flavam qui ponere victor Caesariem crinemque tibi, Gradive, vovebat Auro certantem et rutilum sub vertice nodum* [5].

[1] vgl. Mainzer zeitschrift 4, 11.

[2] Kataloge d. römisch-germanischen central-museums, nr 1; 2 aufl. 1910.

[3] vgl. Müllenhoff Ak. IV 414. 451 ff.

[4] der nachdruck ligt hier auf der goldfarbe des haares. ob die *nodi* nicht etwa flechten auf weiblichen köpfen sind, könnte man zweifeln; da die Sicambri in nr 3 Rheinanwohner sind, so wird die stelle 4 dem was wir sonst wissen, weder widersprechen noch etwas neues hinzufügen.

[5] von einem Gallier der als Germane geschildert ist. dazu stimmt was Tac. Hist. 4, 61. Germ. 31 gesagt ist; s. meinen aufsatz Zs. 48, 401.

6. Tac. Germ. 38: *Insigne gentis (Sueborum) obliquare crinem nodoque substringere. Sic Suebi a ceteris Germanis, sic Sueborum ingenui a servis separantur. In aliis gentibus, seu cognatione aliqua Sueborum seu, quod saepius accidit, imitatione, rarum et intra juventae spatium, apud Suebos usque ad canitiem horrentem capillum retro sequuntur, ac saepe in ipso solo vertice*[1] *religatur; principes et ornatiorem*[2] *habent. Ea cura formae, sed innoxia; neque enim, ut ament amenturve, in altitudinem quandam et terrorem adituri bella comptius hostium oculis ornantur*[3].

Nicht unwahrscheinlich gehört noch hierher:

7. Amm. Marc. 16, 12, 24: *Chnodomarius . . . cujus vertici flammeus torulus aptabatur.*

Unzuverlässiger und unsicherer sind andere stellen.

8. Sil. Ital. 5, 134: *Cui vertice surgens Triplex crista jubas effundit crine Suebo.*

9. Juvenal 13, 164: *Caerula quis stupuit Germani lumina, flavam Caesariem et madido torquentem cornua cirro.*

10. Lucan. 1, 463: *Cirrigeros* (al. *Crinigeros*) *Belgis* (vulgo *bellis*) *arcere Chaucos* (al. *Caycos*). wer *crinigeros* liest, kann das auch von langwallendem haar verstehn; aber *cirrus* muss doch auf irgendeine besondere haartracht gehn, da das haar germanischer leute von natur nicht lockiger ist als das der mittelmeervölker.

11. Claud. de quarto cons. Hon. 655: *Crinitusque tuo sudabit fasce Suebus.*

12. Isid. Orig. 19, 23, 7: *cirros Germanorum.*

Wie man folgende stellen zu deuten habe, mag zweifelhaft bleiben; sie würden sich mit 6 vereinigen lassen.

13. Sidon. Apoll. Epist. 8, 9: *Istic Saxona caerulum videmus . . . Cujus verticis extimas per oras, Non contenta suos tenere morsus, Altat lamina marginem comarum, Et sic crinibus ad cutem recisis Decrescit caput additurque vultus.*

daher mag die Silius-stelle als zeugnis gelten; sie fügt übrigens, wie 4, unsern kenntnissen nichts hinzu; auch das *sub vertice,* worüber später mehr, ist mehrdeutig.

[1] so die hss.; Lachmann *vertici* (dativ), was weder grammatisch gut noch (s. u.) sachlich nötig ist.

[2] das von Bährens hervorgezogene *ornatorem* der hs. c ist unnötig.

[3] var. *armantur,* was, wenn es möglich ist, auf dasselbe hinauskäme.

14. ebda (forts. von 13): *Hic tonso occipiti, senex Sicamber, Postquam victus es, elicis retrorsum Cervicem ad veterem novos capillos.*

15. ders. Carm. 5, 238: *Rutili quibus arce cerebri Ad frontem coma tracta jacet nudatáque cervix Setarum per damna nitet.*

16. Paul. Diac. Hist. Langob. 4, 22: *Cervicem usque ad occipitium radentes nudabant, capillos a facie usque ad os dimissos habentes, quos in utramque partem in frontis discrimine dividebant* [1].

An allen diesen stellen kann bezw. (1—6) muss man eine haartracht bezeugt finden, welche das haar der natur entgegen kämmt und in einem knoten, bausch odgl. vereinigt [2].

Ich habe nun früher, Philol. 50, aus der Tacitusstelle 6 und aus der unten zu erwähnenden darstellung IV auf der Trajanssäule gefolgert, dass der nodus durch seitliches kämmen der haare rechts an der stirn oder schläfe angebracht gewesen sei. das ist durch mehrere andere bildliche darstellungen bestätigt worden. wie aber die oben angeführten stellen zum teil nicht recht dazu stimmen wollen, so findet sich jener seitliche nodus zwar auf den älteren bildwerken stets wider, später aber kommt mitunter auch eine anbringung weiter hinten, und zu verschiedenen zeiten kommen darstellungen vor, welche nicht mit aller sicherheit einen knoten, sondern eher eine art wulst, gesteifte locke odgl. zeigen.

A. nodus (odgl.) an der rechten stirnseite.

I = Schumacher 1; hellenistische zeit. marmorkopf der sammlung Somzée, jetzt Musée royal du cinquantenaire, Brüssel. haare von überall her auf die rechte schläfe zusammengekämmt, dort (gröstenteils abgebrochener) knoten.

II = Schum. 11 a; 1 jahrhundert n. Chr. kleine bemalte terracottabüste eines Germanen im academischen kunstmuseum Bonn. das strohgelbe haar so ziemlich wie bei I, über dem rechten ohr länglicher knoten. derb realistische behandlung.

[1] hierzu Lindenschmit Altertumskunde 1, 316.

[2] ich lasse weg stellen wie Lucan 10, 132 *refugosque gerens a fronte capillos* und Sidon. Apoll. Epist. 1, 2 *capitis apex rotundus, in quo a planitie frontis in verticem caesaries refuga crispatur.* das blofse nachhintenkämmen der haare ist ebenso gallisch, vgl. das Zs. 48, 403, anm. 1 gesagte und etwa Claud. Stilich. 2, 241 *Flava repexo Gallia crine ferox.*

III = Schum. 25; 2 jahrhundert. Trajanssäule in Rom, Fröhner pl. 130. nach rechts gewendete figur eines bärtigen Germanen, der mit dem feldherrn spricht; unbewaffnet, mit hosen und schuhen bekleidet, oberkörper nackt, darüber das sagum. knoten etwas tiefer über dem rechten ohr als bei I, haare von überall dorthin zusammengekämmt.

IV, nicht bei Schum.; 2 jh. Trajanssäule, Fröhner pl. 52. zwei nach links gewante Germanen, der vordere, in redegeste wie III unmittelbar vor dem feldherrn stehend, ausgestattet wie III, aber mit schild; vom hintern nur kopf und sagum sichtbar. beide haben einen scheitel unmittelbar über dem linken ohr, das haar von da nach rechts gekämmt, vorn über der stirn ist bei beiden eine haarschlinge zu sehen, kleiner und höher am kopf stehend als der nodus bei I—III. es ist aber gewis auch hier derselbe nodus gemeint, der wegen der ansicht von links nicht anders sichtbar gemacht werden konnte (vgl. IX) [1].

V, nicht bei Schum. 2 jh. Marcussäule in Rom, Petersen tafel 26. bärtiger mann, ob Germane? jedenfalls neben einem solchen. haar undeutlich, vielleicht wulst rechts über der stirn.

VI, nicht bei Schum. desgl. t. 27. bärtiger Germane mit hosen, nacktem oberkörper, schild. rechts über der stirn wulst.

VII = Schumann 28 desgl. t. 28. bittender bärtiger mann, bekleidet, waffenlos. ebensolcher wulst, nicht zweifellos.

VIII, nicht bei Schum. desgl. t. 37. scheitel neben dem linken auge und wulst (wol knoten) über der stirn deutlich.

IX, nicht bei Schum. desgl. t. 94. fahnenträger, nach links gewendet, bekleidet. haartracht ziemlich genau wie IV.

X, nicht bei Schum. desgl. t. 101. reiter, bekleidet. scheitel über dem linken auge, über der stirn wulst oder bloſs locke ('tolle').

XI = Schum. ph. 2b; augusteische? trajanische zeit? siegesmonument von Adamklissi in der Dobrudscha, Tocilesco fig. 65 ('metope'). legionar im kampf mit zwei barbaren; einer mit hosen, nacktem oberkörper, bärtig, auf dem boden sitzend, hat

[1] nach III und IV hab ich mir ein modell für meine lehrmittelsammlung machen lassen: gipsbüste, vollbärtig, bemalt, mit blonder perücke. sie kann die möglichkeit einer solchen haartracht dartun.

das von links nach rechts gekämmte haar mit wulst rechts; der andere, soviel ich sehen kann, nicht [1].

XII = Schum. ph. 2c. desgl. fig. 95 ('metope'). legionar, einen bärtigen barbaren, in jacke und hosen, wegführend. dieser hat das haar über dem linken auge gescheitelt, nach rechts gekämmt und über dem rechten ohr zum wulst geformt.

XIII, nicht bei Schum. desgl. fig. 95 ('metope'). bärtiger barbar in hosen, kragen über dem nackten oberkörper, von einem Römer fortgeführt. haar nach rechts gekämmt, wulst über dem rechten ohr.

XIV, nicht bei Schum. desgl. fig. 71 ('metope'). legionar mit drei barbaren. einer im leibrock, stehend, ohne erkennbare haartracht. einer, mit sagum, sinkt um, haarwulst rechts sehr deutlich. beim dritten, mit leibrock bekleideten, der schon ligt, vielleicht ein grofser, chignonartiger wulst rechts?

XV, nicht bei Schum. desgl. fig. 15 ('zinne'). in allem wesentlichen dieselbe figur wie XII, alleinstehend.

XVI, nicht bei Schum. desgl. fig. 114 ('zinne'). gefangener bärtiger barbare mit kragen (wie XIII), haar von links nach rechts gekämmt, wulst über dem rechten ohr.

XVII, nicht bei Schum.; desgl. fig. 115 ('zinne'). gefangener bärtiger barbare, mit XIII und XV fast identisch, wulst rechts ziemlich deutlich.

XVIII, nicht bei Schum. desgl., nicht bei Tocilesco, nach Furtwängler Abh. der Bayer. ak., philos. philol. cl., bd 22, t. 5 abb. 2 und t. 6 abb. 2 ('zinne'). gefangener unbärtiger barbare mit kragen. haar sehr niedrig über die stirn von links nach rechts gekämmt, über dem rechten ohr wulst, der abgebrochen, aber sehr deutlich zu erkennen ist.

XIX = Schum. ph. 19; 1 jh. bronzefigur im Britischen museum. aufs knie gesunkener kämpfer; hosen, nackter oberkörper. 'er zeigt eine aufgerichtete, federartige haarlocke über der mitte der stirne'; nach der etwas summarischen, aber typisch ausgezeichneten darstellung bei Reinach Répertoire de la statuaire II 199 nr 4 ist die haartracht dieselbe wie bei IV und IX.

[1] ebenso kann ich keinen knoten odgl. finden bei dem treiber des ochsenwagens Tocilesco fig. 57, Schum. Ph. 2a und Furtwängler (s. zu XVIII) t. XIII abb. 1. eher scheint er mir eine anliegende mütze mit ohrenklappen zu tragen.

xx = Schum. ph. 20; 1 jh. bronzefigur in der Bibliothèque nationale Paris. hosen, nackter oberkörper, sagum; kniet, streckt die arme bittend aus. haar kraus, hinter dem rechten ohr in eine hinausstehnde locke (*cirrus*, *cornu*) auslaufend.

xxi = Schum. ph. 21; 1 jh. bronzefigur im Britischen museum. gefesselter mann, hosen, nackter oberkörper. haarwulst über dem rechten ohr.

Zweifelhaft ist der nodus in ein paar weitern darstellungen.

xxii = Schum. 12e; 1 jh. bronzefigur der kais. antikensammlung Wien. gefallener mann mit hose, nacktem oberkörper, 'emporstehendem haarschmuck. vielleicht auch mit haarknoten'.

xxiii = Schum. 13a; 1 jh. bronzefigur im Albertinum Dresden. hose, rock; nodus?

xxiv = Schum. 17; 1 jh.. grabstein des Romanius in Mainz. reiter, der über einen mann hinsprengt. der überwundene ist aufser einem mantel nackt. durch sein haar läuft über die ganze sichtbare linke seite eine rinne von der stirn bis zum hinterkopf. Schum. nennt das haar 'durch einen reifen oder ein band zusammengehalten'; möglich, dass auch ein blofser scheitel gemeint ist wie bei iv, ix, der dann freilich ungeschickt gezogen wäre.

xxv, nicht bei Schum. Trajanssäule, Fröhner pl. 140. bärtiger mann, nach rechts gewendet, nur der kopf deutlich sichtbar. scheint den nodus über dem rechten ohr, etwa wie iii, zu haben[1].

xxvi = Schum. 37; 3 jh. silberscheibe in der fürstlichen sammlung Neuwied. der feldherr setzt den fufs auf einen nackten gefangenen. dessen haare zeigen über dem rechten ohr eine schneckenförmige windung, die aber nicht mit voller sicherheit zu erkennen ist.

B. nodus an der linken stirnseite.

xxvii = Schum. 7; 1 jh. grabstein eines reiters in Mainz. er sprengt über einen liegenden mann weg; dessen kopf, halb nach vorn gewant, zeigt über (etwas hinter) dem linken ohr deutlich einen grofsen haarknoten, dessen ende ebenso lang wie das gesicht herunterhängt, vielleicht beim fallen aufgegangen.

Zweifelhaft ist:

xxviii, nicht bei Schum. Marcussäule, t. 15. von hinten gesehener mann mit schild, hosen, nacktem oberkörper. haare

[1] bei Cichorius t. 80 unklar.

scheinen von rechts nach links gekämmt auf der linken stirnseite einen wulst zu bilden.

c. nodus hinten am wirbel.

XXIX, nicht bei Schum. Marcussäule, t. 67. nach rechts gewanter mann, vorderster von sieben nicht kämpfenden leuten, bärtig, bekleidet. scheint zu reden. haare auf der sichtbaren rechten seite quer von links nach rechts gekämmt; knoten hinten unter dem wirbel ziemlich deutlich. die leute hinter dem mann haben keinen.

XXX = Schum. 33 a. kopf im provincialmuseum Trier. alter, wol zahnloser mann mit lustigem gesichtsausdruck. stirn weit hinauf kahl, haare nach hinten gekämmt, deutlicher knoten unter dem wirbel.

Zweifelhaft, ob und wo ein nodus vorhanden:

XXXI = Schum. 8; 1 jh. grabstein eines römischen reiters im Paulusmuseum Worms; unter dem pferd liegen zwei Germanen, einem hängt hinten eine haarsträhne hinab, die ein (wo?) aufgegangener knoten sein könnte.

Anderes scheint mir auf keine derartige haartracht hinzuweisen. so ist mir zweifelhaft, ob der auf dem grabstein des Andes in Mainz, Schum. 18, überrittene mann würklich einen nodus hat, oder nur das wild aus der stirn hinausfliehende haar, das wir aus mehreren Keltendarstellungen kennen [1]. die 'Bataverköpfe', Schum. 22—24, dürften nicht in betracht kommen, weil das haar hier dient, um den kopf an einen henkel zu befestigen. der Germane Trajanssäule, Fröhner pl. 141, dem Furtwängler Intermezzi 71 den nodus gibt, hat keinen, wie sich bei Cichorius t. 80 deutlicher zeigt. auch figuren mit einer irgendwie vergröfserten oder eigentümlich angeordneten locke über der stirn, wie Schum. ph. 6 a, lass ich beiseite; dass sie germanisch sein sollen, ist äufserst zweifelhaft, und man müste schliefslich den vaticanischen Apollon mit herbeiziehen [2].

Meine aufzählung zeigt, dass der über dem rechten ohr angebrachte nodus die älteste und häufigste form ist. links ist er

[1] vgl. Zs. 48, 403 über den capitolinischen sterbenden Gallier. wie ich mich am original überzeugt habe, sind mehrere seiner struppig emporstehnden haarschwänze abgebrochen und wären, um den ursprünglichen eindruck zu machen, öfters um ihre ganze länge verlängert zu denken.

[2] auch die späteren fränkischen 'königslocken', vgl. Schum. 50, ph. 30 a, können unberücksichtigt bleiben.

nur bei XXVII ganz sicher; aber wie Schum. erinnert, er wird hier so angebracht sein, um überhaupt sichtbar zu sein, da die reiterfigur, wie immer auf solchen grabsteinen, nach rechts sprengt. hinten am wirbel, wo die moderne illustrationskunst ihn anbringt, ist er nur zweimal, in weit discreterer form aber, zu finden. und zwar nur in XXIX direct mit den andern fällen vergleichbar; XXX nimmt sich aus wie ein beleg zu dem von mir im Philologus zu Germ. 38 gesagten: der alte mann, vorn kahl, kann die haare nur noch hinten zusammenknüpfen.

Es erhebt sich die frage, welche bedeutung dem nodus zukomme.

Ich setze voraus, dass wir es stets mit germanischen leuten zu tun haben. bei I muss das dahingestellt bleiben; bei den andern bildlichen darstellungen ist es überall möglich, öfters sicher. soweit nicht der zusammenhang der bildlichen scene darauf führt, ist es aus der tracht zu schliefsen [1].

Tacitus, stelle 6, bezeichnet den nodus als suebisch; auch 7, 8 (11) (15) [2] würden dazu stimmen, wenn auch mit dem *crinitus* (11) kaum etwas zu machen ist. allein 1, 2, 9 ist von Germanen überhaupt die rede, 3 (14) von Sicambern, 4 vom Rhein, (10) von Chauken, (13) von Sachsen. alle diese einzelnen völker und gegenden werden nicht einmal von Tacitus, der den umfang des Suebennamens, von der Donau bis Lappland, unendlich viel zu grofs angibt, zu den Sueben gerechnet. auch gibt er selbst an, dass der nodus auch anderswo vorkomme, wenngleich die unsicher verclausulierte art des ausdrucks hier wie anderswo zeigen mag, dass ihm nicht ganz wol dabei ist.

Auch die denkmäler wollen nicht stimmen. alter und gegenstand des tropaeum von Adamklissi sind ja bestritten. wenn man es mit Furtwängler[3] in die augusteische zeit setzt, so mag man

[1] Furtwängler Intermezzi 73: ‘wo wir barbaren mit nacktem oberkörper und engen hosen, mit vollem bart und unbedecktem kopfe finden, haben wir zunächst immer an Germanen zu denken’.

[2] in klammern die unsichern zeugnisse.

[3] ich kann darüber nichts ausmachen; meine untersuchung wird auch durch diese frage nicht berührt. auch die von Cichorius (Festschr. f. CWachsmuth 1 ff) verfochtene ansicht kann ich undiscutiert lassen, dass die reliefs erst aus constantinischer zeit stammten und an stelle der beschädigten originale getreten wären; diese wären dann eben noch in den copieen in solchen äufserlichkeiten wie der nodus zu erkennen.

von barbaren reden und auch I für einen solchen ansehen. auf der Trajanssäule sind die Germanen auf römischer seite, ihre herkunft also nicht näher zu bestimmen; auf der Marcussäule werden Markomannen und Quaden, suebische völker, dargestellt sein. die werke der kleinkunst können von irgendwoher verschleppt, auch bloſse copieen sein, beweisen also gar nichts. wol aber die grabsteine: XXIV ist bei Mainz, XXVII in Mainz gefunden, XXXI in Worms, alle also auſserhalb suebischen landes.

Es wird somit rätlich sein, die ethnographie aus dem spiel zu lassen. gewis kann eine haartracht zu gewisser zeit einer bestimmten völkerschaft eigen gewesen sein, gewis hat es germanische gegenden gegeben, welche den nodus zu Tacitus' zeit nicht hatten[1]; aber die mode kann gewechselt, sie kann füglich auch die grenzen der einzelnen völker überschritten haben und hat es sicher getan[2].

Fragen wir lieber, ob der nodus nicht eine sociale oder militärische bedeutung habe. hier scheint mir die lösung in der

[1] Hist. 4, 61 bei den Batavern, Germ. 31 bei den Chatten wäre er doch wol erwähnt worden.

[2] dem taciteischen *quod saepius accidit, imitatione* stell ich den schnurrbart bei solchen Germanen zur seite, die auf gallischem boden wohnten; vgl. Zs. 48, 408. — Bieńkowski hat die güte gehabt, mir die aprilnummer 1902 des Bulletin international de l'académie des sciences de Cracovie (philol.-hist.-philos. classe) zuzuschicken. dort ist über einen vortrag berichtet, in dem er den versuch macht, verschiedene arten des nodus zu unterscheiden: erstens über dem (rechten oder linken) ohr: *obliquare crinem,* zweitens 'auf der spitze des scheitels': *in vertice,* drittens einen langen, vom scheitel herabhängenden schopf: *horrentem capillum retro sequuntur.* Tacitus habe diese drei arten vermischt. auch geographische scheidung will B. vornehmen, die aber mit jener nicht zusammenfällt: einerseits Westfrankreich und Rheinland (germanisch-keltisch), anderseits mittlere und untere Donau (vielleicht thrakisch). so erwägenswert alles ist was der genaueste kenner antiker barbarendarstellungen uns sagt, so muss doch die erörterung dieser ansicht bis auf beibringung der einzelheiten verschoben werden. — MHeyne Hausaltert. III 62 f meint, der knoten sei von haus aus allgemein germanisch gewesen: 'aus dem praktischen bedürfnisse hervorgegangen, durch die fülle flatternder locken in den bewegungen des hauptes nicht behindert zu werden'. unter römischem einfluss sei dann eine einfachere, kürzere haartracht aufgekommen, zuerst bei den auxiliaren, dann auch bei andern. auf der Marcussäule sowie sonst bei den zahlreichen in rheinischen gegenden gefundenen sculpturen finde sich kein knoten mehr; 'wir dürfen annehmen, dass er vom 2 jh. n. Chr. veraltet'. dass das falsch ist, s. o. ein teil der darstellungen zeigt

tat zu liegen. von den litterarischen zeugnissen kann freilich nur 6 in betracht kommen, aber die meisten denkmäler lassen sich dafür verwenden. von ihnen sind zunächst II und XXX auszuscheiden; beides sind bewust komische darstellungen, bei denen der fremdartige eindruck des barbarenkopfs durch den dem Römer oder Griechen fremdartigen knoten noch verstärkt wurde [1], sie beweisen also nur, dass ihren verfertigern eine solche tracht überhaupt bekannt war.

Nach meiner ansicht ist der nodus auf den bildlichen darstellungen eine auszeichnung der führer; ich sage nicht 'fürsten' oder 'edlen', um nur eben das zu behaupten, was die denkmäler sagen, und um die mit unserem material nicht lösbare frage nach dem germanischen adel, nach der natur der taciteischen *principes* usw. ruhen zu lassen; wenn jemand 'officiere' sagen will, wird er das was ich meine ebenso treffen.

Es ist zunächst darauf hinzuweisen, dass es erstens weit mehr denkmäler mit Germanen ohne nodus gibt als mit, und sodann, dass auf den figurenreichen darstellungen: Trajans- und Marcussäule, die zahl der Germanen ohne nodus weit gröſser ist, als mit [2]. sodann im einzelnen!

Die Trajanssäule redet m. e. mit aller deutlichkeit. nur drei oder vier leute haben hier den nodus, und diese stehn an hervorragender stelle: III und IV unmittelbar vor dem feldherrn, mit ihm redend, (XXV) einer von drei Germanen, die sich neben

den knoten gerade bei auxiliaren (Heyne selbst teilt III mit!), somit ist der an sich denkbare römische einfluss nicht zu erweisen. allgemein germanisch kann die tracht früher gewesen sein; aber die frage muss billig offen bleiben, ob wir überhaupt bestimmte allgemein germanische und nur germanische culturerscheinungen zu einer historisch nicht erleuchteten zeit anzunehmen das recht und die nötigung haben.

[1] das von Schum. zu den 'Bataverköpfen' angeführte epigramm Mart. 14, 176: *Sum figuli lusus, rufi* (al. *russi*) *persona Batavi; Quae tu derides, haec timet ora pater* passt auf ein stück wie II, als wenn es darauf gemacht wäre.

[2] freie und knechte zu unterscheiden, das mag etwa auf der Marcussäule, wo es behauptet wurde, möglich sein; aber dafür, dass dieser unterschied gerade durch den nodus ausgedrückt wäre, sind es der in dieser haartracht dargestellten viel zu wenige; s. unten.

Dass III. IV das sagum anhaben, will ich nicht betonen; dieses ist doch wol von den andern nur des kampfs wegen abgelegt, wenn auch mehrere nichtkämpfer es nicht tragen; (XXV) scheint keins zu haben.

andern contingenten in marschbewegung setzen. niemals haben solche die im massenkampf stehn, den haarknoten, und doch sind solcher viel mehr als drei. in der tat hat schon Furtwängler Intermezzi 71 entdeckt: 'diese vornehmen haben den haarknoten'.

Ähnlich Adamklissi. auf den metopen findet sich der nodus viermal, ebenso oft auf den zinnen. die letztern enthalten stets einzelfiguren gefesselter barbaren; dass solche typische darstellungen zur verherrlichung des siegers mehr beitragen, wenn sie vornehme, führende männer verherrlichen, wird klar sein. aber auch in den darstellungen der 'metopen' findet eine solche auffassung kein hindernis; der ganzen anlage des denkmals gemäfs, welches nicht wie die beiden kaisersäulen eine fortlaufende darstellung enthält, sondern nur einzelne gruppen, wenige figuren, ist hier nirgends ein massenkampf oder massenausmarsch dargestellt.

Weniger klar ist die sache bei der Marcussäule. Petersen [1] s. 47 möchte bei ihren Germanen- und Sarmatendarstellungen zwischen herren und gemeinen unterscheiden; die herren tragen hosen, hemd, langen oberrock mit kurzen ärmeln, mantel, die gemeinen nur hosen und mantel; jene haben das haar glatt gescheitelt, diese haar und bart in wilderem wuchse. wenn er aber s. 49 meint, die mode könne zu Marc Aurels zeit bei den herren bereits gewechselt haben, so ist dagegen einmal zu sagen, dass VI nach seiner meinung ein herr sein soll, sodann, dass nodus und sorgfältige scheitelung untrennbar sind, und endlich, dass ebensogut die herren eine alte, sie auszeichnende tracht beibehalten haben können. was die bekleidung betrifft, so ligt die sache leicht auch anders. leute mit nacktem oberkörper, die P. als gemeine fasst, sind häufig kämpfend dargestellt, wenn auch bekleidete mitunter kämpfen; nichtkämpfende sind bekleidet; volle sicherheit gewinn ich freilich auch nicht. was den nodus anlangt, so tragen ihn nichtkämpfer, aber, wie es scheint, auch kämpfer. aber wie auf der Trajanssäule, so sind auch hier die nodusträger sehr in der minderzahl. meine auffassung des nodus kann für die Marcussäule nicht als sicher, aber ebensowenig als unmöglich bezeichnet werden [2].

[1] Petersen-Domaszewski-Calderini Die Marcussäule.

[2] dazu kommt, dass die bilder viel weniger deutlich und künstlerisch vollendet sind als die der Trajanssäule. ob Sarmaten und Germanen über-

Die werke der kleinkunst: XIX, XX, XXI (XXII) (XXIII) (XXVI) lassen meine auffassung durchaus zu, noch mehr die grabsteine: (XXIV) XXVII (XXXI). namentlich für die letzteren wird gelten, was über die zinnenfiguren von Adamklissi gesagt worden ist.

Wenn meine ansicht richtig ist, so kann weiter gefragt werden, ob der haarknoten zur auszeichnung oder zur kenntlichmachung gedient habe [1]. in praxi gewis beides, so gut als unsre heutigen officiere in ihren epauletten, streifen usw. beides erblicken werden. was von beiden ursprünglich, wird auch ungewis bleiben. auf der einen seite war ein kenntlichmachen der führer für den krieg gewis in irgendeiner form wünschenswert; da helme nicht getragen wurden, der bart aber auf den darstellungen von kriegern fast ausnahmslos voll erscheint, so konnte ein merkmal am kopf nur in besonderer behandlung des haupthaars bestehen. Tacitus (6) meint mit seinem *principes ornatiorem habent* etwas derart, wie denn auch die weiteren worte *adituri bella* usw. auf den krieg hinweisen. auch eine primitive taktik fordert doch wol solche merkmale.[2] anderseits aber wurde der nodus jedesfalls nicht bloſs im krieg getragen; die denkmäler sagen darüber nichts, aber sicher ist, dass man das haar

haupt sicher zu scheiden sind, ist nicht recht klar. Lucas hat Archäol. jahrb. 15, 33 die ketzerische meinung geäuſsert, Sarmaten und Germanen seien gar nicht unterschieden, die Daker der Trajanssäule hätten das muster abgegeben: 'die scheinbar germanische tracht ist in wahrheit das allgemeine barbarische costüm. unser respect vor der erfindungsgabe der römischen künstler sinkt danach einigermaſsen'. ich gestehe, dass ich einen ähnlichen eindruck auch nicht los werde, will aber das nur im vorübergehn sagen, um nicht in den verdacht zu kommen, ein für meine ansicht günstiges moment ohne genügenden grund in die wagschale werfen zu wollen.

[1] weitere erwägung über seinen ältesten ursprung, ob praktischen charakters, wie Heyne meint, oder symbolisch-sacralen usw.. unterlass ich; darauf wird eine sichere antwort doch nie gegeben werden können.

[2] gerne möchte man das *audire praepositos, nosse ordines* usw., das Germ. 30 von den Chatten gerühmt wird, herbeiziehen, wenn nicht bei dieser stelle die möglichkeit vorläge, dass ihre quelle von Chatten im römischen heere redete. denn das *audire praepositos* und *nosse ordines* wird doch in gewissem maſs Germ. 6f von allen Germanen ausgesagt. übrigens sind ja auch die Germanen der Trajanssäule auxiliare. — wer will, kann sich auch das haar der knotenträger zur gröſseren sichtbarkeit rot gefärbt, dh. die Zs. 48 von mir besprochene rötung, wie etwa auch das wachsenlassen des haares (wovon alsbald mehr) auf die führer beschränkt denken. es wäre das wol möglich, nie aber, bis jetzt wenigstens, beweisbar.

nicht erst für den kriegsfall so frisieren konnte. es in der dazu nötigen länge ungeknotet zu lassen, war allzu hinderlich, und es jedesmal erst wachsen zu lassen, war unmöglich, das hätte ein halbes jahr gebraucht. im frieden war der nodus doch nur auszeichnung, und das ist er bei einem fahnenträger wie IX auch, der durch seine fahne bereits kenntlich ist, nach ihrem verlust aber nicht kenntlich zu sein braucht. es scheint mir dabei ganz gleichgültig, in welcher weise man sich das germanische heer gegliedert denken will, ob man den worten Tac. Germ. 8 *non casus nec fortuita conglobatio turmam aut cuneum facit, sed familiae et propinquitates* (was im unterschied vom damaligen römischen heer immerhin bis zu einem gewissen grad gelten kann und auch von unserm modernen, nach verwaltungsbezirken gegliederten heere einigermafsen gelten mag) glauben will oder sie verwirft. kenntlichkeit der gesichtszüge würde ja doch für sich allein im kriege nicht ausreichen. dass nicht die gesamte zusammensetzung eines germanischen heeres auf verwantschaft und nachbarlichem wohnen beruhte, das zeigen schon jene *principes*, die im frieden und krieg ein gefolge um sich sammeln, von welchen Tacitus Germ. 13 ff und schon Caes. BG. 6, 23 spricht, und nach deren schilderung Germ. 14 f man sich seit der humanistenzeit vielfach das unglaublich verzerrte bild des germanischen 'bärenhäuters' gemacht hat.

Die frage, wie man denn für den krieg officiere und eine gewisse übung, einen gewissen zusammenhalt der mannschaften gewann, beantwortet sich durch stellen wie die eben angeführten wenigstens zum teil. eine andere ist die bekannte Germ. 31 von den Chatten: *fortissimus quisque ferreum insuper anulum . . . gestat, donec se caede hostis absolvat. Plurimis Chattorum hic placet habitus* [1], *jamque canent insignes et hostibus simul suisque monstrati. Omnium penes hos initia pugnarum, haec prima semper acies, visu nova. Nam ne in pace quidem vultu mitiore mansuescunt. Nulli domus aut ager aut aliqua cura: prout ad quemque venere, aluntur, prodigi alieni, contemptores sui, donec exsanguis senectus tam durae virtuti impares faciat.*

Müllenhoff Ak. IV 418 sagt dazu: 'es wird sich überhaupt

[1] dass es zweifelhaft bleibt, ob unter dem *habitus* blofs der eiserne ring oder auch das ungepflegte haupt- und barthaar zu verstehn sei, ist ganz im stil der Germania.

schwerlich ein institut finden, das sich diesem chattischen an die seite stellen lässt'. zu diesem urteil reichen doch unsere kenntnisse nicht aus. wie weit man von einem institut reden kann, lässt sich nicht sagen; die persönlichen züge aber erinnern doch an manche züge modernen berufssoldatentums, etwa in der napoleonischen armee, der fremdenlegion udgl. an die nordischen *berserkir* haben auch andere schon erinnert, wie Schweizer-Sidler in seiner ausgabe. Müllenhoff will sie nicht vergleichen, weil sie auch für lohn gekämpft hätten; aber gilt das von den *principes* Germ. 13 ff etwa nicht? auch sei der *berserksgangr* im grunde eine art raserei oder krankheit. dass er das wenigstens zum teil war, geht aus mehreren stellen hervor [1]. sie sind freilich nicht recht verlässlich, denn sie stammen aus christlicher umgebung; die alte heidnische gepflogenheit, die vom gesetz mit strafen bedroht ist, wird als krankheit entschuldigt, die den *berserkr* ankomme, oft wenn er es am wenigsten wünsche. nehmen wir aber würkliche krankhafte zustände an, so fehlt es an historischen parallelen nicht; man wird an das amoklaufen der Malaien oder an die derwischtänze erinnern können. die letztern können gerade das zeigen, wie in gewissen berufen solche zustände gepflegt werden, und wie die grenze zwischen würklichem krankheitsanfall und absichtlich hervorgerufenen acten, man könnte sagen kunststücken, kaum zu ziehen ist. man wird daran erinnern dürfen, dass gerade militärischen kreisen solche exaltationszustände nicht fremd sind; der name Napoleons mag genügen samt der erinnerung, dass epileptiker und epileptoide kranke unter den grofsen feldherren überhaupt nicht so selten sind [2].

Ein anderes ist die frage, ob der berserker als mythische erscheinung, als eine art werwolf zu fassen ist. diese ansicht herscht in den modernen arbeiten über mythologie. noch nicht bei Grimm, und das gibt zu denken, denn er neigt doch sonst sehr zu solcher auffassung; wol aber bei den neueren. ich bin weit entfernt, die möglichkeit einer solchen auffassung zu leugnen, aber ich halte sie trotz der stelle Eyrb. 136 *eigi eru einhamir*

[1] man findet die stellen bei Maurer Bekehrung I 204. 211 ff. 401 ff; II 118 ff 416 sowie in den wörterbüchern von Cleasby-Vigfusson und von Fritzner. — wenn Müllenhoff weiter vom caelibat der b. redet, so ist dagegen auf Harbardsl. 37 zu verweisen; doch ist das ohne bedeutung für die hauptsachen.

[2] HVierordt Medicinisches aus der geschichte [3] 154.

nicht für notwendig. diese erklärungsweise der sache bzw. des namens kann secundär, die andere erklärung: leute in bärenpelzen, die auch in der nordischen litteratur vorkommt [1], die echtere sein. über eins aber müste man sich klar sein, ob man die existenz der berserker für historisch oder für mythisch halten will. Mogk in Pauls Grundriss § 31 neigt zu dem zweiten. ich halte das nicht für möglich, weniger angesichts der berichte in den *sǫgur* als angesichts der ausdrücklichen verbote in christlichen gesetzen des nordens.

Glaubt man an die geschichtlichkeit der berserker, so zeigen sie manche züge grofser kriegsmänner, als gefolgsleute vorzeitlicher könige wie als landplage, die zu taciteischen uä. stellen passen. die möglichkeit einer ursprünglich rein menschlichen institution kann m. e. so wenig geleugnet werden als etwa die tatsache, dass der in der älteren sage rein historische Dietrich von Bern später als mensch übernatürlicher herkunft, als feueratmend, als riesen- und drachentöter erscheint. vielleicht würde eine eigene untersuchung über die entwicklung der berserkervorstellung und über den etwa möglichen stammbaum der sie enthaltenden alten stellen ebenso lohnen, wie WGolthers arbeit über die walküren. sie wäre sache eines dem die nordische litteratur genauer bekannt und mehr zur hand wäre als mir.

Tübingen, im april 1911. **Hermann Fischer.**

ARABISCHE WORTE IN 'DIETRICHS ERSTER AUSFAHRT'.

In str. 425 wird erzählt, dass Janapas, der herr der burg Orteneck, *funfzig ritter und dinestman* aufbietet, um den tod seines vaters Orkise an Hildebrand und dessen genossen zu rächen. es gelingt die recken in die burg zu locken. zuerst werden vier löwen auf sie losgelassen, aber von den überfallenen erlegt. nun fährt der dichter fort

433, 1 ff.: *Und da die leben lagen tot,*
alerst da hub sich grosse not:
die fünfzig man austrungen.
ir her der schrei: 'bagotz gamy!'
das teut 'held, kerend uber sie!'
in haidenischer zungen.

[1] *þeir berserkir, er ulfhéðnar vóru kallaðir, þeir hǫfðu vargstakka fyrir brynjur* Forns. 17.

im kampfe werden viele angreifer getötet oder verwundet:

442, 1f.: *Die haiden ruften*: '*labracko!*'
daz deutt: '*we, waffen immer so!*'

Als ich mich vor mehr als zehn jahren zum erstenmal eingehender mit 'Dietrichs erster ausfahrt' beschäftigte, hielt ich die mir unverständlichen wörter für ein kauderwälsch und die jedesmal beigefügte übersetzung für willkürliche behauptung[1]. später habe ich zwar die möglichkeit erwogen, dass mit dieser annahme dem dichter unrecht geschehe, vermochte aber zu keiner erkenntnis zu gelangen. nun verdanke ich herrn privatdoc. dr. DHerzog, den ich um seine hilfe gebeten habe, folgende aufschlüsse:

'Die mir vorgelegten stellen aus 'Dietrichs erster ausfahrt' enthalten zweifellos arabische wörter, u. zw. erkläre ich *bagotz*[2] *gamy* aus arabischem *bagz*, welches der 'muntere, lebhafte' bedeutet, und arabischem *gamma*: 'peinigen, niederschlagen, mit kummer erfüllen'. die worte können also recht gut die bedeutung haben: 'helden, schlagt sie nieder, peiniget sie!' — *labracko* ist zusammengesetzt aus der arabischen partikel *la* = 'fürwahr' und dem nomen *barak* = 'schwert' und das wort bedeutet: 'fürwahr, waffen!'.

Demnach ist 442, 2 zu interpungieren: *daz deutt: 'we, waffen!' immer so*, d. h. nur die worte '*we, waffen*' sind als übersetzung gemeint; das folgende heifst wol: 'diese bedeutung hat *labracko* immer'.

Auf den dichter der Orteneck-episode — nur in dieser kommen solche fremde wörter vor, und zwar nur an den zwei genannten stellen[3] — fällt hiemit ein ganz neues licht: er ist gewis ernster zu nehmen. insbesondere wird die ausgesprochen feindselige und hasserfüllte gesinnung die er gegen die *heiden* zeigt,[4] zusammengehalten mit seinen sprachkenntnissen wol auf eigene erlebnisse zu schliefsen erlauben. auch die handschriftliche überlieferung erweist sich in einer heiklen sache als getreu[5]. bei der beurteilung der übersetzung muss man natürlich berücksichtigen, dass metrum und reim schwierigkeiten machten, und dann, dass die hs. trotz allem das original nicht vollkommen ersetzt[6].

[1] Zs. 43, 248. [2] ich bemerke, dass *o*, *c* und *u* in der hs. oft kaum zu unterscheiden sind, ebenso *cz* und *tz*. [3] vgl. Zs. 43, 248. [4] Zs. 43, 251. [5] vgl. v. Kraus, der der hs. die ihr gebührende stellung zuerkennt, Zs. 50, 1ff. 5. [6] s. auch hierüber Kraus aao., besonders ss. 5. 33ff. 101ff.

Graz. **Justus Lunzer.**

ALTDEUTSCHE ÜBERSETZUNG AUS VENANTIUS FORTUNATUS.

Aus des Venantius Fortunatus grofsem gedicht 'Ad Felicem episcopum de pascha'[1] *hat bekanntlich die kirche im mittelalter eine anzahl von distichen genommen und daraus einen hymnus gebildet, der mit den worten beginnt:* 'Salve, festa dies'. *nicht klein ist, wie Dreves mitteilt*[2], *die zahl der hss. die ihn bieten; ebenso bunt ist die auswahl, die in bezug auf die strophen getroffen wird, und nicht minder zahlreich und verschieden sind die zusatzverse die sich in den hss. finden. so sind in der Münchener hs. clm* 19695 *bl.* 67r—75v[3] *aus den* 110 *versen des Venantius Fortunatus* 48 *ausgewählt und* 22 *neu*[4] *hinzugefügt worden, die im gegensatz zu den echten fast alle leoninisch sind*[5]. *während aber Venantius sein gedicht verfasste, um die taufe zu feiern, die bischof Felix von Nantes während des osterfestes an einer von ihm bekehrten Sachsenschar vollzog, also ein gelegenheitsgedicht schuf*[6], *kann unser gedicht als ein osterlied bezeichnet werden. in schwungvoller form wird das erwachen der natur im frühling geschildert, dann ausführlich das erlösungswerk besungen, und schliefslich Christus und der heilige geist um ihre hilfe angerufen*[7]. *des Venantius gedicht ist nach WMeyer sein bestes, aber auch die zusatzstrophen in der Münchener hs. sind nicht übel, so dass das neu entstandene lied immerhin einen eigenwert beanspruchen darf. noch gröfseres interesse gewinnt dies gedicht für uns dadurch, dass es nicht nur mit lateinischen, sondern auch mit deutschen glossen*[8] *versehen, und aufserdem in wolgelungene deutsche verse übertragen worden ist.*

[1] *in Leos ausgabe der Carmina des Venantius Fortunatus* III, 9 [= *MGSS. Auct. antiquiss. tom.* IV, 1]. [2] *Analecta hymnica medii aevi, hrsgb. von ClBlume und GMDreves, bd* L *s.* 79. [3] *papier,* 15 *jh.;* 21,7 × 15,5 (16,5 × 10,5). [4] *in unserm abdruck str.* 16. 24—26. 29—35. [5] *nicht leoninisch nur str.* 16 *und* 35. [6] *so WMeyer Der gelegenheitsdichter Venantius Fortunatus* [= *Abh. d. Kgl. Ges. d. wiss. zu Göttingen. phil.-hist. cl. n. f.* IV, 5] *s.* 37. [7] *das letzte distichon der hs. steht mit den vorangehnden in keinem zusammenhang, ist vielleicht von dem schreiber hinzugefügt worden.* [8] *von ihnen sind in den anmerkungen nur einige sprachlich interessante verzeichnet.*

Wenn lat. werke wie Cato, Facetus und Cornutus bei der übersetzung ins deutsche in einzelne sprüche aufgelöst wurden, so wird es niemand wunder nehmen, da es sich dabei um spruchsammlungen handelt, in denen ein geordneter gedankengang oft gar nicht zu erkennen ist. dass aber ein lyrisches gedicht wie unser osterhymnus in gleicher weise bearbeitet wurde, dh. dass jedem distichon ein deutscher vierzeiler als übersetzung folgt, hab ich sonst nicht beobachtet; eine auflösung in einzelstrophen wird durch diese technik an sich natürlich nicht erwiesen.

Ob der dichter der deutschen verse selbst es gewesen ist, der mit schönen grofsen buchstaben die strophen im 15 *jh. aufzeichnete, will ich nicht entscheiden. das aber steht fest: die heimat des schreibers war das bairisch-schwäbische grenzgebiet; der bairischen diphthongierung stehn formen wie:* ſamnot 14, 6, erarnot 27, 6, keltin 15, 3 *und* vinsteri 18, 4. 21, 6 *gegenüber; auch die schreibung* å *und* au *für langes* a *führt in die gegend von Augsburg und Ulm. dass widerholt* a *und* å *gereimt werden, empfiehlt wol die trennung von dichter und schreiber.*

Der verfasser klammert sich nicht ängstlich an seine lat. vorlage, entfernt sich aber doch nicht allzu weit von seinem originale. er scheut sich nicht unwesentliches preiszugeben, um wesentliches erhalten und die hauptsache stärker herausarbeiten zu können. da er ferner die gedanken in schöner und schwungvoller form widerzugeben versteht, und da auch die reinheit der reime unsere anerkennung fordert, so glaub ich, dass seine verse es wol verdienen, bekannt gemacht zu werden.

Karlshorst b. Berlin. **Edwin Habel.**

1. Salve, festa dies, toto venerabilis aevo, *bl.* 67r.
   Qua deus infernum vicit et astra tenet.
      Gar loblich iſt die oſter zeit,
      Die aller welt frewden geit,
      So got zerstört håt hellisch macht
      Vnd uerdampte welt zů gnaden bråcht.

2. Ecce renascentis testatur gratia mundi
   Omnia cum domino dona redisse suo.

1 *in dem abdruck ist bei dem lat. texte die heutige schreibweise angewendet, dagegen sind die deutschen verse und die glossen genau der hs. entsprechend widergegeben worden. die wenigen abkürzungen wurden natürlich aufgelöst.*

Die welt, die in dem winter kalt
Vnfruchtper waz vnd vngeſtalt,
Wider gront vnd wnnen geit
Zů diſer lieben oſter zeit. [*bl.* 67^{r}.

3. Jamque triumphanti post tristia Tartara Christo
Undique fronde nemus, gramina flore favent.
Alz gottes sun die hell zerbrach
Vnd ſich an teufliſch gewalt gerach,
Laub vnd graſz in lob ſich mu̇en,
Die alle so wnneclichen plu̇en.

4. Qui crucifixus erat, deus ecce per omnia regnat,
Dantque creatori cuncta creata precem.
Der an daz kreucz nun ward erhangen,
Hȧt aller ding gewalt enpfangen;
Alle creatur im lobe ſagen
In diſen ȯsterleichen tagen. [*bl.* 68^{r}.

5. Tempore florigera rutilant distincta sereno,
Et maiore poli lumine porta patet.
Waz in dem winter waz gefangen,
Daz ſicht man nun gar zierlich brangen;
Der himel ee waz dunkel var,
Der iſt nun erleuchtet gar:

6. Altius ignivomum solem caeli orbita ducit,
Qui vagus Oceanas exit et intrat aquas.
Yeczunt die ſunn in himels wanck
Hȧt hȯher geru̇ſtet iren ganck,
Die tag vnd nacht nȧch luſte ringt
Vnd aller welte freuden bringt. [*bl.* 68^{v}.

7. Splendida sincerum producunt sidera vultum,
Laetitiamque suam sidera laeta probant.
Ain yeder ſicht ſunn, mȧn vnd steren
In irem klȧren ſcheine geren;
Die mu̇gen ſich nicht freud uertragen
In diſen ȯſterlichen tagen.

4, 4 *bei* Hȧt *und ebenso bei* ȯsterleichen *in* 4, 6 *sind über dem vocal nur zwei puncte zu erkennen.*

5, 1 *glosse:* florigera i. prata flores gerencia die wiſen die plomen tragen.

7, 5 *vor* nicht *ist* auch *gestrichen.*

8. Terra ferax vario fundit munuscula cultu,
   Cum bene vernales reddit et annus opes.
      Was frucht in erden waz verschloſſen,
      Sicht man nun gar zierlich proſſen,
      Vnd auch der lencz im reichem ſchal
      Mit wnnen branget über al.

9. Mellea purpureum pingunt violaria campum, *bl.* 69r.
   Prata virent herbis et micat herba comis.
      Gar wūſam iſt geziert daz felt,
      Da lilgen vnd roſen iren zelt
      Mit låb und graſz geſtellet hån
      Weit vnd brait vff grónem plån.

10. Semine deposito lactens seges exilit arvis,
   Spondens agricolae vincere posse famem.
      Aller ſåm ist worden wacker,
      Der zertlich gront vff yedem acker,
      Da von ain ieder acker man
      Luſt vnd freud mag enpfahan. [*bl.* 69v.

11. Caudice desecto lacrimat sua gaudia palmes,
   Unde merum tribuat, dat modo vitis aquam.
      Der weinſtock ůch nicht hat uergeſſen,
      Er hab ſich ſunder freud vermeſſen
      Vnd reich gefrůchtet all ſein reben,
      Da von er reichen wein will geben.

12. Cortice de matris tenera lanugine surgens
   Properat ad partum turgida gemma suum.
      Daz proſſen zweid vom ſtam enſpringet
      Vnd nåch neuen frůchtent ringet;
      Daz komet von des mayes art,
      Der felt vnd åen machet zart.

13. Tempore sub hiemis foliorum flore revulso *bl.* 70r.
   Jam reparat viridans florida tecta nemus.

8, 1 *über* munuscula *die glosse:* dona uel clinodia.

9, 1 *gl.* Mellea: ſuauia loca uiolarum. violaria: die ſeůſen feyel ſtet. campum: daz purpuriſt feld.

11, 1 *gl.* Caudice desecto i. deciſo trunco vitis ſo der wein ſtock beſchniden iſt. palmes: succulus vitis daz wein reben zweid.

12, 1 *gl.* tenera lanugine i. molli cortice mit aim zartē heitlin. turgida: excreſcens nodus daz auff gend zweid uel inflata.

Der wald von winters vngemach
Verlůſt ſein grȯnes obdach;
Dem wider gibt der liechte may
Lȧb vnd plomen mangerlay.

14. Construit omnis apis favum hinc apiaria linquens,
Floribus instrepitans poplite mella rapit.
Die pin in gefȧncknůſz waz uerholen
Vnd mag nicht mer den ſtock verdolen;
Si rauſcht mit freud in plomen und plůe
Vnd samnot honig mit groſſer mu̇e. [*bl.* 70v.

15. Ad cantus revocatur avis, quae carmine clauso
Pigrior hiberno frigore muta fuit.
Des winters keltin vogel twanck,
Daz ſy uerburgen ir geſanck.
Nun haben ſy ain wnn geſchray;
Daz machet alles der liechte may.

16. Omnia nunc avium resonant virgulta susurro;
Has inter mimus passer amore canit.
Man hȯret yeczunt all vogel ſingen
Vnd frȯlich in dem walt erklingen;
Da mit ſy loben die oſter zeit,
Die vnſz freud vnd selden geit. [*bl.* 71r.

17. Legibus inferni oppressis super astra meantem
Laudant rite deum lux, polus, arva, fretum.
Liecht, himel, erd vnd mer
Geben criſto lob vnd er;
Der helliſchů band entlȯſet hȧt,
Der ſiczt in gottes mageſtȧt.

18. Depereunt tenebrae Christi fulgore fugatae,
Et tetrae noctis pallia crassa cadunt.
Da vnſer herr mit gȯttlichem glancz
Vertraib der hellen vinſteri gancz,
Da ward verprȧcht der propheten ſag:
In der nacht wurd ſcheinen der tag.

14, 1 *gl.* apiaria: locum appium die pin kerb.
16, 1 *gl.* susurro: cantu uel clamore mit dem zwiczern.
16, 5 *vor* zeit *ist* zit *gestrichen.*
18, 2 *gl.* tetrae noctis: obſcure noctis der finſtru nacht. pallia crassa: piſſe noctis die verborgen wolken.

19. Tristia cesserunt inferni vincula legis, *bl.* 71r.
Expavit*que* chaos luminis aere premi.
Gottes kraft vnd rechte hand
Hȧt entlȯſet helli/ch band;
Hellisch fu̇rſten wnder nam,
Wannen daz ſcheinent liechte kȧm.

20. Indignum est, cuius clauduntur cuncta pugillo,
Ut tegat inclusum rupe vetante lapis.
Vnbillich wer, daz iheſus criſt,
Der aller ding ain vrſprung ist
Vnd der der welt ſu̇nd nam ab,
Verdeckt ſolt ligen in dem grab.

21. Solve catenatas inferni carceris umbras *bl.* 72r.
Et revoca sursum, quicquid ad ima ruit.
Gottes ſun in menſchlicher geſtalt
Hȧt zerſtȯrt der hellen gewalt
Vnd hȧt erlȯſt ſein vſzerwelt,
Die lang in vinſteri wurden quelt.

22. Lintea tolle, precor, sudaria linque sepulcro,
Tu satis es nobis, et sine te nihil est.
Herr, lȧſz es alles in dem grab,
Daz dich totten vmbe gab;
Erzaig dich ſelbs vns allein,
Wann ȧn dich nichcz mag geſein. [*bl.* 72r.

23. Evomit absorptam trepide fera belua plebem,
Et de fauce lupi abstrahit agnus oves.
Der grimmig track der hellen grund
Mů̊st entȯffen seinen schlund
Vnd widergeben mit tobendem zoren,
Die fu̇nf tausend iȧr wurden verloren.

19, 1 *gl.* vincula: die laidſamen band. aere: splendore von dem ſchein.

19, 2 que *fehlt.* *gl.* Expavitque: perterritum fuit erſchrackt.

19, 4 *hs.* hellich.

21, 1 *gl.* carceris: captiuitatis der gefencknuſz.

21, 2 *gl.* revoca: iterum voca wider vm reiff [*mit gestrichenem* t *hinter* ff].

22, 1 *gl.* Lintea: lintheamina die leinin tůch. sudaria: pannos corpori circumdatos die ſchuoſz tiecher.

23, 1 *gl.* fera belua: crudelis dyabolus der grausenlich track. plebem: daz verschlickt folck.

24. **Numine nunc dextrae consorti iuncte paternae,**
Perpetuis famulis tutor adesto tuis.

Der da siczt zů gottes rechter hant,
Herr, deiner gůt bifz ermant
Vnd deinen dienern schirmung laiſt,
Wann wir dein geren aller maiſt.

[*bl.* 73ʳ.

25. **Coelica naturam duces super agmina nostram,**
Fide piis humeris pastor ovem revehis.

Got hȧt geworckt wnder grofz,
Daz menſchen ſind worden engelſz genoſz,
Da criſt mit ſeiner gȯtlichen macht
Daz verloren ſchȧff zum himel brȧcht.

26. **Dux bone, glorifico remeans Phlegethonte triumpho**
Pluribus exuviis nobilis astra petis.

Zierlicher ſig niemant erkant,
Denn da criſt die hell v̇berwant
Vnd manige ſel mit engliſchem don
Fůrt mit im in himels tron.

27. **Una corona tibi rite tribuatur ab alto,** *bl.* 73ᵛ.
Altera de populo constat adepta tuo.

Herr, lob vnd er sey dir gesait
All zeit in deiner ewikait,
Daz du die verloren welt hᵘast
Erarnot an des crůczes ast.

28. **Rex sacer, ecce tui radiat pars magna triumphi,**
Cum puras animas sacra lavacra tenent.

Kain såliger ding nie ist bedȧcht,
Denn da crist hᵘat krenket des tu̇felſz macht
Vnd will auch durch die tåffe geben
Allen rainen ſelen daz ewig leben.

29. **Grex tuus in sacris lotus baptismatis undis** *bl.* 74ʳ.
Induat interius spirituale decus.

25, 2 *gl.* piis humeris: dignis ſcappulis auff den treuen achſlen.
26, 5 *vor* engliſchē *ist* englich *gestrichen.*
29, 1 *am rande:* caracter w[ulgariter] ain gemerck uel zaichen.
29, 2 *in* induat *ist vor dem* a *ein* c *gestrichen; die glosse lautet:* assumat.

Herr, alz dein volck enpfangen hȧt
Der hailigen tauff ain raine wȧt,
Hilf daz die ſel auch werden rain
Vnd ſich in lieb mit dir verain.

30. Criminis a naevo stet toto temporis aevo,
Sitque sacri dignum flaminis hospitium.

Herr, deine ſchauff aͧn alle mail
Bewar, verwunte herczen hail,
Daz die ſyent aͧn mackel zart
Vnd von dir allein bewart.

[*bl.* 74^v^.

31. In nos mitte patris promissum, rector, ab astris
Pneuma, quod emundet crimen et omne lavet.

Herr, dein warnung zů vns wend
Vnd dein gaiſt von himel ſend,
Der vns alle ſu̇nd benem
Vnd vns naͧch deinem willen zem.

32. Servet in exsilio nos iste paraclitus isto,
Soletur, foveat, provehat atque regat.

Der hailig gaiſt vſz ſeiner gu̇t
In diſem ellend vns behu̇t
Vnd tro̊ſt all hie mit ſeinen gnaden
All die mit tru̇bſal ſind beladen.

33. Igne sui magis famulós inflammet amoris, *bl.* 75^r^.
Ardor quo fidei ferveat atque spei.

Der hailig gaiſt benem die ſu̇nd
Vnd vns in ſeiner lieb enzu̇nd
Vnd mach vns in ſeinem willen eben
In rechtem gelaͧben vnſer leben.

34. Suggerat hic nobis vitae praecepta perennis,
Consolidans donis nos sine fine suis.

Der hailig gaiſt ſich zů vns wend
Vnd vns ſein genaͧd von himel ſend
Vnd woͤll mit ſeinen hailigen gaͧben
All verzagt ſelen laben.

30, 1 *gl.* aevo: tota durat[i]one in lanquiriger will.
30, 2 *gl.* hospitium: ain wirdigu warnung.

35. **Spinis et tribulis purgare novalia decet,** *bl.* 75ᵛ.
Qui serit, ut semen fructificare queat.

Wer neuen acker ſeen wil
Vnd da von haben frůcht vil,
Der můſz uſzrůten diſtel vnd doren;
Wann ſunſt wer ſām vnd mue verloren.

DIE ABFASSUNGSZEIT DER LIMBURGER CHRONIK wird in c. 13, wie ich glaube, ganz präcise angegeben, ohne dass dies freilich der herausgeber zugestehn will. das capitel lautet: *Item nu saltu wiſsen, allez daz hernach nach datum unsers herren Jheſu Criſti mit namen duſent druhundert unde ſiben unde virzig jar bit daz man ſchriben wirt virzen hundert jar unde zwei jar*[1], *daz iſt allez bi minen dagen geſchen, unde han ich daz mit der hülſe Godes ſere(?)*[2] *geſehen unde gehort von minen kintlichen dagen bit her, unde waz ich jung vurnam unde geſehen han, daz notabile iſt, daz han ich von der zit daz ich driſsig jar alt was bit her allez geſchreben.*

Die chronik bricht mit dem jahre 1398 ab, und ebensoweit können wir den verfasser Tilemann Elhen von Wolfhagen urkundlich begleiten. aber wir haben ein späteres zeugnis (Wyss s. 12 n. 1), dass er 1399 noch am leben war, und aus c. 111 erfahren wir, dass er die absetzung kg Wenzels am 20 august 1400 noch erlebt hat. da er das werk unvollendet und auch sonst unfertig hinterlieſs, so scheint die frage nach seinem tode mit der nach der abfassungszeit von vorn herein zusammenzufallen. die Limburger chronik ist ein werkchen von geringem umfang — sie würde ohne apparat und anmerkungen in den schulausgaben der Monumenta Germaniae noch keine vier bogen füllen —, und da der verfasser nach seiner eigenen angabe vom 30 lebensjahr ab, also wol seit 1377, mit aufzeichnung seiner erinnerungen und erlebnisse begonnen und diese regelmäſsig fortgeführt hatte, so kann die lässige redaction, in der er gegen ende seines lebens diese notizen zusammenfasste, gewis nicht viel zeit in anspruch genommen haben.

Wyss in seiner einleitung s. 10 erklärt nun aber den oben gesperrten satz[3] folgendermaſsen: ‘der verfasser schrieb *bit daz man ſchriben wirt* . . . und lieſs das weitere offen, da er nicht wuste, bis zu welchem jahr er seine aufzeichnungen führen, wie lange er noch leben würde. die lücke wurde dann nach seinem tode mit 1402 ausgefüllt. dieses jahr ist also sein todesjahr.’

[1] hier fehlt das verbum: *beſchreben wirt*? — so lieſse sich der ausfall wegen des vorausgehnden *ſchriben wirt* gut erklären.
[2] Wyss vermutet *ferre*, ich glaube man wird *selbe* einsetzen müssen.
[3] anders als in seiner dissertation s. 48.

das letzte ist auch meine meinung, aber ich halte es für unnötig anzunehmen, dass hier ein herausgeber eingegriffen habe, und meine vielmehr, dass die zahl 1402 von Tilemann selbst herrührt und zunächst das abfassungsjahr bezeichnete. nur darf man dann freilich nicht, wie das Wyss tut, *biz daz man ſchriben wirt* nach neuhochdeutschem sprachgefühl futurisch, sondern man muss es in dem ursprünglichen sinne inchoativ nehmen: 'bis zu dem zeitpunct wo man zu schreiben beginnt 1402.' wir wissen aus einer urkunde v. j. 1394 (nr 53 bei Wyss), dass Tilemann damals das amt des stadtschreibers bekleidete; dies amt, zu dem er erst in reifern jahren gelangt sein kann, mag er mit dem jahresschluss 1401 niedergelegt haben: wegen altersschwäche oder kränklichkeit. er entschloss sich nun die letzte muſse zu einer redaction seiner historischen aufzeichnungen zu benutzen und diese bis zum zeitpunct seines ausscheidens aus dem städtischen amte zu führen. aber der tod nahm ihm die feder aus der hand, noch eh er zu diesem nahen ziele gelangt war.

Ich kann mir nicht gut denken, dass ein mittelalterlicher mensch ohne jeden frommen zusatz und vorbehalt einen satz hinschrieb wie 'alles was hier bis zu dem unbestimmten zeitpunct x aufgezeichnet wird, das i s t alles geschehen und das h a b e ich alles gesehen und gehört b i s h i e r h e r'. wol aber hat der satz *bit daz man ſchriben wirt* einen guten sinn, wenn wir uns den gedankengang Tilemanns so vorstellen: ich lege hier die grundlage einer städtischen chronik und führe sie genau so weit wie meine amtszeit reicht; von da ab, also von dem zeitpunct an wo man zu schreiben beginnt 1402, mag mein amtsnachfolger einsetzen.

Belege für den inchoativen gebrauch von *werden* m. d. inf. (oder dem part. präs.) findet man reichlich in dem bekannten programm von FBech (Zeitz 1882); auch Wyss selbst in den 'Nachträgen und berichtigungen' s. 177 führt eine stelle an, die ich recht wol in meinem sinne verwerten darf: *und als man ſchriben wirdet anno 1455 jar, so wirdet ſich die vorgeſchreben gulte darzu erhohen,* dh. das 'mit dem zeitpunct wo man zu schreiben beginnt 1455 —', 'mit dem jahresanfang 1455 —'. es handelt sich um eine ertragsberechnung, wo ein ganz präciser termin angegeben werden soll und muss. ein festes zeitliches ziel hatte sich auch Tilemann gesetzt, und er glaubte es unbedenklich erreichen zu können, als er das cap. 13 mit der jahreszahl 1402 niederschrieb: denn man schrieb bereits 1402, und die redactionelle arbeit die vor ihm lag, hat der schreibgewohnte notar gewis nur auf wenige wochen oder monate berechnet. aber auch diese kurze frist war ihm nicht mehr vergönnt.

Ich kann mir die gezwungene auffassung von Wyss nur so erklären, dass er mit einer weit absehenden tätigkeit gerechnet hat, die aber schon durch *bit her* ausgeschlossen scheint. **E. S.**

WAPPENWESEN UND HERALDIK BEI KONRAD VON WÜRZBURG.

ZUGLEICH EIN BEITRAG ZUR CHRONOLOGIE SEINER WERKE.

A.

Wenn man die werke durchblättert, in welchen über die anfänge des wappenwesens gehandelt wird, so begegnet man keinem namen häufiger als dem Konrads von Würzburg, und keiner wird mit gröſserer anerkennung genannt. nichtsdestoweniger steht eine untersuchung über die bedeutung Konrads als heraldiker gegenwärtig noch aus, es ligt darüber nur eine gelegentlich aufgestellte hypothese vor, welche Seyler in der Geschichte der heraldik vertritt (s. 88a): Konrad habe sich in seinen jüngeren jahren in einer den späteren herolden entsprechenden stellung befunden, und darum nicht bloſs eine ungewöhnliche wappenkenntnis, sondern auch eine niemals übertroffene meisterschaft im beschreiben der wappen besessen. so hoch ich nun das verdienst anschlage, welches Seyler sich durch die von ihm zum ersten mal mit groſsem sammelfleiſse unternommene ausbeute der mittelhochdeutschen dichtwerke um die geschichte der heraldik erworben hat, und so sehr fleiſs und sorgfalt seiner arbeit im ganzen anerkennung verdienen, so trifft man in dem dickleibigen werke doch auch auf manche voreiligen urteile und sprachlichen misverständnisse. zb. sagt Seyler auf s. 220b:

'In der zweiten hälfte des 13 jh.s wird es üblich, die farbenangaben durch heranziehung von vergleichen zu verblümen,' er führt dazu ein beispiel aus des Pleiers Garel an und verweist auf Konrad von Würzburg. in der tat war dieser schmuck dichterischer sprache aber schon viel früher nichts besonderes mehr; es lassen sich allein aus den wappenbeschreibungen im Wigalois des Wirnt von Gravenberg folgende stellen nachweisen:

15,21: *ein samît grüene alsam ein gras*
was ze der banier gesniten.

103,2: *ein timît grüene alsam ein gras*
was gebunden an sîn sper.

119,13: *ir rîterschaft dûht in enwiht,*
und nam ir aller wâfen war.
daz was in einer varwe gar,
rehte swarz alsam ein kol:
144,26: *sîn schilt was swarz als ein kol,*
dar ûf ein rat von golde.
169,8: *er reit ein ors swarz gevar,*
mit einer kovertiure gar
10. *bedecket von samîte.*
an der zeswen sîte
was si grüene alsam ein gras:
da ze der linken hant si was
tunkel rôt als ein bluot.
272,38: *ir wâfen was ein härmîn ar*
in einem pfelle von Nînîvê:
der was grüene als ein klê,
277,39: *ein rôter pfelle von Ârâbî,*
dar inne ein rat von Nînîvê,
eins pfelles grüene alsam ein klê:
der pflâgen die helde mit ir kraft.

Weitere beispiele findet man in der Krone, in Wolframs Willehalm und Parzival, ja sogar schon in der Eneide des Heinrich von Veldeke; geläufig werden die verblümungen indessen erst seit Wirnt.

Man vergleiche ferner den etwas naiven grund für die abnahme der adlerwappen in Deutschland während der regierung Friedrichs II, s. 232b, die willkürliche übersetzung von *ûf* s. 106b anm. 3, die meinung, dass in der frühzeit des wappenwesens die bloſse farbe ein mittel der unterscheidung gewesen sei, s. 67b, wo neben Eilhards Tristan 1796 v. 1794 zu vergleichen ist.

Zu den schlimmsten entgleisungen, welche Seyler begegnet sind, rechne ich aber jene ansicht, welche die heraldischen elemente in den werken Konrads von Würzburg als die frucht berufsmäſsiger heroldstätigkeit des dichters auffasst, nicht nur, weil sie nach meiner meinung an und für sich falsch ist, sondern vor allem wegen der consequenzen, die sie offenbar bei Seyler gehabt hat. ihre widerlegung wird den hauptinhalt der folgenden ausführungen bilden; eine scharfe ablehnung schien mir hier um so eher am platze, als irrtümer eines so grundlegenden werkes

sich erfahrungsgemäfs in einer reihe abgeleiteter schriften fortzupflanzen pflegen. so stützt sich zb. MGritzner in seiner Landes- und wappenkunde der brandenburgisch-preufsischen monarchie, Berlin 1894, für die ältere zeit nach eigener angabe schon durchaus auf die ausführungen Seylers.

Dieser selbst hat keine gründe für seine hypothese beigebracht, aber man wird schwerlich fehlgehn, wenn man die von ihm geteilte ansicht Pfeiffers, welcher andere germanisten folgen, der Turnei von Nantheiz sei das erstlingswerk Konrads (vgl. die reihenfolge der werke Konrads in Seylers Chronologischer übersicht der dichterwerke von 1150 bis 1400, Gesch. d. heraldik s. 2), als die hauptursache ihrer entstehung ansieht. daneben kommt in betracht, dass nach seiner überzeugung sich auch im Engelhard, Partonopier und Trojanerkrieg eine ausgedehnte kenntnis historischer wappen spiegelt, dass der dichter die namen der verschiedenen pelzarten und edelsteine auf den schilden nur noch als farbenbezeichnungen verwendet, dass endlich die Konrad eigentümliche art und weise der wappenbeschreibung mit jener deutung durchaus im einklang zu stehn scheint. demnach darf ich seine hypothese als überwunden betrachten, wenn mir der nachweis gelingt, dass diese vier gründe insgesamt nicht stichhaltig sind, dass sie sich teils als falsch nachweisen, teils aus andern gesichtspuncten besser und einfacher erklären lassen. ich will dabei die entgegengesetzte reihenfolge innehalten, weil ich hoffen darf, auf diese weise neben den negativen auch positive ergebnisse in geordnetem gange entwickeln zu können.

B.

I.

Die art der wappenbeschreibung, welche Konrad von Würzburg eigentümlich ist, hat ihren grund nicht in der handwerksmäfsigen fertigkeit eines herolds, sondern lässt sich aus der künstlerischen auffassung des dichters ableiten.

Man kann nicht leugnen, dass die wappenbeschreibungen Konrads zunächst den unangenehmen eindruck hervorrufen, welchen eine an das handwerksmäfsige streifende manier stets erweckt. die gröste geschicklichkeit in der ausführung erscheint ohne alle innere anteilnahme, die verknüpfung mit dem stoff ist

rein äußerlicher art, die fäden, welche eine feste verbindung mit dem grundstock der dichtungen und damit eine organische einfügung hätten ermöglichen können, fehlen fast ganz: gründe genug für ein absprechendes urteil. vergleicht man sie mit den wappenbeschreibungen Wolframs von Eschenbach, so springt ein gegensatz hervor, wie er größer kaum denkbar ist. dort besitzt jedes bild bedeutung und beziehung, charakterisiert seinen träger, dessen hoffnungen und nöte, und ist ein lebensvolles etwas, das er in ernst und scherz anspricht. als Gahmuret aus Anjou scheidet, wählt er an stelle des vom vater überkommenen panthers den anker; er gewinnt damit ein zeichen, das sich ebenso trefflich für den heimatlosen, auf seinen stern vertrauenden königssohn eignet wie die grüne farbe seiner kleidung:

14,12: *nu erloubt im daz er müeze hân*
ander wâpen denne im Gandîn
dâ vor gap, der vater sîn.

14,29: *sîn anker heten niht bekort*
ganzes lands noch landes ort,
dane wârn si ninder în geslagen:
der hêrre muose fürbaz tragen
disen wâpenlîchen last
in manegiu lant, der werde gast.

Zugleich knüpft er mit diesem zeichen an eine tradition seines hauses an; denn wie heldensinn und heldenkraft war auch der wunsch, diese als fahrender ritter ruhmvoll in der ferne zu betätigen, ein erbteil des glänzenden geschlechts. Kaylet sagt zu Gahmuret:

50,1: *'da erkant ich niht des ankers dîn:*
mîner muomen man Gandîn
hât in gefüeret selten ûz.'

Und nachdem das reckenzeichen in manchem fröhlichen turnier, in manchem ernsten kampf allen stürmen wacker standgehalten hat (68, 10.11), da fasst es nach dem tode des königs Gâlôes dort endgültig land, wo sein träger nicht darauf gehofft hatte:

99, 13: *ich sol mîns vater wâpen tragn:*
sîn lant mîn anker hât beslagn.
der anker ist ein recken zil:
den trage und nem nu swer der wil.

Ähnliche liebevolle sorgfalt bringt der dichter den anderen wappen welche er verwendet entgegen. wie schalkhaft klingen nicht die worte Gahmurets, mit welchen er seinen verwanten Kaylet, der, einen straufs auf dem helm, gleich ihm heimatlos in der fremde umherirrt, beim unvermuteten widersehen nach langer trennung begrüst:

68, 7: *stêt dîn strûz noch sunder nest?*

Freilich besitzt auch nur Wolfram diese meisterschaft in der verwendung des wappenmäfsigen schmucks. was bei ihm aus dem stoff herausgeboren, als ein natürliches, bodenständiges erzeugnis in der dichtung jener waffenfrohen zeit erscheint, das würkt bei seinen nachahmern bereits langweilig, weil es, wenn auch mit verständnis, so doch ohne grazie und im übermafs angewendet wird. das beste beispiel bietet hier der verfasser der Krone. da führt bei dem turnier am hofe des grafen Leigamur Cavomet (18076 ff) den anker, damit er die furt zu seiner jungfrau finde; Aschalone (18101 ff) ergibt sich mit einer goldenen *boie* in ihre gefangenschaft; Efroi (18084 ff) vertraut auf die launische fortuna mit ihrem in ewiger bewegung befindlichen rade; Varuch (18106 ff) zeigt durch den elefanten an, über was für ein land er gebietet; der graf von Bigame und sein bruder (18134 ff) weisen mit dem ruder auf ihre gewalt zur see; Hardifius und Elimas (16126 ff) haben das leicht erzürnte einhorn gewählt, um ihren schnell entflammten mut anzudeuten. dann findet der anker den trocknen sand statt des hafens, den adler zieht die greifenklaue aus der schar, aber sie selbst verbrennt sich an Gaweins roten flammen, und so geht es weiter.

Ganz anders verhält sich Konrad von Würzburg. bei ihm herscht, abgesehen von den historischen wappen, reine willkür, alles ist kalt und tot, mit dem letzten wort der beschreibung verschwindet auch das interesse. nur in wenigen ausnahmefällen tritt einmal eine beziehung zwischen dem wappen und seinem träger hervor. so führt im Trojanerkrieg 11992 ff, obwol jede dahin gehende andeutung fehlt, Kastor offenbar nur deshalb den schwan, weil dieser in der bekannten beziehung zu seiner mutter Leda steht, und von Hektor heifst es in demselben gedicht mit billiger begründung:

25970. *daz er den löuwen fuorte,*
daz was im wol gemæze.

sô frech und alsô ræze
wart nie grimmer löuwe als er.

Es ist kein wunder, wenn bei solcher armut an inneren beziehungen der verdacht auftaucht, diese beschreibungen seien ein product handwerksmäſsiger mache, aber doch täte man Konrad von Würzburg damit unrecht. man muss auf seine gesamte künstlerische tätigkeit reflectieren, um zu begreifen, dass sie und wie sie gerade so geworden sind; es eröffnet das verständnis und entschuldigt den meister.

Konrad ist bei all seinem schaffen ausgesprochen visuell, er erfasst die dinge mit sicherm blick und stellt sie in realistischer deutlichkeit seinen lesern vor augen. so ist im Engelhard die partie über den aussatz (5135 ff), im Partonopier die schilderung von Meliurs zauberburg (791 ff), im Trojanerkrieg die beschreibung der götter auf Peleus hochzeit entstanden (855 ff). daneben kennzeichnet Konrad ein ausgeprägter sinn für farben, der sich in immer widerholter bewunderung ihrer bunten pracht nicht genug tun kann. nur aus seinen liedern führ ich nach der ausgabe von Bartsch auf: III 1—10; IV 23—27; IX 9—10; XII 26—28; XVI 17—18; XXII 13—14;

VII 23: *man siht durh grüenez gras ûf gân*
gelwe zîtelôsen;
bî den rôten rôsen
glenzent vîol blâ;
durch die swarzen dorne lachet
wîziu bluot vil manicvalt:
die sehs varwe treit der walt.

Erwägt man nun, dass dem mittelalter die stoffe der gewänder als der vornehmste ausdruck der farben erschienen, so wird die vorliebe Konrads für die äuſsere erscheinung seiner helden und heldinnen verständlich. nur entsprechend ihrer zahl treten die frauen zurück, im übrigen wird auf die beschreibung der äuſsern erscheinung beider geschlechter die gleiche sorgfalt verwant. die schilderung Engeltruds (Engelhard 3010 ff) wird an ausführlichkeit von keiner wappenbeschreibung übertroffen, an schönheit von keiner erreicht, und entsprechend sind im Partonopier Meliur (12430 ff) und Irekel (8614 ff), im Trojanerkrieg Medea (7420 ff) und Helena (19865 ff) bedacht. die ritter liebte das mittelalter, abgesehen von ausnahmefällen, nicht im

höfischen kleide, sondern mit dem schild am arm und dem speer in der faust zu sehen. da zwischen den rüstungen kein unterschied bestand und sie ohnehin oft erwähnt werden musten, ihr bunter schmuck aber mannigfach verschieden gestaltet war, bot er das einzige geeignete object, an dem der dichter mit seiner tätigkeit einsetzen konnte. so durch eigentümlichkeit der künstlerischen auffassung, durch neigung und durch tradition bedingt erklärt sich am einfachsten und natürlichsten die art von Konrads wappenbeschreibungen mit all ihrer äuſserlichkeit und detaillierten genauigkeit; erst an ihnen und durch sie entwickelte sich secundär eine eigentlich heraldische tendenz.

Diesem entwicklungsgange entspricht es, wenn sich zwischen den wappenbeschreibungen Konrads und denen Wolframs und seiner nachahmer ein zweiter tiefgreifender unterschied herausstellt. man sehe alle blasonierungen Konrads durch, — ich habe sie im anhange zusammengetragen — und man wird finden, dass bei keiner einzigen die angabe der tincturen fehlt; sehr häufig ist das dagegen der fall in Wolframs Parzival und Willehalm, in Wirnts Wigalois, vor allem in der Krone Heinrichs von dem Türlin, wo die mit genauen farbenangaben versehenen wappen sogar die minderheit bilden. es kommt eben diesen dichtern gar nicht so sehr darauf an, uns den bunten schmuck ihrer helden vor augen zu stellen, als sie durch angabe ihrer wappen zu charakterisieren. auf welche irrwege gerät nicht Seyler (Gesch. d. heraldik s. 128 a. b), als er das wappen Gahmurets festzustellen sucht, und in der tat ist das rätsel, das der dichter hier aufgibt, schwer genug zu lösen, wenn man, wie Seyler es wünscht, um jeden preis eine runde antwort herausrechnen will! die stellen, die in betracht kommen, sind Parzival 14, 12 ff; 18, 5 ff; 23, 1 ff; 59, 3 ff; 64, 22 ff; 71, 1 ff. Seyler stellt fest, dass das eigentliche wappen Gahmurets ein schwarzer anker in weiſs sei. dem widersprechen aber offenbar die verse:

14, 15: *der hêrre pflac mit gernden siten*
ûf sîne kovertiure gesniten
anker lieht hermîn:
dâ nâch muos ouch daz ander sîn
ûfme schilt und an der wât.

an dieser tatsache lässt sich gar nicht deuteln. es folgt

die beschreibung der *wât:* sie ist grün, weiſse anker sind darauf genäht. an einer andern stelle heiſt es nun aber:

22, 30: *balde wart dô Gahmurete*
rîchiu kleider dar getragen:
diu leiter an. sus hôrt ich sagen,
daz diu tiwer wæren.
anker die swæren
35 *von arâbischem golde*
wârn drûfe als er wolde.

Hierzu bemerkt Seyler: 'bei den goldenen ankern, die Gahmuret auf den kleidern trägt, ist das gold nicht farbe, sondern stoff. auf solche weise lösen sich die widersprüche, in welche der dichter verwickelt schien' (Gesch. d. heraldik s. 128 b). man kann nur antworten: 'auf solche weise gewis nicht!' denn die künstlich construierte unterscheidung zwischen stoff und farbe verflüchtigt sich doch sofort bei näherer untersuchung der sachlage! zum überfluss sagt Seyler an anderer stelle selbst, dass, wenn die mittelhochdeutschen dichter von gold redeten, eigentlich immer der gedanke an den stoff zugrunde läge (Gesch. d. heraldik s. 125 b). also muss die erklärung auf anderem wege gesucht werden. ich möchte zur erläuterung eine stelle aus dem Lanzelet hier anführen, wo es von Iwerets ross heiſst:

4416: *dar obe lac ein samît*
geworht grüene als ein gras.
sîn wâfen ouch dar an was,
rôte lewen von golde.

4420: *sîn schilt was, als er wolde,*
von sinopele rôt genuoc.
ein guldînen lewen er truoc,
der was ûf daz bret erhaben.

Hier gilt also als das wappen Iwerets ein goldener löwe; in was für einem felde er steht, kümmert den dichter nicht; auf der pferdedecke führt Iweret ihn in grün, auf dem schilde in rot. ebenso sagt Rudolf von Ems im Wilhelm von Orlens:

7395: *her Wilhelm der wise man*
ainen wapen roc trůg an,
das můste ain türer pfeller sin
und gab vil rilichen schin

von golde uf sinen schilt genat;
400: *dikke uf sine teke was gesât*
menic guldiner löw,
dis was des schilt von Hanegou,
von Orlens und von Brabant,
von den er alles was genant.

Der goldene löwe ist das wappen von Orlens, von Hennegau und Brabant, die farbe des feldes ist dem dichter so gleichgültig, dass er sie nicht einmal erwähnt. nun ist die anwendung auf den Parzival leicht zu machen: Gahmurets zeichen ist einfach der anker ohne nähere farbenbestimmung, weder schwarz in weiſs, noch weiſs oder gelb in grün. es entspricht das aufs genaueste der oben gemachten beobachtung, dass Wolfram und seine nachahmer die angabe der farbe bei den wappen überhaupt oft vernachlässigen. wenn sie in so mannigfaltiger weise wie in dem angezogenen beispiel erfolgt, so sind gründe die durch verschiedene gesichtspuncte bestimmt wurden, maſsgebend gewesen: weiſs und schwarz sind die farben, welche sich auf dem schilde am deutlichsten voneinander abheben, grün wurde für die kleidung als farbe der hoffnung gewählt, und der weiſse hermelinpelz tritt daraus vorteilhafter als jeder andere stoff hervor; für die anführung goldener anker aber war die rücksicht maſsgebend, die kleidung des helden als möglichst kostbar hinzustellen.

Die oben entwickelte auffassung der art und weise von Konrads wappenbeschreibungen erhält in zwei beobachtungen sichere stützen. ein blick auf die gedichte Suchenwirts und andrer wappendichter beweist, dass die berufsmäſsige heraldik ausschlieſslich oder doch weitaus überwiegend schild und helm in den kreis ihrer betrachtungen zieht; von der reinen freude an der farbenprächtigen erscheinung muss dagegen erwartet werden, dass sie, die keine sonderzwecke verfolgt, mit ihrem blicke die ganze gestalt umfasst und entsprechend ihrem eindruck auf das auge wappenrock und pferdedecke mindestens gleichwertig berücksichtigt. die ergebnisse welche eine untersuchung des Engelhard, Partonopier, Schwanritter, Trojanerkrieg und Turnei in dieser hinsicht zutage fördert, hab ich in einer tabelle zusammengestellt. einen spruch (xxxii 316ff in der ausgabe von Bartsch) ausgenommen zeigen nämlich die übrigen werke Konrads nicht einmal spuren heraldischer neigungen. zur rechtfertigung der tabelle

bemerke ich, dass Konrad für die bezeichnung von wappenrock und pferdedecke keine feste terminologie besitzt; in der regel zwar bedeutet der plural von *wâpenkleit* wappenrock und pferdedecke, der singular nur den wappenrock, aber dieser kann auch die bedeutung des plurals gewinnen, und überdies lässt sich bei den gleichlautenden formen oft gar nicht ausmachen, welcher numerus gemeint ist. den so entstehnden schwierigkeiten glaubte ich am besten durch die zusammenfassung von wappenrock und pferdedecke unter eine rubrik zu begegnen; dabei blieb es unberücksichtigt, ob beide stücke oder nur das eine bei der beschreibung genannt waren. entsprechend dem hier verfolgten zwecke sind die abzeichen der frauenritter mit eingereiht. zur controlle dieser und ähnlicher angaben vergleiche man den anhang. bei anordnung der werke Konrads beobachte ich die reihenfolge, welche Laudan (Göttinger dissertation 1906) als chronologische wahrscheinlich gemacht hat.

Tabelle.

	1. wappenkleid und schild eingehend beschrieben	2. schild eingehend beschrieben, über das wappenkleid nur kurze anmerkung	3. wappenkleid eingehend beschrieben, über den schild nur kurze anmerkung	4. nur der schild beschrieben	5. nur das wappenkleid beschrieben	6. helmkleinod beschrieben	7. fahne beschrieben
Engelhard	—	1	1	1	3	2	—
Partonopier	4	1	1	3	9	2	1
Schwanritter	1	—	—	1	—	2	—
Trojanerkrieg	6	1	2	28	15	5	3
Turnei	1	—	—	20	1	5	—

Die tabelle zeigt, dass die schilderung des heraldisch zum schild gehörigen helmschmucks oft vernachlässigt ist. sieht man davon aber auch ganz ab und vergleicht nur die zahl der be-

schriebenen schilde mit der der wappenkleider, wobei man der besseren übersicht halber die 2 rubrik zur 4, die 3 zur 5 und die 1 sowol zur 4 als auch zur 5 addieren mag, so ergibt sich folgende reihe:

	wappenkleider:	schilde:
Engelhard:	4	2
Partonopier:	14	8
Schwanritter:	1	2
Trojanerkrieg:	23	35
Turnei:	2	21

Die zahl der wappenkleider überwigt also zuerst die der schilde, nimmt im verhältnis allmählich ab und tritt schliefslich ganz zurück. es ligt eine stetig fortschreitende entwicklung vor; in ihr darf ich einen beweis für die richtigkeit der these sehen, welche ich oben über den ursprung von Konrads heraldischen neigungen und ihre allmähliche herausbildung aufstellte.

Zu demselben ergebnis führt eine beobachtung, die sich auf die wappenkleider beschränkt. für den berufsmäfsigen heraldiker hätte es nur interesse haben können, sie mit wappen im eigentlichen sinne zu zieren; namentlich müste er überall da so verfahren sein, wo er einen ritter in ihnen vorführt, dessen schild er nicht beschreibt. dem entspricht aber Konrads verhalten durchaus nicht. auch wo der verdacht dass es sich um einen frauenritter handle, völlig fern ligt, begnügt er sich mit indifferenten angaben, und besonders häufig kehrt die bemerkung wider, zahme und wilde tiere seien in grofser anzahl in den bunten stoff gewirkt oder gestickt. so wird, um ein beispiel anzuführen, von Herkules, dem führer der Griechen auf dem ersten zuge gegen Troja, ohne angabe über den schild einfach bemerkt:

Troj. 12548: *des kovertiur schein unde bran*
von golde rœter denne ein gluot.
50 *nie wâpencleit sô rehte guot*
geweben wart ze Kriechen.
alsam die wæhen ziechen
was ez mit wîbes henden
zernât in allen enden
55 *von tieren und von bilden.*
des zamen und des wilden
was ein wunder drîn gebriten.

Das ist eine beschreibung, die nur im munde des über die schönheit der wappenkleider erfreuten dichters, nicht in dem des berufsmäſsigen herolds sinn und bedeutung haben kann.

Zum schluss möcht ich noch zwei einwänden begegnen, welche sich aus Seylers äuſserungen in der Geschichte der heraldik gegen meine ansicht geltend machen lassen.

Es verschlägt nichts wenn Seyler darauf hinweist, dass Konrad mit besonderer vorliebe die sechs wappenmäſsigen farben aufzählt (Gesch. d. heraldik s. 125 b). denn diese bilden keine gruppe, welche nur durch heraldische rücksichten aus der reihe der übrigen farbentöne ausgesondert wäre; sie stehn als die sechs grundfarben in natürlichem zusammenhange und werden jeder aufzählung zugrunde gelegt. nur mit ihnen beschäftigt sich die mittelalterliche farbensymbolik, und Hadamar von Laber, der, obwol allegoriker, der wappendichtung doch ganz fern steht, singt genau wie Konrad von Würzburg (Jagd str. 56):

hie grüen, wîz, rôt, blâ, gel und swarz gemenget,
mit solcher temperîe
was wald heide anger ouwe und feld gesprenget.

Es ist klar, dass die aufzählung hier nur ein synonym für den ausdruck 'mit allen farben' darstellt, und dieselbe bedeutung kommt ihr bei Konrad zu. deshalb kann er, ohne dass eine änderung des sinnes herbeigeführt wird und beabsichtigt wäre, gelegentlich *weitîn* als siebente den sechs andern farben beifügen oder zur bezeichnung aller vier oder nur drei verwenden:

Troj. 31624: *dar nâch diu dritte rotte kam ...*
si was gel unde weitîn,
rôt, grüene, wîz, brûn unde blâ.

Turn. 806: *rôt unde gel, grüen unde blâ*
ir wâpenkleider glizzen,

Turn. 1030: *der samît rôt; grüen unde blâ*
wart sêre dâ zerizzen.

Troj. 31760: *die schilte rôt, grüen unde blâ*
dô wurden sêre engenzet.

Lieder IX 9: *bluomen rôt, gel unde blanc*
dringent in touwe durh den grüenen klê.

Eine reminiscenz an die sechs heroldsfarben ist also in Konrads aufzählungen nicht zu suchen.

Von noch geringerem belang ist der zweite einwand. Seyler behauptet, seit den anfängen des wappenwesens sei ein heraldisches farbengesetz beobachtet worden, welches verbietet, metall auf metall und farbe auf farbe zu stellen (Gesch. der heraldik s. 127 a. b). er beruft sich dabei auf Konrad von Würzburg, den grofsen meister der wappenkunst, und findet im Trojanerkrieg für seine meinung ein ausgezeichnetes beispiel aus dem 13 jh. hier wird das kleid des Peleus beschrieben; es besteht aus roten und schwarzen wecken, zwischen denen die nähte durch ein goldenes bändchen verdeckt sind, so dass die farben nicht zusammenstofsen:

3814: *von zobele wârens und ûz keln*
gesniten weggeht under ein,
sô daz dâ swarz bî rôtem schein
an dem rîlichen cleide.
doch was ein underscheide
zwischen den weggen und der nât.
20: *ûz golde ein bendel wol gedrât*
was der junctûre decke,
der underschiet die wecke
mit sînem glanzen schîne.

'Schwarz und rot ist eine unmögliche farbenpaarung!' ruft Seyler entsetzt aus, und seine ganze darstellung list sich in der tat an dieser stelle recht überzeugend, kein unbefangener wird danach annehmen, dass Konrads werke misfarbig zusammengestellte wappen enthielten. leider liefert aber eine nachprüfung ganz andere resultate.

Troj. 25742 schild des Agamemnon und Menelaus: schwarzer hirsch in rot.
33672 schild des Plurimanz: schwarzer widder in rot.
25952 schild des Hektor: roter löwe in grün, ebenso auf dem wappenkleide und der fahne.
31338 schild eines griechischen ritters: roter hirsch in grün.
31678 schild des Alin: grüner papagei in rot.
35530 schild des Pollidamas: grüner löwe in rot.
31598 schild des Pamphilomis: brauner falke in grün.
30040 fahne des Filion und Estras: blauer löwe in grün.
30928 covertiure des Patroklus: rote greifen in grün.

Von den 54 wappen und verwanten abzeichen die im Trojanerkriege beschrieben werden, sind also 9 'misfarbig', ein volles sechstel. wenn Seyler, der das gedicht ganz durchexcerpierte, es trotzdem wagt, Konrad von Würzburg als muster für die beobachtung des farbengesetzes hinzustellen, so berechtigt das jedenfalls zu den stärksten zweifeln an allen seinen behauptungen.

Hier glaube ich eine bemerkung nicht unterdrücken zu dürfen. um den ausdruck gesetz ist es häufig eine misliche sache; man weifs oft nicht, in welchem sinne man ihn verstehn soll. will Seyler sagen, dass sich in der verwendung der farben im wappenwesen eine gewisse gesetzmäfsigkeit geltend gemacht habe? oder will er behaupten, dass sich dichter und andere urheber von wappen wie in späterer zeit bewust nach bestimmten regeln gerichtet hätten? in diesem sinne darf man in der frühzeit des wappenwesens überhaupt nicht von gesetz sprechen, Konrad von Würzburg bietet das beste warnende beispiel. aber auch sonst kommen solche vor. Seyler weist, um seine ansicht von der geltung des farbengesetzes zu bekräftigen, an zweiter stelle auf den Wigalois des Wirnt von Gravenberg hin (Gesch. d. heraldik s. 127b). „inhaber misfarbiger wappen werden nicht für 'rechte leute' gehalten“, meint er:

119, 13: *ir rîterschaft dûht in enwiht,*
und nam ir aller wâfen war.
daz was in einer varwe gar,
rehte swarz alsam ein kol:
mit zinober wâren wol
rôtiu viur gemâlet dar in.

Wer wäre nicht überzeugt? nun prüfe man aber sämtliche wappen der Krone nach; man wird nicht ein einziges misfarbiges darunter finden bis auf das, welches Gawan, der held der ganzen dichtung, beim turnier am hofe Leigamurs führt. und wie sieht es aus?

18596: *der helt der wære unbekant*
und wære sô umb in gewant,
daz in nieman künde erkennen
unde ouch genennen
600 *an wâfen noch an kleinôte*
wan daz er flamme rôte
ze wâfen ûf swarz vuorte.

Entweder hat der dichter der Krone diese misfarbigkeit nicht empfunden, oder aber er könnte gerade in der erinnerung an jene nicht rechten leute die farbenzusammenstellung aus dem Wigalois entlehnt haben, damit der unheimliche eindruck den das wappen hervorrief, auf Gawan als etwas besonderes aufmerksam mache. leider vermag ich dieser ansicht nicht beizustimmen, denn jene roten flammen auf schwarz sind nicht das einzige misfarbige wappen im Wigalois. ein zweites hat Seyler wol nur deshalb übersehen, weil es zufällig — wider zwei rittern von der tafelrunde zugeschrieben wird:

277, 35: *Êrec und sîn geselle*
die pflâgen einer banier lieht:
ouch sol ich des vergezzen nieht,
ichn sage, wie diu geprüevet sî.
ein rôter pfelle von Ârâbî,
dar inne ein rat, von Ninivê
278: *eines pfelles grüene alsam ein klê:*
der pflâgen die helde mit ir kraft
durch des küniges gesellеschaft,
zuo dem si wâren komen dar.

II.

Die worte *hermîn*, *keln*, *zobel* sind bei Konrad nicht lediglich kunstausdrücke zum zwecke der farbenbezeichnung, sondern der dichter verbindet damit noch die vorstellung der stoffe selbst; dasselbe gilt von den namen der edelsteine.

Zum ausgangspunct meiner darlegungen will ich Seylers eigene ausführungen in der Gesch. d. heraldik s. 97 wählen, in denen er gegen den fürsten Hohenlohe polemisiert. dieser hatte behauptet, *zobel* komme in der deutschen heraldik überhaupt nicht als bezeichnung einer pelzart, sondern entsprechend dem französischen *sable* nur als terminus technicus für die schwarze farbe vor. Seyler macht ihm gegenüber die vorliebe des mittelalters für pelzwerk aller art geltend; auch habe man es leicht transportieren, nach einem ein für alle mal bereit gehaltenen schnittmuster daraus in kürzester frist die wappen ausschneiden und mit nägeln auf den schild befestigen können. so bequem verwendbar, sei es im 12 und 13 jahrhundert mit besondrer vor-

liebe zur stückung von wappenbildern aller art gebraucht worden. zum beweise führt er belegstellen aus Wolframs Parzival und Gottfrieds Tristan an. ich mache darauf aufmerksam, dass Seyler hier die verwendung des pelzwerkes zur herstellung der wappen für das ganze 13 jahrhundert behauptet, obwol er sie nur für den anfang desselben gesichert hat.

Denn um so auffallender erscheinen nun seine äufserungen über Konrad von Würzburg, der doch auch ein dichter des 13 jahrhunderts ist, und dessen wappenbeschreibungen wenigstens nach Seylers meinung zeitlich gar nicht einmal so weit von denen Wolframs entfernt sind. bei ihm sollen die dem pelzwerk entnommenen farbenbezeichnungen lediglich kunstausdrücke sein; komme *hermîn* als heroldsbild vor, so sei es aus der beschreibung jedesmal deutlich zu ersehen (Gesch. d. heraldik s. 221a). das wort kunstausdruck besagt nun doch wol, dass *hermîn, zobel* und *kelen* nur noch heraldische termini zur bezeichnung der farben seien, dass der dichter diese und nicht die stoffe darunter verstanden wissen wolle. um anlass und grund der annahme einzusehen, muss man dann aber die voraussetzung machen, dass das pelzwerk nicht mehr wie früher vorzugsweise zur herstellung der wappenbilder verwendung fand. damit widerspricht sich Seyler selbst.

Das wäre ja nun, da jene erste behauptung des beweises für die zeit Konrads entbehrt, schliefslich nicht so schlimm, wenn die neue nur nicht ebenso unbegründet wäre! aber ich gesteh, dass ich nicht einsehen kann, auf welchem wege Seyler zu ihr gelangt ist, denn den unterschied welchen er construiert, hat er doch aus der luft gegriffen! wer bürgt denn dafür, dass der dichter ihm stets aus nebenumständen klar machen werde, hier handle es sich um einen würklichen hermelinpelz und dort nicht? man vergleiche einmal seine beiden musterbeispiele, deren zweitem überdies kein ähnliches an die seite zu stellen ist:

Troj. 31792: *von sînem wâpenkleide*
erlûhte ein harmblanker schîn
und was gesniten schône drîn
von schînâte ein swarzer wider.

Turn. 594: *blanc unde rôt schâchzabeleht*
wart sîn glanzer schilt gesehen.

ein ort lie sich dar inne spehen,
daz was mitalle wîz hermîn,
dar ûz diu kleinen zegellîn
des hermelînes lûhten,
600 *diu swarz geverwet dûhten*
sam ein schînât unde ein kol,
und ûf daz ort gesprenget wol
beide wider unde für.

Jeder wird zugeben, dass im ersten falle kein würkliches hermelinwappen beschrieben und im zweiten der hermelinpelz als heroldsbild deutlich erkennbar ist. aber was hat Seyler damit bewiesen? angenommen, aus irgend einem grunde wäre das ort rein weifs gewesen: dann würden die verse 598—603 wahrscheinlich einfach fehlen, Seyler aber müste, weil der dichter nicht ausdrücklich hinzufügt, dass er einen würklichen hermelinpelz meint, *wîz hermîn* für einen kunstausdruck erklären.

Ich lehne also seine hypothese als unbegründet ab und will, bevor ich den gegenbeweis antrete, nur noch bemerken, dass die weifsen, schwarzen und roten bestandteile des wappenschmucks keineswegs so oft durch *hermîn*, *zobel* oder *kelen* bezeichnet sind, wie es erforderlich wäre, um Seylers ansicht dadurch zu rechtfertigen. sieht man nämlich vom Turnei ab, so kommen die drei farben auf 33 schilden vor, unter diesen sind nur 8 die Konrad mit nennung von pelzwerk blasoniert. bei heranziehung des Turnei wird das verhältnis allerdings ungünstiger, es verschiebt sich auf 47 : 19 (vgl. zur controlle den anhang), aber diese erhöhung ist durch besondere umstände bedingt, die im vierten abschnitt dieser arbeit entwickelt werden sollen, und wird dann nicht weiter befremden.

Welche gründe lassen sich nun für die entgegengesetzte auffassung geltend machen?

Sehr häufig beschreibt Konrad wappenkleider aus sammt und seide, und auch auf den schilden kommen diese stoffe vor. aber niemals verwendet er bei der angabe ihrer farbe die ausdrücke *hermîn, zobel* oder *kelen*, was doch zu erwarten stünde, wenn diese worte für ihn lediglich kunstausdrücke zur farbenbezeichnung wären.

Seyler erinnert selbst daran, dass auch *von golde* eigentlich eine stoffbezeichnung sei (Gesch. d. heraldik s. 125b), da man

goldstücke zur herstellung der schildfarbe benutzt habe. aber Konrad gebraucht sie, wie aus der blasonierung eines schildes im Trojanerkrieg hervorgeht, wenigstens teilweise zur farbenbezeichnung:

12014: *mit rîcher koste lône*
was ein wildez eberswîn
von golde rôt gemâlet drîn.

Ein solches beispiel fehlt für *hermîn, zobel, kelen* durchaus. Die ausdrücke

Troj. 11992: *von zobele swarz reht als ein bech*
31525: *von zobele swerzer denne ein brant*
11996: *von hermelîne ein wîzer swan*

entsprechen genau anderen, in welchen unzweifelhafte stoffbezeichnungen vorkommen:

Troj. 25780: *von purpur swarz reht als ein kol*
33390: *ûz pheller swarz reht als ein bech*
33392: *dar ûz vil manic rêchboc*
erlûhte von samîte blanc.

Die worte *swarz* und *von zobele, wîz* und *mit hermîne* treten getrennt, in verschiedenen sätzen, auf, so dass an der bezeichnung eines stoffes kein zweifel sein kann:

Turn. 178: *dar ûz vil schône erlûhte*
vil manic swarzer steinboc,
der ûf deck unde ûf wâpenroc
von zobele schône was geleit.

Turn. 434: *den schilt den fuort er unde truoc*
verdecket mit hermîne,
dar ûz in liehtem schîne
ein glanzer adelar sich bôt,
der was von liehten kelen rôt,
und schein daz velt wîz als ein snê.

Zuweilen wird ausdrücklich angegeben, dass zur herstellung der wappenkleider pelz verwant ist:

Troj. 32738: *der fuorte ein blankez wâfenkleit*
gesniten von hermîne vrisch
3824: *von zobele wârens und ûz keln*
gesniten weggeht under ein.

Ich glaube, dass diese beispiele genügen werden; doch will ich noch einige belege aus den werken von Konrads zeitgenossen anführen. Ulrich von Lichtenstein beschreibt im Frauendienst den schild des grafen Meinhard von Görz:

171, 5: *gehalbirt nâch dem swert zetal.*
daz ober teil daz was gemâl
reht als ein lieht saphîre plâ:
dar ûf sô was geslagen dâ
Von golde ein leu gekrœnet wol:
10 *des krôn was edeler steine vol.*
daz nider teil gab sölhen schîn,
von kelen rôt, wîz von hermelîn,
ze aht stucken meisterlîch gesniten.
der meister het ouch niht vermiten,
15 *er het mit porten hie unt dâ*
wol ûz genomen rôt wiz golt plâ.

Als der dichter pfingsten 1227 zum turnier nach *Niwenburc* reitet, erzählt er von seinem eignen schilde:

296, 14: *der was vil wîz von härmîn:*
dar durch von swarzem zobel gar
wârn gesniten vil wol zwô bâr,
dar ûf ein buckel meisterlîch:
diu buckel was vil koste rîch.

In des Pleiers Garel heifst es vom wappenrock des helden:

8513: *sîn wâpenroc was lieht gevar*
von wîzen sîden kostlîch.
von swarzem zobel zwei pantel rîch
wâren dar în gesniten.

19150: *einen marschalc man komen sach*
mit einer banier snêwîz.
dar inne mit kostlîchem vlîz
von zobel ein pantel was gesniten.

Schliefslich möchte ich noch einem einwand, der mir gemacht werden könnte, begegnen. im Trojanerkrieg 31660 ff beschreibt der dichter den schild des königs Ascalafus:

Ascalafus für sîne brust
het einen schilt gedrücket,
der was in driu gestücket
und hete drîer hande schîn.

die wunneclichen varwe sîn
65 *wil ich mit rede niht verhelen.*
sîn ober teil was rôt von kelen,
daz under swarz von zobele schein
und lac enmitten bî den zwein
ein strich, der was gar wîz hermîn.
70 *ûf disen velden allen drîn*
von golde swebte ein adelar,
der schein dar ûz vil liehtgevar
und stuont dâ wunneclîche alsus.

Dass der ausdruck *varwe* meiner auffassung nicht widerspricht, ergibt sich aus seiner bedeutung. er bezeichnet nicht nur die einzelnen farben, sondern auch den dadurch bedingten glanz und schmuck, und gerade insofern jene durch kostbare pelze erzeugt werden, ist dieser *wunneclîch.* gröfsere schwierigkeiten könnte die anbringung des goldnen adlers verursachen. denn dass dieser mit goldfarbe aufgetragen und das pelzwerk rings herum ausgeschnitten sei, ist deshalb nicht recht annehmbar, weil dadurch das wappenbild entgegen seinem zwecke nicht aus dem grunde hervorteten, sondern hinter denselben zurückweichen würde. dann sind noch zwei möglichkeiten vorhanden: entweder war das bild aus holz oder einem andern stoff hergestellt und mit goldfarbe oder stickerei mit goldfäden überzogen, oder es bestand aus goldblech. das letzte ist mir am wahrscheinlichsten. denn mag man immerhin in würklichkeit ihrer kostbarkeit wegen keine derartigen figuren auf kampfschilden getragen haben, der satz, dass der mittelhochdeutsche dichter die helden im costüm seiner zeit vorführt, will doch nur besagen, dass er sie ohne historisches verständnis schildert, nicht, dass er vor der steigerung der pracht über die würklichkeit hinaus zurückscheue. auch sonst tragen Konrads helden gold an ihrer rüstung:

Troj. 32566: *für stahel fuorte er unde truoc*
golt unde lûter silber an.

30942: *er fuorte halsperc unde hosen*
durslagen rôt von golde.

und unwiderleglich scheint mir meine ansicht, dass der ausdruck *von golde* bei Konrads wappenbeschreibungen nicht nur 'mit goldfarbe bemalt', sondern auch zuweilen 'aus goldblech hergestellt'

bedeute, durch die beschreibung von Agamemnons schilde bewiesen zu werden:

Troj. 33818: *bedecket was sîn grüener schilt*
mit smaragden grasevar,
20 *dar ûz erlûhte ein adelar,*
der gap der heide rôten schîn.
von golde lieht ûz Arabîn
was er in daz gesteine
mit houbetlisten reine
25 *gevelzet harte schône.*

Die stelle ist auch deshalb wichtig, weil sie lehrt, wie die angaben Konrads über die verwendung von edelsteinen aufzufassen sind. die uns erhaltenen mittelalterlichen kampfschilde (vgl. die beschreibungen bei Seyler s. 91 ff) zeigen, dass sie zur herstellung der augen, zur ausschmückung der kronen tatsächlich gebraucht wurden, bei Konrad muss man sich die ganzen figuren oder das wappenfeld aus ihnen zusammengesetzt denken.

Aber, könnte hier schliefslich noch jemand einwenden, darin bestand eben die heroldssprache, und so weit war sie damals schon durchgebildet, dass Konrad mit diesen und ähnlichen ausdrücken ruhig arbeiten durfte; mochte er noch so deutlich seinen schildgrund mit edelsteinen besetzen und den goldenen adler hineinlegen, jeder leser wuste, dass er hier nur die geblümte rede des herolds vor sich habe und diese in kahle farben übertragen, sich einen grün und gelb bemalten schild vorstellen müsse. zur widerlegung dieser ansicht will ich einige verse aus dem Trojanerkrieg und Turnei anführen:

Troj. 3973: *ab den schilten manic spân*
wart geströuwet ûf die wisen,
dar ûz erwelte steine risen
und edel golt durliuhtic rôt.
3990: *doch wart von golde manic blech*
an der bluomen stat gesat.
12748: *auch viel dâ manic rîlich spân*
von ir schilten ûf daz gras,
daz bedecket schône was
mit golde und mit gesteine.
33145: *die valten bî den zîten*
vil glanzer margarîten

dâ nider ûf den grüenen plân.
si schrieten abe dâ mangen spân,
der von gesteine truoc ein tach.

Turn. 798: *golt und gesteine rîsen*
begonde nider ûf den plân.

Die beispiele lassen sich mehren. bei der beschreibung der kämpfe kann Konrad schlechterdings nicht mehr in heraldischer sprache reden; es ist unzweifelhaft, dass er seinen lesern würklich mit edelsteinen und gold gezierte schilde vorführen wollte. die verkennung dieser tatsache durch Seyler ist um so auffallender, als sich in der von ihm benutzten reimchronik Ottokars von Steier ein bündiger beweis dafür findet, dass genau so kostbare schilde, wie sie Konrad beschreibt, dem mittelalterlichen leben nicht unbekannt waren:

69217: *vor dem kunic man truoc*
ein swert unde einen schilt —
ein armen kunic hiet bevilt
20 *der koste, der der schilt phlac.*
der wîz leô der darûf lac,
der was breit unde lanc
von ûzerwelten berlîn blanc,
und daz die nagel solden sîn,
25 *daz wâren vier rubîn,*
die glesten gegen der sunnen
vor rœte, als si brunnen.
dô was daz velt rôt,
als der kunic gebôt
30 *und als er ez haben wolde,*
von lûterm, fînem golde;
darinne lâgen edelsteine
grôz unde kleine,
die wâren sô tiwer,
35 *swem der kunic gehiwer*
het geben schilt unde swert,
drîer tûsent marc wert
hiet er in gewert wol,
sô man die wârheit reden sol.

Aus den dreifsiger jahren des 13 jh.s will ich das zeugnis

des Reinbot von Durne anführen, der den schild des heiligen Georg erwähnt:

1683: *ein rôtez kriuz dâ für gie,*
daz des schiltes ort bevie:
daz kriuze was wol spanne breit,
zwei hundert rubîn drîn geleit,
ieglîcher als ein halbez ei.

Endlich ein beispiel aus dem Wigamur:

2107: *in der mytt was ain helffant*
erhaben von edelm gestain,
der was auch vil rain,
und darzů von gymme.

Besafs demnach Konrad keineswegs eine ausgebildete heraldische kunstsprache in dem sinne, dass den ausdrücken übertragene bedeutung zukam, so lässt sich ebensowenig eine heraldische terminologie mit stereotypen bezeichnungen für ihn construieren. die versuche welche Ganz in der Geschichte der heraldischen kunst in der Schweiz, Frauenfeld 1899, s. 169 in dieser richtung macht, sind durchaus abzulehnen; ein beispiel möge dies zeigen. für drei bestimmte teilungen des schildes soll Konrad nach Ganz folgende 'stereotype' ausdrücke gebrauchen:

geviertteilt: *gevieret*
gespalten: *gehalbieret*
geteilt: *geteilet.*

Nun beschreibt Konrad insgesamt sechs solcher schilde; davon ist einer geviertteilt (Turn. 543 ff), zwei sind gespalten (Schwanr. 906 ff bzw. Turn. 396 ff, Troj. 36120 ff), drei geteilt, und zwar zwei einmal (Engelh. 2504 ff, Troj. 32720 ff) und einer zweimal (Troj. 31660 ff). zur bezeichnung dessen kommen vor:

geviertteilt: *gevieret, vier stücke, in den velden.*
gespalten: *von zweier varwe stücken, sîn halbez teil, daz ander stücke;*
halb silberwîz und halber golt,
in dem guldînen velde, daz silberwîze teil.
geteilt: *geteilet, oben, unden, in dem blâwen velde, in dem golde;*
gel und blâ, daz under teil, daz ober;
in driu gestücket, daz ober teil, daz under, enmitten ein strich.

gehalbieret kommt also überhaupt nicht vor, *geteilet* bei drei schilden nur einmal, gleichbedeutend damit wird *gestücket* gebraucht; anderseits erscheint *stücke* im gespaltenen und geviertteilten schilde, *teil* im gespaltenen. damit richten sich die constructionen von Ganz selbst.

III.

Die verwendung historischer wappen aufser im Schwanritter und Turnei ist bis jetzt für Konrad nicht nachgewiesen; die in den beiden gedichten zutage tretende wappenkenntnis läfst sich nicht auf berufsmäfsige heroldstätigkeit zurückführen.

Die beschäftigung mit Konrads werken reicht vollkommen aus, um die art seiner wappenbeschreibungen als im wesen des dichters begründet zu erkennen, um die meisterschaft der schilderung nicht erstaunlich zu finden, um festzustellen, in welchem sinne er seine ausdrücke gedeutet wissen will. schwieriger ist es, in den umfang seiner wappenkenntnis und das mafs der benutzung historischer wappen einen genügenden einblick zu gewinnen; denn hier kann sich das urteil nicht allein auf das gründen was seine dichtungen überliefern, sondern muss auf das gesamte, lückenhaft überkommene und in seinen resten schwer zugängliche heraldische material seiner zeit rücksicht nehmen. dabei sind tausend möglichkeiten tür und tor geöffnet, und niemand wird mit sicherheit zu einer abschliefsenden formulierung schreiten wollen, da jeder tag neue entdeckungen bringen kann, die ihn nötigen, seine bisherige ansicht umzustofsen oder zu modificieren.

Seyler schiebt, entsprechend seiner grundanschauung, Konrad eine möglichst weitgehende benutzung historischer wappen zu, er findet übereinstimmungen zwischen seinen angaben und dem uns überlieferten material im Engelhard, Partonopier und Trojanerkrieg auch dort, wo sie nicht wie bei den wappen des römischen kaisers und des königs von Frankreich durch die sache geboten waren.

Auf s. 142 a bildet er das wappen des Regensburger geschlechtes auf der alten Muncz ab, zwei klimmende löwen mit gemeinsamem gekrönten haupte, also ein sehr charakteristisches bild. er findet es im oberen felde des wappens wider, das Konrad im Engelhard dem Benivel zuteilt. das citat lautet:

2510: *dâ wider zwêne lewen blâ*
in dem golde lâgen die
und hœten beide ein houbet hie
daz für sich zorneclichen sach.

Dem zeugnis mangelt indessen die beweiskraft, da der wortlaut der stelle strittig ist. Haupt hatte im text der ersten ausgabe der überlieferung gemäfs

2512: *und hœten beide ein houbet ie,*

in den anmerkungen aber bemerkte er zu 2512: für *ie* ist mit Lachmann *hie* zu schreiben. der herausgeber der zweiten auflage, Eugen Joseph, änderte den text folgendermafsen:

2510: *dâ wider zwêne lewen blâ*
in dem golde lâgen hie
und hœten beide ein houbet ie
daz für sich zorneclichen sach.

Welche gründe Joseph zu der änderung bewogen haben, ist mir unbekannt, triftig werden sie gewesen sein, sonst würde er sich kaum in widerspruch zu der autorität Lachmanns und Haupts gesetzt haben. die lesart Josephs schliefst aber die auffassung Seylers aus; mir scheinen auch aus ästhetischen gründen zwei klimmende löwen mit gemeinsamem haupte, wie die abbildung in Seylers buche an der citierten stelle sie zeigt, im oberen teil des schildes nicht unbedenklich.

Im Partonopier beschreibt Konrad das wappenkleid des heidnischen herzogs Markabre folgendermafsen:

20570: *ein wâpenkleit von lâsûr vîn*
fuorte an im dô Markabrê,
dâ striche wîz alsam ein snê
giengen durch ein wênic breit,
ûf die mit vlîze wart geleit
75 *vil heidenischer buochstaben.*
die sach man eine varwe haben:
diu schein alsam ein rôse rôt.

Seyler weist dem gegenüber (Gesch. d. heraldik s. 531 a) auf das wappen des Abu Abdallah Mohammed ibn nacr von Granada, des erbauers der Alhambra, hin, der in silber einen blauen rechtsschrägbalken mit goldener inschrift führte. damit glaubt er Konrads angaben historisch belegt zu haben, ja er geht noch weiter und folgert (Gesch. d. heraldik s. 533 b), dass

Konrad dies wappen gesehen haben müsse, da er es vollständig correct beschreibe! ich muss gestehn, dass ich diese auffassung von correctheit nicht teile; mit einer solchen methode werden sich wol alle in der mittelhochdeutschen litteratur vorkommenden wappen historisch belegen lassen. man beachte, dass die farben blau und weifs umgekehrt und dass an die stelle der goldenen rosenrote buchstaben getreten sind! ich vermag die vermutung nicht von der hand zu weisen, dass es sich bei dem ganzen fall nur um eine erfindung des dichters handelt, aus welcher sich gar keine schlüsse ziehen lassen, und dass die roten heidnischen buchstaben einfach den goldenen entsprechen, welche in einer grünen leiste die pferdedecke Engelhards zieren:

2548: *dem rosse gienc al über den grât*
von dem houpte hin ze tal
ein grüeniu lîste niht ze smal:
dâ wâren în von golde,
als man si wünschen solde,
geweben dise buochstaben,
'friunt, got lâze dich behaben
heil und ganzer sælden kraft
ûf minne unde ûf ritterschaft'.

Zwingend kann freilich eine solche analogie ihrer natur nach nicht sein, und ist einerseits die behauptung Seylers, dass wir in Markabres kleide das wappen des Abu Abdallah Mohammed ibn nacr vor uns sähen, durchaus abzulehnen, so muss anderseits doch die frage gestellt werden, ob Konrads angaben nicht insofern einen fortschritt bedeuten, als er die eigentümlichkeit der heidnischen wappen richtig erkannt hat und seine beschreibung das erste aufblitzen eines historischen verständnisses bedeutet. aber auch diese annahme, so verlockend sie ist, scheint mir nicht haltbar. denn soviele heidnische wappen er sonst noch beschreibt, unterscheidet er sie doch in keiner weise von denen der christen, wie diese führen die heiden eber, adler und frauenbilder auf den schilden. als beispiele mögen aus dem Partonopier Sornagiur, der sultan von Persien, der heidenkönig Margalis, der könig von Marokko und ritter Luf dienen:

5150: *der schilt mit silber was beleit,*
der im ze schirme wart gegeben.

dâ was von spæhen wînreben
erhaben ûf ein grüenez dach,
durch daz man schône glîzen sach
55 *daz silber unden von dem brete.*
enmitten ûf diu löuber hete
ein wilder grîfe sich zertân;
der was von golde, als ich ez hân
vernomen an der âventiur.

13550: *vil hôher koste was geleit*
an sînen blâwen niuwen schilt.
gesteines gnuoc, des mich bevilt,
was drûf geströuwet obene.
ein bilde wol ze lobene,
55 *gestalt nâch einer frouwen,*
lie sich nâch golde schouwen
in dem velde lâsûrvar.

14486: *reht als ein ringelbluome*
deck unde kursît wâren gel,
dâ grüene schîben sinewel
stuonden ûfe sam ein gras.
90 *in der iegelichen was*
ein adelar von silber wîz.

15838: *er fuorte in eime velde blâ*
von golde ein wildez eberswîn,
40 *daz eine krône silberîn*
truoc vil wol gereinet,
diu schône was gesteinet
mit smaragden grüene.

20534: *sîn decke und ouch sîn wâpenroc*
wâren beidiu wîz hermîn.
von rôten kelen was dar în
gesniten manec adelar.

Diese beschreibungen, denen die in den übrigen werken ihrem wesen nach durchaus entsprechen, wären unmöglich, wenn Konrad eine genaue anschauung von der art der heidnischen wappen besessen hätte.

Auch aus der gesamten übrigen mittelhochdeutschen litteratur weiſs ich keine beschreibung eines heidnischen wappens zu nennen, welche der von Seyler angeführten an die seite zu stellen wäre.

allerdings unterscheiden die dichter hin und wider die heidnischen wappenzeichen von denen der christen, aber dann entspringen diese unterscheidungen niemals aus einer kenntnis der würklichen verhältnisse, sondern aus reflexionen. in dreifacher weise wird dabei argumentiert. die heiden beten götzen an, daher tragen sie götzenbilder auf fahnen und schilden. schon auf der ersten fahne die es in der welt gab, hatte Pharao seinen abgott anbringen lassen (Enikels Weltchronik 8175 ff), und es führen später die heiden vor Akkirs Jupiter, Jovem, Mars und Venus (Landgraf Ludwigs kreuzfahrt 1346 ff); Eliphat, Pharos (Ulrichs von Eschenbach Alexander 13167 ff) und ein alter heide (Wilhelm von Wenden 4640 ff) Jupiter; Enos und Kanaen (Ulrichs von Eschenbach Alexander 13367 ff) Juno; Targis (Rolandslied 4683 ff) Apollo; die bürger von Theben (Ulrichs von Eschenbach Alexander 3541 ff) Pallas; die 10 000 unsterblichen (Ulrichs von Eschenbach Alexander 6179 ff) Venus; der sultan von Persien (Reinfrid 17082 ff) Venus mit der fackel; Nöupatris (Wolframs Willehalm 24,2 ff), Sabillus (Jüngerer Titurel 3980 ff) und 200 ritter bei Darius (Ulrichs von Eschenbach Alexander 6201 ff) Amor; Mazeus (Ulrichs von Eschenbach Alexander 11862 ff) Bel; Terramer wie einst schon Baligan bei Runzeval (Wolframs Willehalm 441,1 ff), Ackrin und Gloromatis (Jüngerer Titurel 4132 ff, 3646 ff) Kahun reitend auf einem greifen; Saladin (Landgraf Ludwigs kreuzfahrt 1366 ff) Machmet; Karrioz (Wigalois 169,8 ff) Machmet auf einer säule; Baligaim (Karlmeinet A 478) Machmet und Dervagand.

Die heiden beten aber auch zu sonne, mond und sternen und wählen deshalb die himmelskörper zu ihren zeichen. so verhalten sich der riese Mentwin (Orendel 1206 ff), Ipomedon, Pompejus und Leofax (Jüngerer Titurel 3057 ff, 4028 ff, 4181 ff), Jechonias (Apollonius 6306 ff), Jorye (Wilhelm von Österreich 7726 ff), der zwergkönig Walberan (Walberan 809 ff), und die schöne heidin Arabel schmückt wenigstens gewand und zelt entsprechend (Ulrichs von dem Türlin Willehalm ccxv 14; ccxxv 6). in den von Seyler s. 159 b angezogenen stellen sind mond und sterne nicht symbole, sondern nach Apokalypse 12,1 attribute der Gottesmutter; wie sie auf den schilden der heiden verwant werden, gebrauchen die dichter sie meines wissens auf denen der christen nicht (vgl. darüber A. Salzer Sinnbilder und beiworte Mariens in der deutschen litteratur und lateinischen hymnenpoesie des mittelalters).

Endlich wohnen die heiden in fernen ländern mit fremdem klima, fremder fauna und flora; indem sie die tiere ihrer heimat, über die man beliebig fabeln konnte, auf den schild schlagen, werden zu ihren abzeichen *seltsœne wunder*, wie der dichter des Jüngeren Titurel (844) sagt. Paligan (Rolandslied 8123 ff), Killicrates und Daries (Jüngerer Titurel 3548 ff, 3212 ff), Baligaim, Ambrosie (Karlmeinet A 477 b, 64 ff, A 479 b, 42), Abacuc (Apollonius 7601 ff) tragen den drachen, Taliarcus (Apollonius 459 ff) das drachenhaupt, Feirefiz (Parzival 741,1 ff) und Poydjus (Wolframs Willehalm 379,24 ff) das ecidemon, Varuch (Krone 18106 ff) den elefanten, Ladibodantz (Jüngerer Titurel 3929 ff) den basilisken, Rabellitor (Jüngerer Titurel 3832 ff) das krokodil, Remon (Ulrichs von Eschenbach Alexander 13635 ff) den tiger, Ejectal (Apollonius 3956 ff) das kamel, Ciprian (Apollonius 5983 ff) einen seltsamen fremden vogel. im wesen dieser wappen ligt es begründet, dass sie den heiden nicht so ausschliefslich wie die der beiden andern gruppen zugeschrieben werden. namentlich gilt das vom drachen, den im Rolandsliede der paladin des kaisers selbst auf der brust trägt.

Ich nehme nach dieser abschweifung den faden der beweisführung wider auf. die herzöge von Braunschweig-Lüneburg führten auf dem schilde einen blauen löwen in gold, Konrad teilt im Trojanerkrieg eben dies wappen dem Margariton zu:

31704: *sîn schilt der was von golde,*
den rîlich kost verdahte.
ein blâwer löuwe strahte
dar inne von lâsûre fîn.

daraus folgert nun Seyler (Gesch. d. heraldik s. 248 a anm.), Konrad habe die abzeichen der herzöge von Braunschweig-Lüneburg gekannt und hier benutzt. bei der häufigen verwendung, welche gerade der löwe als wappentier findet, ist dieser schluss mehr als kühn. im Trojanerkrieg erscheint der könig der tiere noch fünfmal (12084 ff. 25952 ff. 30040 ff. 33088 ff. 35530 ff) in anderen farbenzusammenstellungen: weifs in grün, rot in grün, rot in gold, blau in grün, grün in rot. ein sechstes mal (36120 ff) ist er wie oben blau in gold gezeichnet, füllt aber nur die eine hälfte des gespaltenen schildes, die andere zeigt in weifs drei schwarze striche. bevor nicht nachgewiesen ist, dass Konrad in allen diesen fällen historischen vorbildern gefolgt ist, muss

die farbenzusammenstellung blau in gold im ungeteilten schilde als rein zufällig angesehen werden.

Dann kommt ein wappen in Betracht, das der könig Protheselaus von Notaria trägt (Trojanerkrieg 25352 ff):

von sîden wunneclich gevar
sîn wâpencleit gebriten was;
55 *ez schein noch grüener denne ein gras*
in einem niuwen glanze vrisch.
von golde was vil manic visch
dar ûf geströuwet âne trüge,
der hete vetech, als er flüge,
60 *und wâren die von silber wîz.*

Dasselbe bild weist Seyler auf schild und helm der herren von Lobdeburg nach, eines dynastengeschlechtes aus der nähe von Jena (Gesch. d. heraldik s. 270 b). aber es ist nicht dessen ursprüngliches wappen, sondern erst 1287, im todesjahr Konrads, zum ersten mal auf einem siegel nachzuweisen; die tincturen konnt ich leider nicht ermitteln. ohne sie bleibt auch dieses beispiel unsicher; wie wenig man aus ihm schlüsse ziehen kann, beweist deutlich der letzte fall, den ich hier zu besprechen habe.

Das siegel eines grafen von Botenlauben zeigt auf dem helme einen hut, durch dessen krempen zwei oben mit pfauenfedern geschmückte stangen gehen. Seyler behauptet (Gesch. d. heraldik s. 124 a. b), dies kleinod habe Konrad von Würzburg vorgeschwebt, als er im Trojanerkrieg den helmschmuck des pfalzgrafen Anthilion folgendermaſsen schilderte:

33078: *ein huot mit silber überleit*
swebt ûf dem glanzen helme sîn.
80 *zwô stangen phâwenvederîn*
mit einem rôten samît edel
bewunden ûf biz an den wedel
die sach man haften unde kleben
an dem rîlichen huote eneben,
85 *sam si gewahsen wæren dran.*

Nun vergleiche man den helmschmuck des grafen von Kasteln in der Züricher wappenrolle nr 41; bis auf die tincturen, die wir bei dem helmschmuck des grafen von Botenlauben auch nicht kennen, passt Konrads beschreibung genau ebenso auf ihn.

daraus folgt, dass die benutzung des kleinods der grafen von Botenlauben für Konrad nicht in anspruch genommen werden darf.

Die kritik von Seylers angaben führt also zu dem ergebnis, dass sich im Engelhard, Partonopier und Trojanerkrieg die benutzung historischer wappen abgesehen von denen des deutschen kaisers und des königs von Frankreich nicht nachweisen lässt. unter benutzung versteh ich dabei die getreue und bewuste copie von dem wappen eines bestimmten geschlechtes, nicht etwa unbewust würkende reminiscenzen, die bei vielen mittelhochdeutschen dichtern vorauszusetzen sind und an die Seyler auch nicht denkt. gerade im Trojanerkrieg, für den er die vielfache benutzung historischer wappen ausdrücklich behauptet, machen mir die mühsam zusammengesuchten tiere, meist ohne anderes charakteristisches beizeichen als höchstens eine krone in einfach bunte felder gestellt, ganz den eindruck von selbstschöpfungen des dichters, bei deren erfindung er sich in der regel nicht allzuviel mühe gegeben hat.

In dieser ansicht bestärkt mich folgende beobachtung. Konrad beschreibt ausführlich den schild des Patroklus (Trojanerkrieg 30892 ff), auf dem ein roter greif in gold abgebildet ist, wenige zeilen später erscheint derselbe rote greif auf der pferdedecke, aber jetzt in grün; ein bloſser misgriff im wort ist ausgeschlossen, da die beschreibung der farbe jedes mal mehrere verse füllt. unmöglich kann diese zusammenstellung in würklichkeit existiert haben; wirft aber Konrad seine beschreibungen mit derartiger sorglosigkeit hin, so seh ich keinen grund ein, bei den übrigen wappenbildern nach historischen belegen zu suchen. auch sonst treten gelegentlich spuren hervor, dass der dichter, abgesehen von der kunstvollen beschreibung, den wappen keine groſse aufmerksamkeit widmet. Hektor führt zuerst die sirene (3728 ff), Agamemnon und ebenso Menelaus einen schwarzen hirsch (25742 ff), nachher trägt Hektor einen roten löwen (25952 ff), Agamemnon einen goldenen adler in grün (33812 ff), Menelaus einen grünen adler in gold (34594 ff).

Ich wende mich nun zum Schwanritter und Turnei, die ich bisher unberücksichtigt gelassen habe. für den Schwanritter liegen die verhältnisse, nachdem Blöte (Zs. f. d. a. 42, 1—53, namentlich 45 ff) hier klarheit geschaffen hat, ziemlich einfach. der dichter erwähnt fünf wappen: die der herzöge von Sachsen,

der grafen von Rineck, der herzöge von Brabant, der grafen von Cleve und der grafen von Geldern. den herzögen von Brabant teilt er den schwan auf grund der sage zu, den grafen von Cleve und von Geldern aus genealogischen rücksichten, aber in allen drei fällen stimmen seine angaben nicht mit der würklichkeit überein, er beschreibt hier also keine historischen wappen. das zeichen der grafen von Rineck hatte Konrad von seiner heimat Würzburg her im gedächtnis, ihr name wurde nur um dessen willen in die erzählung verflochten. der herzog von Sachsen war der gegner des schwanritters im zweikampf, die angabe seines wappens konnte deshalb nicht umgangen werden. ob Konrad es bereits kannte oder sich jetzt erst danach erkundigte, bleibt eine offene frage; der fehler in den farben ist für den einen wie für den andern fall gleich leicht verständlich. besondere wappenkenntnis verrät der Schwanritter nach alle dem auf keinen fall, und ein schluss auf berufsmäſsige heroldstätigkeit des dichters lässt sich aus ihm nicht ziehen.

Der rest meiner untersuchungen soll hauptsächlich dem Turnei von Nantheiz gewidmet sein, jenem merkwürdigen gedicht, dessen probleme immer wider zu neuen vermutungen anregen.

Seyler benutzt die beschreibungen Konrads im Turnei, um auf grund ihrer eine grenze zu ziehen, über die hinaus sich die wappenkenntnis des dichters nicht erstreckt habe, innerhalb der grenzen aber soll er sie, wie aus der genauen beschreibung aller einzelheiten hervorgehe, durch autopsie erworben haben (Gesch. d. heraldik s. 533 b). gegen diese behauptung ist zunächst einzuwenden, dass Konrad im Turnei gerade die wappen solcher fürsten beschreibt, die seinem interessenkreise ferner standen, während die wappen der groſsen süddeutschen geschlechter unter denen er lebte, unberücksichtigt bleiben, auch das wappen von Böhmen findet keine erwähnung, obwol es ihm nicht unbekannt war:

Sprüche (nr XXXII)

316 *dem adelarn von Rôme werdeclichen ist gelungen,*
328 *sich muoste ein löuwe ûz Bêhein under sîne klâwen smiegen.*

Daraus folgt, dass die angaben im Turnei keine gewähr für den umfang der wappenkenntnis bieten, die Konrad durch autopsie erworben hatte.

Die grafen von Cleve führten nicht, wie Konrad angibt, einen roten herzschild in weiſs (Turnei 516 ff), sondern einen weiſsen herzschild in rot (Blöte Zs. 42, 45), das zeichen der herzöge von Bretagne war gelb und blau (Ganz s. 169 anm.), nicht weiſs und rot geschacht (Turnei 594 ff). auch das wappen von England scheint mir mit drei roten leoparden in gold nicht richtig blasoniert zu sein (Turnei 302 ff). Seyler hat, Konrad von Würzburg folgend, diese tincturen allerdings angenommen und erklärt die drei goldenen leoparden in rot kaiser Ottos IV für das widerwappen, die zwei der herzöge von Braunschweig für das verminderte widerwappen von England (Gesch. d. heraldik s. 247 a); aber gewichtige gründe sprechen gegen diese auffassung. auf einem becken das Johann ohne land 1203 Otto IV schenkte, erscheinen drei goldene leoparden in rot (HGrote Geschichte der welfischen stammwappen, Leipzig 1863, s. 323), sie führte auch der Hohenstaufe Heinrich, der sohn der englischen Isabella, im schilde (Gesch. der heraldik s. 274 b), und ebenso beschreiben das englische wappen Matthäus Parisiensis und die Glover-rolle (vgl. Anthony von Siegenfeld Das landeswappen der Steiermark, Graz 1900, s. 100; Matthäus Parisiensis: *scutum de gules, leones aurei*. Glover-rolle: *le roy d'Angleterre porte goules trois lupards d'or*). andere zeugnisse vermochte ich mit dem zu meiner verfügung stehenden material nicht beizubringen, aber die angeführten scheinen mir auch ausreichend, um drei goldene leoparden in rot für England zu sichern. Konrad hat also auch hier die farben vertauscht; mag man ein solches misverständnis bei den wappen von Cleve und Bretagne noch entschuldigen, bei dem von England, dessen könig im mittelpuncte des ganzen Turnei steht, darf man nicht so leicht darüber hinweggehn. ein besonderer umstand macht den fehler noch auffallender. auch in der Züricher wappenrolle nr 9 erscheint ein schild mit drei roten leoparden in gold, und nach einer anmerkung des herausgebers sprechen starke gründe für die annahme, dass damit das englische wappen gemeint sei. die Züricher rolle kann aber nicht auf Konrads angaben zurückgehn; denn die im Turnei beschriebenen schilde finden sich in ihr nur zum geringen teil wider, und sowol das spanische als auch das braunschweigische wappen, welche Konrad richtig beschreibt, sind mit ganz andern farben dargestellt. bei jenem erscheinen in der Züricher rolle nr 2 im ersten

und vierten felde je ein schwarzer löwe in gold, im zweiten zwei rote türme und im vierten ein solcher in weifs, dieses zeigt unter nr 84 einen roten löwen in weifs und den ganzen schild überlegt mit sechs blauen querbalken. Konrad beschreibt die beiden wappen dagegen folgendermafsen:

548: *ûf sîme schilte erlûhten*
vier stücke, als im daz reht gebôt,
50 *zwei wâren wîz, zwei wâren rôt,*
und liezen sich da melden.
in den zwein rôten velden
geleit alsam ein lieht rubîn
zwô bürge wâren güldîn,
55 *dô sach man ûz den wîzen*
dâ zwêne löuwen glîzen,
die lûhten swarz reht als ein brant.

990. *dâ gap ouch liehtebœren schîn*
von Brûnswîc des herren schilt,
dâ zwêne löuwen ûf gezilt
von golde wâren in ein velt,
dar an vil hôher koste gelt
95 *von rôten kelen was erkant.*

Daher ist der verdacht nicht von der hand zu weisen, dass beide, Konrad und die Züricher rolle, ihre ungenaue kenntnis des englischen wappens aus einer und derselben in der Nordschweiz verbreiteten tradition geschöpft haben. dies ergebnis ist aber so wichtig, weil es einen rückschluss auf den weg gestattet, auf welchem Konrad überhaupt zu seiner kenntnis der historischen wappen, um die es sich im Turnei handelt, gelangt ist: nicht durch autopsie.

Unter diesem gesichtspunct wird ein scheinbar nebensächliches versehen von bedeutung, das Konrad bei der beschreibung des brandenburgischen wappens untergelaufen ist. als das zeichen des markgrafen erscheint Turnei 434 ff richtig ein roter adler in weifs, 986 ff aber ein weifser adler in rot. dieses versehen lässt sich meiner ansicht nach nur dann erklären, wenn man annimmt, Konrad habe bei der abfassung des Turnei das brandenburgische wappen noch nicht seit langer zeit gekannt; wäre es ihm durch ein mehrjähriges haften im gedächtnis würklich vertraut gewesen, so hätte er unmöglich das zweite mal die farben

verwechseln können; er würde sie entweder beide mal richtig oder infolge einer erinnerungstäuschung beide mal falsch angegeben haben. denn bei noch so sorgloser arbeit muste er sich auch vor der niederschrift der zweiten stelle das wappenbild wider vorstellen, innerhalb einer kurzen frist, wie sie zwischen der ersten und zweiten anführung offenbar nur ligt, kann aber eine vor langer zeit gewonnene und, wie die erste beschreibung zeigt, richtig haften gebliebene vorstellung unmöglich in ihr gegenteil umspringen. wol ist das bei einer erst vor kurzem und flüchtig aufgenommenen denkbar, und so liefern diese psychologischen erwägungen den deutlichen beweis, dass Konrad sich mit einem im Turnei verwendeten wappen erst kurz vor oder bei der abfassung des gedichtes bekannt gemacht hat.

Dann erhebt sich aber unwillkürlich die frage: wie steht es um die mehrzahl der übrigen? lassen sich nicht vielleicht gründe dafür geltend machen, dass es sich mit ihnen ebenso verhält? die antwort darauf kann ich erst im folgenden abschnitt geben; hier will ich nur noch kurz die bisherigen ergebnisse zusammenfassen.

Konrad beschreibt gerade die wappen, welche ihm durch das eigene auge am vertrautesten sein musten, im Turnei nicht, und seine angaben sind mehrfach fehlerhaft; beides weist darauf hin, dass er die in dem gedicht entwickelten kenntnisse nicht aus dem leben genommen, sondern überliefert erhalten hat. in einem fall lässt sich das deutlich nachweisen, ein anderer zeigt, wie die kenntnis des betreffenden wappens erst vor kurzem erworben sein kann, und öffnet damit weitergehenden vermutungen die tür.

IV.

Der Turnei von Nantheiz ist das zuletzt begonnene werk des dichters, entstanden am schluss des Trojanerkriegs, noch später als Laudan annimmt.

Mit der datierung des Turnei haben sich zuerst Franz Pfeiffer (Germania 12, 28 ff), KBartsch (einleitung zu seiner ausgabe des Partonopier und Turnei s. 9) und KKochendörffer (Zs. 28, 133—136) beschäftigt; ihre ergebnisse hat Laudan abgelehnt (Göttinger dissertation 1906, s. 2 ff). ich stimme seinem urteil vollkommen zu, muss aber die art und weise tadeln, in welcher

er sich dabei in ein ihm fremdes gebiet begibt. so falsch die bemerkung ist, dass Konrad viele hundert wappen beschrieben habe — mit einbeziehung aller auf dem grenzgebiet liegenden erscheinungen wie der kennzeichen von frauenrittern ua. komme ich nur auf eben hundert —, so unbegründet ist die ansicht, dass der inhalt des Turnei keine handhaben zur datierung biete, bevor nicht darin die widererkennung historischer tatsachen aus den achtziger jahren gelinge. Ganz und der von diesem citierte Mansberg hätten ihn hier eines bessern belehren können (Gesch. d. heraldischen kunst in der Schweiz s. 168, anm. 3), auf die auffindung der historischen facta werden wir wol ewig warten müssen.

Die beiden heraldiker haben auf grund der wappen einzelne personen historisch festzulegen und von ihnen aus schlüsse auf die zeit der abfassung des Turnei zu ziehen versucht. das ergebnis ist kurz dieses. die markgrafen von Meiſsen nahmen erst nach dem Thüringer erbfolgestreit den schwarzen löwen in gold, der ihnen in Konrads gedicht zugeschrieben wird, wider in ihr wappen auf, nachdem sie seit dem tode Heinrich Raspes (1247) den Thüringer löwen geführt hatten (vgl. Posse Die siegel der Wettiner II s. 9—12). damit ist als terminus post quem 1264 gegeben. der Graf von Nevers trägt im Turnei das burgundische wappen. graf von Nevers aus dem hause Burgund war aber nur Eudo, der 1269 ohne männliche nachkommen starb; daher setzt Ganz 1269 als terminus ante quem. dieser schluss ist indessen anfechtbar, weil er die unbewiesene voraussetzung einschlieſst, dass Konrad das wappen durch autopsie des grafen von Nevers kennen gelernt und nicht durch aufzeichnungen oder auf anderem wege überkommen habe.

In seiner dissertation hat endlich Laudan auf grund von beobachtungen, die sich auf die verwendung der fremdwörter, suffixe und bestimmter wortgruppen sowie die metrik Konrads erstrecken, eine von der bisherigen abweichende chronologie aller seiner werke aufgestellt. wie ich Laudans ergebnisse wegen der art der beweisführung als gesichert ansehe, so habe ich auch vom heraldischen gesichtspuncte nichts dagegen einzuwenden, vielmehr bestätigen meine beobachtungen auf diesem gebiet die seinen. nur für den Turnei muss ich eine andere ansetzung verlangen. doch darüber später, ich will zunächst das übereinstimmende anführen, beginne aber auch da mit einer kritik.

Heraldische elemente sind nur in fünf werken Konrads, dem Engelhard, Partonopier, Schwanritter, Trojanerkrieg und Turnei, für die Laudan diese reihenfolge angibt, enthalten, um sie kann es sich also hier nur handeln. Laudan fasst die drei letzten zu einer enger verwanten gruppe zusammen, in ihnen erkennt er eine ungewöhnlich grofse neigung Konrads zur heraldik, die im Engelhard und Partonopier noch fehle (vgl. die ausführungen auf s. 5 und 6 der dissertation). das ist falsch, den starken wappenmäfsigen einschlag kann man nicht für den Schwanritter, viel eher für den zweiten teil des Partonopier behaupten; dieser enthält bei doppelter länge fünf (19786 ff. 20534 ff. 20570 ff. 20722 ff. 21004 ff), jener zwei (872 ff. 900 ff) wappenbeschreibungen, die aber in viel stärkerem mafse durch die situation bedingt sind. eine ungewöhnlich grofse neigung zur heraldik endlich lässt sich nur vom zweiten teil des Trojanerkriegs an erweisen. die entwicklung gestaltet sich folgendermafsen. nachdem die früheren werke nicht einmal spuren von wappenbeschreibungen gebracht haben, beginnt Konrad im Engelhard mit der schilderung des helden, der auf einem turnier als frauenritter erscheint, und beschreibt auch die wappen von zweien seiner gegner. im übrigen hält er noch zurück: die einfarbig schwarzen und weifsen rüstungen Ritschiers und Dietrichs sind durch die künstlerische technik der erzählung motiviert, die eigentlichen wappen Engelhards und Ritschiers erfahren wir auch beim ritterschlage nicht, wo selbst Konrads vorbild Gottfried eine heraldische beschreibung einflicht, ebensowenig die der beiden parteiführer auf dem turnier, der könige von Schotten und Riuzen. dieselbe zurückhaltung zeigt der Partonopier bis zur vermählung des helden mit Meliur. soviele völkerschaften der zug Sornagiurs gegeneinander ins feld stellt, soviele fürsten der christlichen und heidnischen welt sich im turnier um die hand der kaisertochter bewerben, es sind nur die wappenkleider der allervornehmsten und uns am meisten interessierenden personen, welche der dichter einer beschreibung würdigt. in den letzten 2000 versen des Partonopier steht es anders, aber dafür ist der grund leicht einzusehen: die haupthandlung ist abgeschlossen, wie das interesse des lesers so auch das des dichters erkaltet, mühsam schleppt sich die erzählung in der schilderung von kämpfen, die uns keinen anteil mehr abzunötigen imstande sind, fort; man kann verstehn, wenn Konrad hier die blasonie-

rung der wappen von ein paar nebenpersonen einflicht. im Schwanritter widerum ist die beschreibung des schwans auf den wappenkleidern des ritters durch die art von Konrads erzählungskunst geboten: er ist die hauptperson, ihn will uns der dichter deshalb so deutlich wie möglich vor augen stellen, und da sein psychologisches verständnis nicht tief, seine dichterische gestaltungskraft nicht reich genug ist, um innere züge sinnlich eindrucksvoll darzustellen, versenkt er sich in solchem falle in äufserliche einzelheiten. auch der herzog von Sachsen, als des Schwanritters gegner im zweikampf die zweitwichtigste männliche person der erzählung, darf nicht unberücksichtigt bleiben. der Trojanerkrieg zeigt im ersten teil keinen fortschritt über den alten stand, wie bisher führt der dichter nur den heraldischen schmuck weniger hauptpersonen vor. erst mit der landung der Griechen auf trojanischem gebiet tritt eine änderung ein; planmäfsig beschreibt hier Konrad, was er bisher nie getan, die wappen aller führer, die sich in den kampf stürzen, und wird im weitern verlauf der erzählung auch kein so festes princip bei den blasonierungen mehr innegehalten, die neigung zu ihnen bleibt; die menge der beschreibungen nimmt erst, nachdem alle hauptpersonen berücksichtigung erfahren haben, allmählich ab. der Turnei tritt mit der masse der heraldischen elemente neben den zweiten teil des Trojanerkriegs.

Aus der zahl der blasonierungen lassen sich also keine schlüsse gegen Laudans chronologie herleiten; freilich stützen sie dieselbe auch nur insofern, als sie den zusammenhang des Trojanerkriegs mit dem Turnei erweisen. genaue aufschlüsse müssen andere beobachtungen liefern.

Als der dichter den Engelhard schuf, stand er bereits auf der höhe seiner kunst, einen fortschritt in stilistischer beziehung darf man also bei den blasonierungen der folgenden werke nicht erwarten. auch die verwendung von gespaltenen und geteilten schilden zeigt bis zum Trojanerkrieg kaum eine entwicklung; es ergibt sich nur, was ohnehin schon feststand, dass dieser mit dem Turnei an das ende von Konrads würksamkeit gehört. einen einfluss der heroldsbilder des Turnei auf die des Trojanerkriegs lehne ich aus unten anzuführenden gründen ab. wichtig wird erst eine dritte beobachtung, welche sich auf die verwendung von edelsteinen und pelzwerk bei Konrads wappenbeschreibungen

bezieht. es ist das kennzeichen einer senil werdenden kunst, dass sie ihre farben immer stärker und bis zum übermafs aufträgt. schon im Engelhard kennt Konrad fast alle edelsteine, die er in seinen dichtungen überhaupt nennt (vgl. 3015 ff), bei den blasonierungen verwendet er sie aber noch nicht. das geschieht mafsvoll im Partonopier, wo die krone der wappentiere aus ihnen gebildet ist oder sie über den schild verstreut liegen (vgl. 13552 ff. 15838 ff. 20730 ff). im Schwanritter fehlen sie allerdings völlig, aber einmal enthält das kurze gedicht nur zwei beschreibungen, und dann verboten die wappenfarben, von denen Konrad hier keine willkürlich wählen konnte, auch die verwendung der zum schildschmuck sonst gebrauchten saphire, smaragde und rubine. um so häufiger begegnen sie im Trojanerkrieg und im Turnei, wo ganze figuren und die felder aus ihnen zusammengesetzt sind (vgl. Trojanerkrieg 25952 ff. 31678 ff. 33088 ff. 33812 ff; Turnei 302 ff. 534 ff). auf die arten der edelsteine und der zu den wappenkleidern benutzten stoffe will ich nicht eingehn, weil ich damit nur Laudan widerholen würde, sondern gleich meine beobachtungen über die verwendung des pelzwerks mitteilen. im Engelhard fehlt es noch völlig, ebenso auf den schilden im Partonopier, unter den 14 wappenkleidern die in diesem gedichte geschildert werden, ist eins aus hermelin und mit adlern von kelen besetzt (20534 ff). im Schwanritter kommt das pelzwerk sowol auf dem schilde des helden wie auf dem des herzogs von Sachsen vor, im Trojanerkrieg erscheint es auf 3 unter 24 wappenkleidern, auf 8 unter 37 schilden, im Turnei endlich auf dem einen der beiden wappenkleider, wobei zu beachten ist, dass das zweite einem frauenritter angehört, und auf 11 unter 20 schilden. stellt man nun die beiden reihen, welche sich bei beobachtung der verwendung von edelsteinen und pelzwerk in den wappenbeschreibungen ergeben, nebeneinander und erwägt, dass die eine die andere in hinsicht auf den Schwanritter zu corrigieren imstande ist, so ergibt sich in der tat das bild einer geradlinig fortschreitenden entwicklung, die vom Engelhard über den Partonopier, Schwanritter und Trojanerkrieg zum Turnei führt.

Einen beweis für die richtigkeit dieser reihe liefert ferner die schon besprochene tabelle auf s. 218, welche zeigt, wie die beschreibungen der wappenkleider allmählich hinter die der schilde zurücktreten.

Aus einer zusammenstellung der vergleiche, welche Konrad in reichem maſse bei den wappenbeschreibungen verwendet, irgend welche schlüsse zu ziehen, unterlass ich als zu unsicher; die resultate könnten nur im rahmen einer untersuchung, die alle in Konrads dichtungen enthaltenen vergleiche umfasste, von würklichem wert sein. dagegen glaub ich eine beobachtung nicht verschweigen zu dürfen, die sich auf die beiden wörter *füeren* und *tragen* bezieht. sie werden in der regel gebraucht, wenn gesagt werden soll, dass einem ritter dieses oder jenes wappen zukomme. über ihre häufigkeit in dieser verwendung gibt folgende übersicht auskunft:

	füeren	*tragen*
Engelhard:	6	—
Partonopier:	6	—
Schwanritter:	2	3
Trojanerkrieg:	27	11
Turnei:	11	2

Also im Schwanritter findet Konrad für den gebrauch bei wappenbeschreibungen den ausdruck *tragen*, der bezeichnenderweise zuerst im reime auf *cragen* erscheint:

890: *man sach den ritter wol getân*
des swanen houbet mit dem cragen
ûf sîme glanzen helme tragen.

seiner neuheit wegen drängt *tragen* zunächst das sonst gebräuchliche *füeren* zurück, das indessen in den folgenden werken wider die oberhand gewinnt und nun *tragen* in den hintergrund schiebt, ohne dass dies indessen völlig aus dem formelschatz des dichters entschwände.

Für den Turnei haben alle diese beobachtungen unzweifelhaft eine stelle am ende von Konrads würksamkeit ergeben; dagegen ist über sein verhältnis zum Trojanerkrieg noch nichts ausgemacht. indem ich mich dieser frage jetzt zuwende, will ich zunächst die gründe, welche Laudan für seine ansetzung geltend macht, einer prüfung unterziehen.

Der Turnei soll nach der schilderung des anmarsches der Griechen und Trojaner entstanden sein: 'aus der lebendigen erinnerung heraus an die heeresbeschreibung, die sich ihm aber nur als farbenprächtiges ganzes, wegen der verwirrenden fülle des details jedoch nicht mehr in einzelheiten darstellte, schafft

Konrad den Turnei', sagt Laudan s. 90, und an anderer stelle, s. 133: 'die grofse beschreibung der banner, wappen und rüstungen in beiden heeren, die er am eingange dieses abschnittes (des kampfes) zu geben hatte, regte ihn zu einem kleinen selbständigen werkchen an, das ihn für kurze zeit vom Trojanerkrieg ablenkte, zum Turnei von Nantheiz'. Laudan hat seine ansicht mit viel überzeugung und nachdruck vorgetragen; wie steht es indessen mit ihrer psychologischen begründung? der ausdruck 'angeregt' verrät, dass er den Turnei als ein werk auffasst, an das Konrad sich ganz aus freiem entschlusse gemacht habe; demnach kann nur interesse am stoffe des Turnei oder ermüdung an dem des Trojanerkriegs der anlass gewesen sein. nun beschreibt Konrad wappen, rüstungen und kämpfe im Turnei; wappen, rüstungen und kämpfe enthalten aber auch die folgenden partieen des Trojanerkriegs, die in 8000 versen nicht über den anfang des streites vor der stadt hinauskommen, ja gerade unmittelbar hinter der stelle, die Laudan für den Turnei in anspruch nimmt, setzt die grofse zahl der blasonierungen ein. wenn ein lebhaftes interesse für den stoff Konrad erfüllt hätte, wo konnte er es besser betätigen als hier? würde es ihn nicht getrieben haben, jetzt alle kraft anzuspannen, um den hauptteil seines grofsen werkes, die schilderung der gewaltigen kämpfe, so würdig wie möglich zu gestalten, anstatt sie bei dem unbedeutenden Turnei zu verzetteln? je stärker ein interesse ist, ein um so umfangreicheres feld wählt es für seine würksamkeit, und in bezug auf grofsartigkeit der anlage kann der Turnei würklich keinen vergleich mit jener partie des Trojanerkriegs aushalten. ein baumeister welcher den dom bis auf den turm, der sein werk krönen soll, vollendet hat, errichtet nicht aus blofser lust am bauen vorher noch irgendwo eine kleine capelle. ebenso wenig kann man aber eine durch den stoff erzeugte ermüdung als grund für die unterbrechung des Trojanerkriegs geltend machen; abspannung und erholung hätte der dichter nur bei der behandlung einer fremden, nicht derselben materie finden können.

Darf man den Turnei an dieser stelle also nicht als aus der neigung des dichters entsprungen auffassen, so könnte man ihn vielleicht als eine vorübung zu der entsprechenden partie des Trojanerkriegs gelten lassen. aber abgesehen davon, dass Konrad einer solchen nicht bedurfte, wird sich die unhaltbarkeit

dieser annahme im weiteren verlauf der untersuchung herausstellen.

Laudan hat seine ansicht auf kriterien gegründet, die ich in ihren einzelheiten nicht kritisieren will; denn selbst wenn gegen diese nichts einzuwenden wäre, so würden seine ausführungen doch für mich aus zwei gründen keine überzeugungskraft besitzen. er stellt zunächst die nur dem Turnei und Trojanerkrieg zukommenden, diesen beiden werken aber gemeinsamen fremdwörter und suffixbildungen fest, sodann andere, welche zwar früher auch schon begegneten, aber bei sonst vereinzeltem auftreten in einer partie des Trojanerkriegs häufiger und auch dem Turnei nicht fremd sind (s. 84 ff). eine durchsicht der beiden tabellen ergibt nun als die weitaus meisten der angeführten belege turnierausdrücke; zieht man diese ab, so gestattet der rest keinen schluss in Laudans sinne mehr. die turnierausdrücke beweisen aber nichts, da sie durch die inhaltlichen übereinstimmungen, die gerade zwischen diesem teil des Trojanerkriegs und dem Turnei herschen, hinreichend erklärt werden. im mittelpunct des zweiten teils der Laudanschen beweisführung steht folgender schluss: es finden sich auffallend wenig parallelen zwischen Trojanerkrieg 29730—30881 und Turnei 1—715, also kann Turnei 1—715 nicht vorbild gewesen sein für Trojanerkrieg 29730—30881, sondern ist später entstanden (s. 89). ich wage zu behaupten, dass ich mit gleicher berechtigung folgern kann: also kann Trojanerkrieg 29730—30881 nicht vorbild gewesen sein für Turnei 1—715, sondern dieser ist früher entstanden; und, glaube ich, mit gröſserer: also kann Trojanerkrieg 29730 bis 30881 nicht vorbild gewesen sein für Turnei 1—715, und es ist unmöglich, dass Turnei 1—715 unmittelbar hinter Trojanerkrieg 29730—30881 geschrieben wurde, wie Laudan will. auf die theorie der beeinflussungen brauch ich danach nicht näher einzugehen, sie haben, nachdem der springende punct derart verfehlt ist, wenig bedeutung mehr, und dass zwischen dem letzten teil des Trojanerkriegs und dem Turnei der engste zusammenhang besteht, will ich ja keineswegs leugnen.

Mit der an und für sich unwahrscheinlichen hypothese Laudans lassen sich auch meine beobachtungen auf heraldischem gebiete in keiner weise vereinigen. wäre der Turnei an der angenommenen stelle entstanden und hätte Konrad die wappen-

dichtung aus würklichem interesse verfasst, so müste man irgend einen einfluss ihrer blasonierungen auf die des Trojanerkriegs verspüren. schon die charakteristischen schilde der könige von Spanien und von Navarra würden zur nachahmung gereizt haben (Turnei 544 ff. 576 ff), vor allem aber hätte der auffallende helmschmuck, wie ihn der landgraf von Thüringen sowie die markgrafen von Brandenburg und Meifsen trugen, schwerlich ohne nachfolge bleiben können. man wird mir das zugeben, sobald man die prächtigen beschreibungen, die in der tat einzigartig in der litteratur des 13 jahrhunderts dastehn, gelesen hat:

488: *sîn helm was mit zwein hornen*
gezieret wol in fürsten wîs,
90 *diu lûhten beide silbergrîs*
und heten schône sich gebogen.
ûz in geslozzen und gezogen
von golde löuber wâren,
diu glast der heide bâren
95 *rîlichen unde schône*
und mit ir klanges dône
gefröuten maniger muoter kint.
sô sich geruorte ein kleiner wint,
sô klungen si ze prîse
in maniger hande wîse.

440: *geriten kam er ûf den klê*
und zuo den plânes melme
mit eime tiuren helme,
den zwêne flügele zierten;
die glizzen unde smierten
45 *ûz einer swarzen varwe*
sô sêre und alsô garwe,
daz nie so vinster wart kein bech.

452: *ein stange ûf sîme helme stuont*
rîlîch von pfâwen vederîn.
daz kleinôt edel unde fîn
55 *sach man dâ verre glesten.*
der stil biz an die questen
bewunden was mit golde.
nâch hôher wirde solde
enmitten gienc dar ümbe

60 *ein schîbe, diu mit krümbe*
die liehten stangen dâ beslôz.
von silber was si niender blôz,
wan si verdecket was dâ mite.

Von irgend einer beeinflussung ist indessen im ganzen folgenden teil des Trojanerkriegs nichts zu bemerken. in altgewohnter weise verwendet Konrad fast nur tiere auf den schilden seiner helden, er kramt, wie Ganz launig bemerkt, eine vollständige menagerie aus, und die paar heroldsbilder scheinen in der tat nur dem bedürfnis, wenigstens etwas abwechslung in das einerlei zu bringen, oder der furcht vor widerholungen entsprungen zu sein. von den zwei helmkleinoden die er erwähnt, besteht das eine aus dem hut mit den pfauenfedern, der schon im Engelhard verwendung fand (Trojanerkrieg 33078 ff, Engelhard 2522 ff), das andere aus einem teil der schildfigur, der gewöhnlichen art des helmschmucks in Konrads dichtungen (Trojanerkrieg 33098 ff). eine vorarbeit zu der grofsen kampfpartie des Trojanerkriegs kann der Turnei demnach auch in keinem falle sein.

Schwerer noch wigt ein andrer umstand. bei der widerlegung Laudans habe ich bemerkt, dass Konrad in dem zu bearbeitenden teile des Trojanerkriegs ausreichend gelegenheit zu heraldischen schilderungen gehabt haben würde; ich füge jetzt hinzu, dass ihm auch die möglichkeit der blasonierung aller wappen gegeben war, die er im Turnei mit soviel meisterschaft beschreibt. die könige von Dänemark, Schottland und England, von Spanien, Frankreich und Navarra wie die deutsche ritterschaft lagen ja mit vor Troja! (Trojanerkrieg 23910 ff). es ist kein grund einzusehen, weshalb er die neigung zur beschreibung historischer wappen, wenn sie vorhanden war, nicht im rahmen der einmal gestellten aufgabe befriedigt haben sollte. statt dessen werden die könige aller jener länder einer nach dem andern getötet, ohne dass Konrad über ihre äufsere erscheinung auch nur die geringste andeutung gemacht hätte (Trojanerkrieg 36818 ff. 36958 ff).

Wohin aber nun mit dem Turnei? mit sicherheit kann ich behaupten, dass er nicht an den platz gehört, welchen Laudan ihm zugedacht hat. da anderseits der zusammenhang mit dem zweiten teil des Trojanerkriegs feststeht, dessen blasonierungen aber durch die des Turnei nicht beeinflusst worden sind, so

möchte ich für ihn, ohne seine stellung genauer präcisieren zu können, die letzte zeit der dichterischen tätigkeit Konrads in anspruch nehmen; möglich dass er erst hinter dem gewaltigen torso des Trojanerkriegs entstanden ist, möglich auch, dass noch einige tausend verse desselben nach ihm geschrieben sind.

Und nun bietet sich eine neue hypothese für seine entstehung, die, wenn sie auch noch anderer stützen bedarf als ich ihr hier zu geben vermag, doch das für sich hat, dass sie alle bestehenden schwierigkeiten löst. es ist auffallend, wie Konrad trotz der immer stärker werdenden neigung zur heraldik lange zeit gegen die historischen wappen gleichgültig bleibt. im Engelhard erwähnt er die könige von Dänemark, Schottland und Russland, einen prinzen von England und den herzog von Brabant; im Partonopier folgen Sornagiur die könige von Norwegen, Irland, den Orkaden und Grönland, Partonopier selbst ist graf von Blois; beim turnier um Meliur erscheinen der römische kaiser, die könige von Frankreich, Navarra, Spanien, Arragonien, Sicilien, England, Schottland, Irland, den Orkaden, Dänemark, Norwegen, Russland und Ungarn, die herzöge von Bretagne, Normandie, Lothringen, Brabant, Österreich, Kärnten und Meran, der pfalzgraf bei Rhein, die markgrafen von Brandenburg und Meifsen, der landgraf von Thüringen und der graf von Andechs (Partonopier 13332 ff); am zuge nach Troja nahmen aufser den vorhin schon erwähnten noch die könige von Portugal, Ungarn, Russland, Norwegen, Irland und den Orkaden teil (vgl. die oben citierten stellen). erwägt man nun, dass von all diesen fürsten damals schon die weitaus meisten historische wappen, die andern phantasiewappen trugen, dass Konrad in den drei gedichten nur die des römischen kaisers und des königs von Frankreich beschreibt, und stellt daneben seine unwissenheit im Schwanritter, so wird die vermutung, welche ich am schluss des vorigen abschnittes aussprach, zu einem hohen grade der wahrscheinlichkeit erhoben: dass nämlich Konrad die kenntnis der historischen wappen, welche er im Turnei von Nantheiz beschreibt, erst kurz vor oder während der arbeit an diesem gedichte sich angeeignet habe.

Was bewog ihn dann aber überhaupt zur abfassung des Turnei? es ist kaum denkbar, dass ein interesse welches solange geschlummert hat, nun mit einem male spontan erwacht,

die annahme, dass der Turnei wie so viele andere werke nicht der freien initiative des dichters entsprungen sei, erscheint mir jedesfalls um vieles natürlicher. Konrad besafs einen grofsen kreis von gönnern; diese werden die früchte seines dichterischen schaffens sicher nicht immer erst nach ihrer vollendung genossen, sondern sich schon an dem werdenden werke durch die lectüre der nacheinander entstehenden abschnitte erfreut haben; vor allem ist das beim Trojanerkrieg mit seinem gewaltigen umfange anzunehmen. wie wenn nun einer dieser gönner, von dem heraldischen gehalt des letzten teiles angezogen, den meister bat, seine kunst einmal an der beschreibung historischer wappen zu versuchen und ihm ihre kenntnis durch aufzeichnungen vermittelte, wie man sie um jene zeit in der Schweiz schon besafs? dadurch würde sich neben der bunt zusammengewürfelten gesellschaft der turnierenden und Konrads fehlern und berichtigungen auch die erwähnung von wappen erklären lassen, welche zur zeit der abfassung des Turnei dem leben längst nicht mehr angehörten. aufser auf das wappen des grafen von Nevers (vgl. s. 244) ist hier auf das des herzogs von Sachsen zu verweisen, in welches schon vor 1261 der rautenkranz aufgenommen wurde; Konrad erwähnt ihn nicht (Gesch. d. heraldik s. 188 a; Turnei 396 ff). kurz, alle schwierigkeiten würden sich mit dieser hypothese lösen lassen, und das berechtigte an Laudans ausführungen liefse sich damit sehr wol vereinigen.

C.

Ich schliefse meine untersuchungen über das wappenwesen und die heraldik bei Konrad von Würzburg hiermit ab. manche meiner ergebnisse scheinen mir unbedingt gesichert; neben andere wird man vorläufig noch ein fragezeichen setzen müssen, aber diese glaube ich auch deutlich als solche gekennzeichnet zu haben. für mich ist jedesfalls im gegensatz zu Seylers auffassung Konrad von Würzburg nicht der heraldiker, der zum dichter, sondern der dichter, der zum heraldiker geworden ist, diesen begriff im weitesten sinne genommen. denn eine eigentliche heroldskunst oder heraldik erkenne ich in seinen werken überhaupt nicht an, sondern nur die ansätze dazu. die betrachtung gerade solcher ansätze aber pflegt deshalb höchst anziehend und lehrreich zu sein, weil man nur an ihnen in der regel zu

erkennen vermag, wie und aus welchen wurzeln die dinge geworden sind. so geht aus der betrachtung von Konrads werken deutlich hervor, dass die prachtausdrücke der späteren heraldik nicht auf deren handwerksmäſsigem boden, sondern in der alles verschönenden phantasie des dichters entsprungen und von hier aus übertragen sind.

Nur als anmerkung erlaube man mir hier noch ein wort über die Kudrun und den Biterolf. für jenes gedicht in der uns überkommenen form fordert schon Seyler (Gesch. d. heraldik s. 281 b) eine ansetzung nach der mitte des 13 jahrhunderts; er macht dafür die bevorzugung der redenden wappen und die kenntnis des landeswappens geltend (vgl. Kudrun 1367—1373. 1460. 792. 1459). in bezug auf den ersten punct muss ich ihm die verantwortung überlassen, ein urteil lieſse sich hier nur bei genauer kenntnis der überlieferten siegel fällen, wie ich sie nicht besitze. tatsache ist, dass ich in gedichten die vor der mitte des 13 jahrhunderts angesetzt werden, einen noch zu erwähnenden fall ausgenommen, namenwappen nicht angetroffen habe. besonders triftig erscheint mir aber der zweite grund. wenn man bedenkt, wie sehr durch das lehnswesen alle verhältnisse in persönliche beziehungen umgewandelt waren, so erscheint die verwendung des landeswappens für einen dichter, der am beginne des 13 jahrhunderts schrieb, höchst unwahrscheinlich. ein wappen des reichs kommt allerdings schon in der Kaiserchronik 5259 ff. 7361 ff vor, es ist der aus dem buche Daniel entnommene zehnfach gehörnte eber, ein landeswappen aber, dh. ein radiciertes, nicht an kaisertum, herzogtum, volk oder staatlicher gemeinschaft, sondern an grund und boden haftendes wappen weiſs ich nächst der Kudrun erst in des Pleiers Garel nachzuweisen:

10934: *ûz einem vanen schône*
sach man drîe krône
gelitzen lieht alsam der tac.
in ieslîcher krône lac
vil edeler stein verwieret.
der vane was gezieret,
40 *der gehôrte zuo dem lande.*

14177: *Ekunaver, der manic ruom*
erwarb, von dem herzentuom
von den bluomen ûz der Wilde

80 *truog er an dem schilde*
die rôsen âne schande;
von Kanadic dem lande
truog er den grîfen lieht gevar.

Von hier aus fällt auch auf den Biterolf ein neues licht. wenn die Kudrun in die spätzeit gehört und zwischen ihr und dem Biterolf, wie Martin will (einleitung zur Kudrun s. XXXIII, vgl. auch Jänicke, einleitung zum Biterolf s. XVIII. XX. XXVI. XXVII), enge beziehungen bestehen, so ligt von vornherein die vermutung sehr nahe, dass auch der Biterolf um jene zeit verfasst sei. dies hat Rauff in seiner dissertation, Bonn 1907, zu beweisen gesucht; ich will noch auf drei puncte aufmerksam machen.

Die behauptung Seylers (Gesch. d. heraldik s. 146 a), dass nur die Kudrun namenwappen enthalte, ist nicht richtig; aufser in späteren gedichten (Crane 1127 ff, Garel 13698 ff, Apollonius 195 ff, Fürstenbuch 3105 ff, Rosengarten D 292) kommt auch im Biterolf ein solches vor, nur ligt es nicht so offen wie die in der Kudrun, und deshalb hat Seyler es wol übersehen. es heifst nämlich in dem gedichte über Walther von Spanien:

9902: *nu sach er einen vanen sweben,*
ein lützel ruorte den der wint.
'hie kumet daz Alpkêres kint',
5 *sprach der marcgrâve rîche,*
'mit spangen snêgelîche,
im volget her von Spanjelant.'

Die weifsen spangen, die Walther in der fahne führt, sind nur als namenwappen für *Spangen,* eine form, die zb. Konrad von Würzburg im Turnei dreimal (543. 835. 917) auf *-vangen* reimt, zu erklären. der Biterolfdichter kannte sie aber überhaupt nicht, er setzt statt ihrer 25 mal *Spanjelant* in den reim und muss also das namenwappen unverstanden aus einer vorlage entnommen haben, die es bereits besafs.

In diesem fall ist die entlehnung sicher nachzuweisen, bei einem andern wappen besteht ein starker verdacht. es enthält nämlich das ganze Nibelungenlied nur eine einzige wappenangabe:

214: *dô het der hêrre Liudgêr ûf eime schilte erkant*
gemâlet eine krône vor Sîfrides hant.

Im Biterolf heiſst es:

9826: *dô sach der helt vil mære,*
der tugentrîche Dietrîch,
einen vanen hêrlîch:
ein krône gesniten was dar in,
30 *als ez meisterlîcher sin*
vil wol geprüeven kunde.
der helt sprach sâ zestunde
'dort halt daz Sigelinde kint.

Sonst begegnet Siegfrieds wappen in der gesamten überlieferten mittelhochdeutschen litteratur nicht wider; wahrscheinlich hatte der Biterolfdichter also hier die stelle aus dem Nibelungenliede im sinn.

Denn es besteht in heraldischer hinsicht auch noch eine andere beziehung zwischen dem Nibelungenliede und dem Biterolf; nur dürfte dabei gleichzeitig eine reminiscenz an Wolfram vorliegen. unter den helden, die auf burgundischer seite vor Worms streiten, ist Rumolt mit besonderer rücksicht auf sein amt behandelt worden, auch sein schildzeichen erinnert daran:

10614: *dort ist einem ûf den rant*
zinment als der kraphen streut:
ich wæn ez lützel uns gefreut.
ein kröuwel obene dar an stât
den einez in der hant hât
nâch menschlîchem bilde.
20 *ich wæn ein lewe wilde*
alsô grimme nie gestreit.
daz ime got gebe leit!
wie wir sîn berâten
von sînen rouwen brâten!
12698: *wan mich hât her Rûmolt*
mit kraphen und mit brâten
in strîte alsô berâten
daz mir diu lide müezen swern.

Diese wappenbeschreibung ist einzigartig im ganzen Biterolf; wahrscheinlich ist sie vom dichter in anlehnung an Parzival 420,25 ff und die redaction C des Nibelungenliedes verfasst worden, wo es heiſst:

s. 224,1 *ob ir niht anders hêtet, daz ir möht geleben,*
ich wolde iu eine spîse den vollen immer geben,
sniten in öl gebrouwen: deist Rûmoldes rât,
sît ez sus angestlîchen, ir herren, dâ zen Hiunen stât.

In eine spätere zeit scheint mir auch die beschreibung des wappens zu gehören, das Gêre, der nach dem tode des Stuotfuhs die von Pülle leitet, auf dem schilde trägt:

9881: *ich hân dort einen schilt gesehen,*
der gibet von vier stücken brehen:
den tregt von Burgonde lant
Gêre der wîgant.

Man braucht hier ja gewis an kein quadriertes wappen zu denken, und vierfach geteilte schilde, die eine untrennbare wappeneinheit bilden, sind nach Seyler (Gesch. d. heraldik s. 204 b) seit der frühzeit des wappenwesens gebräuchlich, aber es ist doch eigentümlich, dass in der gesamten poetischen litteratur bis auf die zeit Ulrichs von Lichtenstein, der allerdings schon 1222 zu dichten begann, Konrads von Würzburg und des Pleiers kein solcher schild auftaucht, dass vor allem auch der ausdruck *stücke* bei keiner einzigen wappenbeschreibung vorher verwendung findet, während er diesen dichtern ganz geläufig ist.

Dann ist aber eine weitere vermutung nicht von der hand zu weisen. nach echter epigonenart sucht der Biterolfdichter, wie ich an drei beispielen gezeigt habe, seine wappen aus früheren denkmälern zusammen oder bildet sie in der erinnerung an litterarische reminiscenzen; würde er nun, da er einen helden Ortwin von Metz ganz im gegensatz zu dessen sonstiger bedeutung in der heldensage stark hervorhebt, sich das prächtige namenwappen Ortwins in der Kudrun (1371) haben entgehen lassen, wenn er dieses gedicht so genau gekannt hätte, wie man anzunehmen geneigt ist? Oder müste man nicht vielmehr ernstlich untersuchen, ob die Kudrun, wenn ihre verwantschaft mit dem Biterolf schon aufrecht erhalten werden soll, nicht doch vielleicht noch nach diesem gedicht entstanden ist?

ANHANG.

Verzeichnis aller stellen, welche in Konrads werken für die beurteilung der heraldik des dichters in betracht kommen.

Engelhard.

2504. 2522. 2528. 2564. 2648. 2658. 2684. 2694. 2756. 4680.

Partonopier.

5148. 5212. 11830. 13008. 13106. 13540. 13768. 13868. 14196. 14486. 15126. 15134. 15838. 19786. 20534. 20570. 20722. 21004.

Schwanritter.

872. 890. 1040. 900. 906. 1320.

Trojanerkrieg.

3728. 3812. 9554. 11992. 12012. 12084. 12548. 12852. 25158. 25352. 25486. 25514. 25566. 25676. 25742. 25780. 25952. 30040. 30840. 30862. 30892. 30928. 31338. 31524. 31594. 31598. 31660. 31678. 31704. 31780. 31792. 31806. 31848. 32192. 32288. 32412. 32438. 32516. 32552. 32626. 32708. 32720. 32738. 32902. 33068. 33078. 33088. 33390. 33404. 33672. 33682. 33812. 34594. 35530. 35936. 36120. 37268. 39304. 39316. 39818.

Turnei.

140. 172. (184.) 302. 332. 360. 396. (864.) 434. (986.) 452. (1002.) 478. (996.) 506. 516. 534. 544. (922.) 576. 594. 612. (940.) 626. 638. 660. 670. 682. 990.

Sprüche.

316. 328.

Hannover, pfingsten 1911. **Arnold Galle.**

ZU KÖNIG WENZELS II MINNELIEDERN.

Ein minnesänger der könig war, muste gewis noch mehr rücksichten üben als ein andrer. so durfte Wenzel II von Böhmen nicht so sorglos wie sonst einer seine herrin mit dem worte *guote* anreden, denn *Guote* hiefs seine frau und diese war die tochter seines lehensherrn, des deutschen königs Rudolf von Habsburg, und die schwester seines nicht immer bequemen nachbarn, des tüchtigen und stolzen herzogs Albrecht von Österreich und Steiermark.

Nun hat er aber das wort so gebraucht, zwar nur einmal, aber an bezeichnender stelle, als reimwort und im vocativ: im zweiten liede[1] preist er in der ersten strophe im allgemeinen *die reinen süezen frouwen*, in der zweiten seine herrin, die *vil lieben, reinen*, und wendet sich, nachdem er bisher in der 3 person von ihr gesprochen hatte, nun mit beginn der dritten strophe geradezu an sie:

Vil zarte süeze und iemer wol gewünschet wîp,
mîn trôst den ich ze fröiden hân
lît an dir klâre guote.

das kann im mündlichen vortrage, im gesange kaum anders geklungen haben als

mîn trôst den ich ze fröiden hân
lît an dir, klâre G u o t e.

als der könig dieses reimwort anwante, muss er gewust haben, was er damit tat. das wortspiel mit dem namen seiner gattin lag zu nahe. auch Ulrich von Eschenbach, der an seinem hofe dichtete, hat es ausgenutzt. in seinem 'Wilhelm von Wenden', in dem er mehrmals das herscherpaar feiert, ruft er aus:

fröut iuch, Merher, Bëheimlant!
ir habt der g u o t e n eine,
der ich dise rede meine
diu iu ze vrouwen ist gegeben (v. 4330 ff).

[1] herausgegeben sind die drei lieder könig Wenzels von vdHagen, MSH. I nr 4, von Feifalik (s. u.) als 'Drei mittelhochdeutsche lieder' s. 370 ff, das erste von Bartsch, Deutsche liederdichter nr LXXXIII, das erste und das dritte von Pfaff in Kürschners DNL, 8 bd., I abt. s. 242 ff. den text der str. 1—4 des ersten liedes hatte schon Haupt (s. u.) hergestellt.

Dass Wenzel II der verfasser jenes liedes ist, wie mit anderen älteren gelehrten vdHagen[1] angenommen hat, wird jetzt, trotz den bedenken die Moriz Haupt[2] und Julius Feifalik[3] erhoben haben, wol allgemein geglaubt[4], sein weiterer schluss aber, der dichter habe in den drei minneliedern, die die grofse Heidelberger liederhs.[5] unter könig Wenzels namen überliefert, seine gemahlin besungen, scheint seit den einwendungen dieser beiden forscher nicht mehr in geltung zu stehn. da nun die beiden annahmen von einander, wie mich dünkt, nicht getrennt werden können, möcht ich hier noch einmal nachprüfen, wie sich die lieder zu den geschichtlichen tatsachen verhalten[6].

Die heirat Wenzels mit einer tochter Rudolfs von Habsburg

[1] MSH. IV s. 15 ff.

[2] Berichte über die verhandlungen der kgl. sächs. Ges. d. wiss. zu Leipzig I bd., 1848, s. 257—265.

[3] Sitzungsber. der phil.-hist. classe der kais. ac. d. wiss. in Wien, XXV bd (1857) s. 326—378.

[4] so von Bartsch, Golther, de Gruyter (Das deutsche tagelied, Leipzig 1887), Martin (Anz. III 108), Pfaff, Roethe, Toischer, Wolkan und den litteraturgeschichten; von den geschichtsforschern nenn ich Bachmann (Geschichte Böhmens I 689).

[5] auf dem bilde sind dort 'die wappen [von Böhmen und Mähren] teilweise unrichtig' (Feifalik aao. s. 346 ff), aber der maler ist doch 'der gangbaren tradition' (ebenda) im allgemeinen gefolgt, und dass er die absicht hatte, die wappen der genannten länder darzustellen, ist unzweifelhaft. vgl. die allgemeine, auch für unseren besonderen fall zutreffende bemerkung von Zangemeister s. IX.

[6] die ganze frage hat unter dem misgeschick gelitten, dass eine čechische übersetzung eines teiles des ersten liedes als original, dann wenigstens als alt und echt ausgegeben wurde. vdHagen hatte die fälschung nicht erkannt, und dies mag auch dem glauben an seine ausführungen eintrag getan haben. Haupt hatte zunächst alle mühe darauf zu verwenden, das wahre verhältnis zwischen dem mhd. gedichte und dem plagiat aufzuhellen und zu beweisen. die zweifel die er auf der ersten seite seiner abhandlung (s. 257) gegen Wenzel I (der jetzt völlig aufgegeben scheint) und Wenzel II als verfasser der drei minnelieder äufsert, sollten gewis nicht endgültig ablehnen, sondern zu weiteren untersuchungen anregen. diese hat nun Feifalik vorgenommen. doch auch er widmet einen grofsen teil seiner arbeit (s. 352—370) der prüfung des plagiates, die gründe aber die er gegen die autorschaft Wenzels II beibringt, scheinen mir, wie im folgenden ausgeführt werden soll, nicht beweisend. was beiden forschern damals das wichtigste sein muste, die abwehr einer fälschung, ist ihnen gelungen; zugleich haben sie dadurch die bahn für nachfolgende frei gemacht.

war schon zu lebzeiten seines vaters Ottokar II im frieden vom 21 november 1276 in aussicht genommen, der name der braut aber auch in der urkunde vom 26 november dieses jahres nicht ausgefüllt[1]. nach der schlacht bei Dürnkrut und nach einer zusammenkunft Rudolfs mit Ottokars witwe Kunigunde am 16 october 1278 fiel die entscheidung für Gute im frieden vom ende october 1278[2]. mitte november desselben jahres fand in Iglau die kirchliche vermählung statt, der im januar 1279 zu Časlau das beilager folgte[3]. 'es war wol ein junges paar! Wenzel zählte acht jahre, Guta war vielleicht um etwas älter'[4]. 'da beide noch kinder waren, so blieb Guta zunächst noch am deutschen hofe'[5]. noch einmal wurde zur 'vollziehung der ehe' das beilager im januar 1285 zu Eger gefeiert, aber die 'königin Gute blieb noch nicht bei ihrem gemahle, ihr vater nahm sie wider zu sich an seinen hof'[6], und sie kam auch nicht, wie Rudolf schon zugesagt hatte, 'zu pfingsten (25 mai) 1287 nach Prag', sondern erst am 4 juli dieses jahres[7]. von da an jedoch machte sie ihren einfluss auf den könig, den hof und sogar auf die politik entschieden und widerholt geltend[8]. schon am 18 juni 1297 starb sie in dem jugendlichen alter von 27 jahren.

Die lieder Wenzels nun können, wenn man an das alter des königs denkt, nicht nur unmöglich vor dessen kirchlicher vermählung, sondern auch nicht vor der würklichen vollziehung seiner ehe gedichtet worden sein. die wahrscheinlichkeit spricht vielmehr dafür, dass sie erst nach dem einzug der königin in Prag entstanden sind, denn auch damals zählte Wenzel erst 16 jahre[9]. wol aber kann der dichter in ihnen frühere begebenheiten und verhältnisse verwertet und gewünscht haben, dass man glaube, eines oder das andere seiner lieder sei früher entstanden.

[1] Redlich Rudolf von Habsburg s. 283 f, Bachmann Geschichte Böhmens I 640. [2] Redlich s. 331 f. [3] Redlich s. 333, Bachmann s. 658. [4] Redlich s. 333, vgl. Bachmann s. 655. [5] Loserth (s. u.) s. 27. [6] Bachmann s. 670, Redlich s. 713 f. [7] Redlich s. 715, vgl. Bachmann s. 673. [8] s. aufser den eben genannten werken von Bachmann und Redlich besonders Loserth: 'Die geschichtlichen momente in dem gedichte Ulrichs von Eschenbach 'Wilhelm von Wenden' (Mitt. d. Ver. f. gesch. der Deutschen in Böhmen 21, 26—42, namentlich s. 31 f). Loserth stellt an der hand der zeitgenössischen berichte fest, 'dass seit der ankunft Gutas in Böhmen ein förmlicher systemwechsel platz griff' (s. 27). [9] Wenzel war im september 1271 geboren (Loserth aao. s. 30).

Die drei gedichte bilden einen kleinen cyklus: es spricht aus ihnen der zartfühlende und bescheidene verehrer (1), der kühnere, hoffende verliebte (2) und der glückliche, der erhört ist und besitzt (3). das erste lied, das mit der ankündigung anhebt: *Ûz hôher âventiure ein süeze werdekeit hât Minne an mir ze liehte brâht,* findet seinen 'aufschluss' (vdHagen) in str. 5, v. 3 *ich brach der rôsen niht und hete ir doch gewalt;* noch deutlicher tritt dieser gedanke hervor aus str. 4 v. 2 ff *swie gar ich umbevangen het ir klâren . . . lîp, nie stunt mîn wille wider ir kiusche sich entwarf.* vdHagen bezieht dies auf das unschuldige beilager, das im januar 1279 stattfand [1]. dagegen wendet Haupt (s. 257) ein: 'an achtjährige kinder zu denken, ist unmöglich'. gewis sagt der dichter nirgends, dass er und die geliebte damals noch so jung gewesen seien, sondern redet so, als wären sie schon erwachsene gewesen. allein auch andre dichter behandeln die liebe zwischen kindern als eine rührende und ernste sache: Wolfram, der die zarteste jugend seines paares ausdrücklich hervorhebt, lässt Schionatulander und Sigune ihre 'liebesbekenntnisse und gespräche den erwachsenen nachreden'; die österreichische Reimchronik schildert die hochzeit eben unsers jungen Wenzel mit erinnerungen an Wolframs liebespaar (Seemüller in seiner ausgabe s. xcv f), zwar schalkhaft und mit hervorhebung des unterschiedes, aber doch vergleichend (v. 17974 ff); besonders ins gewicht fällt aber die art, wie diese chronik vorher von dem jungen könig und seiner braut spricht, v. 17 733 ff [2]:

der sun, den kunic Ottacker liez,
Wenzlâ der selbe hiez.

[1] wer lieber glaubt, der dichter habe jenes vom jahre 1285 gemeint wissen wollen, müste für wahrscheinlich halten, dass er auch damals so bescheiden gewesen sei. das hätte dem zwecke dieser feier nicht entsprochen und scheint auch nach der österr. Reimchronik v. 20173 ff, bes. v. 20211—20216 nicht die ansicht der zeitgenossen gewesen zu sein. zuhörer, denen Wenzel und Gute vor augen standen, haben gewis eher an das jahr 1279 gedacht, in dem jenes verhalten natürlich unzweifelhaft war. für unsere erwägungen ist übrigens diese sache ohne wesentliche bedeutung.

[2] aus diesem grunde und um des zusammenhanges willen setz ich diese stellen hieher, obwol auch sie schon vdHagen ebenso herangezogen hatte wie die schilderung der hochzeit (aao. s. 15 f).

fruotic was er unde balt,
in gefüeger gestalt
des lîbes und der jâr.

und 17 769 ff: *ez wart alsô verrihtet dâ,*
daz der junc kunic Wenzlâ,
swes der was entsetzet
solt werden ergetzet
mit des rômischen kunigs kinde.
dehein sô klâr ich nindert vinde,
dâ ich die minniclichen
muge zuo gelîchen.
an ir mit vollen lac
allez daz man mac
geprüeven an schœnen frouwen.
swer si die leng begund an schouwen,
der vergaz aller der sorgen,
die in im lâgen verborgen.
maniger wunscht in sînem herzen,
daz er lîden solt den smerzen
und des jungen kuniges nôt,
daz sîn vater tôt
für kunic Ottackern wære,
daz in diu sældenbære
des schaden ergetzen solt:
hiet er tûsentstunt mêr gedolt
leides von kunic Ruodolfen,
des wær im alles geholfen,
swenn er mit ir solt wonen,
sô daz si im ze konen
für den schaden wær gegeben.
sîn herze muost in freuden sweben,
dô er si ersach,
von der sîn ungemach
und sîn herzenleit verswant.
Guote sô was si genant.

wer möchte hier an kinder denken? dennoch steht es fest, und der chronist weifs, dass er von kindern redet. — Haupt bemerkt (s. 257) ferner: die worte des liedes *mir gap* [*Minne*] *ze minnec-lîcher arebeit . . . sô zart ein wîp, des ich mich iemer rüemen*

tar, und doch alsô daz ez ir niht ze vâre stê 'lehren hinreichend, dass von einem heimlichen liebesverhältnis die rede ist', und Feifalik (s. 343) nimmt die folgerung auf, 'dass es sich hier um keine braut und gemahlin handle'. auch das ist zuzugeben, dass sich der dichter nicht selbst als gatten einführt. so klar wollte er — als minnesänger — eben nicht sprechen, wie er ja auch anderseits von seinem rechte als dichter gebrauch macht, sein damaliges verhalten in recht vorteilhaftem lichte erscheinen zu lassen, es sich zum verdienste anzurechnen. genug an dem, dass sich für die — so unwahrscheinlich klingende — behauptung des liedes eine geschichtlich unanfechtbare tatsächliche grundlage in dem leben des dichters findet, dem es zugeschrieben wird. die worte aber *sô zart ein wîp, des ich mich iemer rüemen tar, und doch alsô daz ez ir niht ze vâre stê* werden geradezu durch alle drei lieder bekräftigt, und zwar genau in dem sinne, den Haupt (s. 260) in ihnen erkennt: 'ein so zartes weib, dass ich mich dessen immer zu rühmen getraue, jedoch so, dass es ihr nicht gefährlich werde, d. h. ohne die geliebte durch nennung ihres namens oder andere rücksichtslosigkeit in gefahr zu bringen'. denn würklich rühmt sich der dichter — in dem ersten liede, dass er kuss und umarmung empfangen habe (str. 3, v. 3 ff; str. 4, v. 2f), aber so, dass ihre *kiuschiu werdekeit* geschont blieb [1], in dem zweiten nennt er sogar ihren namen (str. 3, v. 3), jedoch derart, dass er zugleich schalkhaft beteuern konnte, er habe ihn nicht genannt, in dem dritten erzählt er: *dâ daz* (umarmung und kuss) *ergienc, dâ ist ouch mê ergangen,* — allein selbst das kann ihr *niht ze vâre stên,* denn der beglückte liebende ist der gatte. der berufenste richter über ihr tun ist der sänger selbst. das ist ein versteckspiel, dem man feinheit und anmut nicht absprechen wird [2].

In str. 2, v. 1, 4 ff desselben liedes sagt der dichter: *Mich bat mîn muot daz ich der lieben künde nam* ('mich hiefs mein

[1] daher sind die einander widersprechenden behauptungen des 1 verses der 4 strophe: *diu minne darf mich strâfen ruomes: zwâr sin darf* beide gerechtfertigt. 'der vers bildet den berechneten wendepunct des gedichtes' (Haupt s. 264).

[2] das passt zu dem urteil Haupts, der die gedanken des ersten liedes 'nicht unzierlich ausgedrückt' findet (s. 260), und Feifaliks: 'dass jene drei lieder von nicht ganz gewöhnlicher begabung und kunstfertigkeit zeugen' (s. 342).

gemüt von der lieben kunde nehmen' Haupt s. 261) . . . *dô si mir durch diu ougen in daz herze kam, dô muoste ich werben baz dan ê gein der vil klâren lôsen alze lange ein teil,* also: nachdem ich sie persönlich kennen gelernt hatte, ward mir zuteil, mich mit mehr erfolg um sie zu bemühen als gar zu lange zeit, viel zu lange zeit vorher. auch diese stelle lässt sich im einklang mit dem früheren aus dem leben des verfassers erklären: die vermählung Wenzels mit einer tochter Rudolfs war schon seit 1276 beabsichtigt, sie fand aber erst 1278 bez 1279 statt. allerdings gelangen wir durch diese vorgeschichte zu dem erlebnis des ersten liedes in noch frühere jugend der zwei kinder zurück, — allein Flore und Blanscheflur lachten einander schon in der wiege zu[1], ganz zu geschweigen von Ulrich von Liechtenstein, der noch *die gerten reit,* als er schon in seiner *tumpheit* sich gedanken um *diu reinen süezen wîp* und den frauendienst machte[2], und Johannes Hadlaub[3]. dass der dichter sich selbst als handelnde person hinstellt (*mich bat mîn muot*), während verlobung und hochzeit natürlich von anderen beschlossen und herbeigeführt wurden, wird man ihm wol nicht anrechnen[4]. tatsache ist, dass der doch so frühen heirat — so unglaublich auch dies wider klingt — eine mehrjährige 'verlobung' vorangegangen ist.

Das zweite lied bezieht sich, wie auch schon vdHagen beobachtet hat[5], mit den worten *diu âventiure würde laz, der ich in sange ê mich vermaz*[6] (str. 2, v. 9f) ganz deutlich auf

[1] Konrad Flecke v. 599 ff: *hei wie frô die jungelinge ungescheiden aller dinge friuntschefte pflâgen, dô se in den wagen lâgen! ichn weiz waz ez machete, daz iewederez lachete, sô ez daz ander ane sach. ir gebærde des verjach, daz se ein ander minneten und sich niht versinneten, waz minne wær und ir gebot.* vgl. 124 ff *diu* [*kint*] *underminneten sich, als uns diu âventiure zalt, ê si wurden fünf jâr alt.*

[2] Frauendienst str. 10, 3 ff, vgl. 8, 1 ff: *Dô ich ein kleines kindel was, dâ hôrt ich ofte* von der notwendigkeit, *guoten wîben ze dienest bereit* zu sein.

[3] 2 lied, str. 1, v. 1 *Ich dien ir sît daz wir beidiu wâren kint.*

[4] denn dass es sich um poesie handelt, wollen wir bei alledem nicht vergessen.

[5] aao. s. 16. auch Haupt hebt diese beziehung hervor s. 259. vgl. auch das zugeständnis Feifaliks s. 344 anm.

[6] der ausdruck *sich vermezzen* greift auf das *sich rüemen* und den *ruom* des ersten liedes (str. 1, v. 6; str. 4, v. 1) zurück. dieser begriff erweist sich also auch hier als beachtenswert.

das erste zurück. Feifalik findet (s. 344), die stelle deute darauf hin, 'dass diesem liede so manches andere vorangieng'. das braucht man, glaub ich, aus ihr [1] nicht zu schliefsen. vorausgesetzt wird durch sie nur eines, eben das erste. aber allerdings ist zwischen dem erlebnis, von dem jenes erzählt, und dem zweiten liede 'so manches' vorgegangen: der dichter ist seither zum jüngling herangereift und hat das wesen der minne verstehn gelernt, so dass er nun zu dem entschlusse gekommen ist, ein andermal eine so günstige gelegenheit nicht wider ungenutzt vorübergehn zu lassen. auch hier gewährt die geschichte wider eine beglaubigung: Wenzel und seine junge frau blieben eben nach der kirchlichen einsegnung ihrer ehe und dem beilager im jahre 1279 nicht beisammen, wurden auch nach der feier des jahres 1285 wider getrennt und verbanden sich zu würklicher lebensgemeinschaft erst im juli 1287, also erst 8½ jahre nach dem formellen eheschluss.

Daraus erklärt sich nun auch die stimmung und die wahl der tempora des ersten liedes. zwar hatte bereits dem sänger 'aus glücklichem geschicke die minne der geliebten beseligende und ehrende gunst beschieden' (Haupt s. 259), aber er hatte sein glück nicht genossen — und konnte sein versäumnis auch nicht so bald gut machen: daher drückt das lied aus, 'wie leid und lust in der liebe sich mischen' (Haupt s. 263), daher das präsens: *ich siufte . . ., swenne ich denke dar* (str. 1, v. 3), *si gap in grôzer liebe mir ein rîchez wê: daz muoz ich tragen iemer mê* (str. 1 v. 8 f), *si gap mir, des ich iemer bin frô, unde is't doch mîn ungewin* (str. 2, v. 9 f), *daz leit was frô, diu liebe klaget* (str. 3, v. 10). da bleibt dem sänger freilich nur eine freude: *swenne ich bilde mir ir zuht* (str. 5, v. 5). das erste lied spiegelt also eine stimmung ab, die geraume zeit nach dem erlebnis von dem es erzählt, den dichter erfüllt haben mag.

Ganz anders ist die stimmung des zweiten liedes [2]). hier

[1] dass der dichter vor diesem liede auch schon andere verfasst habe, wie Feifalik aao. aus der 'künstlichkeit und geschickten behandlung' schliefst, welche die uns erhaltenen lieder zeigen, ist möglich, aber für unsere zwecke belanglos.

[2] einen gegensatz zwischen den beiden gedichten beobachtet auch Feifalik (s. 344, anm.). nur wird in dem ersten liede 'keusche zurückhaltung' nicht blofs 'gefeiert', sondern doch zugleich auch bedauert, und

herscht das gefühl reinen, ungetrübten glückes. der dichter weiſs nicht nur im allgemeinen rat, *dâ wir bezzer fröide hân* (str. 1, v. 4), sondern er redet seine eigene herrin an: *mîn trôst den ich ze fröiden hân* (str. 3, v. 2). in seiner aufforderung *Nû dar dem mit dem kusse ein süezer umbevanc nâch rîcher minne teil ergêt* (str. 2. v. 1 f) ist der indicativ *ergêt* bedeutsam: der sänger wendet sich an jene männer, die nur von ihrem rechte gebrauch zu machen haben [1], und zu diesen zählt er sich selbst. er befürchtet keine zurückweisung, wenn er sich an die geliebte wendet: *mich sol dîn hôchgezierter lôser lieber lîp in keinen senden sorgen lân: hilf mir ze hôhem muote* (str. 3, v. 4 ff). er freut sich nur auf eine gelegenheit, dann wird er kühner sein als jenes erstemal und darf doch die erwartung aussprechen: *daz müeste si vergeben mir diu reine* (str. 2, v. 10).

Und es findet sich für die liebenden zeit und ort, einander anzugehören. dies schildert das dritte lied. es ist ein *tageliet.* aber freilich, gerade was für diese gattung so bezeichnend ist: ‘abschied zweier liebenden, warnende treue, auflodernde leidenschaft in drohender gefahr, tränen und klagen, ergreifende bilder selbstvergessener zärtlichkeit, welche durch die situation zu stärkster würkung gebracht wird’, suchen wir hier vergebens. wol stört der wächter, indem er seinen täglichen dienst tut und durch seinen gesang den sonnenaufgang ankündigt, die liebenden. aber es ist leicht geholfen. die *vrouwe* weiſs schon, der wächter will nur *sîn bespunnen* (str. 2, v. 7), sie eilt zu ihm und gibt ihm *silber, golt und edel rîch gesteine* (str. 2, v. 12). und nun da er seine *miete* hat, ist er ganz zufrieden und verspricht, die beiden in ruhe zu lassen und ein zweitesmal aufmerksam zu machen (mehr braucht *warnen* in v. 5 der 3 strophe nicht zu bedeuten), *swenne ez* [würklich] *zîtet,* damit der liebende *mit fröiden rîtet . . . dar er habe gedâht.* von irgend einer gefahr für diesen ist mit keinem worte die rede. hier ligt es doch gewis nicht ferne, an eine minne zu denken, wie sie, um mit Wolfram zu reden, *ein offen süeze wirtes wîp geben kan.* der beglückte liebende, von dem dieses tagelied handelt, kann ganz

in dem zweiten ist nicht ‘zwanglose hingebung an die geliebte’ gefeiert, sondern der dichter hat sich die eroberung der geliebten vorgenommen.

[1] vgl. str. 1, v. 10 *swâ spilnde blicke bringent munt ze munde.*

wol der herr der burg selber sein[1], der natürlich auch andere pflichten hat als die der liebe und daher zu rechter zeit geweckt werden muss, aber sich um den sonnenaufgang nicht zu kümmern braucht, weil er bei seinem aufbruch das helle tageslicht nicht zu scheuen hat. so gemütlich geht es doch in tageliedern gewöhnlich nicht zu. dass in 'dem ganzen dritten liede nur von einer geheimen liebe die rede sein kann', wie Feifalik s. 343 findet, vermag ich daher nur in dem sinne zuzugeben, dass darunter die eheliche liebe mit einbegriffen wird. allerdings ist richtig, dass auch in diesem gedichte ausdrücke gebraucht sind, die eine minder harmlose auffassung zulassen, so das eben erwähnte *warnen, ir minnen diep* (str. 2, v. 3), die worte des wächters: *ich gan iu niht ze blîben bî der nœte* (str. 1, v. 12), *hüetet daz ir bîtet irn lât in . . .* (str. 8, v. 7 f), allein sie nötigen dazu keineswegs, sondern sind nur gewählt, weil der dichter eben ein *tageliet* darbieten will. dieses ist nun auch durchaus nicht ohne reiz. er ligt — abgesehen von der kunstvollen form — in dem gegensatze zwischen dem prachtvoll und unaufhaltsam aufsteigenden tage[2], der nun für alle beginnt, und dem nächtlichen alleinsein der liebenden, das diese verlängern möchten und — dank den ganz besonderen verhältnissen — auch dürfen und können, dann zwischen dem kühl rechnenden eigennutz des wächters[3] und der liebesglut der frau.

Ein ausgesprochener zusammenhang zwischen diesem dritten liede, in dem der liebende selber gar nicht sprechend eingeführt ist, sondern vom dichter in der dritten person erwähnt und von der *vrouwen* angeredet wird, und den beiden ersten, in denen sich der dichter selber als den helden der liebeshandlung bekennt, besteht nicht. die drei lieder werden nur durch die einheit des verfassers zusammengehalten. das ist aber immerhin etwas;

[1] auch von diesem, ja besonders von ihm konnte gesagt werden, dass er *durch ein ouwe* [was recht allgemein klingt] *was ritterlichen dar bekomen* (str. 2, v. 3 f). — den auch in diesem tageliede 'aller wahrscheinlichkeit ins gesicht schlagenden wächter' (Roethe Anz. XVI 76) hat der dichter von seinen vorgängern übernommen. diese herkömmliche gestalt und ihr verhalten erlauben natürlich keinen vergleich mit einer würklichkeit.

[2] Roethe ebda s. 82 z. 6 f v. u.

[3] über diesen und zu meiner auffassung des liedes vgl. Bartsch Vorträge und aufsätze s. 279.

besonders wenn man daran denkt, dass sie von demselben sänger in demselben kreise vorgetragen wurden, wird man zugestehn, dass die nächstliegende vermutung der zuhörer die sein muste, der *minnen diep* des dritten liedes sei derselbe liebende, mit dessen erlebnissen und gefühlen sie die zwei anderen lieder vertraut gemacht hatten. dahin führen unsere erwägungen auch uns. das tagelied bildet den natürlichen abschluss des kleinen cyklus [1]. der liebende, der in den zwei früheren gedichten als der entsagende, schmachtende und begehrende erschienen war, wird nun erhört. nun soll gezeigt werden, dass seine leidenschaft ebenso erwidert wird; daher ist nun die *frouwe* die handelnde [2] und — neben dem *wahter* — die sprechende. nun offenbart sie, wie viel ihr an dem beisammensein mit dem *vriunt* gelegen ist, indem sie gern *silber, golt und edel rîch gesteine* dafür spendet; sie, deren *klâren zarten* (oder *hôchgezierten*) *lôsen lieben lîp* die zwei ersten lieder gepriesen hatten (I 4,3. II 3,4), nennt nun ihren geliebten den *zarten lieben* (III 2,13). dass der dichter den beglückten liebenden in der 3 person einführt (III 2,3 f) [3], ist unter diesen umständen begreiflich und passend.

Hier brauchen wir nun die geschichte nicht mehr zu fragen. wir wissen ja schon, dass der ehebund bis zu Gutens frühem tode bestanden hat. — den umstand, dass die herrin einem diener *silber, golt und edel gesteine* zu schenken vermag, will ich gewis nicht ausbeuten. indessen tun konnte dies die königin von Böhmen, und ihr prunkliebender und freigebiger gatte durfte

[1] vdHagen aao. s. 16: 'das dritte lied erfüllt und beschliefst die beiden vorigen sehr schön'.

[2] nur im tageliede ist eben die frau noch 'die leidenschaftlich und unbefangen liebende', der 'alle glut fast allein zugewiesen wird: der minnesang widersprach dem geradezu'. Roethe aao. s. 92.

[3] also episch. redend tritt er gar nicht auf. das dramatische tagelied (wie etwa das Heinrichs von Morungen MFr. 143, 22), in dem ohne epische einbegleitung auch der mann spricht, mochte doch den gedanken, der dichter selbst sei held des liedes, mehr bloſsstellen, als dies der verfasser hier beabsichtigte. — dass überhaupt die form des tageliedes gewählt wurde, dafür kann ein grund auch der gewesen sein: 'es war eben eine ständige form der poesie geworden, und wer ein vollkommener dichter heiſsen wollte, konnte sie nicht umgehn' (Bartsch aao. s. 272). auszeichnen wollte sich ja gewis auch Wenzel II mit seinen liedern, wenn auch nicht zu demselben zwecke wie die 'bürgerlichen sänger' seiner zeit.

einen gewissen stolz darein setzen, dass sie die möglichkeit zu solcher 'milte' an seiner seite besafs.

Die drei lieder überblickend dürfen wir sagen: es findet sich in ihnen nichts, was der annahme widerspräche, der königliche dichter habe mit ihnen seiner frau eine huldigung darbringen wollen.

Dass es sich um hohe minne handelt, zeigen alle drei: *Ûz hôher âventiure ein süeze werdekeit hât Minne an mir ze liehte brâht* I 1, 1 f. die herrin ist *ein êren rîche vrouwe* III 2, 2. der liebende dient ihr, wie es einem ritterlichen minnesänger geziemt: *herz unde sinne gap ich ir ze dienste hin* I 2, 7[1]; aber es fehlt anderseits jede andeutung, dass sie in unerreichbarer höhe über ihm stehe oder dass ihre *gunst*, die er gleichwol als höchste *sælde* dankbar anerkennt (I 3, 4 ff, I 5, 6 ff), sie zu irgend einer herablassung genötigt hätte. er redet von ihr und zu ihr, wie auch ein glücklicher gatte reden kann: *mîn volliu ger, mîn ougenweide und al mîn heil* (I 2, 3), *al mîner fröiden ursprinc und ein anbegin* (I 2, 8), *vil zarte süeze und iemer wol gewünschet wîp, mîn trôst den ich ze fröiden hân lît an dir* (II 3, 1 ff), er beteuert: *si pflac mîns herzen ie und pfliget noch allewege* (I 5, 4) und sie nennt ihn erwidernd *vriunt mîner wunnen* (III 2, 5).

Und nun vergegenwärtigen wir uns, könig Wenzel II sei mit diesen drei liedern — etwa in der zeit zwischen dem einzuge der königin in Prag (juli 1287) und ihrer krönung (anfang juni 1297), der so bald schon ihr tod folgte (18 juni 1297)[2],

[1] also schon, als er sie kennen lernte. ganz ähnlich lässt die Reimchronik den achtjährigen von seiner gattin abschied nehmen: *er* [*Wenzlâ*] *sprach: frouwe, dû solt mir hinnen für des getrouwen, daz ich für alle frouwen dir alein wil dienen* 18110 f.

[2] auch nach ihrem tode kannte man doch noch ihren namen, und der könig durfte schwerlich während seiner witwerschaft oder gar als gatte einer anderen (seit dem jahre 1300 war Wenzel II mit Elisabeth oder Richsa von Polen verlobt, 3 jahre später hat er sie geheiratet) seine herrin als *guote* anreden, wenn er nicht erinnerungen an die verstorbene erwecken wollte. schon im jahre 1305 ist Wenzel II gestorben. — an Haupt anknüpfend, der aber seinem 'gefühle mistraut' (s. 257), will allerdings Feifalik unsere 11 strophen 'eher in die mitte des 13 jahrhs. setzen' (s. 343). aber sie sind eben gute nachahmungen nach besseren vorbildern einer früheren zeit.

also da beide in einem alter zwischen 16 und 26 jahren standen, — im kreise seines hofes hervorgetreten und habe nicht seine frau gemeint! alles, was die gedichte tatsächliches enthielten, stimmte auf diese, sogar ihr name klang hervor. die geschichte von dem kindlichen beilager, der langen trennung und ihrer glücklichen ehe, die fremden chronisten bekannt war, wuste jeder von den zuhörern. wenn der könig nicht seine gattin verhöhnen wollte, muste er sie meinen — und wenn er sie meinte, verriet er nichts, was nicht ohnehin jeder wissen konnte, bis auf den vielsagenden und doch, wenn wir uns in jene zeiten versetzen, schonenden schluss: *dâ daz ergienc, dâ ist ouch mê ergangen.* allerdings fällt der sänger nirgends aus der rolle, er bekennt sich nicht geradezu als ehemann, er gebraucht wendungen wie sie andere minnesänger von ihrer herrin gebrauchten, die nicht zugleich ihre gattin war, — aber wenn er schon in der ersten strophe anhob: *minne . . . mir gap . . ., 'als ich in wunsche hete gedâht sô zart ein wîp, des ich mich iemer rüemen tar,* so wuste jeder, dem nur bekannt war, dass der könig glücklich verheiratet sei, genug. die kunst des dichters bestand darin, worte zu wählen, die der brauch und ton des minnesanges verlangte, und die doch zugleich der würklichkeit entsprachen, ohne diese unzart als gegenstand seines spieles zu enthüllen; und das ist ihm gelungen. dabei hat er tatsachen und verhältnisse seines würklichen lebens verwertet, allerdings nur soweit er sie für seine dichterischen zwecke ausnutzen konnte; anderes hat er absichtlich in dämmerung gelassen, aber tatsächliches 'erlogen' hat er nicht. den könig kehrt er nirgends hervor, was nur ein zeichen guten geschmackes ist[1].

Und nun zum schlusse: dass Wenzel II seine gemahlin würklich geliebt hat, ja in sie verliebt gewesen ist, weifs auch die geschichte. Bachmann (aao. s. 674) sagt, dass Gutens 'einfluss der sinnlich veranlagte könig rasch erlag'; dass sie diesen auch politisch betätigte, berichten die chroniken[2], und die

[1] dass Ulrich von Liechtenstein 'in der geschichte seines heimatlandes als ein gewanter, berechnender und bis zur gewalttätigkeit tatkräftiger mann eine nicht unbedeutende rolle gespielt hat', wüsten wir aus seinem 'Frauendienst' auch nicht, geschweige denn aus seinen minneliedern allein. [2] die österreichische Reimchronik weifs auch zu erzählen, dass sie ihres gemahles zärtliche stunden dazu wählte (v. 67 044 ff). sie suchte vermittelnd und im sinne des friedens zu würken.

geschichtsforscher der gegenwart glauben es[1]; dass der könig durch artigkeiten die man seiner frau erwies zu gewinnen war, wuste auch der damals am Prager hofe lebende Ulrich von Eschenbach und hat sich darnach gerichtet: die heldin seines gedichtes 'Wilhelm von Wenden', mit welchem namen er oft seinen königlichen herrn meint, heifst wie die königin Bene, er nennt seine gebieterin auch mit ihrem deutschen namen *Guote*, verwendet ihn im wortspiel und huldigt ihr mehrmals[2].

Kurz, wir dürfen uns ruhig freuen, dass uns hier — was ja nur selten möglich ist, — die hohe stellung eines minnesängers erlaubt, seine angaben mit der geschichtlichen würklichkeit zu vergleichen[3], auch wenn sich dabei der ungewöhnliche fall her-

[1] so Bachmann, Loserth und Redlich.

[2] Gute 'feiert er fast noch höher als den könig' (WToischer in den Sitzungsber. der phil-hist. cl. der kais. ac. d. wiss. in Wien, bd 97, s. 350). — über den einfluss der fürstin, dessen 'augenzeuge' Ulrich von Eschenbach war (Loserth), vgl. besonders v. 5582 f.

[3] von Feifaliks einwendungen sind noch einige nachzutragen: 'die gleichzeitigen quellen schweigen von einer poetischen betätigung des königs' (s. 330). — allein 'das quellenmaterial, welches wir zumal über die ersten zehn bis fünfzehn jahre der regierung Wenzels II. besitzen, ist einmal nicht besonders reichhaltig, soweit quellenschriftsteller in betracht kommen' (Loserth aao. s. 27), und 'dass die einzigen berichte, welche wir der tätigkeit der Königsaaler mönche verdanken' (derselbe ebda), von des königs minnesang schweigen, lässt sich leicht erklären: wahrscheinlich hatten jene Cistercienser für jede andere tätigkeit ihres königs mehr sinn als für diese. von urkunden kann man zeugnisse für sie auch nicht verlangen. dichtern aber wie Frauenlob, Ulrich von Eschenbach und dem verfasser der 'Kreuzfahrt', die um die *milte* Wenzels oder im range unter diesem stehnder herren zu bitten genötigt waren, verbot es wol die klugheit, so unbescheiden zu sein, wie es Feifalik von ihnen fordert, nämlich von dem könig als 'genossen ihrer kunst' (s. 340) zu reden, die ihnen kaum den lebensunterhalt einbrachte. wir wissen ja überhaupt nicht, ob dieser in mehr als den drei liedern jene kunst übte. — ferner bemerkt Feifalik (s. 344): an Wenzels II 'hofe herschte nicht mehr die reine mhd. sprache' und verweist auf die sprache Ulrichs von Eschenbach. diese ist 'hochdeutsch mit mitteldeutschen besonderheiten'. aber der dichter ist offenbar bestrebt, hochdeutsch zu schreiben' und verfällt nur 'zuweilen' der eigenen mundart (Toischer in der ausg. von Ulrichs 'Alexander' s. xx, vgl. progr. des deutschen gymn. in Prag-Neustadt 1888). wenn Wenzel gleich diesem 'an den bestern mustern gebildet' gesungen hat, dürfen wir uns — besonders bei dem stande unserer überlieferung — über die sprache seiner lieder nicht wundern, deren kürze ohnehin nicht so viel material

ausstellt, dass ein minnesänger seine eigene frau besungen hat, und der — so viel ich weifs — in jener zeit unerhörte, dass er den wahren namen seiner herrin nennt. beide an sich unwahrscheinlichen annahmen werden ja glaubhaft durch ihre verbindung. in die entwicklung des deutschen höfischen minnesanges fügt sich dies verhalten unseres dichters ganz wol ein: Wolfram preist das glück der ehelichen liebe, nennt aber nirgends seine frau, Walther nennt einen namen, will aber nicht im ernste sagen, dass seine herrin so geheifsen habe; dagegen bringen in einem späteren jahrhundert ganz offen Hugo von Montfort und Oswald von Wolkenstein 'ihren gattinnen poetische huldigungen dar'. der zeit nach zwischen diesen beiden dichterpaaren stehend, hält nun Wenzel in dieser hinsicht zwischen ihnen die mitte.

Graz. **Justus Lunzer.**

VORLAGEN ZU FABELN BONERS.

Nachdem Boner als letzte der dem Avian entnommenen fabeln die 91 gebracht hat, bietet er in der 93 'Von wolfen, hirten und hunden' noch einmal eine tierfabel unter den erzählungen und schwänken, mit denen er seinen Edelstein schliefst. da die 52 fabel des Anonymus Neveleti, dem Boner in 52 stücken gefolgt ist, einen ähnlichen stoff behandelt ('De lupis et ovibus') und in dem kernpunct, der törichten auslieferung der hunde an die wölfe, eine genügende entsprechung zu zeigen schien, hatte ich, Über die quellen zu Boners Edelstein (1875) s. 4, im anschluss an Oesterley uaa. in dem genannten lateinischen gedicht die vorlage des mittelhochdeutschen fabeldichters zu erkennen geglaubt. die fabel kommt später häufig vor: mit den überschriften 'Lupus et oves', 'Luporum et ovium pax', 'De ovibus et lupis', 'De lupis et grege ovium'. doch in allen lateinischen fassungen fehlen die hirten, die Boner einführt, dagegen geben beim Anon.

bietet. — auf schlüsse aus Wenzels charakter legt Feifalik selbst weniger gewicht (s. 329 f, doch vgl. auch s. 351). wenn ihn seine 'frömmigkeit' und 'hinneigung zur askese' im allgemeinen 'gegen frauenreiz nicht unempfindlich' machte (derselbe ebda) und ihn nicht gehindert hat, in seinen späteren lebensjahren in die netze jener 'buhle Agnes' zu geraten, die ihn nach dem berichte der Reimchronik vergiftet haben soll, so brauchte sie ihn noch weniger abzuhalten, seine gemahlin zu besingen.

Nev. ua. die wölfe ihre jungen als geiseln, deren heulen jene dann zum anlass nehmen, über die wehrlosen schafe herzufallen. diese abweichung von der handlung bei Boner und auch wol die trennung des stücks von den übrigen Anonymusfabeln dürfte der grund dafür gewesen sein, dass Lessing (Sämtl. schriften, herausg. von Lachmann, 3 aufl. von Muncker, bd XIV 21) die quelle für Boner nicht bei dem Anon. Nev. sah: ‘von den drei ersten büchern (des Anon. Nev.) hat Boner blofs die 39. 49. 50. 51. 52. 53. 56. 57. und 58. unberührt gelassen’. Boner hatte ja freilich in seinem 62 stück das letzte, 60, des Anon. Nev. nachgedichtet und zum zeichen dafür, dass er jetzt mit dieser vorlage abgeschlossen habe, am ende seiner 62 fabel geschrieben: *als der Ysôpus hât geseit. got geb uns vröid und niemer leit!*, und hatte dann zu anfang der 63 mit dem verse *als man list in dem Aviân* auf seine neue quelle hingewiesen.

Dass Lessing doch das richtige erkannte, wird m. e. dadurch bestätigt, dass in dem Alphabetum narrationum Etiennes de Besançon, der quelle für eine reihe von beispielen Boners, in unmittelbarer nähe der vorlage für Bon. 92, clm. 7995 [bei ESchröder A] bl. 29, clm. 14752 [bei ESchröder B] bl. 45, folgendes steht: *Congregacio una dirigitur aliquando per aliquem bonum, Ysidorus: cum Philippus rex Macedonum Athenas obsedisset, peciit ut sibi darentur decem oratores civitatis ut ab obsidione desisteret* (B: *discederet*). *Quod cum audisset Demosthenes, finxit hanc fabulam* (B: *fallaciam*)*: Lupi aliquando suaserunt* (B: *suas. aliq.*) *pastoribus, ut in amiciciam convenirent. Cumque pastoribus hoc* (fehlt B) *placuisset, pecierunt lupi, ut primo causa* (B: *vice*) *securitatis traderentur* (B: *tarderentur,* verschrieben) *eis canes in quibus videbatur esse occasio iurgiorum. annuerunt pastores et tradiderunt canes quos ovium suarum pervigiles custodes habebant. Tunc lupi omni adempta fortitudine* (B: *formidine,* mit anderm sinn) *omnem gregem non solum per sacietatem* (B: *pro sacietate*) *sed eciam pro libidine laceraverunt. Sic, inquit* (B: *igitur*)*, Philippus sublatis oratoribus in populo atheniensi facturus es, hoc* (B fügt *etiam* hinzu) *valet ad hoc quod intenciones homini quantum possibile est* (B: *est poss.*) *in magnis factis sunt* (B fügt *diligenter* hinzu) *attendende, antequam acquiescatur eis.*

In dieser fabel des Demosthenes geht es wie bei Boner zu, mit entsprechungen im einzelnen:

v. 7—11 *den hirten was ez ouch gemein*
('die hirten betraf es gleichfalls', Benecke).
die wolfe kâmen über ein,
daz si gern wolten haben vride
(*daz swuorens alle bî der wide*
den hirten und dem vihe) *alsô,*
daz man in sölti geben dô
mit gedinge (vertragsmäfsig) *alle die hunde.*
v. 16—18 *ir unvrid wœr von inen komen.*
si sprâchen: 'waz wir krieges hân,
daz hânt uns als die hunt getân'.

Auch zu dem vergleich der treuen, wachsamen hüter, der hunde, mit den lehrern in der nutzanwendung dürfte Boner durch die oratores geführt worden sein: v. 53—55 *wenn den wolfen wirt der hunt gegeben und der lêrer munt beslozzen, sô sint diu schâf verlorn,* entspricht ganz der geschichte Etiennes. hiernach wäre Bon. **93** den beispielen hinzuzufügen, für die ESchröder Zs. 44, 420—428 Etienne de Besançon als quelle nachgewiesen hat.

Auch sonst glaub ich, nachdem ich die beiden genannten Münchener hss. durchgesehen habe, einige beiträge zur entscheidung über die vorlagen für mehrere beispiele Boners geben zu können.

Für Bon. **48** 'Von dem ritten und von der vlô' fällt nicht etwa die concurrenz Etiennes de Besançon mit Jacques de Vitry fort, wie ESchröder aao. 424 sagt, sondern ersterer bringt die geschichte ebenfalls. Waas Zs. 46, 345 hatte sie in einer Pariser hs. gefunden, in den Münchener hss. steht sie bl. 3 in A, bl. 4 in B, der text stimmt ziemlich wörtlich mit dem des Jacques de Vitry überein, bei Crane Exempla of J. d. V. (London 1890) nr 59, und lautet: *Abbatissa non debet esse in vestibus et lectisterniis nimis delicata. Jacobus de Vitriaco: Exemplum* (B *Exemplariter dicit*) *de pulice et febre quod mutuo loquebantur de hospiciis que nocte praecedente habuerant conquerendo. dicebat pulex: Ego hospitata sum in lecto cuiusdam abbatisse inter duo lintheamina abbatissa* (B *abba?*) *super culcitrem* (B *culcitrum*) *mollem et credebam me habere optimum hospicium quia abbatissa habebat* (B *hab. ab.*) *carnes pingues et teneres* (B *teneras*) *quibus optime fuissem saciata. In primo autem morsu cepit clamare et vocare ancillas que venientes statim cum candelis ceperunt me*

querere. Sed ego me abscondi. Et (B *sed*) *illis recedentibus iterum ad abbatissam reversa sum. Et quociens redii, tociens me cum lumine* (B *cum lum. me*) *fecit queri. Et sic hac nocte non quievi et vix effugi. febris autem dixit: et ego hospitata sum in domo cuiusdam mulieris pauperis, quam cum arripuissem, statim surrexit et facto lexivio pannos fortiter percuciendo abluebat et super humeros ad fluvium deportabat* (B *portabat*) *ita quod fere afflicta frigore in fluvio fui suffocata. Tunc pulex* (B fügt hier *ait* hinzu und lässt es nachher fort): *mutemus ergo* (fehlt B) *ait,* (B *in*) *hac nocte hospicia nostra. Quibus mutatis mane rediens pulex ait: Optimum hospicium hac nocte habui. Nam mulierem illam que hospita tua fuerat ita fatigatam et dormientem inveni quod secure quievi apud eam et quantum volui comedi. Cui febris respondit: et* (fehlt B) *optimum consilium mihi dedisti* (B *ded. m.*). *Nam abbatissa illa sub* (B *cum*) *griseo coopertorio et lintheaminibus delicatis tota nocte me calefaciens fovebat et licet stimularem eam, ipsa* (B fügt *tum* hinzu) *in lecto molli abscondita nunquam me turbabat. Unde ab eius hospicio, quamdiu me ita amicabiliter tractabit, recedere nolo* (B *nolo redire*). *Hoc etiam facit* (B *valet*) *ad hoc quod delicati frequencius infirmantur et inquiecius* (B *peius*) *quiescunt, pauperes autem sunt saniores, melius nil minus* (B *et melius*) *quiescunt.*

Wie diese erzählung auf den ersten seiten des Alph. narr. steht und die erste ist, die eine entsprechung bei Boner hat, so steht auch Bon. 48 mitten unter den tierfabeln als erstes der schwankähnlichen beispiele. dies legt m. e. die annahme nahe, dass Boner auch hierbei den Etienne benutzt hat, zumal der inhalt mit dem des exemplum bei Jacques d. V. genau übereinstimmt.

Nicht anders verhält es sich mit der quelle für Bon. 52 ('Asinus vulgi'), wo der text der beiden hss. dem des Jacques d. V. bis auf nebensächliche äufserlichkeiten gleich ist. höchstens wäre zu erwähnen, dass hs. A einmal zu *asinum* den zusatz *miserum* macht.

Bei Bon. 58 'Von drîen witwen Rœmerîn' stimmt der text der Münchener hss. mit dem, den Waas aus einer Pariser hs. Etiennes de Besançon mitteilt, zunächst bis *faciam* überein. von da an heifst es bl. 84 A, bl. 129 B: *Si bonum virum invenero* (B *inveneritis*) *ut ante habui, volo timere* (B *nolo ei nubere*)

ne perdam. Si vero malum quid (*quia* bei Waas wol druckfehler) *necesse est post bonum pessimum* (B *malum*) *sustinere.* die verschiedenartigen lesarten finden sich auch in den von mir, Bon. u. s. lat. vorlagen (Charlottenburg 1901) s. 21/22, aus Jacobus de Cessolis und Hieronymus abgedruckten gleichen stellen. Boner kann aber nicht den text der Pariser hs. vor sich gehabt haben: *inveneritis, nolo nubere;* sondern nur den der hs. A, denn v. 72 schreibt er: *nœm ich ein senften man, dur waz sölt ich in vorchten iemer sîn, wenn er kœm ab den ougen mîn, daz der tôt betruobte mich an ime?*

Aber auch für die antwort der ersten witwe in Bon. **58** find ich bei Etienne de Besançon entsprechendes bl. 74 in A, bl. 112 in B: *Matrimonio plus queritur frequenter substantia, quapropter Agellius: Cato filiam habuit nomine Marciam* (beide worte fehlen B), *que mortuo primo viro cepit apud patrem conqueri* (B *conq. ap. p.*), *cur alii viro non nuberet. At ille: quia non invenio, inquit* (fehlt B), *virum qui* (B *non*) *magis te* (B *tua*) *quam tua* (B *te*) *velit.* allerdings hat hier die witwe das verlangen nach widerverheiratung, und der vater begründet die ablehnung, während bei Boner, wie auch bei Jacobus de Cessolis, die witwe sich weigert, v. 25 *ich weiz wol, daz mîn nieman gert, wan umb mîn guot.*

Für sein **71** beispiel 'Von einem slangen was gebunden' muss Boner die Disciplina clericalis benutzt haben, denn deren schlusssatz, der in keiner andern fassung vorkommt, hat er v. 61, 62 vor sich gehabt. trotzdem ist m. e. daneben auch eine vermittlung durch Etienne de Besançon anzunehmen. sein text, bl. 104′ in A, bl. 160′ in B, weicht doch an einzelnen stellen von dem des Petrus Alphonsi ab. abgesehen von nebensächlichem heiſst es zu anfang *invenit serpentem a pastoribus extentum,* weiterhin *ligatum fortiter anxit* (B *strinxit*) und zuletzt: *Et tu homo dissolvendo serpentem noli iuvare* (B *de solvendo noli laborare).* gegenüber der lesart *extrictum* der Disc. cl. entspricht Etiennes *extentum* genauer Bon. v. 9 *mit einem seil zertennet wol*, ebenso *ligatum fortiter anxit* hs. A Boners worten v. 20, 21: *er strikt sich um des mannes kel; in lîden brâcht ern und in leit; ligatum strinxit* würde zweimal fast dasselbe sagen, ist daher schwerlich von Bon. übernommen worden. drittens scheint er die la. A *dissolvendo* u. f. mit den v. 53, 54 widergegeben zu haben:

wilt aber du den vîgent dîn
lœsen, daz wirt dîn ungewin.

demnach gehörte auch nr **71** zu den beispielen, für die Boner nicht eine vorlage allein verwendete.

Bei Bon. **72** '*Von bevelhunge des guotes, von guotem râte*' lautet schon die überschrift bei Etienne de B., bl. 22 in A, bl. 33 in B, ähnlich: '*Cautela bona frequenter est necessaria*'. dann heifst es: *Valerius: duo hospites apud quandam mulierem pecunias* (B *pecuniam*) *deposuerunt tali* (fehlt B) *condicione quod eam simul redderet* (B *red. sim.*) *utrique. Interiecto autem aliquanto tempore venit unus et socium fingens mortuum decepta muliere nummos omnes peciit et accepit. Cumque in alteram regionem abisset* (B *abiisset*), *venit alter et depositum repetit. Igitur cum mulier angeretur, Demosthenem patronum peciit* (dieser satz von *Igitur* an fehlt B). *Qui petenti ait: mulier haec parata est reddere debitum* (B *hoc depositum*), *sed hoc* (fehlt B) *facere non potest nisi socium adduxeris, cum utrique simul ut dicis reddere teneatur. Hoc* (B fügt *etiam* hinzu) *valet ad depositum quomodo debet reddi et ad hoc quod non simpliciter est* (B *est sim.*) *credendum omni verbo.*

Hier entspricht besonders der in hs. B fehlende mit *Igitur* beginnende satz Bon. v. 41 *diu vrowe erschrak* und v. 54, 55

eim wîsen man klagt si ir leit
und bat, daz er ir gœbe rât,

wo die worte des Valerius Maximus und Joh. Junior mehr abweichen. denn *stupefacta* bei letzterem stimmt zu *erschrak* nicht so gut wie *angeretur.* also dürfte eine mitbenutzung Etiennes für nr **72** anzunehmen sein.

Für Bon. **74** (Traumbrot) stimmt der text der Münchener hss. mit dem von Waas aus einer Pariser hs. Etiennes de B. abgedruckten, von nebensächlichem abgesehen, überein bis auf folgendes: statt *tum* (zeile 9) haben A und B *trium*, statt *ficticii* (z. 10) hat A *fictione*, statt *demum* (z. 11) *deinde* wie die Disc. cler., während B auch *demum* bietet. die lesart *trium* würde Bon. v. 36 entsprechen: *suln wir uns legen alle drî ze slâfende.* jedesfalls hat Bon. das stück Etiennes, das in nächster nähe seiner vorlage für nr 76 stand, gekannt.

In der quelle für Bon. **76** 'Von einem hoger und einem zolner' haben die Münchener hss. zu anfang den fehler der Pa-

riser hs. *alium dampnum* nicht, sondern statt dessen *aliquando dampnum,* dann hat A bekanntlich *comitis* statt *civitatis* und gegen ende bietet statt *Tandem* widerum A *Gaudens.* im übrigen herscht bis auf äußerliches übereinstimmung.

Die vorlagen für Bon. **74** und **76**, die Waas im 1 buch Etiennes de Bourbon in Pariser hss. gefunden hat, find ich auch in einer hs. der Königl. Bibliothek in Berlin, Theol. fol. 287 (Brandenburg, dom, xv jh.) f. 312—345, die den 1 teil ('De dono timoris' in 10 capp.) eines werkes (angeblich auszugs aus Stephanus de Borbone) 'De septem donis spiritus sancti' enthalten (s. Val. Rose Verzeichnis d. lat. hss. d. Kgl. Bibl. in Berlin 1901). die überschrift lautet: 'Summa omnium exemplarium', die abschnitte sind dieselben wie beim 'Liber de abundantia ex.', mit dem es im ganzen übereinstimmt, nur zuweilen ist es ausführlicher, dagegen bricht es im 7 teil ab mit 'De timore dyaboli' und dem satze: *valde timeant eos* (nämlich die aufgezählten gefährlichen *hostes*) *omnes homines,* während der Liber d. ab. e. in dem von mir benutzten druck ('L. d. a. e. magistri Alberti magni Ratispa episcopi ad omnem materiam') noch etwa 24 seiten lang, mit 'De beata virgine' beginnend, meist von dieser handelt.

Die fassung der parallelen zu Bon. 74 und 76 in dieser hs. Theol. fol. 287 ist im ganzen der bei Waas gleich, im druck des Lib. d. ab. e. werden sie, ebenso wie in der incunabel bei Waas, nur kurz erwähnt, s. 344 b, Bon. 74, Ex. dicit Petr. Alf. 'De tribus sociis duobus civibus et uno rustico euntibus ad sanctum Jacobum in peregrinatione', s. 341 b, Bon. 76, *Nota ex. Petri Alf. de ianitore cui rex dedit unum denarium super quemlibet qui vellet intrare pro qualibet macula.* in den Pariser hss. waren sie aber nach Waas im wortlaut angeführt.

Als vorlage für Bon. **82** 'Von einem pfaffen und von einem esel' bietet Waas den text der Münchener hss., nur lautet der erste satz: *cantus proprius multos decipit quia* (nicht *qui*) *credunt se bene cantare* usw. den schluss: *Hoc valet ad praesumpcionem. Cantando multi vanam gloriam appetunt* dürfte Boner in seiner nutzanwendung verwertet haben. auch die überschrift 'Von uppekeit der stimme' braucht er demnach nicht aus des Jacques d. V. *presumptuosi* entlehnt zu haben.

Der text den Waas als vorlage für Bon. **85** 'Von einem

ritter der wart ein münch' aus einer Pariser hs. des Et. de Besançon abdruckt, ist in manchen einzelheiten von dem der Münchener hss. verschieden. hier, bl. 99 in A, bl. 153 in B, heifst es: *Religiosus non debet se* (fehlt B) *de secularibus intromittere. Jacobus de Vitriaco: Miles quidam relictis magnis possessionibus, honoribus et deliciis factus est monachus. Quem* (fehlt bei Waas, dafür *Monasterii) abbas videns virum sapientem misit eum ad forum, ut asinos et asinas monasterii venderet que* (*quia* bei Waas) *iam senes erant, ut emeret iuniores. Licet* (B fügt *autem* hinzu wie bei W.) *viro nobili multum* (fehlt B und bei W.) *displiceret, voluit tamen obedire. Interrogantibus si bone* (B *bene*) *essent asine et iuvenes, respondit* (B *respondebat* und bei W.): (*Quid* bei W., fehlt A und B) *Creditis vos quod nostrum monasterium* (B *mon. n.* u. b. W.) *ad tantam* (fehlt B und bei W.) *paupertatem devenerit, quod bonos et utiles asinos vendat? Cum insuper quererent* (B *quereretur* und bei W.) *ab eo, quare caude earum* (B *eorum* und bei W.) *essent ita* (fehlt bei W.) *depilate, respondit: Quia frequenter cadunt sub onere et sublevamus eas* (B *eos* und bei W.) *per caudas et ita* (fehlt B und bei W.) *depilantur; nolens celare veritatem. Cum* (B fügt *autem* hinzu und bei W.) *nichil vendidisset et ad claustrum rediisset* (B *redisset;* diese 4 worte fehlen bei W.), *conversus alius qui cum eo fuerat accusavit eum in capitulo. Quem (Quorum* bei W.) *abbas quasi pro gravi culpa disciplinavit. Quibus ille dixit: Multas asinas* (*multos asinos* bei W.) *et possessiones plurimas in seculo reliqui* (B *dereliqui* und bei W.) *et veni huc non ut mentirer sed ut salutarem* (B *salvarem*) *animam. Et ita ad exteriora deinceps* (B *deinc. ad ext.* und bei W.) *non est missus. Hoc valet ad mendacium.*

Hiernach konnte Bon. doch für v. 38. 39 *sô zien wirs bî dem sweife wider ûf; des hânt si verlorn daz hâr* und für v. 43 *vuor er wider hein* entsprechendes bei Etienne finden. auf grund des textes bei Waas hatte ich, Zs. 52, 239, mich gegen ESchröders bemerkung, aao. 424, gewant, Boners verse sähen fast wie eine wörtliche übersetzung Etiennes aus. nach dem wortlaut der Münchener hs. A wird diese meine behauptung natürlich hinfällig. auch auf den catalanischen Recull de eximplis braucht man wegen Bon. v. 53 *an der wârheit gestân* (Recull: *mantenir veritat*) wol nicht zurückzugreifen, denn *noluit abscondere veritatem* (Jacques d. V.) und *nolens celare veritatem* (Etienne) bieten eine genügende entsprechung.

In Waas' text zu Bon. **87** 'Von einem edeln steine eins keisers' aus einer Pariser hs. weichen zwei stellen von der fassung der Münchener hss. ab und sind wol danach zu berichtigen. zeile 3 *omnia queque* lautet in A *omnia que*, in B *o. quecunque*, z. 5 *quantumque* anderseits *quodcumque*. sonst sind die verschiedenheiten nur nebensächlicher art. auf den schlusssatz: *Hoc valet ad humiliacionem* dürfte sich beziehen Bon. v. 23 *wenn aber du gevallest nider*, v. 31 *wenn der gewaltig nider valt.*

In der quellenliste seiner dissertation, s. 74, hatte Waas auch noch die benutzung Etiennes de Bourbon für Bon. **87** offen gehalten, aber den text Etiennes, den er aus der Pariser hs. veröffentlicht, Zs. 46, 351, sieht er selbst nicht als Boners quelle an. nun find ich aber in der oben beschriebenen Berliner hs. Theol. fol. 287, einem angeblichen auszug aus Et. de Bourbon, einen abschnitt, der dem Etiennes de Besançon ziemlich genau entspricht, s. 339: *Item legitur in gestis Alexandri quod missus fuit ei lapis preciosus qui positus in staterae parte una ponderabat plus quam aliud aliquid quod poni posset ex altera parte, posito vero pulvere super lapidem minus ponderabat quam aliud quod posset poni ex altera parte. Cum autem multi sapientes super hoc mirarentur, dixit unus: Iste lapis nunciat vobis quis estis. nunc autem plus ponderatis quod totus mundus vos sustinere non potest, sed posito pulvere super vos in morte minus ponderatis quam aliquid mundi. ecce quomodo mors annichilat.* das wichtigste ist hierbei die wendung *posito pulvere super vos* am schluss, in der ESchröder, aao. s. 425, eine genaue entsprechung von Bon. 25, 26 sah: *als bald dîn houbet wirt bedacht mit erde*, wozu ich v. 44 hinzufüge: *wenn er mit eschen wart bedacht*, gegenüber den worten des Lib. d. ab. ex. *positus in pulvere.* in diesem texte Et. de Bourbon hätten wir danach die ursprüngliche vorlage Boners für nr 87, mag er sie auch in der nachahmung der Et. de Besançon und andrer (s. Zs. 52, 240) benutzt haben.

Bei der quellenangabe zu Bon. **89** ('Asinus trium') beklagt es Waas, dass Etienne nicht, wie er sonst gewöhnlich tue, die quelle angebe, in den Pariser hss. fehlte sie. aber die Münchener hs. A nennt sie. die fassung weicht überhaupt etwas ab: *Legato utendum est prout legatum est* (dafür B *Legatum male custoditum amittitur,* wie bei W.). *Narrator* (also Jacques d. V., vgl. ESchröder aao. 423; fehlt B und bei W.) *Quidam tribus filiis le-*

gavit unum asinum, ut unus uno die (B fügt *alius alio* hinzu, ebenso bei W) *eo* (fehlt B und bei W.) *uteretur et sustentaret eum* (B *eum sustentarent,* W. *eum sustentaret*), *illo die alius alio* (B *quilibet suo die,* bei W. *qu. die s.*) *et sic deinceps* (fehlt B und bei W.). *Primo igitur* (B *ergo* und bei W.) *die frater antiquior* (B *ant. fr.* und bei W.) *habens asinum et faciens eum multum laborare nichil ei pro babulo* (verschrieben, B *pabulo* und bei W.) *dedit cogitans* (B *Cogitabat enim* und bei W.) *quod frater suus qui eum in crastino erat habiturus satis ei daret. Secundo die frater secundus habens asinum cogitabat* (B *et cogitans* und bei W.) *quod frater suus eo dicior* (*ditior* bei W.) *bene illum* (B *illum bene* und bei W.) *paverat, nichil ei dedit. Tercio die frater tercius habens asinum cogitans quod duo fratres diciores eo* (*eo ditiores* bei W.) *bene eum paverant, nichil ei dedit. Sicque miser asinus fame periit* (B dafür *et sic pro magno labore et nulla sustentacione asinus mortuus est,* wie bei W.) *Hoc valet ad avaros* (B *et*) *pauperes* (B *et*) *testamentum et negligenciam.*

Aus dem schlusssatz der Münchener hss. dürfte Bon. seinen tadel des geizes und der habgier genommen haben: '*von übriger kargkeit*' (überschrift), v. 59 *dô was ir kargkeit alsô grôz* und v. 46. 48. 53 *gîtekeit;* auch v. 43. 44 *der esel starp; daz tet im nôt*: *er muost von hunger ligen tôt* sieht wie eine übersetzung von *miser asinus fame periit* (hs. A) aus.

Der wortlaut der vorlage zu Bon. **92** 'Von einer nachtegal, wart gevangen' ist in den Münchener hss. Etiennes de B. bis auf nebensächliches dem von Waas aus der Pariser hs. veröffentlichten gleich, nur haben sie statt *eum* (z. 8 bei W.) richtig *eam* und statt *alii* (z. 12 bei W.) richtig *aliquando*, entsprechend Bon. v. 13 *du solt gelouben niemer daz, daz ungeloublîch sî.* also muss Boner Etienne in der fassung der Münchener hss. vor sich gehabt haben.

Auch für Bon. **94** 'Von einem der konde diu swarzen buoch' bieten die Münchener hss. in ergänzung der von Waas gefundenen stelle Etiennes de Bourbon zu anfang den satz: *Amici falsi multa promittunt que non implent* und am ende: *hoc valet ad infidelitatem* (B *fid.*) *et incantacionem* (B *falsitatem*) entsprechend Boners überschrift '*Von betrogener vriuntschaft*'. man braucht demnach auch hier nicht mehr auf den catalan. Recull d. ex.

zurückzugehn. weiter bringen jene hss. die in Waas text (z. 2) und in dem fast gleichlautenden Martins von Troppau fehlenden worte *si foret dives*, die Bon. v. 19 benutzt haben dürfte, und berufen sich auf Etienne de Bourbon: '*Ex libro de dono timoris*' als ihre quelle.

Diese geschichte find ich auch in der oben zu Bon. 74, 76, 87 genannten hs. der kgl. bibl. in Berlin, Theol. fol. 287 'De dono timoris' s. 323b, in ziemlich gleichem wortlaut mit Et. de Besançon, nur einleitung und schlussbemerkung sind geistlich gehalten, wie im Liber d. ab. ex. auch hier heifst es *cum fieret dives* und *in imperatorem constant.* (abgekürzt); aufserdem vorher statt *per quandam incantacionem*: *per quandam manifestacionem.* dasselbe stück enthält auch ms. Theol. lat. qu. 78 der Kgl. bibl. in Berlin, von Val. Rose bezeichnet als 'der 1 teil des immer namenlosen auszugs De abundantia exemplorum aus dem weitläufigen werk des Stephanus de Borbone' f. 122—158. gegenüber dem Theol. 287 ist der auszug verkürzt und unvollständig und bricht im 7 teil mit dem abschnitt 'Circa periculum societatis' ab. der text f. 135b der vorlage für Bon. 94 entspricht bis auf nebensächliches dem des Lib. d. ab. ex. und des Alphab. narrationum: *cum foret dives, per q. incantationem, in imperatorem constantinopolitanum* (hier ausgeschrieben) heifst es ebenfalls.

Noch in einer andern hs. der Kgl. bibl. in Berlin ms. Theol. lat. fol. 483, die nach dem verzeichnis von VRose enthält 'den 1 abschnitt eines gröfseren werkes, nämlich Pars prima de dono timoris aus dem berühmten siebenteiligen werk des Stephanus de Borbone, De septem donis spiritus sancti im auszug', find ich diese lat. vorlage s. 129b: *Dives cum mortuus fuerit, nichil inveniet de omnibus que hic possedit. Unde dicitur quod quidam nigromanticus habuit quendam discipulum qui promisit multa se ei daturum quando dives fieret. Magister autem volens probare an verum diceret fecit per artem magicam quod ei videbatur quod esset electus in imperatorem et receptus et confirmatus. Cum autem multe terre vacantes et heredibus carentes sibi denunciarentur et cum diceretur ei quod esset in eius potestate cui vellet eas dare, reduxit ei magister ad memoriam promissum rogans quod daret aliquam sibi terram. Qui respondit ei: Quis estis vos? Nichil scio de vobis. Recedite a*

me. Cui magister dixit: Ego sum qui dedi vobis hec omnia que habetis et nunc volo omnia vobis auferre. Et facta exsufflatione nichil habuit de omnibus que sibi videbatur habere, sed fuit pauper omnino sicut prius. Sic faciet christus divitibus huius mundi omnia subito auferendo.

Diese darstellung ist ausführlicher als die im Theol. fol. 287 und weicht auch von der des Liber d. ab. ex. ab, besonders in den durch den druck von mir bezeichneten stellen. hiernach dürfte Bon. doch noch eine andere fassung Etiennes de Bourbon, als die von Waas mitgeteilte benutzt haben, wie ich, Zs. 52, 242, vermutete. denn wenn auch der nur in der Pariser hs. vorhandene satz *ad eum venerunt primo nuncii, post milites eum rapientes et imperatorem facientes eum et homagia terrarum suarum* nach ESchröders beobachtung, aao. s. 427, in Bon. v. 23 bis 29 eine entsprechung hat, so sieht es anderseits — abgesehen von den in der Pariser hs. fehlenden worten *quando dives fieret* — doch so aus, als habe Boner die lebhafte darstellung des Theol. fol. 483 vor augen gehabt, v. 39

der küng sprach: 'waz ist daz geseit?
joch hab ich weder liep noch leit
von iuwer vriuntschaft ie vernomen
oder wannan ir nu har sint komen.
enkein guot iu von mir beschicht.
wer ir sint, des weiz ich nicht'.

Für Bon. **95** 'Von zwein die mit gâben wolten gesigen' entspricht der von Waas aus der Pariser hs. des Et. de Besançon mitgeteilte text fast genau dem der Münchener hs. B, während A hier und da etwas abweicht, aber besonders wichtig ist, dass sie hinter *vaccam* (z. 6 bei W.) *rogans ut staret pro eo* widerholt, wie auch Bon. v. 34 schreibt: *lânt iu mîn sach bevolhen sîn*, nachdem er schon v. 22 dieselben worte gebraucht hatte, entsprechend der lat. vorlage *rogans ut vellet stare pro eo.*

Auch in der parallele von Bon. **97** 'Von einem kinde, hiez Papirius' weichen die Münchener hss. an einzelnen stellen von Waas Pariser hs. ab, z. 3 hat A *revertentem* statt *ipso revertente*, ferner *percunctari* statt *perscrutari*, z. 5 *perurgeret* offenbar richtig statt *pungeret,* z. 7 A und B *Quod* richtig statt *Quid*, z. 8 nach *rogantque* A ebenfalls richtig *ut* statt *utrum,*

sowie in der letzten zeile beide *revelacionis* richtig statt *relacionis.*

Ebenso weichen bei Bon. **100** 'Von einem künige und einem scherer' die Münchener hss. in einzelheiten von dem wortlaut der Pariser hs. bemerkenswert ab, worüber ESchröder aao. 426. 427 handelt, aufserdem fügen sie (z. 5 v. unten bei W.) vor *illud legisset* hinzu: *parasset* (B *parans*) *se ad radendum et iugulandum eum et* (*et* fehlt B).

Auch diese geschichte find ich in der erwähnten hs. Theol. fol. 287 s. 335b, 336a. der text ist im wesentlichen derselbe wie bei Et. de Besançon und im Liber d. ab. e.; bei der mahnung den spruch aufschreiben zu lassen, heifst es: *hoc scribe in domo tua in fenestris muro et in aliis locis,* wie im Lib. d. ab., dessen druck den fehler *motu* hat. aber nachher steht statt *quod etiam in mappula qua solebat radi* zu lesen: *quod in mānucla*(?) *manalia* (*manuali,* Handtuch?) *cum qua s. r.* und dann einige zeilen weiter *tremere ac pallescere* = Bon. 73. 74

vil vaste zittren er began,
ein tœtlîch varwe er gewan,

wo d. Liber d. a. e. nur *timere et pallescere* bietet, auch Et. de Besançon, nur dass in der Münchener hs. A vielleicht doch *tremere* und nicht *timere* zu lesen ist. somit würde d. Lib. d. a. ex. auch für Bon. 100 ausscheiden.

Der oben zu Bon. 94 von mir erwähnte Theol. qu. 78 hat dies stück f. 149 auch in ziemlich gleichem wortlaut: wie Et. de Besançon hat er vor *in fenestris: in ostiis,* wo der Lib. d. ab. exempl. *in hospiciis* bietet, und später *timere, tremere et pallescere,* also sämtliche drei ausdrücke, die für Bon. v. 68 *in grôze vorchte kam sîn muot* und v. 73. 74 (s. o.) vorauszusetzen wären.

Etienne de Bourbon dürfte überhaupt Boner für das 100 beispiel vornehmlich als vorlage gedient haben, wie ich Bon. u. s. l. vv. s. 35 nachzuweisen gesucht habe. dazu füg ich noch hinzu, dass in dem stück Du don de Piété 81 (ausgabe v. Lecoy de la Marche) gegen ende der satz *rex ... fecit eum teneri et urgere* eine entsprechung bei Bon. v. 79. 80 hat: *der küng der hiez in balde vân und hiez in binden unde slân,* ebenso wie Bon. 97, 31 *si sluog in vast* eine übersetzung von *perurgeret* (Münchener hs. A) zu sein scheint.

Außerdem finden sich bei Etienne de Besançon parallelen für zwei Anonymusfabeln, Bon. **5**: bl. 93 A, bl. 193 B; Bon. **51**: bl. 54 A, bl. 81 B, mit angabe des Esopus als quelle; und für eine Avianfabel, B. **80**: bl. 51 A, bl. 77 B aus Jacobus de Vitriaco.

Für fünf stücke Boners ist eine vorlage nicht bekannt oder wenigstens bisher nicht sicher nachgewiesen (4. 49. 53. 96. 99). von den andern sind **52** dem Anon. Neveleti, **22** dem Avian entlehnt, drei anderen fabelwerken (2. 43. 70). die noch fehlenden achtzehn sind bis auf eine (Bon. 98 aus Etienne de Bourbon) sämtlich bei Etienne de Besançon zu finden, und jedesmal gibt dieser seine quelle an, bei sechs Jacobus de Vitriaco, bzw. Narrator (48. 52. 82. 85. 89. 95), bei zwei Etienne de Bourbon (94. 100), bei drei Petrus Alphonsi (71. 74. 76), und siebenmal einzelne gewährsmänner: Jeronimus und Agellius für 58, Valerius für 72, Ex gestis Alexandri für 87, Barlaam für 92, Ysidorus für 93, Macrobius für 97.

Nach FKhull Zs. f. österr. gymn. 50 (1899) s. 907, der allerdings ESchröders quellenergebnis hinsichtlich Etiennes de Besançon noch nicht kannte, lag Boner unzweifelhaft ein gesamtes fabelbuch vor: 'er hat ebensowenig wie irgend ein andrer seiner zeitgenossen in deutscher sprache frei das ganze buch geschaffen, ja vielleicht hat er sogar selbst sein lateinisches original zusammengeschrieben, bevor er an das dichten in deutscher sprache gieng'.

Dagegen ligt m. e. die annahme weit näher, dass Boner, der ja 17 seiner geschichten in dem handlichen Alphabetum narrationum vor sich hatte, für diese Etienne de Besançon, und zwar, wie sich widerholt nachweisen ließ, in der fassung der Münchener hs. A, zugrunde legte, und ihn, wo er ihm nicht genügte, aus den jedesmal deutlich bezeichneten quellen ergänzte. auf diese weise erklärt es sich m. e. am einfachsten, dass innerhalb eines einzelnen beispiels Boners einzelne stellen dieser, andre wider jener vorlage entsprechen, so dass man bei den meisten eine entscheidung nicht gut treffen kann.

Charlottenburg, den 17 juni 1911.

Reinhold Gottschick.

EINE UNBEKANNTE HANDSCHRIFT DES WINSBEKEN.

Im laufe des vergangenen sommers habe ich von den in der bibliothek des Jesuitenconvents zu Lainz (*Wien* XIII *bez.*) *befindlichen deutschen hss. für das handschriftarchiv der Kgl. preufsischen akademie beschreibungen angefertigt. das interessanteste stück auf das ich dort gestofsen bin, ist die hs. welche die signatur* X 88 *hat.*

Es ist ein papiercodex in quartformat, wie die übrigen bücher der bibliothek von dem früheren besitzer commandatore de Rossi mit einem halbfranzeinband versehen[1]. *der heutige umfang beträgt* 142 *blätter, die von einer modernen hand mit bleistift gezählt sind. dabei werden bl.* 1—50 *durchgehend bezeichnet, später nur mehr die zehner und einige blätter wichtigeren inhalts mit ziffern versehen. die hs. bestand ursprünglich aus* 12 *lagen von je* 6 *doppelblättern und einem doppelblatt, das am ende angefügt war. da aber im anfang zwei blätter und nach bl.* 28 *und* 81 *je eines fehlt, kommen die lagenanfänge auf folgende blätter:* 1. 11. 23. 34. 46. 58. 70. 82. 93. 105. 117. 129. 141.

Die hs. scheint aus zwei ursprünglich getrennten teilen zu bestehn, deren erster 8 *lagen umfasste und bis blatt* 92 *reichte diese vermutung stützt sich auf folgende umstände: an dieser stelle trifft lagenschluss und inhaltlicher abschnitt zusammen. dabei bleibt die spalte* 92*v*⁰*b und der gröste teil von* 92*v*⁰*a leer. vergleicht man damit das verhalten des schreibers auf seite* 136*r*⁰, *wo er den Winsbeken mit der zweiten spalte beginnen lässt, so erscheint es doch wol wahrscheinlich, dass hier ein ursprüngliches ende vorligt. das für die beiden teile verwendete papier ist verschieden: das des ersten hat als wasserzeichen eine weintraube, das des zweiten ein paar gekreuzte schlüssel. der erste teil ist reichlich mit wenig guten bildern geschmückt, während sich im folgenden, abgesehen von ein paar sternzeichnungen, nichts dergleichen findet. endlich ist auch der jetzige zustand der beiden teile verschieden. im ersten teile ent-*

[1] *vgl. darüber WSB.* 161,7 *s.* 6.

stellen zahlreiche grofse löcher im papier, die de Rossi hat verkleben lassen, und ziemlich starke beschmutzung den text. der zweite ist in tadellosem zustand.

Aber diese beiden teile waren zur vereinigung bestimmt. das beweist das gleiche format (29 × 33 cm) *und die durchweg gleichmäfsig erfolgte vorzeichnung des schriftfeldes* (21 × 13 *cm; zwei spalten zu* 6 *cm breite*).

Der ganze codex ist ferner von éiner hand geschrieben. ein unterschied besteht nur darin, dass die schrift im zweiten teile etwas enger wird. dem entsprechend steigt die zeilenzahl von 35—36 *auf* 38—40. *der ganze codex ist in gleicher weise rubriciert: rote überschriften, uuterstreichungen wichtiger wörter, strichelung von anfangsbuchstaben. endlich stammen auch alle initialen augenscheinlich von éiner hand.*

Die vereinigung der beiden teile ist schon vor abschluss der arbeit geschehen. auf seite 142 *v*⁰ *b findet sich ein angeblich hebräisches alphabet, das sich als fortsetzung der in den* I *teil eingestreuten alphabete erweist. wären damals die beiden teile noch getrennt gewesen, so wäre die fortsetzung auf seite* 92 *v*⁰ *zu erwarten.*

Nicht so sicher wie die einheitliche entstehung der hs. lässt sich beweisen, dass sie immer beisammen blieb. zur annahme einer zeitweiligen trennung der beiden teile scheint uns der oben erwähnte verschiedene erhaltungszustand zu drängen. aber dieser liefse sich eventuell aus verschieden starker benutzung der beiden teile erklären. und durch das ganze geht eine hand des 16 *jh.s, welche schlagworte des textes am rande widerholt.*

Als entstehungszeit der hs. haben wir der schriftform nach die mitte des 15 *jh.s anzusetzen. bemerkenswert ist der gebrauch eines zeichens mit (halber) ober- und unterlänge für* j [1] *neben den gewöhnlichen* i *u.* y. *für* v *und* w *kennt der schreiber neben der gewöhnlichen form noch eine zweite mit einer, beziehungsweise zwei schleifen oben, wodurch das* v *dem* b *sehr ähnlich wird. nicht ermitteln konnt ich die bedeutung eines punctpaares, das über allen vocalen erscheinen kann, aber nirgends regel ist. abkürzungen finden sich selten und zeigen ganz die gewöhnlichen formen.*

[1] *im vorliegenden texte als* I *gedruckt.*

Den inhalt des ersten teiles unserer hs. bildet die reisebeschreibung des englischen ritters Johannes von Montevilla in der übersetzung von Otto von Diemeringen. es folgt ein Lucidarius, dessen versvorrede eine merkwürdige gestalt aufweist. sie folgt anfangs der fassung A[1] *bis zu der stelle:*

wes man en fraget uss der schrift,

dann kommen die verse:

Der hymel vnd der erden gestifft
vnd ander wunderliche ding
die in dissem buche virborgen sint.

den schluss bilden die vier letzten verse der fassung B[2].

Der wichtigste teil des codex ist der letzte, der den Winsbeken enthält. dieser reicht vom beginne der spalte 136 *r*⁰ *b bis zur mitte von* 142 *r*⁰ *a.*

Die verse sind nicht abgesetzt, sondern durch schräge striche und rote strichelung der anfangsbuchstaben der verse bezeichnet. diese versabteilung stimmt im allgemeinen mit der in den ausgaben üblichen überein. einige male fehlt der strich, und nur die strichelung des anfangsbuchstaben deutet den versanfang an. abweichend von der gewöhnlichen einteilung stehn die striche nach folgenden wörtern:

1, 4.5	also	lieb	list
6, 7.8	god	wort	krump
7, 6—8	wol (für schone)		güt
32, 6.7	an	enden	vil
43, 9.10	lip		leden
46, 1.2	virleidet[3]		düt
46, 9.10	gewonne		scham
48, 9.10	herze		tüd
55, 8.9	nicht	tzunge	gud
56, 9.10	nymet[3]		wol[4].

dazu kommen ein paar stellen, wo verse noch einmal geteilt werden. die striche stehn 1,2 *nach* liep
3,4 „ *dem zweiten* dage
6,10 „ nicht
9,4 „ recht

[1] *Schorbach QF.* 74, *s.* 133f. [2] *ebda s.* 137. [3] *hier fehlt der strich, aber der folgende buchstabe ist rot gestrichelt.* [4] *der rest der strophe fehlt.*

23,5 *nach* swig
29,7 „ ere
32,8 „ ligen
52,4 „ ia
57,5 „ dyng
58,1 „ kynt frist
64,3 „ sprach.

Die strophenanfänge sind durch alinea und abwechselnde blaue und rote initialen bezeichnet. am ende der strophe steht ein roter punct. der strich welcher die verse sonst begrenzt, fehlt hier oft. in dieser weise sind die ersten 63 *strophen behandelt. an* 63 *sind die beiden ersten verse von* 64 *unmittelbar angeschlossen. dann folgen die strophen* 64 (*ohne* 1 *und* 2) *bis* 75 *und* 77—80 *als zusammenhängende absätze.*

Ich gebe nun zunächst eine c o l l a t i o n *des Lainzer textes mit der ausgabe von Leitzmann* (*Pauls Altdeutsche textbibl. nr* 9):

Überschrift (rot mit blauer initiale):

DIt ist frauwenlabis gedichte wie man synne vnd wisheit leren sal dy kynder.

Varianten: **1**,4 kÿnt, 5 alle falsche 6 dir als du selbir bist dir 7 nu zcu der selbe 10 enweist — **2**,1 habe liep Inneclichen 2 dirs 6 ir]er 7 synneclichen 8 gibbet zü lone sonder wan 9 zcu verre volget na 10 Der ist des — **3**,2 is burnet swynde 3 also 4 Sonich 5 dÿme synne gar 7 dort dort 8 wie hohe 9 sin nicht 10 Eynē lynen vor dyn. — **4**,2 vnd der 3 darnach 7 hye holt 8 vöre 9 entpfahen rüm 10 dir wirt virhalden die dörr — **5**,1 alle ein wicht 2 synne erdencken 4 worten 6 disser — **6**,1 ere 2 Das ist 3 habe 5 Das 6 Enrüch dich 7 auch 8 synt krump 9 du *fehlt* 10 bist gar — **7**,2 zcu den 3 virsundent 4 kan 5 raden furbas 6. 7 Du salten hult sin vnd sprechē wol / dustü das 8 *nach dem worte* ende *ist etwas radiert.* 10 vil reines — **8**,1 fuget 4 da ez also ste 5 uwer (u *undeutlich*) 6 widder dar In 7 dan freuden 9 S....t? — **9**,2 nüwes fingerlin 3 Dinē gedang 4 daz ist zcu enge drin 5 virbregen 6 nicht zü 7 dÿn iht *fehlt.* 9 tzuschen frunden verre — **10**,1 wer eÿne mer by dir saget 2 Ime 3 wer claget 5 erbarmete 8 under in]ir 10 grosse

tugent. — **11**,2 vngewege gram *steht am rande, im texte gar rót gestrichen* 3 mÿnne god vnd ere wip 4 uns *fehlt* 7 enhait nach rechtē 8 nicht erkennet 9 der] Er — **12**,1 ein wonnēberndis 4 wise 7 dogent 9 im] in — **13**,3 selden 4 liebe 5 Das sy dir güde 6 enkan 7 disser 10 getrosten — **14**,1 arzedie 2 eyne drang 3 La dir din sele 4 an dugende 5 ez si *fehlt* 6 rein 8 Er ist an der 9 als driacus 10 gute ist v'iaget(?) — **15**,1 dir 3 Iñnē nicht gereinigen 7 swæren *fehlt* 8 druricheit durchstricket 9 Die stricke virblicht gute gar 10 virgait — **16**,1 sich die 2 Der nye lob sin tziel wol 3 in *und* und *fehlen* 7 dienet *fehlt* 8 ze] an dem 10 die sicher rüwe — **17**,5 der dir 6 der werlde 9 Das ist ein virloren spil 10 want ir des nit gefuren kan — **18**,3 dan 4 baltlich 5 gamerach 9 dir auch 10 herze lib — **19**,1 rechte 2 wol] recht 3 kusch vnd 4 ist er an dir nit 6 wil abir dÿ liebe 7 vor *fehlt* 9 so 10 vil baz — **22**,1 tziere 2 in eren zcü habe 3 Sie an dir 4 enweis 6 von werden 7 dar nach 9 getan er 10 Er mochte — **23**,1 Son so 4 na so 6 bose meren 7 den din stedigis 9 wesseleren — **24**,2 nicht 4 synnen 6 Getzoge mit rechte sy 7 Sie geben vmb dich 8 so wisse — **25**,2 Dan ane sich sÿ 3 Dan ee die 4 Czu balde dÿn 5 segewin 6 behagen 7 hin *fehlt* 8 sicher vor dem 9 des *fehlt.* — **44**,1 gên *fehlt* 3 mochte 6 salt dich 8 du ab' 9 schüſs dein 10 din obir rede — **28**,1 hohe 4 korn geworffen 5 wer 7 vriunde *fehlt* 9 Dan 10 Der ist hie bose vnde vnwert — **31**,1 wisse die 3 lieb haben alle 4 lob wÿt vnd 5 Das ist 6 vmbe] vns boser 7 Der biederbe 9 krāken muden 10 alder ist — **29**,1 halden vn de liep haben 2 So ich obe *fehlt* 3 Ob ez dir nÿmet hertze vnd 4 leben 5 gyrheit 6 *fehlt* 7 werltliche das er 8 den 9 Der an leben 10 Ee das er dan daz eyne kür — **32**,1 ee der 3 selber vil 5 rede *fehlt* 7 vollen enden 8 Das müstü laissen ligen / vnd an ere lan — **33**,2 swer ist das lais 3 wer ie gerne gevacht 7 und *fehlt* 8 gar *fehlt* 9 ein gaher 10 Eynē er riden — **34**,3 gelinge 5 wer 6 folgen mag 7 syne 8 Die vil *fehlt* — **35**,1 wer selbir 2 nÿmet nit 3 gudes radis 5 wer redet 6 zcu vndanck virfehet 7 syne wile 8 was frunt

frunde 9 Er wulle dan 10 Das ist als in die — **36**,1 alle *fehlt* 5 leidens 6 ist eyn an dich 7 lip lip myn 9 vngemeit — **37**,1 dor 6 ist er 7 Die gibt dem vil soliche 8 iz 10 enkomet — **38**,1 hiemelsche 2 dinem synne 6 Der 7 \|in der 8 diu] die 9 Das — **43**,1 wisse 3 ist uffecligen 7 buch so *fehlt* 8 wer von 9 Der mag nit geborgen den lip 10 Nach den guten nach den lieden — **45**,1 beide 3 obir 4 Der machet gud vnd eygen smal 5 wer eren 7 der 8 wer sin 9 valschen vneren — **46**,1 wen 2 vnrecht selber 3 gemeiet 5 Der rüwe 6 rechtem hertzen 7 wolff strüt 8 vnd vſs gefangen wer 10 gewonne / ein gut — **47**,6 dyn reine 7 Boben affen reden ich das 8 dir *fehlt* wert — **48**,2 unfuoge] fuge 4 sÿnt husens 5 enquam 6 Myne wusten 7 da 8 auch noch 9 vnd ein daz *fehlt* — **49**,1 wer nu *fehlt* halden 4 Er ist 6 den nemenden 8 sin 9 vort 10 wie wol — **50**,1 wer dugende 8 da Inne wesen 9 einem vogel *fehlt* 10 von syme — **51**,1 huſs halden 2 Die eren 3 wer schōne synne 4 mit genert 5 reinlichen 7 vnd *vorgeschoben* da *fehlt* 9 disse 10 der richtet woil syne̅ — **52**,1 wort 2 wer 3 sie 4 Das ist eÿn *das zweite* ist *fehlt* 5 gelt adir edel gestein 6 ware 7 enist bis 8 virsliffen 9 Das er ia gemeinet hait 10 Da er sin nein slengert (?) hÿn — **53**,1 fynde 3 bist gebunden 4 crefftlicher (?) 5 der wirt habe 6 en da fyndet 8 gediente — **41**,2 wer 3 ie me dar zü mag 6 rechte *fehlt* (*vers* 7 *steht nach* 8) 8 wer 9 en syne — **42**,2 erwegen 3 Jungen manen 4 diu zwei *fehlt* Inglicher gewegen 6 geliden 9 wise 10 Slaiffende den fuſsen vor den münd — **39**,4 dester 5 nymant na langen 6 den *fehlt* fyende hoe 7 niht *und* laz *fehlen* 8 by mit 9 da du 10 enhait — **40**,1 gyrheit 2 Die 5 noch swartzer kür 7 Czu der 8 wont wirt 10 swartz — **54**,1 ander craft er dannoch 3 aller 4 Gemeinschafft und *fehlt* 5 gewōte 6 nicht mit rechte da von 7 In sunder 8 Geben almuse wirt 9 was 10 das In disser — **55**,2 Ir *vorgeschoben* virmÿt 3 die hüt 4 wÿ 5 ist obir dich tzÿt 6 wo 7 ir *fehlt* (?) 9 keine 10 vor dem dode dich — **56**,1 dir nūme sagen 2 deil ist 3 sin] es 4 den *fehlt* 8 By

warheit tzuch dich 9 Maniche Iren fliſs von dir (?) 10 hab immer danc *fehlt.* —

Rote überschrift (*mitte von* 140 r⁰ b):

Die antwurte wie der son dangber ist dem vater. — **57**,1 våterliche 3 vil *fehlt* 5 der alle dyng vollen enden 6 Syne vnfulmessene 7 Bidder 9 Das er mir dort dar vme 10 hiemelrich — **58**,1 ky̆nt frist / Doch so sehen 2 disse 3 virleschet 4 Er beste 5 Er genist 7 wol *fehlt* 8 biſsher 9 drunckenheit — **59**,1 müde 3 Du were Ie snele 4 Nu geit leider din dret na dē stabe 5 Du gruselst mich 6 din 7 hie folgent 9 wisheit ist ein wynt 10 Er en ist Ime selbis — **60**,2 *fehlt* 3 das er die ny̆met 4 wirt 5 Eyn alder· 6 bekennet 7 gelieden 8 dores achte 9 Daz obir alme 10 recht — **61**,3 mag 4 vor sunde 6 dar In 8 seln] geben 9 vor gerechtekeit 10 hiemelrich — **62**,2 reyner 4 also vil van gode 5 eín folleist 6 nach] zü 9 ergeben — **63**,1 was freude 2 dissen 3 Sint 4 freu̇den vmmer 5 hertzes liebes 7 enwint 8 vnſs 9 uns *fehlt* 10 willecliche̅ — **64**,1 musten er 2 Den *vorgeschoben* daz *fehlt* 3 vader ir moget uch swachen 5 ie] vil 6 gehoret dan 8 en ist — **65**,1 din 2 starke gotheit 3 sich erbarme obir myne 4 din erbarmhczekeit 5 Der rechte ruwe 6 steden ruwen 7 von schulden sy 8 hie gesundiget 9 Durch das so ist die sele ein pant 10 din — **66**,1 wol *fehlt* das ich in sunden bin / 2 Gar ein virdirbet man 4 Nach stedem ruwen 5 Synt besan 7 din martel 8 von my̆ner schulde manichfalt 10 spades ruwen nicht entgalt — **67**,2 vnd ilen 3 han ich 4 Do dar wart 6 Nu myn 7 sinen strich mich so beweden 10 Eynen lonen den — **68**,1 Doch *fehlt* daz 2 Dan endeliche 5 En (?) wart gelonet glich 6 *und* 7 *fehlen* 8 en bin 10 begert — **69**,2 vnd barmhertziger got 6 gotliche 7 Die rechte ruwe ie 8 buſsen 10 dissen — **70**,1 synt die 4 danne *fehlt* 5 dy̆ne barmhertzekeit 9 Dy̆ne diu *fehlt* — **71**,1 Got herre alle 3 an bis in den grunt 4 sie 5 Dyne dugent synt in so 7 Beruwet sunde 8 bussen 9 bist 10 steden ruwen. — **72**,3 noch *fehlt* also 4 buſsen 6 vochte nie 7 Durch dine liebe sam 8 Soich daz hie mag 9 disser lebe 10 an. — **73**.3 starkem ruwen 5 trenon vor Ire sunde *vers*

7 *und* 10 *sind vertauscht* 8 Suzanne wart lage gegeben 9 wunder alle helfen 10 gebist din — **74**,1 Die ungemessene 3 wam̄en 4 drie tage waz 5 der godis 6 diu] der 10 barnhertzekeit — **75**,1 Dyne 2 hoest vnde nyderst wen 4 Der gewalt hat 6 waldes wilde gie 8 vff 9 von dyme. —

Rote überschrift: Wie der son bichtet etc. — **77**,1 Got *fehlt* dün hie herre 4 ich sunden werden 8 Den von dir gode der sprach 9 min wort *und der ganze vers* 10 *fehlen.* — **78**,1 begeben 2 *nach* als *durchstrichen* al 7 gnade 9 richte obir 10 Din wille erge ane spot — **80**,1 en 2 her *fehlt* 3 lafsen ich 4 heubet gilt 5 man *fehlt* 7 eynen 9 eigen geborn 10 drien.

Unmittelbar an den text geschlossen ist: Des helffe vns god / got vnd syne liebe müter Amen. — *weiter unten steht rot umrahmt das wort:* Explicit.

Auf den Winsbeken folgt in unserer hs. ein l e i c h, *der wol von* F r a u e n l o b *stammt und so die überschrift, die das ganze diesem dichter zuschreibt, erklärt. wenigstens haben wir keinen grund für dieses stück die autorschaft Frauenlobs anzuzweifeln. ich lasse es, weil es meines wissens nicht gedruckt ist hier ganz folgen, buchstabengetreu und in der zeilenabteilung des originals.*

142 r⁰a Owe wie synt mÿns
lebins tage nü da hien/
synt ny mÿn syn/ Czü
gote sich gekerte/ waz mich
der wise lerte/ der werlde
durch gulden honig seim/
min armes hertze ie forchte
Ich achte gar clein uff go
tis tzorn/ Des ist min sele
besweret.
Das blut das got durch
mich vnschuldeclich v'goifs/
vnd daz vfs Ime floifs / vfs
henden vfs fufsen vfs syten/
vnd der dorner snÿten/ Han
142 r⁰b ich vil armer sunder nie be=
dacht/ Czu rechten tziten/ Er=

barme dich / der durch mich
roit stünt / an dem crutze ge
verwet. /
Got sprach durch des pphete
münt / wilch man sie in sun
den gewunt / der sal gesunt
bliben an die stünt / Bis das
Im recht ruwe werde kunt /
Das was vns allen ein trostlich
wort / Nu friste ouch mich bis
daz myn sele / mit ruwen
werde groiſs.
Las mich geniessen das du fa„
ter Jhesucrist / min got vnd
scheppir bist / vnd ich din ar
me creatüre / Du keuffte mich
gar düre / Ich bitden dich mȳ
missetat / An myne fleische
erfure / Nicht spar mir die
rache vff den geist / Mir wür=
de der borg zü swere
Durch din menscheit macht
du mir gleuben debaz / Dü
wurde naſs / von blu=
digem sweiſs / Gegen des dodis
beiſs / Den du willeclichen ne
me / Na dÿnes vater heiſs /
vnd wuste doch wol / daz du
erstendig des drittē dagis
were /
Almechtiger konigliche furste
von hiemelrich / vorchtes
du gegen dem dode dich /
wie sal dan ich gehalden
mich / Das sterben ist gar vn„
142 v⁰a glich / lip vnd sele hie schei=
dent sich / So forchte ich
dan den andern doit / Das ist
ein swynde mere / Ich bitdē

dich maria müter durch die
stünt / Das vor dir wünt/
Din kynt wart in sin hertze/
mit eyme scharpen ertze /
Ein swert din sele durchsneit
Das deit der selbe smertze
Bidde vor mich din vſserwel=
tis kynt/ Das er mȳ leben
friste /
Jch enkan nicht wissen wie
ich armer sunder du / Als
ich hyn zü gerichte treden/
Almuſsen fasten beden / Des
enhan ich allis nicht getan /
Nu hilff mir maget vſs note
Mit warer bichte der sunden/
vnkrut gesatzt mit boser
liste / Ey sunder trost der
sele var / Ey maget die met
lich god gebar/ Nu enweis
ich war Ich armer var / Ge„
leide mich vnd hilff mir dar /
Das ich werde an der rechtē
schar / Gesundert vſs der
vir dnmeter (?) diet / vor dyme
kynde criste Amen.

Die orthographie weist rheinfränkischen charakter auf.

p *ist im anlaut unverschoben, z. b.* **plege 8,8**; *nur einmal wird* **ph** *geschrieben:* **phaden 38,2.**

Nach **â** *und* **ô** *häufig, seltener nach* **ă** *und* **ŏ** *findet sich das nachschlags-***i**: **rait 33,7, woil 19,5.**

Für mhd. **uo** *oder* **üe** (*wg.* **ô**) *erscheint neben gewöhnlichem* **u 6** *mal* **o**: **dōn 1,3** (*im reime auf* **son**). **dois du 39,2, loder 45,1, Boben 47,7, vngeromet 48,1, frö 67,4.**

Diese schreibungen weisen uns in den nordwesten des hd. sprachgebietes, ins mittel- oder rheinfränkische. das mittelfränkische ist aber ausgeschlossen, weil wg. **t** *stets verschoben ist: es heiſst immer* **daz** *oder* **das**. *die einzige ausnahme ist*

DJt in der überschrift, das aber auch auf rhfr. boden weit verbreitet ist[1].

Ebenso ist p nach l immer verschoben. wir haben also den entstehungsort unserer hs. innerhalb des rhfr. dialektgebietes zu suchen. ja ich glaube, die grenzen noch enger ziehen zu können.

Wg. d ist nach l meist erhalten. nun verschwindet die schreibung ld (zugunsten von lt) aus den rhfr. urkunden

im süden		vor	1300
in und um	Worms	„	1400
„	Mainz	um	1450
„	Friedberg	„	1470[2].

wir sind demnach mit unserer hs. der mitte des 15 jh.s in den nordosten des rhfr. dialektgebietes verwiesen etwa in die grenzen der damaligen landgrafschaft Hessen. vielleicht darf man zur unterstützung dieser vermutung auch auf die erwähnten o für mhd. uo verweisen, die innerhalb des rhfr. nur in Hessen häufiger aus urkunden und reimen[3] zu belegen sind und auch nur in dieser gegend entsprechungen in der lebenden mundart[4] haben.

Dieser localisierung widersprechen einige schreibungen.

Während sonst mhd. uo und üe immer als monophthong, gewöhnlich u bezeichnet werden, finden sich zweimal schreibungen, die auf den diphthong hinweisen: gůt 7,8 und gri̊ssen 39,9 mit dem übergesetzten kreis (= o). besonders der zweite fall, neben dem übrigens in demselben verse grusse steht, fällt mit seinem entrundeten umlaut ganz aus dem rhfr.-hessischen lautsystem heraus.

Neben überwiegendem e und häufigem i in nebensilben erscheint einmal o: trenon (73, 5). das ist md. nicht unmöglich, aber doch in seiner vereinzelung auffällig.

Ähnlich wird auch das wort gott 37,10 zu beurteilen sein. das tt ist zwar abnorm, aber in den urkunden der zeit und gegend nicht unerhört.

Diese auffälligen schreibungen, die doch wol aus der vorlage übernommen sind, weisen nach Oberdeutschland, und zwar nach Alemannien[5].

[1] vgl. PBBeitr. 4, 43 wo die form für Frankfurt a. M. aus dem 15 jh. nachgewiesen wird. [2] vgl. Oskar Böhme Zur kenntnis des oberfränkischen im 13, 14 und 15 jh. s. 63. [3] vgl. Bahder Über ein vocalisches problem des md. s. 19 f. [4] ebda s. 7. [5] die auffällige schreibung strich (für stric 67, 7) ist wol durch das daneben stehnde mich hervorgerufen.

Im folgenden mögen noch ein paar erscheinungen erwähnung finden, deren phonetische und historische erklärung schwierigkeiten macht.

Hieher gehört vor allem das gänzliche durcheinandergehn der i- *und* e-*laute. ich gebe zunächst eine übersicht der schreibungen:*

mhd. ë *entspricht gewöhnlich* e — *aber* 12*mal steht* i (wirdekeit 14,8 *uö.;* geschie 66,9; gilt 80,4; ir *und* iz *für* er *und* ez) — 1*mal* ee: geert 28,8.

mhd. i *gewöhnlich* i, y, I — *aber* 16*mal* e (brengen 6,4. 9,5; begee 12,8; virleschet 58,3; lede 59,1; dret 59,4; seden 64,4; er *und* en *für* ir *und* in) — *häufig* ie (z. b. hiemel 38,1. 57,10 *für* himel; siete: miete 7,1 *und* 3.) — 1*mal* ee (weers 33,4 *für* wirs).

mhd. e (1. *umlaut von* ă) *gewöhnlich* e — 1*mal* i: virdirbet 66,2.

mhd. ê *gewöhnlich* e, *häufig* ee — 2*mal* I: Iren 13,2. 16,4 *(dagegen* eren 12,5 *uö.);* 4*mal* ei: geit (34,7. 43,7. 59,4 *neben* gait 15,10), steit (70,6 *neben* stet 16,8).

mhd. î *gewöhnlich* i, y, I — 1*mal* ei: dein, *neben dem in demselben verse* 44,9 dinen *steht.*

mhd. ie. *der schreiber schwankt zwischen* i (y) *und* ie. diewile *erscheint: als* dewile 1,8 *u.* 3,2; *als* diewile 54,10 *u.* 55,7; *als* diwile 72,9 *u.* 77,5.

Von dieser bunten mannigfaltigkeit sind zunächst die entsprechungen von mhd. î *als sonderentwickelung auszuschalten. die schreibung* geert *ist wol mit der sg. nhd. stammsilbendehnung zusammen zu bringen, von der unsere hs. auch auf consonantischem gebiete spuren aufweist.* virdirbet *dürfte sich als analogieform zu der gleichlautenden 3 sg. ind. präs. von* verdërben *erklären. die* I *für* ê *sind auf den geschlossenen charakter des* ê *zurückzuführen. die grofse masse der übrigen lesarten sind verständlich:* 1) *aus der monophthongierung des* ie *und einer entgegengesetzten tendenz des* î *zur entwickelung zu* ie. *in diesen schreibungen haben wir nicht einen versuch des schreibers zu sehen, den zwischenlaut zwischen* i *und* e, *den er sprach, auszudrücken, sondern andeutung einer würklichen diphthongierung. das beweisen die heutigen mdaa. der gegend, die in weitem umfange für altes* î ie *sprechen.* — 2) *aus annäherung des* i *an ein geschlossenes* e. *daraus er-*

klären sich nicht nur die e *für* ĭ *und* i *für* ë, *sondern auch die form* weers. *sie steht für* wiers, *wie* begee 12,8 *für* begie.

Auffällige berührungen zeigen auch ĭ *und* ŭ. *abgesehen von den weitverbreiteten formen* vmmer 4,3 *uö.,* tzuschen 9,8, burnet 3,2. 36,1, *findet sich einmal* fliſs *für* fluz 56,9. *ist das schreibfehler? oder soll man an unorganischen umlaut denken*[1]*?*

Ich wende mich nun zu dem verhältnis *der Lainzer Winsbeken-hs. (l) zu der sonstigen* überlieferung *des werkes. wir bewegen uns da auf einem wenig durchforschten gebiete. Leitzmann, der abgesehen von einer kurzen bemerkung von Haupt*[2] *als einziger der frage nahe getreten ist, ist für die ihm bekannten hss. zu dem resultate gekommen*[3]*: 'wir haben also kein recht irgend zwei der hss. zu einer gruppe zu verbinden'. für die Lainzer hs. aber glaub ich eine bestimmte behauptung aufstellen zu können: l ist nahe verwant mit C.*

Das beweist vor allem die widerkehr einer für C charakteristischen strophenfolge in l. auf 25 *folgen in beiden hss.* 44. 28. 31. 29. 32; *str.* 26. 27 *und* 30 *fehlen. freilich stimmt die strophenzahl und reihenfolge sonst nicht immer überein. so fehlen in l str.* 20 *und* 21, *und* 39—42 *sind zwischen* 53 *und* 54 *in der reihenfolge* 41. 42. 39. 40 *zu lesen. diese abweichungen sind aber, da sie in keiner andern hs. widerkehren, als besonderheiten von l aufzufassen, die gegen seine verwantschaft mit C nichts beweisen können.*

Zu dieser verwantschaft stimmen auch die laa. ich lasse zunächst die wichtigsten übereinstimmungen von Cl hier folgen[4]*:*
2,8 wigt] git **4**,7 behalt] hie halt **4**,9 witen *fehlt* **7**,7 schône] wol **6**,8 ze] si *C,* synt *l* **9**,2 minnevingerlin] niuwez vingerlin **9**,4 ze wit ist] dast zenge **9**,6 so] niht **18**,4 rehte] baltlich **19**,3 küene] kiusche **22**,1 kleiden] zieren **28**,5 der] swer *C,* wer *l* **29**,8 swen] den **31**,1 merke] wizzest *C,* wisse *l* **31**,3 zaller] ellú *C,* alle *l* **35**,7 sînen willen] sine wile

[1] *anmerkungsweise hier noch ein paar satzsandhierscheinungen:* 5,4 *ist aus* sicht en: sichent *geworden.* 32,3 sich selber vil lichte gyt *und* 55,7 Diewile uf dir beie lyt *sind nicht sicher zu beurteilen. ist hier* er *beziehungsweise* ir *ausgefallen, oder mit dem vorhergehnden worte verschleift?* [2] s. VII *der einleitung.* [3] *PBBeitr.* 13, 260. [4] *die la. von Cl steht rechts von dem zeichen*].

35,10 ez] daz **38**,6 swer] der **40**,5 swerzer] noch swertzer **45**,9 swachen] valschen **48**,6 wizzen] wisten **50**,8 wurzen] wesen **51**,2 tugenden] eren **53**,5 swer] der **55**,3 din] die **55**,10 dich vor tode niht] vor dem tode dich **59**,9 wistuom ist niht guot] wisheit ist ein wint. **62**,6 nâch] zuo. **63**,4 sünde] fröide **66**,8 und dine tugent] von miner schulde **67**,4 daz] do **70**,4 danne *fehlt* **70**,9 diu *fehlt* **75**,2 niderst hoehest] hoehest niderst *C*, hoest vnde nyderst *l* **75**,6 lief] gie **78**,1 bewegen] begeben.

Dazu kommen noch ein paar fälle, wo mit Cl noch ein oder mehrere hss. gehen; so:

BCl: **3**,9 niht] sin niht

CMl schieben vor v **51**,7 *ein* und

Ckl: **14**,3 diu] din **45**,7 dem] der

Cgl: **6**,2 wirt] ist **6**,5 ez] daz **24**,6 si vil rehte] rehte si **29**,4 herze] leben **39**,9 den] da **43**,3 si] ist **48**,8 noch] auch noch **52**,1 dinc] wort **52**,3 sich] si **52**,4 *das zweite* ist *fehlt.*

CMgl: **11**,8 erkennet niht] niht erkent **42**,4 gelicher] in gelicher

CKMgl: **2**,9 dienen] volgen

Nun sind noch eine reihe von laa. aufzuführen, die der annahme einer verwandtschaft zwischen C und l widersprechen. ich bringe hier, wie auch im vorhergehnden teile nur die fälle, denen ich einigermafsen gewicht zugesteh. scheinen diese mit ihrer immerhin nicht unbedeutenden zahl ein ziemlich starkes argument gegen meine annahme zu bilden, so glaub ich doch, diese auf grund des strophenbestandes und der zahlreichen zustimmenden laa. aufrecht erhalten zu können. denn abgesehen von der grofsen unsicherheit, in der wir uns auf dem gebiete der Winsbekenüberlieferung überall bewegen, sind die laa. so auf die einzelnen hss. verteilt, dafs die übereinstimmungen jeder einzelnen hs. mit C oder l in ihrer verschwindenden anzahl kaum viel bedeutung beigemessen werden kann.

Die fälle sind:

Bl: **22**,7 dannoch] darnach **46**,6 von herzen rehte] von rehtem herzen **49**, 2 nu *fehlt* **57**,3 vil *fehlt* **57**,5 diu] der **60**,7 erliten] gelitten.

Bll: **42**,5 sol] touc

BMgl: **11**,9 der] er

Bgl: **25**,4 hin] din **44**,8 kumst aber du] kumst du aber.

Bkl: **3**,5 dinen sinnen] dinem sinne **7**,5 verre baz] fürbaz.

Il: **19**,4 niht an dir] an dir niht **29**,10 danne] daz **49**,6 den nemenden] dem nemenden **60**,5 gar alt] alter **72**,7 noch *fehlt* **24**,8 *und* **43**,1 wizzest] wisse

kl: **10**,8 under in] ir **19**,10 baz] vil bass **23**,7 in] dem *k* den *l* **33**,10 vil] einen **36**,1 alle *fehlt* **41**,6 rehte *fehlt. vor* **55**,2 *ist* ir *vorgeschoben.* **59**,3 ê] ie **67**,6 und] Nu

kgl: **1**,4 sun] kint

gl: **34**,6 volget nach] volgen mag **46**,7 stuot] struot **49**,1 haben] halden **49**,4 ist er] Er ist

Cg: **12**,3 vröuden] eren **44**,9 dinen] den **47**,4 und] noch **48**,5 nie von] von niht *C* von nie *g*.

Für C hat Leitzmann (PBBeitr. 13,262 *f) nachgewiesen, dass es eine modernisierende überarbeitung bietet. dieselbe überarbeitung ligt auch dem texte in l zugrunde, das in den meisten charakteristischen varianten mit C übereinstimmt. aber l weist noch eine zweite überarbeitung auf, deren haupttendenzen ich im folgenden aufzuzeigen versuchen will.*

Inhaltlich fällt zunächst die zurückdrängung des ritterlich kriegerischen elementes auf. daraus erklärt sich die auslassung der str. 20 *und* 21, *welche anweisungen für das benehmen während des kampfes geben. hierher gehört wol auch der scheele seitenblick auf die* liebe 19,6 *ff:*

wil abir dÿ liebe in frÿer wal den dügenden allen virlogen Der rede mÿn trüwe sy din pant wiltu In so zcu halse nemen Er hienge vil baz an eÿner want.

Dagegen tritt das geistliche element stark hervor. widerholt wird eine wendung oder ein wort geistlich umgedeutet ohne rücksicht auf den zusammenhang des ganzen. so ist **14**,3 *aus* lât dirz diu sælde wol gezemen *geworden.:* La dir din sele w. g. *und daran schliefst sich dann:* Du wirdest selden an dugende krang Dyn leben sie kurtz ader lang lege in din hertze ein rein wip *usw.*! *ähnlich steht es mit den änderungen* **38**,1 *und* **11**,3.

In sprachlicher beziehung fällt besonders die neigung des bearbeiters auf, wörter die ihm als dialektfremd oder veraltet

anstöſsig erschienen, auszumerzen. so wird minnen *meist durch* lieb haben, unz *durch* biss *ersetzt, für* gitekeit *erscheint* gyrheit *u. dgl. m. manchmal wird aus diesem grunde der sinn einer ganzen stelle geändert. so lesen wir statt* der hiure ist bœser danne vert 28,10 Der ist hie bose vnde unwert.

Es bleibt noch übrig, dass ich dem bibliothekar der Lainzer bibliothek P. Alois Dichtl S. J. für sein freundliches entgegenkommen bei benutzung der hss, herrn prof. v Ottenthal für seine gütige unterstützung bei der altersbestimmung der hs. und insbesondere meinem verehrten lehrer herrn hofrat Seemüller in Wien meinen besten dank abstatte.

Wien, im märz 1911

Clemens Biener.

JOHANNES ACKERMANN UND HANS SACHS.

Im jahre 1536 erschien Johannes Ackermanns drama 'Ein Schönes | Geistliches und fast | nutzliches Spiel, | vom verlornen Son, | Luce am 15. | gehalten | in der | Churfürstlichen Stadt | Zwickaw im Jar | 1536'. [A]. das werk fand beifall, 1537 konnte schon ein neuer unveränderter abdruck der originalausgabe erscheinen. weitere 3 jahre später, 1540, brachte Ackermann widerum eine neue auflage heraus, dieses mal eine gründliche neubearbeitung: 'Der Ungeratne | Sohn Luce am xv. | Spielweis gereimbt, und zum | theil geandert, durch | Hansen Ackermann. | Im 1540'. lautete jetzt der veränderte titel [B]. die neue bearbeitung ist beträchtlich (um rund 600 verse) erweitert, nicht bloſs an worten, auch an motiven. Holstein hat daher in seinem neudruck (Stuttg. Lit. verein bd 170) diese bearbeitung widergegeben und in dem apparat die abweichungen gegen A verzeichnet. man hat sich bisher noch nicht gefragt, welchem gedanken oder welchem einfluss diese, wenn auch nicht einschneidenden, so doch bemerkenswerten änderungen ihre entstehung verdanken, obwol doch der auffallend geänderte titel diese frage hätte noch näher legen sollen. 'selbst den titel glaubte der verfasser ändern zu müssen', sagt Holstein ausweichend s. 5 der vorrede. ich will hier die vermutung wahrscheinlich zu machen suchen, dass das fastnachtspiel des Hans Sachs: 'Der ungeraten

sun. Ein Comedi, mit dreyen personen zu spielen, nemlich ein vatter, ein suhn und ein narr' (ed. Keller III 61 ff; Goetze Fnsp. nr 6) von entscheidendem einfluss auf die bearbeitung des Ackermann gewesen ist.

Bleiben wir zunächst bei dem titel. das wort *ungeraten* statt *verloren* ist keine unbedachte änderung, denn wir sehen Ackermann wert darauf legen. an vielen einzelnen stellen führt er es neu ein, vgl. v. 131. 257. 1661. 1915. 1984, der 'verlorene' sohn wird beseitigt. so ist schon in der vorrede charakteristisch geändert:

A

Glaubt auch vorwar, es ist kein schertz,
Es ist ein evangelisch that,
Wie Lucas die beschrieben hat
Am funffzehenden Capittel zhand,
Ist vom verlornen Son genant.

B

Der Cantzler Gottes Sanct Lucas
Am fünffzehenden unterschied
Solchs schreibt und Cristus uns hirmit
Durch gleichnus weiss thut zeygen an,
Wie hie der vater hab gethan
Gegn seinem ungeraten suhn.

A zeigt das adjectivum *ungeraten* nur einmal, da in allgemeiner anwendung: v. 550 *Wer ungeratne Kinder hat.* diese also wolbeabsichtigte änderung darf aber um so mehr auffallen, als sich in dieser zeit fast gar keine titel von prodigus- oder ähnlichen dramen finden, die dieses adjectiv aufweisen. éin stück ist mir noch aufgestoſsen, das hier in betracht käme: 'Der ungeratene sun, Basel 1537', vgl. Goedeke II² 391 nr 323; wie es Goedeke 'nicht genauer bekannt' war, so blieb auch mir dieses werk unerreichbar. sehen wir aber von diesem mindestens zweifelhaften [1]

[1] man könnte zunächst daran denken, dass hinter diesem geheimnisvollen druck gar ein einzeldruck des Sachsschen fastnachtspieles stecke. aber ein druck eines HSachsschen werkes 1537 in Basel? das ist nicht eben wahrscheinlich. es ist vielmehr so, dass in der notiz Goedekes, deren quelle nicht ersichtlich wird, eine confusion eingetreten ist mit dem 'Verlorenen oder güdigen son' des Hans Salat, der in der tat 1537 in Basel gedruckt wurde (vgl. Bächtold Litt.-gesch. s. 309 u. anm s. 79). Die existenz unseres besonderen druckes geht also in rauch auf. vgl. Bächtold geschichtsfr. bd 36, 83.

stück ab, so bleibt als einziges werk jenes titels das Hans Sachssche fastnachtspiel übrig. dieses spiel des Nürnberger meisters ist 1536, also im jahre der ausgabe von A, abgefasst (am 30 sept., vgl. Keller-Götze xxv 82 nr 746); es konnte also bis 1540 bequem zu Ackermann gedrungen sein[1]. ja, man möchte sogar vermuten, dass Ackermann selbst unmittelbaren bezug darauf nimmt, wenn wir in der vorrede zu B lesen:

Auf dass ihr aber dencket nicht,
Es sey also von uns erticht
Und nur gemacht zum Fastnacht spiel,

während es in A gelautet hatte:

Glaubt auch vorwar, es ist kein schertz.

Die titeländerung involviert aber auch eine gehaltsänderung. es ist damit zugleich eine alterierung des geistlich-moralischen stoffes angedeutet, eine alterierung genau in der richtung, in der das Sachssche fastnachtspiel lief. die tendenz des spieles von Hans Sachs, das sich wol seinem scenischen inhalt nach mannigfach mit dem prodigusdrama des 16 jh.s berührt, ist doch eine von diesem ganz verschiedene. sie ist weltlich, durchaus ungeistlich, rein pädagogisch. eine pädagogische lehre wird als moral des ganzen verkündet. wir verstehn es nun sehr wol, wenn diese frisch auf das weltliche leben gerichtete tendenz dem Joh. Ackermann, der nach Scherers schlagender charakteristik (ADB. I 35) neben schmuckloser einfachheit doch auch 'nicht ohne anschauliche und gemütvolle erfassung des würklichen lebens' war und auch tatsächlich schon in der A-fassung ansätze zum pädagogischen zeigte, neue anregung und neuen anstofs geben konnte. und so hat er denn sein werk nach dieser seite hin ausgestaltet. der pädagogische gedanke wird mannigfach eingelegt, häufig unterstrichen. der monolog des nachbarn, der ihn in der 2 scene des 1 actes einführt (v. 249ff), ist in B von 6 auf 28 verse erweitert worden. abgesehen davon, dass der 'ungeratene sohn' (v. 257) eingeführt wird, bilden den kern der aufschwellung pädagogischer erörterungen, wobei sich vielleicht sogar der locus communis v. 261:

[1] es hat einen einzeldruck des Sachsschen fastnachtspiels aus früher zeit (vor 1558) gegeben. das bezeugt Hans Sachs selbst durch das zeichen, das er im 1 buche seiner gesammelten werke diesem stücke beigesetzt hat, vgl. Weller HSachs-bibliogr. s. 94 und s. 97. dieser einzeldruck, der uns verloren gegangen ist, konnte also die bekanntschaft Ackermanns mit dem Sachsschen werk aufs einfachste vermitteln.

Ein groser Baum der beugt sich nicht,
Viel eh er gar zu stücken bricht

mit dem des Hans Sachs v, 360:

Was man gewont, das lest man hart

vergleichen lässt. der nachbar ist auch sonst der träger der neuen pädagogischen tendenz, man vergleiche noch v. 575 ff:

Das lieben macht auch offtmals sehr,
Das Kinder werdn verwent dest mehr. usw.

vor allem aber ist der blick auf den ungeheuer erweiterten beschluss zu lenken. hier werden jetzt neben den geistlichen lehren auch allgemein weltliche, die die kindererziehung angehn, scharf unterstrichen; A hatte das — wie übrigens auch den geistlichen teil — nur knapp angedeutet. freilich ist, dem verschiedenen ausgang der stücke entsprechend, die lehre bei Ackermann etwas anders gewant als bei Hans Sachs. bei Sachs die klage, dass selbst *in Gottes forcht und tugent* erzogene kinder im jünglingsalter verführt werden, und daher dann die mahnung, *so bald ein Son kompt zu den Jarn,* ihn *fleissiglich* zu *bewarn* — bei Ackermann dagegen die aufforderung zu strenger erziehung vor dem erwachsensein. dann aber gipfelt Sachs in der warnung vor *bőſs geselschaft* (v. 354/5, auch 347), und genau dieselbe warnung vor eben derselben *bőſs Geselschafft* fügt auch Ackermann seiner neuen bearbeitung ein (v. 2015 und v. 2019). dieses überraschende zusammentreffen darf man doch wol kaum für zufällig halten.

Eine fortgeschrittene einsicht in die welt des erziehungslebens verrät auch die ausgestaltung der figur der mutter. die gestalt der mutter in das prodigusdrama eingeführt zu haben, war das verdienst des Joh. Ackermann (vgl. Holstein Drama vom verlorenen sohn s. 22); man weiſs, welch entwicklungsreiche nachfolge dieser 'typus der zärtlichen mutter' in den sich an die prodigusdramen anschlieſsenden knabenspiegeln und studentencomödien gefunden hat. hier aber bei Ackermann — in A — ist ihre gestalt noch recht dürftig gehalten. inniger als der vater, spricht sie aber doch nur die klagen über die wildheit des sohnes, über die pein, die er ihrem herzen bringe, diesem nach; und den bittenden worten des vaters lässt sie auch ihrerseits herzliche bitten nachfolgen, die den sohn zur umkehr bestimmen sollen (530—537 und 544—555). und ebenso widerholt sie im IV act v. 1559—63

dem nachbarn gegenüber bloſs das was der vater eben geäuſsert hatte, genau so wie v. 1600ff, da sie sich wie der vater bereit erklärt, alles mit dem jetzt unglücklichen sohne teilen zu wollen. bei der rückkunft des sohnes äuſsert auch sie in vier kurzen zeilen ihre freude.

Diesem blassen bild sind in der neuen bearbeitung frischere, lebensvollere züge eingefügt worden. 'die figur der mutter wird durch eine unterredung mit dem vater, die der nachbarscene vorangeht, noch besser eingeführt', sagt Spengler (Der verlorene sohn im drama des 16 jh.s s. 56). aber es ist mehr. ein ganz neues motiv ist hinzugekommen: die liebevolle mutter von A wird zum tätigen anwalt ihres sohnes, sie verteidigt ihn gegen die vorwürfe des vaters. den keim zu dieser innerlichen erweiterung mag Ackermann ebenfalls bei Sachs gefunden haben. da bringt der verführende narr dem ungeratenen sohn (v. 196 f) die güte des *alt mütterl* als letzten hoffnungsanker, der sich also schon bewährt hat, in erinnerung; freilich dauert jetzt diese güte nicht mehr, belehrt ihn der jüngling, aber sie *hat es vor eim Jar wol thon.* dieses allerdings nur kurz angeschlagene motiv konnte sich sehr leicht so auswachsen, wie wir es bei Ackermann finden. der erzürnte vater und die begütigende mutter — dieses bild, das er uns jetzt in B hinstellt, kann ihm sehr wol durch die wenigen zeilen des Hans Sachs vor augen getreten sein. der gedanke von der aus liebe den sohn unterstützenden mutter erscheint zuerst als vorwurf im munde des vaters v. 109—116 und macht dann den gröſseren inhalt des ganzen neu hinzugefügten gesprächs aus. und wie die tendenz des pädagogischen, mit der ja diese ausgestaltung auch zusammenhängt, wird das motiv durch das ganze stück nunmehr stark betont. der nachbar, da er monologisierend den fall mit sich überlegt, erwähnt auch v. 271:

Das trewe mütterliche hertz
Stifft solches jamers viel on schertz,

und im gespräch mit vater und mutter hebt er es nochmals, unmittelbar zur mutter gewant, kräftig hervor v. 321:

Doch, Nachbarin, ich sorg darbey,
Das auch die schult fast ewer sey,
Dann ihr wölt zeitlich Junckherrn han,
Drumb krigt ihr nu solch leid darvon.

auch der sohn selbst ist sich, wie bei Sachs, bewust, dass er an

der mutter einen rückhalt finden mag, er spricht das aus v. 354:

Dann ich ein frume Mutter han,
Die mir offt uberhelffen thut,
Sonst het ichs vielmals nicht sehr gut.
Ja, wenn sie mir nicht geb offt gelt,
Ich wer lang in ein andre welt. —

neben dieser hauptähnlichkeit sind aber in die gestalt der mutter noch weitere anregungen aus dem Sachsschen spiele eingeflossen. was bei Sachs der narr zur verteidigung des sohnes dem alten gegenüber vorbringt, das konnte ja auch im munde der mutter verteidigung sein. und so vergleiche man:

Sachs v. 286 ff

Ey wie hat der alt ein geparn,
Sam hab er nie kein wasser betrůbt.
Wie viel schalckheit hat er geůbt,
Bifs er sein junge tag hat vertribn!
Stůnd es dir an der stirn geschribn,
Es gieng auff eine Kůhhaut kaum.
Mein lieber Frantz, er leyt dir im zaum
Und wil dich erst sperren ein.
Wolauff du solst je kein Mŭnch sein.

Ackermann v. 213 ff

Wir habns vorzeyten auch gethan,
Welchs nicht bedencken wil mein man
Und mir darumb offt fluchen thut,
Wenn ich halt meinem Sohn die hut.
Und wenn ichs nicht zu zeiten thet,
Wenn er zur gselschafft offtmals geht,
So must er bleiben stets im haus
Und wie ein Mŭnch nicht komen draus.

Der hinweis auf das eigene sündenregister ist hier wie dort. der wörtliche anklang des vergleichs mit dem mönch fällt in die augen. ich weifs sehr wol, dass dieser vergleich in der dramatischen litteratur des 16 jh.s ziemlich verbreitet, dem prodigusdrama nicht fremd ist. aber die örtliche verbindung mit einem und demselben gedanken macht auch für diese stelle eine entlehnung höchst wahrscheinlich.

Göttingen, 26 juli 1911

Bruno Strauß.

DIE QUELLEN
DES FRIEDRICH VON SCHWABEN.

I. Die Jerome-interpolationen. LVoss hat in seiner dissertation Überlieferung und verfasserschaft des mhd. ritterromans FvS. (Münster 1895) überzeugend nachgewiesen, dass dieses gedicht nicht in seiner ursprünglichen gestalt auf uns gekommen, sondern, wie es in den hss. vorligt, das werk eines überarbeiters ist. dieser schob das Jerome-abenteuer ein, arbeitete dementsprechend den schluss der erzählung um und interpolierte das ganze gedicht fortlaufend. die ursprüngliche gestalt des textes ist nur durch die Wiener handschrift I (Voss 6) bezw. deren erste hand Ia teilweise erhalten: v. 1—2381 und 3748 bis 6092[1].

Es kommen also das Jerome-abenteuer und die am schluss offenbar auf ihm beruhenden partieen für die quellengeschichte des ursprünglichen gedichtes nicht in betracht. es ist mir nicht gelungen, eine quelle für die abenteuerliche zwergengeschichte nachzuweisen, und ich halte mit Voss (s. 58) dafür, dass wir ein phantasieproduct des überarbeiters vor uns haben; dafür spricht auch der langweilige, wenig charakteristische inhalt, bei dem nichts auf sagenechtheit hindeutet. möglich wäre immerhin, dass dem interpolator bei seiner erfindung der ihm wolbekannte Laurin[2] vorschwebte und, dass aus ihm das allgemeine colorit für die 'hohlen berge' entlehnt ist. wie der roman ursprünglich auslief und, was den anstofs zu der überarbeitung des gedichtes gab, werd ich später darzulegen versuchen.

II. Die quellen des ursprünglichen romans. Das interesse der forscher ward vor allem dadurch auf das romantische gedicht FvS. gelenkt, dass es deutliche spuren der in der

[1] an stelle dieser ca. 4700 verse der übrigen hss. (nach ihnen die verszählung der ausgabe von Jellinek, Berlin 1904) hat Ia etwa 4200, so dass 500 verse auf die fortlaufenden interpolationen des überarbeiters kommen.

[2] Jellinek verzeichnet folgende Laurinentlehnungen, die sämtlich dem interpolator zugehören: FvS. 3151—54 ∾ L. 1333—38, FvS. 6749—50 ∾ L. 223—24, FvS. 6351—54 ∾ L. 494—96: dass auch die letzte stelle dem interpolator angehört, werd ich unten nachweisen.

Vǫlundarkviđa erzählten episode von Wieland und der schwanjungfrau bewahrt zu haben schien. Uhland Schr. I 481 musterte zuerst auch die übrigen bestandteile, brachte parallelen bei und zog zur erklärung der hauptsage ein märchen aus 1001 nacht heran (ausg. von vHammer-Zinserling I 301 ff: 'Dschanschah'): damit betrat er die bahn der sagenvergleichung. ihm folgte FLiebrecht, der in einem aufsatz über den märchentypus von Amor und Psyche das hauptthema des FvS. in diese märchengattung verwies (Kuhns zs. 18, 56). LVoss s. 40 glaubte den inhalt von Konrads von Würzburg Partonopier in frei bearbeiteter form vor sich zu haben. im allgemeinen war man bis jetzt der ansicht, FvS. sei aus den verschiedenartigsten, märchen- und sagenhaften bestandteilen mit einem einschlag eigner erfindung von seinem verfasser zusammengestoppelt (Grdr. d. germ. ph. II² 288).

Die in dem roman vorkommenden eigennamen scheiden sich äufserlich in zwei gruppen: 1. solche, die orientalisch klingen sollen und wol zum guten teil auf freier erfindung beruhn, wie Mompolier, Jeroparg, Malmelona, Salme [1], Osann von Prafant [2], Pragnet von Persolon, Turneas uaa.; 2. solche deutschen ursprungs wie Fridrich, Hainrich, Ruprecht, Uolrich, Angelburg, Liecht Öw usw. hierbei fällt auf, dass nur [3] die schwäbischen fürsten und die heldin deutsche benennungen tragen. die ganz gewöhnlichen namen der ersteren sind offenbar sagenunecht und wol vom verfasser für sein gedicht frei erfunden; dagegen scheint der ungebräuchliche name Angelburg sagenechtheit für sich zu beanspruchen. Angelburg wird in eine taube verwandelt und durch den raub des (tauben-)gewandes von Fridrich zur gattin

[1] Salme ist ein sagenechter name; so heifst zb. die königin in Salman und Morolf.

[2] nach Vogt Grdr. II² 288 ist Os. v. Pr. = Elsan von Brabant, Pragnet = Brangäne, Turneas = Turnus + Aeneas; mit solchen deutungen ist wol wenig gewonnen.

[3] eine ausnahme macht Arnolt von Norwegen, der vielleicht aus der geschichte stammt, s. Voss 36. entgegen Jellinek ausg. XX n. 1, der die form *Arminolt* der interpolierten hss. vorziehen möchte, halt ich das *Arnolt* der beiden ältesten hss. Ia und W (für letztere vgl. Hermes in vdHagens Germania 7, 95 ff). für ursprünglich. wenn J. meint, dass Arnolt dem 'Amilot' aus Rudolfs von Ems Wilhelm von Orlens nachgezeichnet sei, so kann ich aufser dem umstand, dass beide von Norwegen sind, keine ähnlichkeit finden.

gewonnen, wodurch sie sich als schwanfrau kennzeichnet. beachtet man, daß die christliche phantasie die schwanfrauen als engel auffasste (Grdr. III² 267), dass zb. ein engel (= schwanjungfrau) den waschenden mädchen Kudrun und Hildeburg die ankunft ihrer freunde weissagt (str. 1166ff; vgl. auch Heliand 5800), so muss die congruenz von namen und wesen bei der heldin des FvS. auffallen.

V. 5317 wird die Liecht Öw erwähnt; sie ist das 'muoterland' (vv. 424, 621, 4892 uö.) Angelburgs, aus dem auch ihre gefährtinnen Malmelona und Salme stammen (4941ff). diese bezeichnung ist kaum das phantasieproduct des dichters, der bildungen wie 'Norwegen' oder 'Persoloni' gewählt hätte. solch durchsichtige benennungen wie Liecht Öw liebt besonders die volkssage [1]. schon FLiebrecht dachte sich die lichte au als die 'amoena vireta' (Aen. VI 638), die asphodilwiese des göttersitzes (Kuhns zs. 18, 60), und er hat recht, wenn seine übersetzung auch etwas pathetisch klingt. die heimat Angelburgs ist das feenland, wo die schwanfrauen und all die übernatürlichen wesen zu hause sind, das noch die moderne volkssage als 'Engelland' kennt [2]. im Heliand heißt der himmel durchweg *grôni godeswang, hebenes wang,* was mit Liecht Öw übereinstimmt. wenn nun die schwanfrau Angelburg dort beheimatet wird, so harmoniert das trefflich mit ihrer feennatur. die beiden namen sind sagenecht und stammen aus der gleichen quelle, die letzter hand eine volkstümliche erzählung gewesen sein mag; denn der verfasser des FvS. schöpfte wol nicht unmittelbar aus dem volksmund. dagegen spricht die verbindung der sage mit dem herschergeschlecht der Staufen, was auf tätigkeit eines pseudo-

[[1] vgl. aber für derartige benennungen auch die Artusromane, von Ulrich von Zatzikhoven bis zum Pleier herab! E. S.]

[2] in meiner vaterstadt Aachen ist folgendes kinderlied bekannt:

Kroune Krâne, wisse Schwane,
Weä welt met noh England fahre?
England ess geschlôesse,
Der Schlössel ess zerbrauche,
Wienie sölle vür ene nöie krijje?

vgl. Zs. des Aach. geschichtsver. 9, 194. die bedeutung England = dem verschlossenen feenland ist nicht zu verkennen, und die schwäne (= schwanfrauen?) führen dorthin.

gelehrten hinweist, sowie die unumgelautete namensform Angelburg[1].

Eine erzählung aus dem lateinischen Dolopathos des Johannes de Alta Silva, die der erschlossenen (schwäbischen?) volkssage ganz parallel läuft, illustriert die ausgesprochenen vermutungen. es ist die 'naissance du chevalier au cygne' (Dolop. hg. v. Oesterley, Strafsb. 1873, s. 73 ff):

Ein junger edelmann reitet in den wald zu jagen, treibt eine schneeweifse hinde auf und folgt ihr mitten hinein ins dickicht. zuletzt verliert er sie in einem tiefen tal aus den augen. beim zusammensuchen der hunde *fontem repperit nimphamque in eo virginem* . . . die nackte schöne hält eine goldene kette in der hand. von liebe ergriffen eilt der jäger hinzu und entreifst ihr die kette, *in qua virtus et operatio virginis constabat* . . . . er trägt dann die jungfrau aus dem wasser und gewinnt sie zur frau. um mitternacht list sie in den sternen, dass sie sechs söhne und eine tochter empfangen hat . . . einer der sechs söhne ist der Schwanritter, dessen tochter die mutter Gotfrids von Bouillon wurde.

Diese erzählung beruht wie das Angelburgmärchen auf volkstümlicher überlieferung (GParis, Romania 2, 490) und ist in gleicher weise durch pseudogelehrsamkeit zur genealogischen sage umgeschaffen, um einem berühmten geschlecht den glanz wunderbarer abstammung zu verleihen. dass auch inhaltlich fast völlige übereinstimmung herscht, trifft sich seltsam. vielleicht begann die schwäbische (?) sage ebenfalls mit der hindenjagd; denn der wasserfrauenscene des FvS. geht eine jagd auf einen wunderbaren hirsch, der sich als jungfrau entpuppt, unmittelbar voraus (v. 4100 ff), und die hindenjagd mit nachfolgender wasserfrauenscene ist überhaupt eine beliebte erscheinungsform einer typischen hindensage[2] (vgl. zb. den 'lai de Graelent').

[1] *Angelburg* statt *Engelburg* braucht nicht gegen die deutung als schwanfrauenname zu sprechen. als FvS. abgefasst wurde, wird man bei Angelb. vielleicht nicht mehr an 'engel' gedacht haben, wol aber einige jahrhunderte früher. und es ist gar kein grund vorhanden, dem namen der heldin ein höheres alter zu bestreiten, da die erschlossene volkssage, wie ich unten zeigen werde, die eine branche der Wielandsage darstellt, also sehr hoch hinaufreicht, und speciell der name Wielant auf demselben wege eine wanderung durch mindestens fünf jahrhunderte zurückgelegt hat.

[2] über diese weitverbreitete und alte sage wird meine dissertation handeln.

Die fremdklingenden namensbildungen des FvS. scheinen einer litterarischen vorlage zu entstammen; es ist wenigstens nicht wahrscheinlich, dass der dichter, dem für die schwäbischen fürsten nur so banale benennungen zur verfügung standen, abenteuerliche bildungen wie Mompolier, Jeroparg usw. ersonnen hätte. auch würde er seiner gut deutschen Angelburg schwerlich einen Mompolier zum vater und eine Flanea zur stiefmutter gegeben haben. insbesondere fällt der unterschied zwischen dem namen 'Angelburg' und den namen ihrer gefährtinnen, die auch schwanfrauen sind, 'Malmelona' und 'Salme'[1], auf, und ebensowenigt passt Angelburgs stadt 'Rogant' (5730) in die 'Liecht Öw' hinein.

Die untersuchung der eigennamen ergibt demnach:

1. die fremdartigen namen entstammen einer litterarischen vorlage;

2. die namen der Schwabenfürsten sind vom dichter erfunden;

3. die namen Angelburg und Liecht Öw entstammen einer schriftlich fixierten (?) volkssage. diese erzählte: (ein schwäbischer ritter wird von einer hinde in die waldwildnis gelockt), wo er auf eine badende schwanfrau trifft. er raubt ihr das schwangewand und macht sie zu seiner gattin; aus diesem ehebund entsprossten die Hohenstaufen.

In den zwei ältesten und ursprünglichen hss. des FvS. (Ia und W = Wolfenbüttler, s. Voss 5) führt der held auf seiner fahrt nach dem *'liechtesten brunnen'* (1871—4246) den namen *Wielant*. diese tatsache wurde von den meisten forschern in verbindung mit der schwanfrauscene — hier heifst der held wider Friedrich — als eine offenbare reminiscenz aus der Wielandsage aufgefasst. LVoss (47 f) dagegen nimmt eine herübernahme des namens aus Laurin-Walberan an, von dem der dichter des FvS. genaue kenntnis gehabt habe. da seine nachweise hierfür einer prüfung nicht standhalten[2], fällt diese ohnehin bedenkliche erklärung in sich zusammen.

[1] diese namen deuten schon durch den anklang auf zusammengehörigkeit und gleichen ursprung: *Malmelona — Salme.*

[2] im allgemeinen handelt es sich um verse und reime volkstümlich-typischer art: FvS. 7f ∾ Laur. 1f. die einzige stelle von beweiskraft ist

In ein anderes licht rückt WHSchofield das Wielandproblem (Publ. of the Mod. lang. assoc. of America xv 2; 1900). er vergleicht die beiden afz. lais von Graelent und Lanval und führt hierbei eine (wie er meint einseitig[1]) im Graelent auftauchende schwanfrauenepisode auf ein von ihm erschlossenes gedicht von Galant (= Wieland) zurück, das auch für den be-

eine interpolation des überarbeiters, der freilich Laur. kannte (vgl. oben). FvS. 6348 ist der held in gefahr, besiegt zu werden, und verbirgt sich mit hilfe einer unsichtbar machenden wurzel. sein gegner:

vil lut (er) do sprach:
'ich waiss nit, wa du bist kommen,
oder wer dich mir hat genommen,
ich schlieg dir gern gross schartten'.

Laur. 495ff: dieser, in gefahr besiegt zu werden, entzieht sich Dietrich durch einen unsichtbar machenden ring:

dô sprach der von Berne,
'nu slüege ich dich gerne,
ich enweiz, wâ du bist hinkomen,
oder wer dich mir hât genomen'.

man vergleiche nun zu obiger, offenbar Laur. entlehnten stelle FvS. 6378f, wo Angelburg klagt;

'So schäw wa mein her leit,
ist er lebendig oder tot . . .'

wie kann Angelburg sagen: 'sieh da meinen Herrn liegen', wenn Fr. sich unsichtbar gemacht hat? die worte der heldin beziehen sich deutlich auf v. 6339f:

Der zauberer gab im ainen schlag,
daz er uff der erde lag.

auf diese verse folgte im ursprünglichen werk sogleich Angelburgs klage v. 6359ff. der interpolator, dem die situation nicht abenteuerlich genug war, suchte ganz nach seiner art mit der Laurinentlehnung noch einen pikanten reiz anzubringen. ganz geschickt verwendet er hierbei Pragnets wurzel, die aber schon in der brunnenscene ihre rolle gespielt hatte, wie er selbst hervorhebt (6342f) und damit sein verfahren aufdeckt.

[1] auch Lanv. hät unverkennbare reste der episode. L. trifft auf einer flussdurchzogenen aue zwei jungfrauen, von denen eine ein waschbecken, die andere ein handtuch trägt. Sch. sieht darin die mittelalterliche sitte, vor tisch die hände zu waschen. diese deutung ist indes ganz verfehlt; denn a) steht einmal an der betr. stelle nichts von händewaschen, b) könnte L. das viel bequemer im zelt der fee besorgen, ohne die jungfrauen bemühn zu müssen, c) wird nach ankunft L.s bei der fee zunächst nicht gegessen, sondern geliebt, d) erhebt sich L. nach beendigung des liebesspiels und wäscht sich vor dem mahle die hände. übrigens erscheint die schwanfrauenscene in ähnlicher rationalisierung wie im Lanv. im Meleranz.

treffenden teil des FvS. quelle gewesen sei. der 'lai de Graelent' erzählt (Roquefort, Poésies de Marie de France, I 486 ff, Par. 1819):

Eines tages reitet Gr. zu wald und trifft eine hinde, die er nicht erjagen kann. so kommt er zu einer von einem quell durchströmten wiese. eine dame badet da, und zwei jungfrauen (sie entsprechen genau den zwei jungfrauen des Lanval) bedienen sie. der ritter bemächtigt sich der kleider, die an einem baum hängen, um die schöne zum bleiben zu zwingen. die jungfrauen geraten in grofse angst, und die dame versucht ihn zu bewegen, ihr wenigstens das hemd widerzugeben. endlich, als Gr. verspricht, ihre ehre zu achten, steigt sie aus dem wasser und legt ihre kleider an. Gr. versucht sie seinem drängen geneigt zu machen und tut ihr schiefslich, da sie ihn abweist, gewalt an. sogleich aber söhnt sich die frau mit dem schönen ritter aus und gesteht, dass sie alles gewust und herbeigeführt habe . . .

Dieser teil des Grælent-lais ist nach Sch. identisch mit FvS. vom ende des Turneasabenteuers bis zur schwanfrauenscene einschliefslich (v. 4183—4888). es ist möglich, dass die hirsch-Pragnet-episode des FvS. auf die jagd des lai de Gr. zurückgeht, ebensowol wie sie auf dem von mir erschlossenen schwäbischen schwanfrauenmärchen beruhen kann. was Sch. sonst von übereinstimmungen in den der eigentlichen schwanfrauenscene voraufgehnden ereignissen aufstellt, beruht auf irrtümern[1]. dagegen stimm ich ihm zu, wenn er in der schwanfrauenscene selbst auffällige übereinstimmungen constatiert und hier eine FvS. und Gr. gemeinsame quelle vermutet (s. 134 ff). es finden sich folgende gemeinsame züge: zunächst erschrecken die jungfrauen, als sie den ritter gewahren, und die dame fordert mit einem hinweis auf das unehrenhafte der handlungsweise die kleider zurück (Gr. 227 ff, 231 ff = FvS. 4401 ff, 4507 ff), dann suchen sie ihn durch das angebot von geschenken willig zu machen (im

[1] insbesondere ist der ort der begebenheiten verschieden: im Gr. die typische wiese mit dem bach (= Lanval, Dolopathos, Meleranz uam.), im FvS. der *'hohe berg'* (4313) mit dem *'liechtesten brunnen'*. Sch. schreibt allerdings unbegreiflicherweise: 'Wieland (soll heifsen Fridrich) in his distress rides out alone from the city, and suddenly finds himself in the presence of a beautiful hind, whom he follows (? vgl. aber 4215 ff) until he comes to an open place (vgl. aber 4314 ff) where is a 'prunnen klar'. separated from the hind . . . (?).

Gr. der mantel der fee = FvS. 4542 ff); das weist er zurück und stellt die bedingung, dass eine von ihnen seine frau werden müsse[1]. als er damit keinen erfolg hat, droht er sie nackt im wasser stehn zu lassen. worauf die frauen, die keinen ausweg sehen, sich in seine forderung ergeben[2]. diese formalen übereinstimmungen der beiden schwanfrauenscenen weisen zum zweiten male auf eine litterarische vorlage für FvS. hin. dennoch ist der Sch.sche 'Galantlai' als quelle beider gedichte und besonders des namens Wielant (= Galant) im FvS. abzulehnen. abgesehen davon, dass Sch. seinem 'Galant'gedichte nur durch ganz unmögliche constructionen zum leben verhilft (s. 143), ist es vollständig ausgeschlossen, dass der dichter des FvS. und irgendein anderer poet des mittelalters in einem Galant den deutschen sagenhelden Wieland widererkannt hätte[3].

Nach den voraufgegangenen untersuchungen zeigt FvS. spuren zweier verschiedenen schwanfrauenmärchen. es ist dies eine scheinbare compliciertheit, die sich jedoch sehr einfach dahin erklärt, dass gerade hier die veranlassung lag, die schriftliche vorlage mit dem Angelburgmärchen zu verknüpfen. übrigens lassen sich auf diesem wege die divergenzen in der vorgeschichte der schwanfrauenepisode so deuten, dass wir hier spuren der volkserzählung, dort der Grælentvorlage vor uns haben. wenn zb. im FvS. die schwanfrauenscene auf einen 'hohen berg' verlegt wird, so kann man hierin eine spur des Angelburgmärchens vermuten (wol vom schluss des märchens; s. Waldau Böhm. märchenbuch s. 248; Zingerle Tiroler kinder- und hausmärchen I 37; Grimm KHM. 'Der Trommler'; ECosquin Contes popul. de Lorraine II 19).

[1] FvS. 4517 ff; in Gr. verwischt, aber seine quelle muss etwas derartiges gehabt haben. es heißt ... *Ne sui pas fix à marchéant, N'a Borgois pur vendre mantiax: S'il valoit ore trois castiax, Si n'emporteroie-jeo mie: Isciés de cele iave, amie ....* (v. 240 ff). besonders die antwort der fee zeigt den sinn der forderung Gr.s: *Je n'en voil pas, dist-ele, iscir, Que de mei vus puisies saisir* (v. 247 f).

[2] FvS. 4574 ff; auch dies in Gr. verwischt; aber was man von dem versprechen des ritters, die ehre der dame nicht anzutasten, zu halten hat, zeigt die nachträgliche vergewaltigung.

[3] im afz. roman Fierabras kommt Gallant als schmied der drei berühmten schwerter Flamberg, Haiteclaire, Joyeuse vor; die deutsche übersetzung hat Galams.

Da alle versuche den namen Wielant in FvS. aus einer litterarischen quelle herzuleiten fehlschlagen, ist die alte ansicht festzuhalten, und der name in verbindung mit der schwanfrauenscene als eine reminiscenz an die den ersten teil der Vølundarkviđa bildende deutsche sage aufzufassen, die irgendwie in die fremde umgebung hineingeraten ist. dabei fällt auf, dass im FvS. auch nicht der schatten einer erinnerung daran zu entdecken ist, dass Wieland der kunstreichste aller schmiede ist. man könnte das gegen die interpretation des namens usw. als reste der Wielandsage geltend machen. demgegenüber lehrt eine genaue betrachtung der Vølundarkviđa, dass der Wieland der schwanfrauensage wol nie als schmied gekennzeichnet war.

Die Vkv. (etwa 900 verfasst) geht, wie textkritische (Zs. 33, 24) und sagengeschichtliche (Jiriczek Heldensagen, Strafsb. 1898, 14) forschungen erweisen auf zwei ursprünglich getrennte lieder zurück, deren erstes (= I) von dem raub der schwanfrauen durch Vølund, Egil und Slagfiđr, das andere (= II) die gefangennahme des schmiedes durch könig Niđuđ und die rache des kunstreichen alben erzählte. heimat beider lieder ist Deutschland (Kögel Lg. I 99, Jiriczek HS. 27). I berichtete:

'W. und seine beiden brüder trafen einst am seestrand drei schwanfrauen (walkyrjen), die sie (durch raub der schwanhemden[1]) zu frauen gewannen. acht jahre lebten sie mit den jägern, im neunten flogen sie davon. die brüder zogen aus, sie zu suchen'.

In diesem ersten teil der Vkv. (= I) unterscheidet sich W. nicht von seinen brüdern; es wird mit keinem worte erwähnt, dass er der kunstreiche schmied ist. erst str. 6—7 (Sijmons), wo der compilator der Vkv. die brücke von I nach II schlagen muste, wo er sich der erzählung von W.s lähmung und rache zuwante, zeigt ihn als schmied; denn als solchen charakterisierte ihn ja lied II. dementsprechend bleibt er denn auch zu hause, während seine brüder hinausziehen; in I, das nichts von W.s verhältnis zu Niđuđ wuste, ging auch er auf die suche. ebenso sagt die prosaeinleitung zur Vkv.: *Brœþr váru þrír . . . þeir skriþu ok* *veiddu dýr*, und dann heifst es erst ganz am schlusse und wider im hinblick auf Niđuđ: *hann var hagastr maþr, svá at menn viti í fornum sǫgum.* der beginn

[1] ist von dem rationalistischen compilator der Vkv. unterdrückt; findet sich aber in der prosaeinleitung.

von I mit dem raub der schwanfrauen, den der rationalistische verfasser der Vkv. zu einem schwerverständlichen torso verstümmelt hat, zeigte wol die drei brüder als jäger. str. 5 (Sijm.) heifst es: *Kvam þar af veiþe veþeygr skyte....* zwar wird Vél. (mit rücksicht auf die folgende strophe?) nicht erwähnt, doch ist er natürlich auch als vom jagen heimgekehrt gedacht. übrigens ergänzt Bugge nach str. 11, 2 (Sijm.), wenn nicht für Vkv., so doch gewis für I mit recht: *Vélundr líþande of langan veg*[1].

Aus all dem folgt, dass schon in dem dem ersten teil der Vkv. zugrunde liegenden deutschen lied I Wieland gleich seinen brüdern als jäger und nicht wie in der Niđuđsage als der kunstfertige schmied charakterisiert war. man wird darum die identität des Wieland von I mit dem schmied nicht zu bezweifeln brauchen (so Rieger Germ. 3, 176); denn es ist der sage gemäfs, wenn ein held sich einer mit seinem namen verknüpften fabel acclimatisiert. ein sagenheld ist eben überhaupt nur ein name, mit dem alle möglichen erzählungen verknüpft werden können, so dass er in allen farben schillert, und immer verschieden, je nachdem das licht auf ihn fällt.

Es braucht also nicht aufzufallen, wenn FvS. keine erinnerung an Wieland den schmied enthält. dagegen lassen sich aufser dem namen Wieland und der schwanfrauenscene noch einige gemeinsame züge für FvS. und Vkv. I aufdecken. auch im FvS. haben wir drei brüder, die von Angelburg ausdrücklich als treffliche jäger bezeichnet werden (645ff), diese fürsten bezw. die söhne des einen — der dichter muste ja auch Osann und Pragnet unterbringen — heiraten die drei schwanfrauen (6915ff), die als töchter eines königs — fürsten, grafen: die abstufung geht gewis auf den dichter, der die heldin in den vordergrund rückte — erscheinen, wie die valkyrjen der Vkv. I töchter Hlǫdvés genannt werden.

Angelburg stirbt nach neunjähriger glücklicher ehe (7060ff u. bes. 7093):

Da es gieng in das nünd jar
(Was ich sag, daz ist war),
Von got ir sterben die fräw erkant.

[1] die verse 11,1—2 (Sijm.) sind gewis eine interpolation des compilators von I in II, wie aus der übereinstimmung von 5,1 mit 11,1 hervor-

Ich glaube nicht, das ein mittelalterlicher dichter aus freien stücken das glück seines helden in dieser weise beschnitten haben würde; so will Voss den tod Angelburgs dem interpolator zuschreiben. es ist mir jedoch wahrscheinlicher, dass gerade der tod der heldin, der einen schatten auf das ende des märes warf, den überarbeiter veranlasst haben mag, das Jerome-abenteuer und die zweite heirat Fridrichs einzufügen. da das ende des romans nur in interpolierten hss. vorligt, lässt sich die frage nicht sogleich entscheiden. hier kommen uns die im FvS. beliebten anleihen bei fremden dichtern zu hilfe. v. 7183—84 klagt der held um seine tote gattin:

'Owe, liebe, du bist ain lindes wort
Du treist gar scharpffes ort . . .'

eine unbezweifelbare entlehnung folgender Wigaloisverse:

'Owê Minne . . .
8103 *Du bist ze sprechen ein lindez wort*
Und treist iedoch vil scharfen ort.'

Aus Wigalois citiert nun der überarbeiter niemals; er kennt ihn wol gar nicht, während dem verfasser das werk des Wirnt von Gravenberg sehr geläufig war, so dass er massenhaft verse dorther in sein epos herübernahm (nach Jellinek ca. 280 vv.). demnach müssen diese beiden verse aus der ursprünglichen fassung des FvS. stammen und liefern also den sichern nachweis, dass der tod Angelburgs auf das urgedicht zurückgeht. wie kam aber der verfasser des schwäbischen romans dazu, seine heldin so ganz gegen die volkstümliche vorliebe vom 'guten ende' sterben zu lassen? hierauf gibt Vkv. I antwort: str. 4 (Sijm.).

Sǫ́to síþan sjau vetr at þat,
en enn átta allan þrǫ́þo,
en enn nionda nauþr of skilþe;
meyjar fýstok á myrkvan viþ,
alvítr ungar, ørlǫg drýgja.

Wie die valkyrjen der Vkv. I den jägern nach manchem jahr davonflogen [1], so verliefs auch die Angelburg des schwäbischen

geht; 5,1 ist ohne zweifel der ursprüngliche platz des verses: *Kvam þar af veiþe veþeigr skyte . . .*

[1] dieselbe erscheinung zeigen alle märchen des schwanfrauentyps. die erklärung der Vkv., dass sehnsucht nach kampf die valkyrjen forttrieb.

märchens, die ja mit ihnen identisch ist[1], ihren gatten, und der dichter, der sie als verzauberte jungfrau dargestellt hatte, liefs sie sterben. wenn das beidemal im neunten jahr geschieht, so ist diese übereinstimmung in der tat auffallend.

Damit dürfte die Wielandsage des FvS. gesichert sein. der weg, auf dem sie in den roman hereinkam, kann nur das von mir erschlossene Angelburg-märchen sein, das auf der alten sage von Wieland und seinen brüdern beruht. sein held hiefs ursprünglich Wielant. als dann das Staufengeschlecht in den vordergrund des interesses trat, brachte man es mit dieser sage in verbindung und machte Wieland zu seinem stammvater; endlich wurde der held umgetauft (vom dichter des FvS.?) und erhielt mit rücksicht auf die berühmtesten Staufenkaiser Barbarossa und Friedrich II den namen Fridrich. eine reminiscenz an den ursprünglichen namen erhielt sich dennoch und so heifst Fridrich auf seiner abenteuerfahrt Wielant.

Den eigentlichen rahmen, in den sich die verschiedenen sagenbestandteile einfügen, bildet in unserm gedichte die verzauberung und erste erlösung Angelburgs (v. 61—1575). Voss (s. 40) liefs diese begebenheiten vom dichter dem Partonopier des Konrad von Würzburg entnommen und zu seinen zwecken verwendet sein. das ist indes nicht zu beweisen[2], ja wahrscheinlich kannte der verfasser des FvS. Konrads werk gar nicht. unter den v. 4817 ff aufgezählten helden findet sich Partonopier nicht und, wärend zb. aus dem Wigalois zahlreiche verse entlehnt sind, gelang es mir nicht, plünderungen des Part. aufzuweisen[3]). auch inhaltliche specielle übereinstimmungen sind nicht

ist eine art poetisch-rationalistische umschreibung; sie gelangten ursprünglich in den besitz ihrer schwankleider (oder flugringe) und konnten da nicht mehr zurückgehalten werden, vgl. Meyer Germ. 14, 285 f.

[1] an Angelburgs schwanfrauennatur gemahnt der ausdruck: *von got ir sterben die fräw erkannt* und ebenso, wenn sie nach v. 645 f die wälder *in allen lannden manigvalt* kennt.

[2] Voss s. 40 'dort wie hier wagt der held erst nach langem zaudern die speisen zu berühren, die auf dem tische stehn'. diese bemerkung ist für FvS. durchaus unrichtig, vgl. v. 94 ff.

[3] das einzige beispiel, wo an eine entlehnung gedacht werden könnte, ist FvS. 71 ff ∾ Part. 431 ff.

FvS. *(Die seinen tet er bitten),*
Sie liessen in dem hirs hengen nach,
Wann im was worden gauch:

vorhanden, die doch, hätte Voss recht, gar nicht zu vermeiden gewesen wären. ebensowenig ist eine benutzung des afz. Partenopex de Bloys und aller direct von ihm abhängigen gedichte glaubhaft. in mehreren wichtigen puncten weicht FvS. von den Partonopiergedichten ab.

1. in FvS. führt ein hirsch den helden von den genossen weg, im Part. ein eber;

2. in FvS. fehlt die den Part.-gedichten charakteristische zauberhafte meerfahrt;

3. in FvS. ist das verhältnis der liebenden keusch.

Aufser den Partenopex-gedichten haben noch mehrere erzählungen unabhängig die Partenopiersage enthalten: der lai de Gugemar, die Gibbons saga und die Filipo rímur[1]. da auch FvS. nach obigem eine selbständige überlieferung der Part.-sage bildet, wird ein vergleich mit den bemerkten gedichten nützlich sein. der lai de Gugemar (Roquefort Poés. de Marie de F. I 48) erzählt: Der tapfere und schöne G. interessiert sich nicht für frauen. einst verfolgt er einen grofsen hirsch, bleibt hinter seinen gefährten zurück und trifft in einem gebüsch eine hinde mit ihrem jungen; er verwundet sie, doch springt der pfeil auf ihn zurück und bringt ihm eine wunde bei. die hirschkuh redet ihn an, dass er keine heilung seiner wunde finden werde, bis eine frau, deren ausdauer die bewunderung aller liebhaber erregen wird, sich seiner annimmt. er verbindet sich und reitet weiter, bis er zur see gelangt, wo er ein schönes schiff antrifft. er besteigt es und legt sich in ein prächtiges bett zur ruhe.

Das im bald erlaubt ward.
Er ylt nach uff der fart.

Part. *(daz ê den hunden was beliben) —*
ir teil, des was in aber gâch,
ze loufen disem eber nâch,
der niuweclichen ûf der vart,
in kunt von âventiure wart . . .;

doch ist zu bedenken, dass abgesehen von der gleichheit der reime (*gâch* und *nâch* sind in der situation fast unvermeidbare reimgesellen!) der inhalt nicht unbedeutend variiert, sowie dass eben manche reime formelhaft geworden sind.

[1] die Filipo rímur enthalten die sage in sehr entstellter form, so dass sie zum vergleich nicht wol herangezogen werden können; inhaltsangabe bei Kölbing in Bartsch Germ. studien II 110.

als er erwacht, befindet er sich auf hoher see und landet endlich morgens in der hauptstadt eines fremden landes. hier herscht ein alter könig, der seine junge frau eifersüchtig bewacht; diese heilt des ritters wunde und wird seine geliebte. der ehemann kommt indes dahinter, und G. muss auf seinem zauberschiff abfahren; doch finden sich die liebenden schliefslich wider zusammen.

Gibbons saga[1]: G., sohn könig Wilhelms von Frankreich, trifft auf der jagd eine schöne hirschkuh und schiefst nach ihr; sie aber nimmt den pfeil ins maul und eilt zum wald. der ritter verfolgt das tier und kommt endlich auf einen berg, wo ein tuch ligt; als er es betritt, erhebt es sich mit ihm in die lüfte, wo er einschläft. beim erwachen findet er sich in einem palaste, wo ihm unsichtbare hände dienen. dann geht er zu bett und merkt bald, dass eine jungfrau neben ihm ligt. sie nennt sich Greka, tochter des königs Filipus von Griechenland, und sagt ihm, ihr tuch habe ihn hergebracht; mit hülfe desselben habe sie schon die ganze nordhälfte der erde gesehn, aber keiner habe ihr wie G. gefallen. als der ritter darauf zudringlicher wird, weifs sie sich zu helfen. sie schwingt einen zauberstein über seinen kopf und nimmt dadurch alle begehrlichkeit von ihm und so schlafen sie denn ohne weitere wünsche zusammen .... einst will G. die prinzessin sehen, da schwingt sie wider einen stein über seinem haupt, worauf er eine wunderschöne jungfrau neben sich sieht. am nächsten morgen dröhnt waffengetöse; Grekas vater weifs nun von G.s anwesenheit. dieser will den kampf aufnehmen, wird aber von Greka auf zauberische weise fortgeschafft ...

Halten wir diese dichtungen zu den oben constatierten abweichungen des FvS. von der Partenopex-version der sage, so ergibt sich:

ad 1. die hirschkuh findet sich in übereinstimmung mit FvS. in Gugemar und der Gibbons saga;

ad 2. die meerfahrt findet sich im gegensatz zu FvS. in

[1] hs. AM. 529,4⁰ perg., inhaltsang. von Kölbing aao. II 106 ff. die etwa 1400—1450 entstandene sage geht gewis auf ein bedeutend älteres frz. original zurück. frz. ursprung kann man nicht nur nach analogie der ganzen späten saga- und rímurliteratur annehmen, sondern der inhalt fordert ihn: zb. ist G. sohn Wilhelms von Frankreich.

Gugemar und hat auch in der Gibbons saga unverkennbare spuren hinterlassen [1];

ad 3. die keuschheit des verhältnisses hat mit FvS. die Gibbons saga [2]; ihr unabhängiges vorkommmen in dem nordischen gedichte, das auf französische überlieferung zurückgeht, erweist die existenz einer derartigen sagenversion in Frankreich. vielleicht ist auch das anfängliche, der ganzen sachlage wenig angemessene sträuben Meliurs gegen Partenopex liebesanträge als ein reflex aus dieser version aufzufassen.

Aus diesen beobachtungen folgt zunächst, dass der betreffende teil des FvS. wie alle epen des Partonopierkreises direct oder indirect auf französische überlieferungen zurückgeht. die Gibbons saga steht FvS. in mancher beziehung näher als Partenopex, aber auch sie oder vielmehr das entsprechende französische gedicht kann nicht die directe stammutter des Angelburg-abenteuers gewesen sein. sie enthält manches specifisch der Partenopex-version gehörige, was in FvS. nicht widerkehrt; vor allem zeigt sich auch hier Greka als mächtige fee und nicht als hülfsbedürftig verzauberte.

Nur aus einem erlösungsgedicht (daher glaub ich, dass die Gibbons saga das motiv mehr secundär erhalten hat) kann die keuschheitsprobe stammen, weil sonst für diese der situation widerstrebende forderung kein vernünftiger grund vorligt; ein solches gedicht haben wir uns als quelle für diesen teil des FvS. zu denken.

Es ergibt sich folgender stammbaum:

P
PE
PEX
Gugemer
Parten.
Gibb. Saga
Fv S.

wobei P = Partenopexrecension, PE = Part.-erlösungssage (mit keuschheitsprobe), PEX = franz. gedicht der PE-recension ist.

[1] Gibbon gelangt wie Part. auf einen berg, eh er das zaubertuch (= zauberschiff des Part.) besteigt; auf dem zaubertuch (= schiff) schläft der held während der wunderbaren fahrt.

[2] diese version war eine erlösungssage; die heldin muste durch die reinheitsprobe erlöst werden.

Um die existenz der erschlossenen Part.-recension mit erlösungsmotiv zu erhärten, möcht ich ein neuisländisches märchen anführen, das in mehr als einer beziehung zu FvS. in merkwürdige parallele tritt. Íslenzkar þjóðsögur ok aefintyri hg. von Arnason II 334 ff: 'Sigurð Kóngsson' (auch Kölbing aao. 108).

Ein könig geht eines tages auf die jagd und verfolgt eine hinde so eifrig, dass er sich von seinem gefolge verliert. am abend kommt er zu einem haus und tritt herein. er findet hier licht, lebensmittel und wein, sieht aber keinen menschen; nur ein braungelber hund ligt in der stube; auch findet er gutes nachtlager. nachdem er sich am nächsten morgen mit speise und trank gestärkt hat, reitet er fort. da kommt ihm der hund nach, wirft ihm vor, er habe sich nicht einmal für die ihm erwiesenen woltaten bedankt, und droht ihn zu zerreiſsen, wenn er nicht verspreche, ihm das zu geben, was ihm bei seiner rückkehr nach hause zuerst begegne. der könig gelobt es. bei seiner ankunft eilt ihm seine jüngste tochter entgegen, deren auslieferung sich der hund auch endlich erzwingt. er räumt ihr eine schöne wohnung ein, in der sie jedoch bei tage nie einen menschen sieht. jede nacht aber schläft ein mann bei ihr, während bei tage der hund häufig in ihrer nähe ist. sie bekommt drei kinder, die ihr aber alle weggenommeu werden, ohne dass sie darüber weinen darf. doch sagt sie während ihres aufenthaltes zu hause nie mehr über ihr leben, als dass es ihr gut gehe. erst das dritte mal begleitet die königin, ihre mutter, sie ein stück des weges und fragt sie genauer aus. da gesteht sie wenigstens soviel, dass jede nacht ein mann bei ihr läge, den sie nie gesehen habe. da gibt ihr die königin einen stein, den sie nachts, wenn ihr mann schläft, über sein antlitz schwingen solle, um ihn zu entzaubern. sie kehrt zu dem hunde zurück. als in der folgenden nacht der mann, der bei ihr lag, eingeschlafen war, brachte sie den stein über ihn und sah, dass er jung und schön war. sogleich aber erwachte er und ward darüber sehr traurig. er sagte, es wäre ein groſses unglück, und es werde lange dauern, bis sie von den schlimmen folgen wider befreit würden, denn sie müsten nun scheiden, um sich wol nie mehr wider zu sehen. er erzählt ihr nun, er sei ein königssohn namens Sigurd; seine stiefmutter, deren tochter er nicht habe heiraten wollen, habe ihn dazu verdammt, zehn jahre

lang den tag über ein brauner hund zu sein, während er bei nacht wider menschliche züge trage. erlöst sollte er nur werden, wenn er eine königstochter in seine gewalt bekäme und mit ihr drei kinder zeugte, die ihr aber alle genommen werden müsten; sie dürfe ihn nie sehen, noch sich auf längere zeit von ihm entfernen. jetzt habe nur noch ein monat zu seiner erlösung gefehlt. nun aber, da sie sich so vergangen, müsse er nach hause zurückkehren und die tochter seiner stiefmutter doch heiraten. damit entfernt er sich. ihr gelingt es aber schliefslich, sowol ihren gemahl als ihre kinder wider zu erlangen.

Diese erzählung ist offenbar aus zwei einzelsagen componiert, von denen die erste eine mit FvS. aufs engste verwante Partonopiererlösungssage gewesen sein muss. aus dieser stammen der anfang — auf dessen ganz auffallende ähnlichkeit mit dem beginne unsres gedichtes wol nicht erst aufmerksam gemacht zu werden braucht —, das leben der königstochter im palast, deren gemahl nur bei nacht menschliche gestalt hat, die öftern besuche zu hause, die erzählung des königssohnes, insbesondere die erwähnung der stiefmutter — dh. diese sage entspricht in allen wesentlichen teilen FvS. V. 61—1575. aufserdem findet sich der aus der Gibbons saga bekannte zauberstein in der gleichen function, und wir sahen, dass auch die Gibbons saga durch die Partonopier erlösungssage stark beeinflusst ist.

Ohne zweifel gehn die betr. züge des Sigurđ Kóngsson auf eine spätmittelalterliche saga zurück, die ihrerseits die übersetzung eines afz. romans war, in dem wir, wenn nicht die für FvS. erschlossene französische vorlage, so doch ein ihr sehr nahe stehndes gedicht vermuten dürfen.

Der zusammenhang mit FvS. würde noch viel deutlicher hervortreten, wäre das isländische märchen nicht durch eine zweite sage beeinflusst, die von einem in einen wolf[1] verwandelten königssohn[2] erzählte. in der erschlossenen saga verliefs der könig das schloss nicht, um nach hause zurückzukehren, sondern blieb

[1] wol in anlehnung an den werwolf, vgl. lai de Bisclavret (oder: Garwal = werwolf), Roquefort Poés. de M. d. F. I 178ff und die Vǫlsungasaga.

[2] hierher gehört das häufig vorkommende motiv: das erste was dem heimkehrenden begegnet auszuliefern.

da, um eine königstochter, die hinde, zu erlösen. infolge des einflusses der werwolfsage sind die rollen vertauscht worden.

Übrigens findet sich ein Sigurđ Kóngsson ganz analoges märchen auch in Dänemark (s. Grundtvigs sammlung 'Wolf Königssohn'); doch ist hier besonders der anfang nicht so treu erhalten und die zweite sage vom verwandelten königssohn mehr in den vordergrund getreten.

Aus obigen untersuchungen über die FvS. verwanten sagen und die eventuellen quellen die dem dichter vorlagen, folgt: FvS. enthält:

1. ein (schwäbisches?) schwanfrauenmärchen mit Angelburg und Wieland (Fridrich) als helden; aus ihm stammen wol nur diese namen und einige geringe reminiscenzen.

2. ein französisches schwanfrauengedicht, dessen spuren wir auch im lai de Graelent finden; aus ihm stammt die form der schwanfrauenscene.

3. ein französischer roman, der die Partonopiererlösungssage (mit keuschheitsprobe) behandelte; aus ihm stammt das Angelburgabenteuer.

Wahrscheinlich fand der verfasser des FvS. die quellen 2 und 3 bereits zu einem roman verbunden vor. das scheint daraus hervorzugehn, dass für die vorlage, der die fremden namen entstammen, und die nur mit quelle 3 identifiziert werden kann, die trias der verzauberten jungfrauen durch die namen (Angelburg[1], Malmelona, Salme) gesichert ist; diese trias in einer Partonopiersage kann aber nur durch einfluss eines schwanfrauenmärchens[2] hervorgerufen sein; denn die Partonopiersagen kennen nur eine heldin, wie es schon deren charakter als zauberfee erfordert.

Die schwanfrauenepisode des französischen romans bildete den anknüpfungspunct für das Wielandmärchen. wie viel und wie wenig der dichter an den ihm vorliegenden stoffen geändert,

[1] die namen Malmelona, Salme beweisen, dass in der vorlage des FvS. die trias der jungfrauen vorhanden war; Angelburg ist offenbar für die dritte, die heldin der vorlage eingetreten. an und für sich können es übrigens auch im Angelburgmärchen drei jungfrauen gewesen sein.

[2] die schwanfrauen treten meist zu mehreren auf. vgl. aufser FvS. und Graelent (Lanval) noch: Vǫlundarkviđa, Helreiđ Brynhildar str. 6, Nibel. (Bartsch) str. 1533 ff, Stephens-Cavallius Schwed. märch., deutsch von Oberleitner s. 157 ff, Meyer Volksmärchen aus Schwaben nr 7.

wie er insbesondere die schwäbische sage eingefügt, und was er aus ihr verwant hat, lässt sich nicht sagen. denn dieser dichter hat sich das ganze von ihm benutzte sagenwirrsal nach einem einheitlichen, alle widersprüche streng vermeidenden plane zurechtgelegt, wie er ihn zum teil selbst in der erzählung Angelburgs (v. 163—650) vorführt. wir müssen uns also begnügen, die wesentlichsten sagenbestandteile gekennzeichnet und ihre heimat bestimmt zu haben.

Stammbaum des FvS.:

P PEX SL WX
Gugem. Parten. Gibb.-saga PES PESL Grael. Lanv. Wm Vølundarkv. I
Sigurđ Kóngsson Friedr. von Schwaben.

P = Partenopex-recension.
PEX = afz. roman der Part.-erlösungssage.
SL = afz. schwanfrauengedicht.
PES = saga der Part.-erlösungssage.
PESL = romanvorlage des FvS.
Wm. = Wielandmärchen.
WX = sage von Wieland, seinen brüdern und den schwanfrauen.

Aachen. **Carl Pschmadt.**

NACHTRAG. Die Kieler dissertation von Hans Woite Märchenmotive im FvS. (1910) kommt erst nachträglich in meine hände. der verf. löst von seinem standpunct aus die quellenfrage dahin, dass 'der dichter ein einheitliches märchen, wie es zu seiner zeit im volke umlief, höfisch bearbeitet' (s. 105).

Ich halt es für methodisch unrichtig, fragen litterarhistorischer art — das ist in erster linie die quellenfrage — mittels der märchenforschung lösen zu wollen; m. e. muss das dichtwerk selbst und seine stellung zu den zeitgenössischen werken verwanten inhalts die antwort geben.

An sich ist es schon bedenklich, die modernen märchen zum prüfstein des sageninhalts mittelalterlicher litteraturwerke zu machen (vgl. zb. s. 75). ehe die 'märchen' als unverdächtige quellen volkstümlicher sagentradition gelten können, wäre der nachweis

zu führen, dass sie nicht ihrerseits von den romanen des ma.s herstammen oder wesentlich von dorther beeinflusst sind.

Wie weit Woite seine principien führen, zeigt folgendes: nach ihm ist für die frage, ob die reihe von märchenmotiven erst durch eine litterarische combination zu einer einheitlichen handlung wurden, 'entscheidend, dass FvS. nicht allein die beiden motive: ein verzaubertes tier verlangt einen menschen zur ehe, um erlöst zu werden, und die tiergestalt wird durch einen wasserzauber zerstört (beachte, wie die begebenheiten des FvS. auf eine abstracte formel gebracht werden!), als teile eines und desselben märchens kennt' (s. 101 f). als belege hierfür dienen: die indische mythe von Purūravas und Urvaçi (Benfey Pantschātantra s. 162) und ein Zulumärchen (Liebrecht Volkskunde s. 249 ff). es fällt in der tat schwer, einen zusammenhang zwischen dem schwäbischen roman und den beiden exotischen erzählungen auszudenken. Woite fährt fort (s. 103): 'in den deutschen märchen von Amor und Psyche, in denen die ehe mit einem verzauberten wesen zur erlösung im vordergrund steht, ist zwar kein gewandraub badender jungfrauen, wol sind aber andere formen des wasserzaubers bekannt.' vier märchen werden beigebracht; einmal wird die eselshaut des verwunschenen prinzen ins wasser geworfen, die andern male die entzauberung durch begiefsen mit wasser bezüglich eine gehörige waschung des behexten vorgenommen. diese 'wasserzauber' entsprechen also der schwanfrauenscene des FvS.! mir scheint auch da der zusammenhang unklar. zudem handelt es sich in sämtlichen sechs märchen Woites um einen verwunschenen prinzen, nicht um eine prinzessin wie in FvS.

Woite meint, bei einer litterarischen combination der einzelmotive müsten spuren des verschmelzungsprozesses sichtbar sein (s. 101). dem halt ich entgegen, dass der Jerome-interpolator sein einschiebsel und den schluss ebenfalls so trefflich eingefügt hat, dass wir ohne die hs. Ia die erweiterung nicht merken würden. der verf. des FvS. war aber immerhin ein besserer erzähler als der interpolator; man wird ihm also die zurechtmachung der beiden quellen zutrauen dürfen — übrigens scheint er ja nur wenig bestandteile des Angelburgmärchens in die frz. vorlage verarbeitet zu haben. C. P.

WIELAND DER SCHMIED.

EIN EXCURS ÜBER PERSONENNAMEN AUS DER HELDENSAGE.

Der voranstehnde aufsatz von Pschmadt drängt uns von neuem die frage auf nach dem fortleben der uralten deutschen sage, die uns nur in einem eddischen liede vollständig überliefert ist, deren weite verbreitung über das deutsche festland, England und Frankreich aber nur flüchtige litterarische zeugnisse bekunden, und die dann in einem spätmhd. versroman fast geheimnisvoll anklingt, um nunmehr völlig zu verschwinden.

Jacob Grimm hat in seiner von reifer gelehrsamkeit strotzenden akademischen abhandlung 'Über eine urkunde des XII jahrh.' (1851) auch beispiele der namengebung gesammelt (Kl. schr. II 355), welche das fortleben der sage zu bezeugen scheinen und zt. würklich bezeugen. daran hat sorgfältig abwägend, und doch immer noch nicht vorsichtig genug, Müllenhoff in den ZE. XIV, Zs. 12, 307f angeknüpft. ihnen gegenüber bedeutet es einen rückfall in die übele manier Mones, wenn von anderer seite mehrfach seitdem völlig gleichgültige belege für das vorkommen des personennamens *Wielant* zum abdruck gebracht worden sind. als ob dessen häufigkeit seit Förstemann (I² 1553, vgl. II² 1624f) überhaupt noch einer bestätigung bedürfte! jedes neue urkundenbuch vermehrt die zahl der belege: das register zu dem vor kurzem fertig gewordenen bd I des Salzburger urkundenbuchs (Salzburg 1910) verzeichnet s. 1173 nicht weniger als 10 verschiedene träger des namens — und keiner ist als zeuge für die heldensage brauchbar. der name ist in Bayern, Schwaben und Franken[1] sehr früh familienname geworden: es mag hier genügen auf den index zu Mon. Boica I—XXVII zu verweisen, wo (s. 615) bürgerliche träger des zunamens aus Augsburg, Ingolstadt und München aufgeführt werden. die meisten gehn wol auf einen stammvater zurück der den namen Wieland ohne nebengedanken führte, bei andern hat er sich aus einem beinamen entwickelt, der dann eine uns unbekannte beziehung auf den träger der sage, zumeist wol eine berufliche gehabt haben mag. so hat JGrimm aao. mit der

[1] der fränkisch-hessische name *Weiland* ist über *Wiland* < *Wig(e)-land* aus *Wignand* abzuleiten und hat mit einem teile der *Weigand-Wigand* < *Wignand* gleichen ursprung.

nötigen vorsicht die fälle wie *Heinricus dictus Wielant* herausgehoben. aber als den einzigen fall von gröſserer sicherheit der anspielung sah er mit recht den beleg an, den ich hier aus dem spätern abdruck des diploms, Mon. Boica XXXVII 399 f widerhole: in einer schenkungsurkunde v. j. 1262 wird innerhalb der stadt Würzburg, als nachbargrundstück, die *domus Welandi fabri* erwähnt. das schmiedehandwerk gehört zu denen die sich von jeher gern vom vater auf den sohn vererben: der für uns namenlose alte Würzburger schmied, der seinem sohn den damals schon recht seltenen namen gab, hat den sagenhelden wie einen schutzpatron der schmiede angesehen; oder wenn dem nicht so ist, nun dann haben die mitbürger aus irgend einem anlass ihm den klangvollen namen angehängt — in jedem falle handelt sichs hier um ein zeugnis zur heldensage. und die gleichen erwägungen treffen zu bei einem gleichzeitigen fall aus der untern Maingegend: bei Reimer Urkb. z. gesch. d. herren von Hanau u. d. ehemal. provinz Hanau bd I s. 257 erscheint z. j. 1259 als zeuge ein *Wilandus faber,* anscheinend zu Bruchköbel [1] bei Hanau ansässig. es ist, wolgemerkt, der einzige träger dieses vornamens in dem vierbändigen werke; später gab es in dem benachbarten Groſs-Krotzenburg eine familie Wieland, als deren stammvater man möglicherweise den schmied von Bruchköbel ansehen kann; sie ist bezeugt zuerst 1282 durch *Hedwig Wilandi* bd I s. 437. 439, dann durch weitere mitglieder, die man in den registern zu bd II—IV nachsehen möge.

Diese beiden schmiedemeister von Würzburg und Bruchköbel scheinen mir vollgültige zeugen dafür, dass in Mainfranken um die mitte des 13 jh.s die vorstellung von einem sagenhaften schmied des namens Wieland in den niedern volksclassen noch lebendig war. damit ist der wert dieser zeugnisse erschöpft — und mehr ist keinem andern beleg des namens zu entlocken.

Für einen durch den ags. Waldere (2, 9) und durch die Thiđrekssaga (c. 194) als alt bezeugten sagenzug, Wieland vater des Witege, glaubte, nachdem schon JGrimm aao. 356 z. j. 1238 einen *Witego faber* nachgewiesen hatte, Müllenhoff Zs. 12, 307 f der zeugenliste einer sangallischen urkunde v. j. 864 die bestätigung entlockt zu haben, in der *Witigowo* und *Welant* zusammenstehn: entweder, meint er, stehn sie hier als verwante

[1] *Kebele,* wo die urkunde ausgestellt ist.

neben einander, oder der schreiber, der sie in einer zweiten urkunde vom gleichen datum getrennt vorfand, hat sie zusammengerückt: ‘vielleicht nur der anspielung wegen’. nun, damit ist dem zufall, der in diesen zeugenlisten so oft sein spiel treibt, sein recht genommen; ich möchte dringend davor warnen, Müllenhoff auf diesen wegen seines spürsinns zu folgen. wer sich, ohne seinen blick ganz auf die heldensage eingestellt zu haben, aus allgemeinerm interesse an der namenkunde mit den alten urkunden abgibt, kommt fast täglich in die lage, solchen neckereien ausweichen zu müssen. erst vorgestern stieſs ich bei der excerpierung des Salzburger urkb. bd I s. 238 unter nr 16 (vor d. j. 1049) auf eine zeugenliste, welche beginnt *Willihalm. Grim!* — ich habe nur einzelne von ungezählten fällen aufgeschrieben [1], und will hier ein besonders lockendes beispiel anführen. im Urkb. d. stadt u. landschaft Zürich bd I nr 206 s. 97 (a. 963) stehn in der zeugenliste nebeneinander *Wielant. Smido;* es stellt sich aber heraus, dass der name *Smido* damals in Zürich mehrfach vertreten war: er kehrt in der gleichen liste noch einmal wider, und einen der beiden treffen wir auch schon unter nr 197 s. 89 (a. 946). wer hier bei der vorstellung bleiben will, dass wir es mit einem spiel des schreibers zu tun haben, der mag es tun: aber zu einem zeugnis darf er diese gruppierung so wenig stempeln, wie etwa das paar *Fridericus. Wielandus* im Salzb. urkb. I 681 nr 205.

Für die anordnung solcher zeugenlisten gab es in den meisten fällen ziemlich feste vorschriften, die ein ‘schreiber’ nicht ohne weiteres durch seine späſse umgehn durfte. da treffen wir zb. im Urkb. d. stadt Straſsburg bd I nrr 69. 70. 72. 73 eine anzahl von diplomen aus den jj. 1116—1119, die von den mitgliedern des domstifts als zeugen unterschrieben sind: hinter den würdenträgern des capitels erscheinen an der spitze der übrigen chorherren in nr 69 (s. 56, 14) *Hûc. Dietrich,* und in dieser folge kehren die beiden noch dreimal wider. und ebenso wenig wie hier erblick ich ein zeugnis zur heldensage in dem namen des Duderstädter bürgers *Huch Dyderikes,* Urkb. d. st. Duderstadt nr 213, s. 142 (a. 1398); nr 229, s. 153 (a. 1406): der name (Hugo als) *Huch* ist beim umwohnenden adel nicht ganz selten und kommt auch vereinzelt schon in den jj. 1361 u. 1388 bei

[1] *Irinc pbr. Irminfrid pbr.* stehn zusammen in der Moosburger liste saec. IX. Necr. Germ. II p. 42, 103, 19. 20.

andern personen vor, er kann sehr wol durch zufall, vom paten her vor den namen des vaters getreten sein; es wäre dann der umgekehrte fall zu dem *Dyderich Wolf* von Selbach des Siegener urkb. nr 305 (z. j. 1347).

Andere zufälligkeiten führt die sitte der doppelnamen herbei, die sich im 16 jh. zu allgemeinem brauch herausgebildet hat: so gesellt sich zu dem Konstanzer bischof Hugo von Hohenlandenberg (1496—1529. 1531/32) am ende des jahrhunderts sein grofsneffe der landcomtur des deutschen ordens *Hugo Dietrich von Hohenlandenberg* (Konstanzer häuserbuch I 151). und dessen zeitgenosse, der übelberufene erzbischof von Salzburg *Wolf(gang) Dietrich von Raittenau* (1587—1612), den man wol auch kurz *Wolfdietrich* geschrieben findet, hat den ersten seiner beiden namen gewis eher dem heiligen Wolfgang von Regensburg zu verdanken, als dem austrasischen königssohne.

Wenn ein vater zwei seiner kinder die aufeinander folgen, oder gar zwillingskinder Walther und Hildegund nennt, so documentiert er dadurch ziemlich sicher seine bekanntschaft mit der heldensage — ich verfüge über keinen derartigen fall. dass aber der ritter Walther von Cronberg sich die gattin unter solchem gesichtspunct ausgewählt haben sollte — *Waltherus de Croninberg miles, Hyldegundis uxor mea,* Baur Urkb. d. kl. Arnsburg s. 739, nr 1232 (a. 1305) — ist gewis unwahrscheinlich.

Dann gibt es auch namen, die aus andern gründen frühzeitig ihren wert als zeugnisse zur heldensage verlieren — ganz abgesehen von den zahlreichen die wie Hildebrand, Dietrich, Siegfried, Gunther, Walther in der isolierung niemals einen solchen besessen haben. so ist, ähnlich wie *Lauryn,* 'zwerg' (zb. Friedberger urkb. s. 125. 252. 594), *Vasolt* frühzeitig zu appellativer bedeutung gelangt: 'gigas', 'langer kerl', derart dass es bereits an der schwelle des 14 jh.s mehrfach als familienname festwächst, und so immer weiter, sodass es heute von München *(Fasold)* bis Königsberg *(Vasoldt)* kaum ein adressbuch gibt, das nicht dafür belege böte. ein 'andenken' an die heldensage bleibt der name doch, aber ein 'zeugnis' ist er nur bei seinem ersten auftauchen, und wo dieser wert schwindet, ist schwer zu bestimmen. ich habe bald aufgehört zu sammeln, nachdem ich mich von der häufigkeit des namens überzeugt habe, will aber hier immerhin aufführen was mir zur hand ist, indem ich dabei vom

süden zum norden fortschreite. über das Säckinger geschlecht *Vasolt,* das diesen namen schon am ausgang des 13 jh.s führte, s. Kindler vKnobloch Oberbad. geschlechterbuch I 338; — Unterfranken: im ältesten Würzburger lehenbuche, Arch. d. hist. ver. f. Ufr. 24, 33 (nr 192): *Berht. Vasolt* in Berkech (1303—1317); — Wetterau: Urkb. d. kl. Arnsburg nr 378 n. *Fasoldus de Leitgestern armiger* (1311); nr 550 n. *Eckardus armiger dictus Fasuld* (1322), dazu weiter Wyss Hess. urkb. III 549[b]; — Thüringen: Erfurter urkb., register zu bd I 463[a], II 860[a] *Heinricus Vasolt miles* (1303—1327); Urkb. d. st. Mühlhausen s. 299 nr 654 (wol derselbe); — Niederdeutschland: Urkb. von Duderstadt s. 109, nr 160 *Heinr. Vasoldes* (1379); Asseburg. urkb. II 226 f *Borchardus dictus Vasolt, Borchard gheheten Vasolt* usw. (1345). es ist bemerkenswert, und gewis kein zufall, dass es sich, von dem Duderstädter gildemeister abgesehen, durchweg um ritterliche personen handelt.

Bekanntlich sind zuverlässige zeugnisse aus eigennamen für die verbreitung der Hilde-Gudrunsage sehr selten; das litterarische andenken beschränkt sich auf die gestalt des Horand, und ihm hat der Wartburgkrieg vielleicht noch besser gedient als das gedicht von Kudrun selbst. der sänger und held hat denn auch in der namengebung bevorzugt fortgelebt; zu den von Müllenhoff Zs. 12, 313f und RMüller Zs. 31, 87ff gesammelten zeugnissen, die fast durchweg dem bajuvarischen gebiete und vorwiegend dem 12 jh. angehören, füg ich hier ein jüngeres beispiel aus Franken, wo der name vor unsern augen fest wird. im Hohenloh. urkb. I 290[29]. 291[22] treffen wir z. j. 1282 *hern Horant den voget von Rienekke,* und im ältesten lehenbuch d. Würzburger hochstifts (Archiv d. hist. ver. 24) begegnet unter nr 704 *Arnoldus Horant,* unter nr 796 *Otto Horant de Rienek;* dazu Mon. Boica XLI, 469 *Heinrich Horant* (a. 1350). auch diese namenfestigung fällt in ritterliche kreise, während der name Wielands des schmieds nur an bürgerlichen familien haftet.

Die veranlassung zu diesem aufsatz mit seinen kleinen fündlein und seinen mir weit wichtigern warnungspfählen hat mir einmal die arbeit von Pschmadt, dann aber eine lectüre gegeben, mit der ich soeben zu ende gelangt bin: der schon mehrfach citierte bd I des grofsen Salzburger urkundenbuches. zwar ist uns das namenmaterial, welches hier mit dem inhalt der traditions-

bücher geboten wird, zu einem nicht geringen teil schon aus ältern publicationen bekannt gewesen, aber es hat doch eine nicht unbeträchtliche vermehrung erfahren und ist durch ein sehr sorgfältig gearbeitetes register bequem zugänglich gemacht und vor allem controlierbar geworden. jedem freunde des deutschen altertums geht das herz auf, wenn er die langen zeugenlisten, unwillkürlich halblaut, vor sich hinliest, und niemand kann sich dagegen wehren, wenn ihm kaleidoskopisch die gestalten der heldensage auftauchen, etwa s. 113 wo ich finde *Diotmar, Heimo, Vuelisinc, Starhant, Uvitagouuo;* oder s. 119 wo ich herausgreife *Starhant* (zweimal), *Heimo, Irinch, Diotmar* (zweimal), *Fizzilo, Uuielant;* s. 154 wo *Deotricus comes* und *Deotmar comes* in lockender nachbarschaft stehn; s. 155 wo die reihe beginnt *Orendil comes, item Orendil.* für einige dieser namen ist Salzburg geradezu classischer boden, so für *Starchant,* das hier durch mehr als zwanzig träger bezeugt ist und tragikomisch mit einer krämerswittwe ausklingt: *Mæhtildis vidua dicta Starchantinne opere instita* s. 569 nr 669 (ca 1266). ja gewis, eine fülle von anklängen an die heldensage, anklänge und vielfach auch andenken — aber zeugnisse?! es fehlen vollständig die charakteristischen namen der Hilde-Gudrunsage, es fehlen Biterolf und Dietleib (hier an der steirischen grenze!), es fehlt Hadubrand, Ermenrich, Sigemund, Nibelung, Brunhild, Kriemhild. höhnischer zufall ist es nur, wenn s. 296 nr 90 unter einer schenkung die frau *Gotilint* macht, als zeuge auch *Ruodiger* erscheint, genau so zufall wie wenn ich aus der zeugenliste s. 113 *Heimo* und *Uvitagouuo* herausheben konnte. immerhin steht es mit diesem paar noch verhältnismäfsig am besten, denn während sich niemals Gunther und Giselher, Walther und Hildegund, Ambrihho und Fritilo, ja selbst nicht einmal Dietrich und Dietmar verwantschaftlich gesellen[1], obwol sie alle, und die zuletzt genannten sogar massenhaft vorkommen, betrifft das einzige zuverlässige zeugnis zur heldensage, das ich in dem ganzen, mit den registern über 1200 seiten umfassenden ersten bande des Salzburger urkundenbuchs aufgefunden habe, diese beiden kampfgefährten. in den traditionen von SPeter die den jahren 1147—1167 angehören, auf s. 453 nr 368 übergibt der edle Friedrich von Haunsberg vor der wall-

[1] wie etwa im Urkb. d. Steiermark I 619: *Dietricus filius Dietmari Grasgulle* c. 1185 (Admont).

fahrt nach SJacob dem stift SPeter, unter vorbehalt lebenslänglicher nutzniefsung für den fall der rückkehr, ein gehöft bei Ehing, welches Witigo der bruder des Haimo mit dem barte burgrechtlich zu lehen besessen hat: und *Witigo frater Haimonis barbati*[1] erscheint denn auch in der reihe der zeugen. diese gruppierung ist doppelt beweiskräftig in einer zeit, wo beide namen bereits zu den seltenen gehören[2].

Edward Schröder.

DAS OLDENBURGER FRAGMENT DES ALBRECHT VON HALBERSTADT, das mir vor zwei jahren als verschollen bezeichnet wurde (GGN. philol.-hist. cl. 1909, s. 83), hat sich inzwischen widergefunden, und zwar wolverwahrt, wie herr prof. dr Kühn meldet, sodass also Lübben, der es einst auffand und (Germ. 10, 238 ff) publicierte, keine schuld trifft. dagegen muss freilich Lübbens abdruck, den neuerdings Bolte unter dem text seiner Wickramausgabe (bd 7, 277—283) widerholte, mehrfach verbessert werden. ich gebe hier das resultat der collation. v. 14 die ergänzung *ere* ist unmöglich, das wort hatte 4—5 buchstaben — v. 25 zu ergänzen ist *Vnd*] — v. 37 *gefehn (: gefchehn)* — v. 62 *trůbe* — 70 *daz is niemen wart gewar*[*e* (wie ich aao. 83 n. 2 vorgeschlagen hatte) — v. 73 meine ergänzung *Als ein*] (statt Lübbens unmöglichem *In der*]) wird auch durch die teilweise erhaltung des *n* bestätigt — 115 *ander* — 129 *daz niemen* — 135 *henden (: fenden)*, wo ich schon (aao. 84 n. 1) einen druckfehler vermutet hatte.

Durch die richtige lesung von v. 37 u. 135 steht nunmehr das fragment A in der schreibung speciell der versausgänge noch sauberer da, als ich es (aao. s. 84) charakterisiert hatte; auch nicht die leiseste divergenz stört das graphische bild der durchweg reinen 72 reimpaare!

E. S.

ZUR LIMBURGER CHRONIK. Als ich das blattfüllsel oben s. 207, das seit jahren in meinem pulte ruhte, in die druckerei gab, war mir entgangen oder vielmehr entfallen, dass ESchaus im Neuen Archiv 32, 722 ff die frage nach dem ursprung und der bedeutung der zahl 1402 in c. 13 der Limburger chronik in ein neues licht gerückt hat. Schaus hat nämlich eine urkunde

[1] das regest nimmt *barbatus* als klosterbruder — ich bezweifele, dass es hier diese bedeutung hat, obwol sie mir natürlich, wie für *bärtinc*, wolbekannt ist. [2] aus weit früherer zeit (883—906) dürfte bemerkenswert sein *Heimo filius Vuitagouonis*, Mon. hist. duc. Carinthiae III 19 nr 48.

der abtei Eberbach im Rheingau hervorgezogen, in der *Thileman schriber* und *Grede* seine ehliche hausfrau dem kloster zwei wingertstücke am Hamm zu Limburg verkaufen — unterm 2 mai 1411! das wäre also 9 jahre nach dem zeitpunct, wo Wyss, und mit anderer begründung ich, das todesjahr des chronisten ansetzte. ist dieser schreiber Th. mit dem chronisten Th. Elhen von Wolfhagen dieselbe person, dann stehn wir vor einer neuen schwierigkeit. das werkchen bricht mit dem sommer 1398 ab und hat, wie ich nochmals betone, zu seiner ausarbeitung nur wenige wochen beanspruchen können. liefs es der autor, der doch die redaction seiner alten aufzeichnungen mit sichtlicher liebe in angriff nahm und bis 1398 führte, freiwillig liegen? und ward es etwa erst 9 oder mehr jahre später aus dem nachlass ediert?

Man muss unbedingt zugeben, dass sehr vieles für die identität und nichts entscheidend dagegen spricht. der chronist war 'clericus uxoratus' (urk. nr 56) und seine gattin hiefs 'Grede' (urk. nr 52 v. j. 1394). die Grede von 1411 erscheint als tochter des schöffen Hermann Boppe, war somit enkelin des schöffen Johann Boppe, der in der chronik bemerkenswert hervortritt: c. 56 (1360?). c. 107 (1374). da ihr vater Hermann schon seit 1380 als schöffe bezeugt ist und nach c. 133 sich um 1384 drei cousinen von ihr auf einmal verheirateten, dürfen wir auch ihre geburt bis in die sechziger jahre hinaufrücken: sie kann mithin 1411 im alter von 45—50 jahren gewesen sein, 15—20 jahre jünger als der 1347 geborene chronist. damit würde die annahme, dass der Thilemann der Schausschen urkunde ein jüngerer schreiber gleichen namens gewesen sei, zum mindesten bedenklich. den vollen titel, wie wir ihn unter den notariellen schriftstücken von seiner hand finden: *Tylemannus Elhen von Wolffhan . . . ein uffinbar schriber von keiserlicher gewalt*, wird man hier nicht verlangen, wo er als privatmann erscheint: hat er sich doch auch nicht nur in der chronik s. 70, 15, sondern auch innerhalb der urkunde nr 21 (s. 132, 32) mit dem einfachen *schriber* begnügt.

Nun hat aber anderseits Schaus (s. 722 n. 5) nachgewiesen, dass der stadtschreiber Heilmann, welchen Wyss z. j. 1406 als nachfolger Th.s ermittelte, schon unterm 11 nov. 1403 dieses amtes gewaltet hat. meine annahme, dass die jahreszahl 1402 von Th. selbst herrühre, und meine vermutung, dass dieser schlusspunct mit dem verzicht auf den stadtschreiberposten zusammenhänge, haben also beide jetzt eher gröfsere wahrscheinlichkeit gewonnen, und nur die folgerung, dass das jahr 1402, das als endpunct gedacht war, noch vor erreichung dieses zieles das todesjahr des autors wurde, müste fallen gelassen werden. der widerspruch zwischen dem schluss bei 1398 und der angabe 1402 bleibt ein rätsel, auf das es verschiedene antworten, aber keine recht befriedigende gibt.

E. S.

Walther von der Vogelweide

Berlin, Königliche Bibliothek.

A. FRISCH, BERLIN W

Zu: Degering, Neue Fragmente Walthers v. d. Vogelweide.

Tafel 2.

Walther von der Vogelweide
Abklatsch eines verschollenen Blattes.
Berlin, Königliche Bibliothek.

A. FRISCH, BERLIN W

Zu: Degering, Neue Fragmente Walthers v. d. Vogelweide.

NEUE FRAGMENTE WALTHERS VON DER VOGELWEIDE.

(MIT ZWEI LICHTDRUCKTAFELN.)

Bei der inventarisation der für die Königliche bibliothek aus den beständen der Heiligenstädter gymnasialbibliothek erworbenen druckschriften des 15 und 16 jh.s fand ich in einem kleinen sammelbande ein pergamentvorsetzblatt, das mit schriftzügen des 13 jh.s in deutscher sprache bedeckt war. zu meiner nicht geringen überraschung und freude konnte ich sofort feststellen, dass ich ein blatt einer hs. der gedichte Walthers von der Vogelweide in den händen hatte. von ganz besonderem interesse wird der fund aber durch den umstand, dass das fragment neben bekanntem ein bisher unbekanntes product der Waltherschen muse enthält. leider war ein zweites blatt derselben hs., welches in gleicher weise am schlusse des bandes verwendung gefunden hatte, bereits aus dem bande entfernt worden, als derselbe in den besitz der Königlichen bibliothek gelangte, ein verlust der um so mehr zu beklagen ist, als auch dieses blatt, wie aus den geringen und leider im zusammenhang nicht herstellbaren abdrücken der schrift auf dem deckel, gegen den das blatt geklebt war, hervorgeht, sicher Walthersches gut und zwar unbekanntes enthielt. hoffentlich taucht das wertvolle blatt noch einmal aus dem versteck eines gutgläubigen privatbesitzers, dem der wert desselben unbekannt blieb, wider auf. die beigabe der tafel 2 mit der reproduction der abklatschreste dieses verlorenen blattes geschieht besonders auch in der absicht die widerauffindung desselben unter namenlosen blättern zu ermöglichen.

Der band, welchem unser pergamentblatt als vorsetzblatt diente, ist ein sammelband, der folgende stücke enthält:

1. **Euagatoꝛiū ‖ In pn̄ti libello cōtinētur ‖ hec ĩfra p oꝛdinē notata ‖ Optim⁹ modus p̄dicādi ‖ Sermones. xɪɪɪ. Michae ‖ lis de Hūgaria vniūſales ‖ Cū applicatiōib' Thematū putilib': de Tpe ‖ et de Sanctis: omni tempoꝛe pꝛedicabiles. ‖ *II* Sermones electiſſimi de Roſario btē vir- ‖ ginis Marie. Et de ſancta Anna eius matre ‖ *II* Paſſio domini nr̄i Jeſu chꝛiſti: cū ſermone ‖ eiuſdē poſt cenam**

habito: ex quattuoꝛ euāge- ‖ liſtis diligentiſſime collecta. ‖ ⁋ Miſſe Peculiares pꝛo Itinerantibus.
(Colonie: Martinus de Werdena 1505. In vigilia Joannis bap.) 176 *bll.* 8⁰.

2. SErmones Roſarij ‖ Populo p̄dicabiles ‖ eximij ſacre pagine pfeſſoꝛis mgr̄i Clementis ‖ Loſow: oꝛdinis Pꝛedicatoꝛum: ac heretice ‖ pꝛauitatis inquiſitoꝛis diligentiſſimi.
(Colonie: Martinus de Werdena 1508.) 20 *bll.* 8⁰.

3. SIgna quindecim hoꝛ ‖ ribilia de Fine mūdi, ‖ Et Extremo Judicio. ‖ Paulus hieronymus ita ‖ dicunt gregoꝛiuſqꝫ ‖ Non mihi ſcribenti tu le- ‖ ctoꝛ crede: ſed illis. ‖ DE Vita Sacerdota ‖ li et Virginali.
(Colonie: Martinus de Werdena) s. a. 8 *bll.* 8⁰.

4. CAſus Papales. ‖ Epiſcopales. et ‖ Abbatiales.
(Colonie: Martinus de Werdena) s. a. 8 *bll.* 8⁰.

5. Caſus in quibus iu ‖ dex ſecularis poteſt manus in perſonas cleri ‖ coꝛum ſine metu excomunicatōis imponere ‖ ℭ De pꝛiuilegijs clericoꝛum ‖ ℭ De exemptionibus ‖ ℭ De carceribus ‖ ℭ De alimentis
24 *bll.* 8⁰. *am schlusse defect.*

dieses fünfte stück ist ein teil des werkes:

Caſus ſpeciales do- ‖ mini Amanelli de claris aquis Legum do ‖ ctoꝛis excellentissimi. ‖ Tractatus Bartoli ‖ De Testibus et eoꝛum repꝛobationibus. ‖ Caſus in quibus ju- ‖ dex ſecularis poteſt manus in perſonas cle ‖ ricoꝛum abſqꝫ metu excōicationis īponere. ‖ g De Pꝛiuilegijs clericoꝛum ‖ g De Exemptionibus. ‖ g De Carceribus ‖ g De Alimentis ‖ Textus et gloſe ſin- ‖ gulares et ſpeciales domini Bartoli. Bal ‖ di Ange. Antonij de butrio Angeli de are ‖ tijs. et Saliceti ſ'm oꝛdinem libꝛoꝛū Juris ‖ ciuilis ſuccincte collecte. Et p̊mo Codicis.
(Colonie: Cornelius de Zyrckzee 1505. 18 juni.) 87 *bll.*

dieser druck zerfällt in 2 *durch besondere signierung geschiedene teile, deren erster* (*sig.* A ii—H iii) *die auf dem titelblatte an* 1, 2 *und* 4 *stelle und deren zweiter* (*sig.* A ii—D v) *die an* 3 *stelle genannten stücke enthält. dieser zweite teil, der also offenbar, wie die besondere signierung zeigt, auch allein im buchhandel ausgegeben wurde, ist es, der den schluss unseres Heiligenstädter bandes bildet. es fehlt aber jetzt der letzte bogen* D, *der aus dem bande heraus-*

gerissen ist, vermutlich zugleich mit dem verlorenen pergamentblatte, das mit einem falz diesen letzten bogen umfasste.

Es besteht also der ganze sammelband aus lauter Kölner drucken der jahre 1505—1508, *und schon daraus ergibt sich mit grofser wahrscheinlichkeit, dass er in Köln selbst zusammengestellt und gebunden, die Waltherhandschrift also, der unser fragment entstammt, in Köln nach* 1508 *zerschnitten und vernichtet worden ist. dieser schluss wird aber noch durch eine ganze reihe anderer gründe gestützt.*

Am oberen rande der rückseite des fragments, die im fertigen bande die innenfläche des vorderdeckels bildete, findet sich links der besitzvermerk: Hermannus Koken huius libri verus possessor est. *die naheliegende vermutung, dass dieser Hermann Koken damals in Köln studiert habe, wird nach freundlicher auskunft dr Keufsens durch die Kölner matrikel nicht bestätigt. derselbe Koken schrieb aber auch auf das titelblatt des ersten werkes die worte:* In felici Colonia agrippina mercatus sum, *woraus sich also für uns die gewisheit ergibt, dass Koken selbst nach* 1505 *in Köln war. am schlusse des zweiten werkes finden wir desgleichen von Kokens hand die notiz:* pater Bruno dedit. *dieses büchlein erhielt er also von einem ordensgeistlichen als geschenk, vermutlich ebenfalls in Köln nach* 1508. *die drucke* 3 *und* 4 *sind nicht datiert, werden aber wie* 1. 2 *u.* 5 *aus den jahren* 1505—1508 *stammen. wir werden also kaum viel irren können, wenn wir annehmen, dass Koken die von ihm, wie die beischrift zu nr* 2 *beweist, einzeln erworbenen stücke* 1508 *oder bald darauf vom buchbinder in Köln zusammenbinden liefs.*

Leider war es aber nicht möglich, mit hülfe der buchbinderstempel des einbandes (1 *Crucifixus zwischen Maria und Johannes in runder, und* 2 *eichenblatt in rhombischer einrahmung) den herstellungsort des einbandes festzustellen. zwar konnte herr geh. rat Schwenke durch seine stempelsammlungen einen aus derselben werkstatt stammenden band in unserer Königlichen bibliothek nachweisen, aber dieser band gab selbst wider keine sichere handhabe. er enthält einen druck Wenczlers von Basel, und zum überziehen der innenflächen des deckels sind bruchstücke eines andern Wenczlerdruckes benutzt worden. das würde ja nun an sich die vermutung nahelegen, dass auch der einband baslerischen ursprungs wäre; aber es ist doch auch leicht möglich, dass die eingeklebte macu-*

latur zunächst von der druckofficin bei der verpackung und versendung der ungebundenen exemplare verwendet worden war und so dem buchbinder zur hand kam. jedenfalls erscheint mir diese annahme näherliegend als die, dass Koken seine fünf in Köln erworbenen drucke ungebunden mit nach Basel nahm und sie erst dort zusammenbinden liefs, ohne dass ein oder der andere druck anderen ursprungs hinzukam.

Was aber noch besonders gegen Basel und ganz entschieden für Köln spricht, ist der umstand, dass unser fragment einer zweifellos auf md., wahrscheinlich auf ripuarischem gebiete und womöglich in Köln selbst geschriebenen hs. entstammt. den md. ursprung derselben beweisen formen wie: vur (= fiure), uwer, u, truwe, ridet, selden, en (= in) *und* hockelobter, *weniger* khuninc, khumet, khunst, kheiser, *von denen einige auch schon zu dem westlichen teil dieses gebietes leiten. auf Ripuarien besonders führen uns aber formen wie:* lieuen, hauedanc, en (= ein), iz (= ez) *und* vro (= fruo). *somit dürfen wir es wol als wahrscheinlich betrachten, dass die hs. in der stadt des* werden bischofs *entstanden ist, und als sicher, dass sie ebendaselbst unter dem messer des ehrsamen handwerksmeisters ein unrühmliches ende fand.*

Später kam der band, ob direct oder indirect war nicht zu ermitteln, in den besitz des eichsfeldischen Cistercienserklosters Reiffenstein, dessen besitzvermerk in schriftzügen des 17 *jh.s sich zweimal auf dem ersten titelblatte findet. nach der säcularisation des klosters wurde die bibliothek desselben dem gymnasium zu Heiligenstadt überwiesen.*

Das fragment, dessen vorderseite unsere tafel 1 *widergibt, hat jetzt die gröfse von* 137 *mm zu* 108 *mm; es ist aber offenbar für den einbanddeckel, gegen den es geklebt war, zurechtgeschnitten, und zwar hat dabei der untere rand mehr hergeben müssen als der obere. bei dem nur im abklatsch erhaltenen blatte war umgekehrt mehr vom oberen abgeschnitten. von der aufsenkante des blattes ist anscheinend nur sehr wenig fortgenommen, aber beschnitten ist es auch hier, da die jetzigen kanten etwas schräg zur schriftcolumne stehn.*

Das allseitig durch linien umgrenzte schriftfeld ist 113 *mm hoch und* 66 *mm breit, es ist einspaltig in* 22 *zeilen beschrieben, für welche linien vorgezogen sind. am schlusse der zeilen gieng der schreiber häufig mit einem, selbst mit zwei buchstaben*

(*r. z.* 1. 18. *v. z.* 4. 9) *über die grenzlinie hinaus. die schrift ist eine schöne, klare buchschrift, welche man unbedenklich dem* 13 *jh. zuweisen kann.*

Zu dem hier folgenden abdruck des fragments ist zu bemerken: 1) *auflösungen von abbreviaturen der hs. sind durch cursiven druck bezeichnet;* 2) *beschädigte, aber durch ihre reste noch mit gewisheit bestimmbare buchstaben sind mit puncten versehen;* 3) *gänzlich zerstörte buchstaben sind durch puncte ersetzt oder aber die für dieselben eingesetzten ergänzungen in* [ ] *eingeschlossen.*

r. . . . ſich leiden vríunden · vn*de* magen
vnd vmb íz gůt líf vn*de* ſele wa-
gen · ob er dan ſo bıderb ís · daz
er daz ſelbe gůt · gerne vmb ere
5 t[e]ilte ob man ín líeze · vnd íz ín
den ſtel butel níe ne ſtíeze · ſtolze
marſchalk · ſwar man díz allez
tůt · ích ſmecke ſeueken ín dem .
rate eín brant lít ín der glůt·
10 Zv̊ Rome voget·
von pulle khůnínc laz dích
erbarmen · ſol ích bí ſo rícher
khunſt ſus armen · gerne wolt
ıch mocht íz ſín bí eıgen vůr
15 [erwar]men · za huẏ wíech den
ſu[nge] von den vogelínen · von
der h[eid]e vn*de* · von den blůmen
als ıch [wı]len ſanc · ſwíelech ſcho-
ne w[ıp] mír denne geue ír
20 haue danc · der líez ích lylíen
vn*de* roſen vz í[r] wangen ſchınen
gaſt khumet ſpate vn*de* rídet

v. vro · gaſt we dír we · ſo mach
der wírt baz ſíngen von me grů-
nen kle · dıe not bedenket míl-
der khůnínc daz uwer not zer-
5 ge · Ich han hern otten trůw[e]
er mache mích noch ríche · ſít
daz er mín díeneſt nam ſo trů-

genlíche · waz be ſtet zů lone
des den khunínc vrıderıche mín
10 voꝛderung íſt vf en noch mín-
ner den en bone · íz ne ſí daz er
des alteſ ſpruches welle weſen
vro · eín wíſer man lerte ſínen
líeuen ſůn alſo · ſůn dıene man-
15 ne boſte · daz dír man beſte lone·
ích bín der ſůn · her otte íſ de[r]
boſte man · wente ich ſo rechte
boſen herren níe gewan her
khůnínc nů ſít der b[eſ]te · ſít · v
20 got des lones gan · Víl hocke-
lobter got w[íe] ſelden ích dích
príſe · went ıch von dır doch han

r. z. 1: *vor* ſich *sind* 2 *bis* 3 *buchstaben infolge wurmfraſses zerstört.* — 4. *die ergänzung von* daz *ist zweifellos, obwol die oberen teile der buchstaben* d *u.* z *durch abreiſsen der obersten pergamentschicht zerstört sind. auch* er *dürfte sichere ergänzung sein.* — 5. *beim ersten worte dieser zeile hab ich lange geschwankt, ob* hielte *oder* teilte *zu ergänzen sei. für* hielte *sprach, dass der erhaltene i-strich eher zu dem vorausgehnden ersten der beiden durch wurmfraſs zerstörten buchstaben zu gehören schien. was jedoch von dem anfangsbuchstaben des wortes erhalten ist, lässt nur die ergänzung zu* t, *nicht aber zu* h *zu.* — 8. *das* k *in* ſeueken *hat einen ziemlich breiten und langen bis über das vorhergehnde* e *reichenden strich am kopfe, sodass ich, da dieser strich sich bei dem* k *in* smecke (8), khuninc (*r.* 11, *v.* 4. 9. 19), khunst (13), khumet (22) *nicht findet, daran dachte, denselben als nasalstrich anzusprechen. der schreiber hätte aber sonst so viele gelegenheit und dort, wo er über den vorgeschriebenen schreibrahmen hinausgieng, directe veranlassung gehabt, von dieser abbreviatur gebrauch zu machen (so r.* 1 *u.* 21, *v.* 9. 13. 22), *dass ich bei dem völligen fehlen derselben sonst diese annahme nicht für richtig erachten kann. es ist also* seueken *zu lesen.* — 10. 11. *das* Z *ist rot mit grüner umrandung. der raum für diese initiale war vom schreiber ausgespart und für den rubricator ein kleines* z *daneben geschrieben.* — *von zeile* 12 *an ist die linke untere ecke des blattes durch eine anzahl von wurmfraſslöchern sowie durch einige abreiſsungen der obersten pergamentschicht, die beim ablösen vom deckel an diesem haften blieb, stark beschädigt, doch kann über die lesung der beschädigten buchstaben und über die ergänzung der zerstörten nirgends ein zweifel bestehn.*

v. z. 5. *das* J *ist rot gemalt, am rande steht wider ein kleines* i *für den rubricator. ein späterer besitzer, wie mir scheint erst der oben-*

genante Hermann Koken, schrieb ein Ich *und ein* N (= *nota*) *an den rand. die eintragung geschah nämlich anscheinend mit derselben blassgrauen tinte, mit der auch er seinen besitzvermerk schrieb. — v. z.* 20. *das* V *ist mit blauer farbe geschrieben, das* v *für den rubricator steht rechts am rande. — die untere, rechte ecke dieser seite ist übrigens durch die vorerwähnten wurmlöcher viel weniger mitgenommen, da hier zufällig der gröste teil der beschädigungen auf die zeilenzwischenräume trifft.*

Das lesen des zweiten verlorenen blattes, von welchem wie gesagt nur der abklatsch einer seite auf dem buchdeckel, gegen den es geklebt war, erhalten ist, hat natürlich seine grofsen schwierigkeiten. ich habe die reste zunächst mittels kehrprisma photographieren lassen und habe das, was diese photographie, nach welcher unsere tafel 2 *in lichtdruck hergestellt ist, ergibt oder zu ergeben scheint, am original im spiegel controliert, wobei ich einige dazu geeignete stellen durch vorsichtiges betupfen mit gallustinctur aufgefrischt habe. es ist mir aber leider nicht gelungen, etwas zusammenhängendes herzustellen. nur negativ kann ich mit bestimmtheit behaupten, dass der inhalt der seite in dem sonst unter Walthers namen überlieferten gute nicht enthalten ist. um so beklagenswerter ist aber der verlust gerade dieses blattes; denn dass hier Walthersche sprüche, und zwar wie es scheint politische, überliefert waren, ist mindestens als wahrscheinlich zu bezeichnen.*

Dass das verlorene blatt mit dem erhaltenen zusammen aus derselben hs. stammt, ligt auf der hand. die schrift, die tinte, die zeilenhöhe und die durchschnittliche zeilenlänge sind in beiden völlig übereinstimmend. von den ersten und den beiden letzten zeilen (21. 22) *sind auf bestimmte buchstaben deutbare reste nicht erhalten, doch scheinen mir schriftspuren der ersten und der* 21 *zeile noch vorhanden zu sein. von der* 22 *zeile ist freilich auch nicht die leiseste spur übrig geblieben. aber da alles andere übereinstimmt, wird auch die zeilenzahl dieselbe gewesen sein.*

Es fragt sich nun, wie die beiden blätter in der hs. zueinander standen. In den meisten fällen pflegen solche zusammen gefundenen blätterpaare sich als gegenblätter einer lage zu erweisen, und wenn hier zunächst durch die verschiedenheit der ränder oben und unten der eindruck erweckt wird, als könnten die beiden blätter nicht zusammen ein doppelblatt gebildet haben, so schwindet dieser grund, wenn man bedenkt, dass sie nicht so verwendet sind,

wie sie aus der hs. genommen waren, sondern dass sie für die zu beklebenden deckelflächen zurechtgeschnitten sind, und dass hierbei von dem einen mehr der obere, vom anderen der untere rand dem messer des buchbinders verfiel. das auseinanderschneiden des doppelblattes ist genau im falzbruch geschehen; man kann aber am umbiegen der schnittfläche noch deutlich erkennen, dass das erhaltene blatt das zweite blatt des doppelblattes bildete. nach dem breiteren rande an der rechten kante des abklatsches zu urteilen, muss die abgeklatschte seite die vorderseite des verlorenen blattes gewesen sein. unter der voraussetzung also, dass die beiden blätter als ein doppelblatt zusammengehören, würde die reihenfolge der seiten die sein, dass die abklatschseite vorangieng, die zweite seite die verlorene war und die beiden fragmentseiten die 3 *und* 4 *stelle einnahmen. ob nun aber seite* 2 *und* 3 *unmittelbar aufeinander folgten, ist eine andere frage, die davon abhängt, welchen platz das doppelblatt in der ganzen lage einnahm. eine unmittelbare folge würde zur voraussetzung haben, dass es das innenblatt der lage war. ich schliefse aber aus der grofsen länge der einschnitte für den heftfaden, die bei den innenblättern der lagen naturgemäfs am wenigsten tief gehen, dass unser doppelblatt zu den äufseren blättern der lage gehörte, vielleicht das äufserste derselben war. dazu stimmt was uns der text an die hand gibt.*

Auf der vorderseite unseres fragments beginnt mit zeile 10 *ein neuer ton, der 'Ottenrügeton' oder der 'Friedrichston', was äufserlich durch eine gröfsere, zweizeilige und zweifarbige (grün u. rote) initiale hervorgehoben wird. die einzelnen spruchanfänge innerhalb desselben tons sind durch wechselnd blaue und rote einzeilige buchstaben bezeichnet. die voraufgehnden* 9 *zeilen enthalten nun den schluss eines im 'Reimarton' verfassten spruches, und zwar gerade die sieben letzten verse. es fehlen also von diesem spruche die sechs ersten kürzeren verse, welche nach auszählung an den übrigen in diesem tone gedichteten sechs strophen (Lachmann* 82,11—84,13) *ungefähr zwei drittel des raumes der erhaltenen* 7 *verse einnehmen würden, dh. ungefähr sechs zeilen der voraufgehnden seite in anspruch genommen haben würden. es ist anzunehmen, dass diesem spruche andere sprüche desselben tons voraufgiengen. dann würden wir mit dem anfange des vorausgehnden spruches ungefähr auf die erste oder zweite zeile der seite kommen, und nun bliebe von da bis zu dem anfange des nächst-*

vorausgehnden spruches, der durch das rote W *des abklatsches bestimmt wird, mit* 11½—12½ *zeilen nicht genügend raum für einen spruch desselben tons. übrigens ist es mir nicht gelungen festzustellen, in welchem tone die beiden sprüche gedichtet waren, deren reste uns der abklatsch bietet. es können hier auch sprüche eines ganz anderen tones stecken, und das ist sogar das wahrscheinlichere, wenn, wie wir oben gesehen haben, das doppelblatt das erste eines quaternios oder gar eines quinternios war, da wir sonst zur annahme von* 20—25 *sprüchen im Reimarton kommen würden, während uns jetzt bekanntlich nur* 6 *überliefert sind. als so erheblich werden wir aber den verlust Waltherschen gutes, der uns ja durch das fehlen des von Wolfram von Eschenbach citierten spruches* Guoten tac, bœs unde guot *bezeugt ist, denn doch schwerlich ansetzen wollen. vielleicht hat aber ein in metrik und sprache Walthers besser bewanderter mehr erfolg in der ergänzung der abklatschreste und in der bestimmung ihres tones. ich lasse deshalb hier einen genauen abdruck derselben folgen.*

1 . . . .
2 . . . . ṇ . . . .
3 . . . . ſpr . c̤ẖ . . o̤c̤ẖ . enç . be̤ . . .
4 . . . . go . . . . c ‖ ere̤ . . .
5 . . . . f̣ . . . . oz . . . . . . ſ̣w̤ .
6 ſin ‖ meister ‖ . . . . cḥ raṭ . ṇ . . . . .
7 . . . . ſt̤e̤r̤ . . . . ı̣ . . . der ‖ g . .
8 . . . . ḷere ‖ ṿ . . ‖ deṇ ‖ ḳheiſer ‖
9 . ie ‖ mit ‖ ſ . . . . khen̩
10 . . . . ṇạch . . . . eiġ ‖ aueṛ v̊ . . .
11 . . . . e̤r̤e̤ . . . . W . . . .
12 . . . .
13 . . . .
14 . . . .
15 . . . . e ‖ · ‖ der . . . . ſ̣w̤ịn̤
16 . . . richen ‖ · ‖ . . . . vṇ de̤ .
17 . . . ‖ ſich ‖ ſw . . . . d ‖ v̊z eṇ . .
18 . . . . ṇıet ‖
19 . . . . a . . . .
20 . . . eiṇ . . . .
21 . . . .
22 . . . .

Ich muss aber noch einige bemerkungen über die lesungen des abklatschs hinzufügen, die vielleicht für ergänzungsversuche noch nähern anhalt geben können und besonders auch festlegen sollen, was da ist und da war. unsere tafel 2, deren photographische grundlage wir auf der Königlichen bibliothek verwahren, gibt nämlich manches nicht wider, das ich nachträglich, besonders auf den pergamentbünden, wider deutlich gemacht habe. sie täuscht aber auch anderes vor durch widergabe von rissen, wurmlöchern und flecken im holz, das sich erst am original als nicht zur schrift gehörig erweist. anderseits aber ist in der photographie, die sofort nach der entdeckung des fragments angefertigt ist, einiges erhalten, was inzwischen vom original abgeblättert und verloren gegangen ist.

1. erhalten sind ganz minimale schriftspuren am ende der zeile. — 2. auſser dem n oder m in der mitte der zeile ist kein buchstabe zu erkennen. — 3. sicher ist ſpr und en, wahrscheinlich ch, och, und c, unsicher be. — 4. sicher go, c ‖ und e sowie der wortschluss nach dem c. re ist sehr unsicher. — 5. sicher nur oz, wahrscheinlich f und ſw. — 6. sicher in ‖ meiſter ‖ mit den beiden wortschlüssen. der folgende buchstabe, vielleicht der anfangsbuchstabe eines auf rat endigenden namens, ist leider nicht zu erkennen. zwischen rat, dessen t übrigens auch nicht ganz sicher ist, und dem folgenden n scheint wortschluss gewesen zu sein, doch steht auch das nicht völlig fest. das ſ im anfang der zeile ist nicht gewis. vielleicht ist auch ein zweifel bei dem m des wortes meiſter möglich. dasselbe ist nicht deutlich zu lesen, doch es erscheint mir zu den raumverhältnissen nur m passend. — 7. sicher ſter, der ‖ und g, dagegen kann das i natürlich auch hasta eines n, m, r oder u gewesen sein. — 8. sicher ist ere ‖ mit wortschluss. dann folgt ein v oder w. auch der wortschluss vor ‖ de ist gesichert, dagegen ist der letzte buchstabe des artikels nicht mit gewisheit festzustellen, so dass wir über den casus im unklaren bleiben. von dem worte kheiſer sind die buchstaben eiſer unzweifelhaft, auch das h ist durch den schräg von rechts nach links verlaufenden haken unter der linie gesichert, vom k ist dagegen fast nichts erhalten. das wort bildet zeilenschluss. — 9. es ist alles sicher was angegeben ist, auch die beiden wortschlüsse, nur beim letzten buchstaben (zeilenschluss?) kann man über n und m im zweifel sein, möglich wäre übrigens auch r. — 10. von dem worte nach ist nur das ch sicher feststehend, die vorausgehnden buchstaben könnten auch nri oder mi gelesen werden. ebenfalls unsicher ist, ob vor dem n(m) wortschluss war, die wahrscheinlichkeit spricht dafür. selbstverständlich könnte dann nur mich (oder nach?) gelesen werden. von dem folgenden buchstabencomplexe sind sicher ei und wahrscheinlich g (vergl. fragm. r. z. 4 gut, z. 9 glut, z. 22 gast). nicht sicher ist, ob hinter dem g ‖ wortschluss war. vor ei könnte v oder w gestanden

haben. das folgende wort (?) *ist* auer. *ein zweifel ist hier nur beim letzten buchstaben möglich, wo man auch ein* n *lesen könnte. dann folgt ein* v, *dem nur noch ein buchstabe höchstens folgen konnte zum zeilenschluss. es bliebe also wol kaum etwas anderes übrig, als* v͛z, *wenn* v *nicht überhaupt, was sehr wol möglich ist, den zeilenschluss bildete. vergl. fragm. r. z. 19. — 11. die zeile bot den schluss dieser strophe und den anfang einer neuen, von deren roter initiale* W *noch sicher zu deutende überreste vorhanden sind. von dem schluss der strophe ist leider nichts erhalten, von den buchstabenresten des zeilenanfangs nichts mit sicherheit zu erkennen. die drei angegebenen buchstaben* ere *sind möglich, aber nichts weniger als gewis. — 12. 13. u. 14. sind deutbare reste nicht erhalten. — 15* e ‖ *und* der *stehn fest, auch der wortschluss zwischen* e *und* der. *da derselbe hier durch einen punct bezeichnet wird, haben wir nach maſsgabe der in dem fragment zu erkennenden praxis des schreibers auch versschluss. den schluss der zeile bildet ein* n *oder wahrscheinlicher noch* in. *vorher geht* v *oder nach dem weiten abstande von dem vorausgehnden hohen buchstaben, der wohl* ſ *war, zu urteilen ein* w, *so dass wir also* ſwin *oder* ſun *zu lesen haben würden. vor dem* ſ *scheint wortschluss gewesen zu sein. alle übrigen reste dieser zeile sind so unsicher, dass ich nicht einmal eine vermutung auszusprechen wage. — 16. das wort* richen *steht fest. dahinter folgt ein punct, so dass auch hier wider wort und versschluss bezeugt ist. der schluss der zeile ist wider sehr unsicher. es könnte* vnde, *das freilich im fragment stets mit abbreviatur geschrieben ist, gelesen werden oder aber auch, da kein wortschluss vor dem* v *sicher bezeugt ist, etwa* [vri]vnde. *feststeht aber nur das* v, *soweit es nicht etwa auch ein* w, *mit verlorener erster hasta gewesen sein könnte. — 17. sicher ist in dieser zeile* ‖ sich ‖ *mit vorhergehendem und folgendem wortschlusse. dann folgt der anfang eines wortes auf* ſw. *gegen den schluss der zeile ist das schlieſsende* d ‖ *eines wortes erhalten und es folgt* v͛zer *oder* v͛zen. *letzteres ist das wahrscheinlichere. — 18. nur der zeilenschluss* iet *ist sicher. dahinter würde noch raum für einen buchstaben sein, es scheint aber nicht mehr dort gestanden zu haben. vorher gieng vielleicht ein* n. — *19. zu erkennen ist nur ein* a *im zweiten drittel der zeile. — 20. sicher* ei, *wahrscheinlich ein unmittelbar darauf folgendes* n. — 21 u. 22. *nichts erhalten.*

Soweit das tatsächliche des fundes; in einem der nächsten hefte dieser zeitschrift werde ich die folgerungen aus dem material desselben für die Waltherphilologie zu ziehen suchen, ausgehend von der offensichtlichen beziehung des neuen spruches auf den Sevenschen spruch 'Sold ich den jungen râten'.

Berlin 15 *mai* 1911. **Degering.**

BRUCHSTÜCK EINER MÜNSTERSCHEN MINNESÄNGERHANDSCHRIFT MIT NOTEN.

(MIT ZWEI DOPPELTAFELN IN LICHTDRUCK.)

Herr archivrat dr Merx entdeckte bei der ordnung und inventarisierung eines jetzt im hiesigen staatsarchive befindlichen, einem südwestfälischen adelsgeschlechte entstammenden hausarchives ein pergamentdoppelblatt (ca. 22 × 14½ cm grofs)[1] *mit notierten liedern und sprüchen, die zumeist Walther von der Vogelweide angehören. es diente — quergefaltet — als umschlag von rechnungen aus dem ende des 16 jh.s. da die falte nur eine einmalige durchlöcherung erfahren hat, ist die annahme nicht unwahrscheinlich, dass die hs. erst damals aufgelöst worden ist, denn unbenutzt würde sich ein derartiges fragment kaum erhalten haben. es ist deshalb die hoffnung berechtigt, dass der kanzlist damals noch andere blätter in seinem betriebe verwendet hat, und sich wenigstens noch das eine oder andere davon unter den übrigen acten finden wird. es wäre daher wol zu wünschen gewesen, dass man hierüber sicherheit bekommen und mit der veröffentlichung dieser fragmente bis zur vollendung der inventarisierung hätte warten können. allein die umstände lassen sie nicht länger hinausschieben; es wird indes bei dieser lage der dinge geraten sein, vorderhand bei vermutungen über den ursprünglichen charakter der hs., ihre entstehung usw. vorsicht zu beobachten.*

Das pergament ist zweispaltig beschrieben, die spalte zu 42 zeilen. die schrift ist die der rheinisch-westfälischen buchschrift des 14 jh.s und weist wol so ziemlich in die mitte desselben. die einzelnen gedichte bzw. strophen sind mit einer schlichten roten initiale versehen.

Die sammlung, welche zu keiner der erhaltenen in engerer beziehung zu stehn scheint, hat ihren letzten umfang im Rheinlande erhalten, darauf weist vor allem die mundart des ersten gedichtes, möglicherweise ist die hs. selbst dort entstanden und als geschenk oder sonstwie nach Westfalen herübergekommen.

[1] *die photographie ist in originalgröfse.*

geschen an der

men an die . ienen
Schone le
here.
habe gesüt got
ere. War
Dar eyn
herre vbene sculde
dar nicht
risen
dar de
tes vns begetrum
namen denket Wie
her. Wir man dar
ist dar er von wine
Me dan houbet
Ahie ireme bar
von ich nichte syner
sagen als den luten
von vns man in
ge der ge leber gan
Alrest d erlich
Atowsen gebure.
reyne sy sunde vn
sen durch getrinket
Anders w kennet
sper. krut gebrochen
Do er in gebot.
wolte denket vn
den grym icht gerden
durch vns n liebe an
quemen v nket
nicht ver le hore ich
wunder chte eyn syn
Sint do vrende
trur l er sich vil
lac ver ste wern
vnde der heil vnde

alle selde of risen. Die mere
wart durch dare den luten of
gelept Dare man sie ebene truge
so ist mir geseit Nu habe er
danc swer sie ebene mezze vn
der sie ebene treit. Idem.
Der sal in swelhem namen
Wer si der dankes triege vnde
synen herren lere dar er liege ver
lamen muzen syne beyn swen er sich
ze bin rate biege. Sy aber her so
her dar er zu dem rate sitze So
wünsche ich dar sin vngetriuwe
zunge muze in lamen Die selben
machen vns die edelen ane scamen
Sol tiegen witte syn. so phlit sie
tugentloser witze. Wan mugen
sie inraten dar sie halten in ir lan
gen In valsch gelubede oder nach
gelubede nicht verligen Sie sol
ten geben. e. dem lobe der kale wirt
Swa nu zu ... habe getungen
habe dienet der herre syme lanch
e. vnde sint der valke vur dem ri
ben stet zu rechte Da spurt man
offenlich vnart. vnadel vnde vnge
schlechte. Nu werde rittersaft din
dinc stet innerliche Swa der treς
ter wur dem schilde hin zu hobe
vert vrouwe da sint iuwe snellen
sprunge ir wert. Wol of mit mir
vn vare wir da heym in oster ri
che. Da vinde wir der vursten
wert der ist v. holt. Wolt ir mich
da zu hobe leiten also ir svlt So
wirt geholet wol din name von
Nu myr werder lupolt. Idem
Nu were got wol myn lob we
re ymmer hobe stete Da man ettes
wanne lobelichen tete. Mit gebere
vn mit gewisser rede vn myt ge
rete. Nu ir grüset so mich lachent

an die lerh
honeget v
hat: brend salden
missetat S v
dar ymmer
an ir inner sint
anders wa
gen wil der
dem nems ieder iung
Ir rome
voget
rbarmen Se vro
aldus verat
avchter syr
warmen ... niin vnd
Iunge von d
der heyde vn
ich wilen samch die
myr den geb
ich rosen vn
en schinen ...
dinne rytet
Do mac der
gen gevuen noch
alter kvnin
er kvnin
herre hez die ge
mich machen
ten nicht hie
geschriften v ... ch pach
barchen
nvrr ist wol
ich nicht ge ... ist nach
noch gesehen
arthen oder
raten mine v
r oder wie
dispitieren d
Sie pruben
dert da si icht
sie pruben he
ynne nicht.

Walter

aller der iunge icht wise dar er dem
richten bi geste. den sult er ro burgen
nemen dan der von kunsten hege.
ich sol des argen ubermut nicht
dunken gut. noch ich ro vrunt ge-
-zemen. ob er den vromeden triege.
wilt ir im lob dar umbe geben.
war ob er ich dar selbe tut. nu
harret ouch des richen leben. der
ane milte hute sin gut. der mir
ist bose vor den dorst. unde hat
doch wath vn manigen wise. war
hilfet dar mich trenket bar. ein
cleine brunne vrydich in virist.

Eynen tievel ich besivor. des er
mir sagete mere. do er von d'
helle vur. wa der siele icht were.
wa sint sie hin die mite hie be
gengen e. wan den geschicht dar
umbe muz ich sorgen. min vrage
was im ungemach. wo komen
sprach. nie wers ir nicht. sie sint vor
sare verborgen. d' gut ist hie gemei
gewesen. d' irrines siele arm
ich nie sie sint vor mir vil wol ge
nesen. immer nie ...wordent die
die gyrich sint. vn hordensche
die sint von ewigen gar vorlorn.
nv ... dar in queme ... wer
... meister walter

von der ... weide

N ...

... ich nur ...

... sin ... dinge ... sicht

... den man ... kunst

Was den inhalt anlangt, so gehört er, wie gesagt, grösten-teils Walther von der Vogelweide an. das dem Kreuzliede folgende gedicht, von dem nur anderthalb verse erhalten sind, ist meister Reymar *zugeschrieben; in dem nachlass der beiden berühmten träger dieses namens findet sich indes keins mit diesem anfange.*

Dem ersten spruche fehlen überschrift und anfang; er ist wie die beiden folgenden, die zum selben tone gehören, stärker mundartlich gefärbt, was, wie auch verschiedenheiten in der schreibung, dafür spricht, dass der schreiber nicht alles einer quelle entnahm.

Die texte, auch die der Waltherschen dichtungen, sind durch-weg sehr minderwertig, woran nachlässigkeit und misverständnis des schreibers die hauptschuld tragen. das Kreuzlied enthält alle zusatzstrophen, die ihm in späterer zeit seine beliebtheit zugezogen hat. zwei der unter Walthers namen stehnden sprüche ('Swa nv tzv habe dienet' *und* 'Swelich man sich gerne vriien wil') *sind als sein eigentum durch andere hss. nicht bezeugt, und die unsrige kann hier ohne schwerwiegende gründe nicht als maſsgebend be-trachtet werden. solche sind indes nicht vorhanden: der zweite spruch enthält auch gar nichts von Walthers geiste; der erste ist nicht ohne interesse, offenbar ein nicht recht gelungener versuch Walthersche eigenart nachzuahmen. die situation ist fingiert und nicht recht klar; der nachahmer braucht von seinem vorbilde nicht mehr gewust zu haben als in dessen gedichten steht. überdies widerspricht die durch den reim geforderte form* solt (*statt* sult) *dem sprachgebrauche Walthers durchaus.*

So ligt denn die groſse bedeutung des Merxschen fundes hauptsächlich in den melodieen, die uns in die lage setzen, den dichter nunmehr auch als componisten wenigstens einigermaſsen zu beurteilen. hoffentlich hat die überlieferung ihnen nicht ebenso arg mitgespielt wie den texten[1].

Sie musikalisch zu würdigen hab ich einem anderen über-

[1] *im ersten spruche sind beim vorletzten verse* (wie er vil beiage) *silben und noten in vollem einklang, während die entsprechenden verse der beiden folgenden sprüche* (mich trenket báz — in queme baz), *die doch im selben tone gedichtet sind, sich nicht nach den noten singen zu lassen scheinen, aber auch nicht wol textlich verkürzt sein können. ob daraus etwas für die überlieferung der melodieen zu erschlieſsen ist, muss den musikverständigen zu beurteilen überlassen bleiben; herr Molitor bemerkt darüber nichts.*

lassen müssen[1]*; hier sei nur die allein vollständig erhaltene melodie des Kreuzliedes in modernen noten mitgeteilt.*

Möchte es Merx beschieden sein, das bedauern, welches der fragmentarische zustand der übrigen melodien unserer freude über seinen schönen fund beimischen muss, durch weitere entdeckungen bald zu mildern und möchten diese denn auch wenigstens eine minnelied-melodie bringen!

Münster. **Franz Jostes.**

bl. 1ra [2] . . . sin henne genomen.
so is des alden clage,
daz sine tage
zcargen sin(t)
mit also maniger swere.
Der iunge denket: werd ich gra,
mir vromedet [sa][3]
die vrowen min,
und trûret von dem mere.
als ich die wisen hore sagen,
wie kůmmerlich iz allez ste,
Sich beginnet noch die iungen clagen,
des sich die grisen vrouten e.
der milte sich nach heren[4] senet,
dem kargen ist nach gůte we
nacht vnde tach,
wie er vil beiage,
vns ym daz eine gar geste.

Scadet iz ym an den truwen icht,
den alder machet grise?
nein iz, des entůt is nicht!
bl. 1rb wirt | auer der iunge icht wise,
daz er dem rechten bi geste,

[1] *soeben erscheint Raphael Molitor 'Die lieder des Münsterschen fragmentes', in den Sammelbänden der internationalen musikgesellschaft jahrgang* XII (*Leipzig* 1911) *s.* 475—500. *nachdem herr abt Molitor auf den ursprünglichen plan, seine publication gleichzeitig mit der meinen erscheinen zu lassen, verzichtet hat, geb ich mit zustimmung der redaction im anhange eine transcription des Kreuzliedes, die mir ein freund zur verfügung stellte.* [2] *mit noten.* die *columnenüberschrift* **Meister Walter.** [3] *die note zu der silbe steht über einer lücke.* [4] *über* **h** *ein (tilgungs?)punct.*

den sultir e
zo burgen nemen,
dan der von kůnsten liege.
vch sol des argen ůuermůt
nicht důnken gůt,
noch uch zo vrůnt gezemen,
ob er den vromeden triege.
wilt ir im lob dar ůmbe geben,
waz ob er vch daz selbe tv̊t?
nu hazzet ouch des richen leben,
der ane milte haue sin gůt.
Daz mir[1] ist bose vor den dorst
vnde hat doch wach vñ manigen wisc[2]:
waz hilfet daz?
mich trenket baz
ein cleine brůnne, vindich in vrisc.

Eynen tůuel ich beswor,
des er mir sagete mere,
do er von der helle vůr,
wa der siele icht were:
wa sint sie hin die milte hie
begengen e?
waz den geschicht,
dar ůmbe můz ich sorgen.
min vrage was im vngemach,
wo[3] zorn er sprach:
ine weiz ir nicht,
sie sint vor mir verborgen.
der gůt ist hie gemeine gewesen,
der keines siele entfienc ich nie,
sie sint vor mir vil wol genesen,
minem meister werdent die,
die gyrich sint vñ hordent schaz:
die sint zon ewigen gar vorlorn.
nv wizze daz:
in queme baz,
wer ir dicheiner nie geborn.

---

[1] *l.* mer [2] *l.* visc [3] *l.* vor

Meister walter von der vogelweide.

L. 14, 38 Nu alrest leb ich mir werde,
Sint myn sundich ouge ersicht
Daz here lant vnd ouch die erde,
Dem man vil der eren gicht.
bl. 1ʳᵃ Mirst | geschen als ich ie bat,
Ich byn komen an die stat,
Da got menslichen trat.

Idem.

Schone lant, riche vn̄ here,
Swaz ich der noch habe gesen,
So bistû aller lande ein ere,
Waz ist' wûnders hie geschen,
Daz eyn maget eyn kynt gebar,
Herre vber aller engele scar,
Enist daz nicht eyn wûnder gar?

Idem.

Kristen, iûden vnde heyden
Jent daz diz ir erbe sy:
Got der mvzes vns bescheyden
Vn̄ die heren namen dry.
Al die werlt[1] die stritet her,
Wir syn ander rechten ger,
Recht ist daz er vns gewer.

Idem.

Me dan hûndert tvsent wûnder
Hie in desem lande sint,
Da von ich nicht me besvnder[2]
Kan gesagen als eyn kynt,
Wen eyn teyl von vnser e:
Swem des nicht genv̊ge, der ge
Tzv̊ den iuden, die sagent es me.

Idem.

Alrest do liez er sich tovfen,
Durch daz der mensche reyne sy;
Sit do liez er sich verkoufen,
Durch daz wir eygen worden vry:

[1] *hs.* welrt [2] *hs.* besunden

Anders were wir verlorn,
wen sper, krůtze vñ dorn.
we dir heyden, dat ist dir tzorn!

Idē.

Do er sich wolte do irbarmen,
Do leit er den grymmen tot,
Er vil riche durch vns armen,
Durch daz wir quemen vz der not.
Daz in do des nicht verdroz,
Ist daz nicht eyn wůnder groz,
Aller wůnder vber genoz?

Idē.

Sint do vůr der svn tzvr helle
Vz dem grabe da er lag,
Des waz ie der vater geselle
vnde der geyst, die nieman mag
bl. 1[vb] Bescheyden, wen sie sin beyde eyn,
Schlecht vnde ebener dan eyn tzeyn,
Als er abrahame irscheyn.

Do er den tivbel dort gesande,
Daz nie keyser baz gestreyt,
Dannen vvr er wider zv lande,
Do irhvb sich der iuden leyt,
Daz der herre ir hůte brach
vnde er myt synen ougen sach,
Den syn hant slůch vnde stach.

Idem.

Sit waz er in disem lande
Viertzich tage, do vůr er dar,
Dannen vns syn vater sande
Synen gheist der vns bewar;
Dannen vůr er wider zv hant.
Heylich ist daz selbe lant,
Syn name ist vůr[1] gote irkant.

Idem.

Unser lant richtere richten
vristet dort nemannes klage:
Er wil da tzv stůnden richten,

[1] *hs.* wůr.

So ist ez an dem lesten tage:
wer die keyne scult hie lat
vngevrebenet, wie der stat
Da her phant noch bůrgen hat.

Idem.

In diz lant hat er gesprochen
synen engestlichen tac,
Da die witewe wirt gerochen
vnde der weise klagen mac
Unde der arme den gewalt,
Der an ym hie wirt gestalt:
So wol ym dort, der hie vergalt!

Nv lat vch des nicht verdriezen
Des ich noch geredet han,
Ich wil uch die rede vntsliezen
vnde lazen vch verstan,
Swaz got wůnders hie noch le
Mit den menschen erbege
Daz hv̊b sich vn̄ lendet he.

Meister Reymar.

Daz eyme wol getzogenen man
Tzvr werl ...

bl 2[ar]

L. 26,10 Wie sol ich den gemynnen der myr vbele tůt?
Ich mv̊z e ienen han lieber vil der myr tv̊t gv̊t
vergyp myr anders myne sculde, ich mv̊z e haben den mv̊t.

L. 29,35 Erne hat nicht wol getrunken, der sich vberdrinket.
Wie tzymet eynem biderben man, daz ym sin tzv̊nge hinket
von wine? ich wene, er sunden vnde hovbet scanden winket.
Im tzeme baz, daz er gebruchen mv̊chte syner vv̊ze,
Daz er ane hvlfe biden livten mv̊chte stan.
Swie sanfte man in trv̊ge, her mvchte stan lieber gan.
Dar vmme trinke eyn etzlich man, daz er den dorst gebvze,
Daz tv̊t er ane hovbet svnde vn̄ ane spot.
Swer also vil getrinket, daz er sich noch got
Irkennet nicht, da mite hat er gebrochen syn gebot.

L. 29,25 Ich trvncke gerne da man bi der maze schenket,
vn̄ da man vber maze nicht gedenket,

Sit ez den man an liebe, an gûte vnde an eren krenket.
Ez schadet ouch an der siele, hore ich ien die wisen,
Ez mv̊chte eyn synnich man von synem vrende wol vmpern.
Lezet er sich vv̊llichen mit der maze wern,
bl. 2[rb] So mac ym gelvcke, heil vnde | alle selde of risen.
Die maze wart durch daz den livten of geleyt,
Daz man sie ebene trv̊ge, so ist mir geseit;
Nû habe er danc, swer sie ebene mezze vñ der sie ebene treit.

L. 28,21 **D**er scalc, in swelhem namen er si, der dankes triege
vnde synen herren lere daz er liege:
verlamen mv̊zen syne beyn, swen er sich tzv̊m rate biege!
Sy aber her so her daz er tzv̊ dem rate sitze,
So wûnsche ich daz sin vngetrûwe tzunge mvze irlamen;
Die selben machen vns die edelen ane scamen.
Sol tregen witze syn, so phlit sie tv̊gentloser witze.
Wan mv̊gen sie in raten daz sie halten in ir kragen.
Ir valsch gelvbede oder nach gelvbede nicht versagen?
Sie solten geben, e dem lobe der kalc wirt abe getragen.

Swa nv̊ tzv̊ hobe[1] dienet der herre syme knechte
vnde swa der valke vv̊r dem raben stet tzv̊ rechte,
Da spûrt man offenlich vnart, vnadel vnde vngeschlechte:
Dv werde ritterscaft, din dinc stet iamerliche!
Swa der tzester vûr[2] dem schilde hin tzv̊ hobe vert,
vrou ere, da sint ûwe snellen sprûnge irwert!
Wolof mit mir vñ vare wyr daheym in osterriche,
Da vinde wyr der vûrsten wert, der ist v holt!
Wolt ir mich da tzv̊ hobe leiten, also ir sv̊lt,
So wirt gehohet wol din name von myr, werder lippolt!

Idem

L. 30,9 **N**v weiz got wol, myn lob were ymmer hobe stete,
Da man etteswanne lobelichen tete
Mit gebere vñ mit gewisser rede vñ mit gerete.
bl. 2[va] **M**ir grûset, so mich lachent | an die lechelere,
Den die tzv̊nge honeget vñ daz herze gallen hat.
Vrendes lachen sol sin ane missetat,
Sv̊ze als eyn abent rot, daz ymmer kv̊ndet lutter[3] mere.
Man tv̊ mir lacheliche oder lachen anderswa.

[1] o *aus* a. [2] *hs.* wûr. [3] *corr. aus* luttel.

Swes munt mich triegen wil, der habe sin lachen da,
von dem neme ich eyn wares neyn vv̊r siben gelogen ia.

L. 28,1 Tzv̊ rome voget, tzv̊ pulle kvninc, la dich irbarmen,
Sol ich bi so richer kunst aldus verarmen,
Gerne wolt ich, mvchtez syn, by eygenen viure irwarmen!
Tza hiv, wie ich dan svnge von den vogelynen
Vn̄ von der heyde vnde von den blomen, als ich wilen sanc!
Swelich schone wib myr den gebe ir habe danc,
Der liez ich rosen vnde lylien vz ir wangen schinen.
Gast kvmet spate vnde rytet vro, gast, we dir, we!
So mac der wirt baz singen von dem grv̊nen kle:
Die not bedenket, milter kvninc, daz al ůwer not tzv̊rge.

Idem.

L. 27,7 Der kvninc myn herre liech myr wol tzv̊ drizich marchen,
Daz kan ich behalten nicht hie in der archen,
Noch geschiffen vber se in kielen oder in barchen.
Der name ist myn, die nvtz ist wol in der maze,
So daz ich nicht gegrifen mac, gehoren noch gesehen:
wes solt ich dan in archen oder in barchen iehen?
Nv raten, mine vrent, wie ichz behalte oder wie ez laze.
Der phaffen disputieren daz ist myr eyn wicht,
Sie průben in der archen nicht, daz da si icht:
Sie průben hin, sie průben her, ich en han dar ynne nicht.

Idē.

bl. 2vb L. 29,4 Ich han in der | werlde sen eyn michel wůnder,
Weriz of dem mere, ez duchte ein selzen kv̊nder;
Da von ym vreude irscrucken ist, myn trv̊ren worden mv̊nder:
Iz gelichet eynem gv̊ten man, swer da sin lachet
Stricket an der truwen steyn, der vindet kvnterfeit.
Zwo tzv̊ngen hat ez kalt vn̄ warm, die legen in synem rachen;
In syme suzen honige lit ein giftich nagel,
sin wolkelozes lachen bringet scarfen hagel,
swa man ez spvrt, ez keret die hant vnde wirt eyn swalewen [tzagel.

Swelich man sich gerne vriien wil von boser sache,
Dem rat ich daz er syne tv̊gent wol bewache
vnde vlie ouch die gesezzen syn vnder schanden dache.
Weiz got, tv̊t er des nicht, so mac ym mysselingen

An eren vnde an wirdicheyt. swelich man gerne ere hat,
Der sol sich machen vry von aller myssetat.
Er ist tzv̊ der werlde eyn salich man, den so syn mv̊t
Getivret hat, daz er daz beste gerne tv̊t
Vnde sich der schanden hat bewegen: der mac wol heyzen gv̊t.

Meister Walter.

L. 18, 15 **M**ir hat eyn liet von vranken
Der edele misenere bracht,
Daz vert von lodewige.
Ichn kans ym nicht gedan . . .

Anhang: transcription der melodie des Kreuzliedes durch lyceumsdirector dr Kühn in Elberfeld.

Al - ler êrst leb ich mir wer-de, sît mîn sün-dic ou - ge siht
(daz) hê - re lant und ouch die er - de, dem man vil der ê - ren giht.

Mirst ge schen des ich ie bat, ich bin

ko - men an die stat dâ got men - nisch - lî - chen trat.

ZUM ARMEN HEINRICH. Wenn in Gottfrieds Tristan Marke in der minnegrotte das ruhende liebespaar, durch ein scharfes schwert getrennt, erblickt, und es dann heifst:

sîn herze in im und al sîn lîp
erkaltete[1] *vor leide*
und ouch vor liebe beide (17513 ff),

so verstehn wir das leicht: 'es durchschauert ihn bis ins innerste vor schmerz und vor freude'; und auch noch an einer andern stelle ist die bedeutung des ausdrucks klar:

10091 *nu begunde ir herze erkalten*
umbe ir schaden den alten,

'starr zu werden', heifst es von Isolde, als sie die verblüffende beobachtung macht, dass der splitter in Morolds haupte und eine scharte im schwerte des spielmanns Tantris zusammenpassen —

[1] var. *erkalte.*

liebe . . . kuolet unde kaltet
swâ si ir fiures niene hât

heifst es 13067ff. wenn hingegen im Armen Heinrich von den eltern, nachdem sie die altklugen reden ihres kindes bekümmert angehört haben und dann zu der überzeugung gelangt sind, aus ihr rede der heilige geist, und darum dürfe man nicht weiter in sie dringen, wenn da weiter gesagt wird v. 875ff

von jâmer erkalte in der lîp,
dô der meier und sîn wîp
an dem bette sâzen

(und weder des verstandes noch der sprache mächtig waren), so darf diese angabe keinesfalls als physiologisch unbedenklich hingenommen werden. *jâmer* ist nicht das jähe, sondern das anhaltende, bohrende 'schmerzgefühl das ein bitterer verlust erzeugt' (Benecke), und weder in Hartmanns seelenschilderung noch in seinem sprachgebrauch find ich irgend etwas solcher vorstellung oder solchem ausdruck vergleichbares, *erkalten* 'frigescere' ist an dieser stelle schlechterdings unmöglich! als bequemer ersatz bieten sich die präteritalformen des verbums *erquëln*, *erqueln* dar, zumal wenn wir dabei mit dem alemannischen übergang *que* > *ke*, *qua* > *ka* rechnen: vom stv. *erqual* resp. *erkal*, vom swv. *erquelte* resp. *erkelte* zu *queln* und *erqualte* resp. *erkalte* zu *quellen*. setzen wir das starke verbum ein, so ist keine änderung weiter nötig: *von jâmer erkal in der lîp* wäre zu vergleichen etwa der zeile *und er von herzesêre erkal* in einem falschen Neidhart MSH. III 214[a]. einwenden lässt sich hiergegen, dass bei Hartmann das stv. *erquëln* sonst nicht bezeugt ist. aber auch das compositum *erqueln (erquellen)* als swv. scheint nicht vorzukommen; um so häufiger ist das einfache *quellen* swv., vgl. AH. 352f *und ime got gequelte mit grôzem jâmer den lîp;* aus dem Erec[1] führ ich (vgl. Wackernagel zu AH. 352) in meiner schreibung folgende stellen an:

6140 *dô gehôrte er daz wîp*
mit ruofe kellen[2] *ir lîp,*
8095 *wie du kaltest*[3] *dînen lîp*
im bes. 8325f *wie dise edeln frouwen*
mit jâmer kellent[4] *den lîp.*

danach wäre dann im AH. 875 zu lesen: *von* oder *mit jâmer kalten si den lîp.* die verderbnis mag damit begonnen haben, dass ein niederalemannischer schreiber das *k* für *qu* nicht verstand, sie kann aber auch ihren ausgangspunct von einer dittographie nehmen: *jamer kalten* wurde zuerst als *jam*[s] *erkalten* verlesen, und nun lag das misverständnis *erkalte* 'frixit' erst recht nahe, das dann die weitere änderung nach sich zog. **E. S.**

[1] im Iwein fehlt es, auf die gründe einzugehn ist hier unnötig. [2] hs. *chelen*, die metrik erfordert hier wie 8326 die form mit *ll*: *kéllèn ir lî́p*, Haupt (Bech) las *quélen ír lî́p*. [3] hs. *koteſt*, Haupt *queltest*. [4] hs. *cholent*, Haupt *quelent*.

FRAGMENTE DES PARZIVAL AUS DORSTEN.

Die bibliothek des Franciskanerklosters zu Dorsten i. W. bewahrt unter ihren hss. zwei bruchstücke des Parzival, die vor kurzem von meinem ordensbruder hrn Cajetan Schmitz dortselbst entdeckt wurden. die beiden pergament-doppelblätter hatten als einbandmaterial gedient für eine handpostille aus dem 16 *jh.; sie sind im allgemeinen gut erhalten; nur hat der leim des buchbinders manche partieen ein wenig mitgenommen; aufserdem ist der untere rand um eine bzw. zwei verszeilen verstümmelt. jedes der* 8 *blätter (das blatt* 20 × 16 *cm) ist mit* 2 *columnen text, die col. zu* 40 *zeilen beschrieben. die anfangsbuchstaben jeder zweiten verszeile sind rot durchzogen; grofse initialen finden sich regellos im text verstreut. im ersten fragmente sind sie mit einiger sorgfalt blau und rot gemalt; im zweiten, das übrigens, wie aus schriftzügen und anderem hervorgeht, von einer andern hand herrührt, sind sie in gewöhnlicher form nur mit roter farbe widergegeben. die abfassungszeit wird nach dem charakter der schrift zu urteilen rund um* 1300 *anzusetzen sein. — zu den bis jetzt veröffentlichten hss. und fragmenten des Parzival haben die bruchstücke, soweit ich sehe, keine engere beziehung; in ihrem verwantschaftlichen verhältnis stehn sie G am nächsten. was den dialekt angeht, so trägt er das charakteristische gepräge des mitteldeutschen. consequenz in dessen widergabe ist aber jedenfalls nicht die starke seite beider schreiber gewesen. es macht vielmehr den eindruck, als sei ihnen die mundart der vorlage mit dem eigenen dialekte andauernd durcheinander gelaufen. nur einige immer widerkehrende md. formen seien hier angeführt. der umlaut bleibt hier vielfach unbezeichnet. ferner heist es ständig:* van = von. *häufig steht* e = ie: denste = dienste 235, 15; gengen = giengen 234, 29. — *daneben* ey = ie: heyz = hiez; leyz = liez 235, 25. 26. — ô = uo: blomen = bluomen 234, 11; drogen = truogen 234, 27. — ow = ouw: vrowen = vrouwen 234, 3. — û = iu: duren = tiuren 233, 17; kusche = kiusche 235, 28. *in präfixen herscht* ir *für* er: irkant = erkant 252, 10; vor *für* ver: vordruzze = verdruzze 353, 7; unt *für* ent: untfan = entvâhen 629, 11.

Auch der consonantismus weist auf das md. hin. bb = pp: sibbe = sippe 252, 14; *auslautend* b = p: lib = lip 250, 9;

k = ch: kunigin = chunigin 235, 15; k = g *in* kegen = gegen 630, 20; *anl.* d = t: dore = tür 236, 5, duren = tiuren 233, 17; dd = tt: midden = mitten 234, 7; *anl.* p = ph: plegen = phlegen 235, 29; p = f: elpenbein = elfenbein 233, 3 *uam.*

Andere md. formen: her = er *(pron.)*; zwa = zwo; quamen = kâmen *resp.* kômen *usw. kehren häufig wider.*

Daneben finden sich freilich im consonantismus deutliche nd. spuren und auffallende contaminationen, welche prof. Schröder veranlassen, die schreiber für Niederdeutsche zu halten.

Bei der widergabe des textes sind die spärlichen gewöhnlichen abkürzungen aufgelöst worden. unleserliches oder verstümmeltes ist durch puncte auf der linie kenntlich gemacht. eine lücke weisen die fragmente abweichend von G nur an einer stelle auf: 232, 29 *und* 30.

Bonn (Kreuzberg).

P. Matth. Schneiderwirth
O. F. M.

1 doppelblatt.
Lachmann 232

25 die gravin van tenebroch
brůn scharlachen was ir roch
des selben troch ouch ir gespil
sie waren gefeysieret vil
[— — — — — — —]
[— — — — — — —]
233 na der ginc eyn hertzogyn
unde ir gespil. zwe stolelyn
sie trogen van elpenbeyn
ir můnt nach viures varwe schein
5 die nigen alle viere
die zwey satzen schiere
vor den wert die stollen
dar wart gedienet vollen
so stunden an eyner schar
10 unde waren alle wol gevar
den vieren was gelich ir wat
seht war sich nicht versumet hat
andere viere stunden zwo
die waren dar gescaffen zo
15 viere trogen kerzen groz
den andern vieren nicht verdroz
sie ne drogen eynen duren steyn
des tages die sunne da liecht důrch schein
dar vor was sin name enkant
20 iz was ein granat yachant
beide lanc unde breyt
důrch die liechte in dunne sneit
die in zo eynen dische mat
dar van die riche wert az
25 sie gengen al geslachte
vor den wert alle achte
důrch nigen sie ir houbet wegeten
viere die taflen wegeten
uf elpenbeyn wiz als eyn sne
stollen die daz quamen e
234 mit zuchten sie kunden wider gan
zo den ersten vieren stan
an den achten vrowen was
rocke groner dan eyn gras
5 van azagow samit
besniten lanc unde wit.

dar midden sie zo samne twanc
bordel ture smal unde lanc
die achte iuncvrowen cloch
10 iewelich uf ir hare troch
ein cleyne blomen zappel
die grave ywen van nonel
unde gernys van kyle
iz was dar ůber eyne myle
15 zo denste ir tochter waren genomen
man sach dar zwa vorstynnen komen
in harde wunnichlicher wat
zwe metzes scarf alsam ein grat
trůgen sie důrch wunder
20 an zwen dweln al besunder
daz was selber harde wiz
dar an lach kunst unde vliz
im was sin scherfe nicht vermiden
iz hette wol stabel versniden
25 vor dem selber quamen vrowen . . .
der dar zu denste was ge . . .
sie drogen liecht den selbe . . .
vier kynt vor messewende . . .
sie gengen alle sesse do
nu horet was iewelich do
235 ir nigen zwe unde trogen dar
uf die taflen wol gevar
daz selber unde legeden iz nider
do gingen sie mit zuchten wider
5 zů den ersten zwelben san
ob ich gepruvet rechte han
hie suln achtzen vrowen sten
avoy nu sicht man sesse gen
in wat die man dure galt
10 iz was half blyalt
daz ander pellel van nynyve
desse unde die sesse e
drogen zwelf rocke geteylet
zo durer kost geveylet
15 na den ginc die kůningyn
ir antlitze gab den schyn

2 seite.

sie wanden alle iz wolde dagen
man sach die maget an ir tragen
pellel van araby
20 uf einen grůnen achmardy
troch sie den wunsch van paradys
beide vourze unde rys
daz dinch heiz der gral
erden wunsches uberwal
25 urrepanze de schoye heyz
den man den gral dregen leyz
Der gral was van sulcher art
wol moste ir kusche sin bewart
die sin zo rechte solde plegen
die moste falsches sich bewegen
236 vor den grale quamen lecht
die waren von armer kost nicht
ses glase lanc lutter wol getan
dar inne balsine bran
5 . o sie quamen vor die dore
. . rechter maze her vore
. . . zuchten neich die kuningyn
. . . alle die iuncvrowelyn
die dar trogen balsinen vat
10 die kůninginne valsches lat
zazde vor den wert den gral
daz merkede parzyval
dicke her an sie gedachte
die den gral da brachte
15 her hatte ouch irn mantel an
mit zucht die selben gingen dan
zů den achten ersten
do liezen sie die hersten
zwischen sie man segede mer
20 zwelve ieweder halben er
die maget mit der krone
stunt dar harde schone
so waz rytter da gesetzen was
ober al den palas

25 den waren kamerare
mit guldynen becken sware
io viere eyn gescaffen dar
und eyn iuncvrowe wol gevar
die eyne witze twelen troch
man sach da rycheyt genoch
237 der taflen mosten hundert sin
die man da troch zor dore in
man satze so eyne schire
vor werde rytter viere
5 dislachen witze
wůrden dar uf geleget mit vlitze
der wert do selber watzer nam
her was an homode lam
mit im twoch sich parzyval
10 eyn sytin twell wol gemal
bot eines graben sun dar na
dem was zo denste harde ga
war zo der taflen nechein stunt
dar tete man viere knapen kunt
15 daz sie irs denstes nicht vorgazen
den die dar obene sazen
zweyne knieden unde sniden
zwe ander des nicht vormiden
sie ne trogen drinken unde ezzen dar
20 unde namen ir mit denste war
Horet mer van richeyt sagen
vier karaschen mosten tragen
manich ture goldvaz
iuwelichen rytter der dar az
25 die zugen zů den vier wenden
vier rytter mit ir henden
uf die taflen man sie setten sach
iewelich genc ein scriber nach
die daz arbeyte
unde sie wider ůf bereyte
238 also daz ghedenet ware
nu horet andere mare
hundert knapen man gebot
die namen in witzen twelen brot

5 mit zuchten vor den grale
sie gingen alzomale . . . .
3 seite.
249 die sie so sitzen sahe
20 untruwe ich im jahe
sin ors her zů ir wande
die sie weinich irkande
sie was doch siner moyen kint
al erdesch truwe was eyn wint
25 mer die man an ir libe sach
parzyval sie grotze unde sprach
vrowe mir ist harde leyt
iuwer grozer arbeyt
betorbe ir mines denstes icht
an iuwen denste man mir sicht
250 sie dankede im mit iamers siden
unde vragete wanne her quame geriden
sie sprach iz ist widerzame
daz ieman an sich name
5 sine reyse in dise waste
unkundigen gaste
mach vil groz scade ir schehen
ich han iz hort unde gesehen
daz hir vil lute ir lib vorlorn
10 unde werlichen ende korn
keret ob ir wilt genesen
sagt mir war hat ir hinacht gewesen
dar ist eyn mile oder mer
ichn sach me borch also her
15 mit aller slachte richeyt
in kortzer zyt ich van in reyt
sie sprach der uch getruwet icht
den sult ir gerne tregen nicht
ir traget doch eines gastes schilt
20 iu mochte des waldes han bevilt

van gebouden landen her geriden
an dritzich mylen wart nie versniden
zo bowe noch holt steyne
mer ein borch die steyt al eyne
25 die . . . . wunsches riche
wie die sochet vlitzecliche
leider der ne vint ir nicht
vil lute man . . . .
iz moz unwitzende gesehn
wie die bůrch sal ir sehn
251 ich wane herre die ist iu unbekant
můntsalvasche ist sie genant
der borges wert ist royam
salvasche was sin nam
5 daz brachte der alde tyturel
an sinen sun roys fyruntel
heyz der werde wygant
vil manigen prys irwarf sin ha . . .
her lach an eyner tyoste tot
10 als im eyn kůnnigin gebot
die selbe vier tode kynt
bi richeit drie mit jamer sint
der vierde der hat armot
důrch got vor sunden her dat tot
15 her ist geheizen treverezent
amfortas sin bruder lent
hern mach ligen noch gan
nieweder liggen oder stan
her ist ůf můntsalvasche wert
20 ungenade in nicht vorbert
sie sprach war ir komen dar
zo der jamerberen schar
so ware dem werde wurden rat
vil kumbers den her lange hat
25 der waleys zor maget sprach
groz wunder ich da sach
unde manige vrowen wol getan
bi der stymme bekande sie den man
Sie sprach du bist iz parzyval
nu sage sahestu den gral
252 unde den wert vrowden lare
laz horen liebe mare
ob wendich si sin vreyse
wol dich der salden reyse
5 wane waz die luft hat beslagen
dar uffe mostu hohe tragen
dir dienet zam unde wilt
. . . .

3 seite.

parzyval der wygant
10 sprach wa hat ir mich irkant
sie sprach ich bin die maget
die dich ir kumber hat geclaget
unde die dir sagede dinen namen
du dorft dir nicht der sibbe schamen
15 daz din můter ist min mome
wiblicher kusche eyn blome
ist sie geluttert ane toy
got lone dich daz dir so roy
min vront der zor tyost lach tot
20 ich han hi nu merke not
die mir got hat an im gegeben
daz her nicht lanc solde leben
her plach manlicher gůte
sin sterben mich do můte
25 ich han sint van dage zo dage
vorbaz bekant nuwe clage
owe war quam din roter munt
bistuz sygune die mir kunt
dades wie ich was ane var
din lange brunlachtetz har
253 des ist houbt bloz gestan
zo dem forest in britzylian
sach ich dich vil mynninclich
wie du wares jamers rich
5 du hast vorlorn varwe unde kraft
diner harden gesellescaft

vordruzze mir sol dich sie haben
wir suln den toden man begraben
do natzend die ougen ire wat
10 och ne hatte vrowe lunetten rat
nicht da bi ir gewesen
die reyt ir vrowen lazet genesen
dessen man der den uwen sloch
her mach vorgelden iu genoch
15 sygune gerde geldes nicht
also wib de man bi wanke sicht
maniger der ich wole dagen
. . . .
sie sprach sal mir icht vrowen
20 daz ist ob in sin dowen
laz den vil trorigen man
vorestu helpeliche dan
so ist din lib wol pryses wert
du hast ouch umbe dich sin swert
25 hastu geleret des swerdes segen
du macht ane angest strytes plegen
sin ecke licht im rechte
van edelen geslechte
machtiz trebutetes hant
eyn brunne steit bi karnant
254 dar na der kůnnich heizet lach
daz swert besteit gans eynen slach
an dem andern iz zo vallet gar
wiltuz wider bringen dar
5 iz wirt gans van des wazzers tran
du most des quispringes han
unde dem velse erz beschine der tach
die selbe brunne heizet lach
ne sint die stucke nicht vereret
10 die sie rechte zo samme keret
wanne sie die brunne nat
ganz unde starker bat
wirt im valet unde ecke sin
die mal verlieset nicht ir schin
15 diz swert bedarf wol segenes wort
ich vorte die hastu gelazen dort
hat sie din munt geleret
so wesset unde geret
imber salden kraft an dich
20 liebe neve gelove mich
so moz gar denen diner hant
waz din lib da wunders vant
so machtu tragen schone
iember salden krone
25 ho boven den werden
den wunsch uf der erden
hastu . . . . weldichliche
. . . . ist so riche

2 doppelblatt.
Lachmann 607

15 so bringet dis cleine vingerlin
der claren sůzen vrowen min
ir sit . . . strites ledich gar
izne ware grozer ůwer schar
zwene oder mere
20 was hattich des ere
ob ich iu slůge oder sicherheit
betwinge den strit min hant ie meit
do sprach her gawan
ich bin doch werlich en man
25 ne woltir des nicht pris bejagen
wurdich van ůwer hant irslagen
sone han ich och nekeinen pris
das ich gebrochen han das ris
wer gaes mir vor ere gros
ob ich iu sloge alsus blos
608 ich wil iůwe bote sin
gebet mir her das vingerlin
unde lazet mich ůwen denest sagen

unde ůwen kumber nicht vordagen
5 der kuning des danchte sere
gawan im vragte mere
sint iu vorsmat jegen mir strit
so saget mir herre we ir sit
ir sûlns nicht vor laster doln
10 sprach der kuning. min name ist unverstoln
min vater der heiz gyrot
den sloch der kuning lot
ich der kuning gramoflans
mit hoen herzen was ie so gans
15 das ich zo nekeinen ziten
nimber ne wille striten
was mir date ein man
sunder einer der hezet gawan
van dem han ich pris vornomen
20 das ich iegen im wolde komen
so . . důrch mine růwe
sin vater der droch truwe
ime groze minen vater sloch
ich han zo sprechene genoch
25 nu ist lot irstorben
unde gawan hat irworben
. . . .
. . . .
im prises niman lichen . .
609 ich lebe iegen im strites . .
Do sprach des kuninges lotes . . .
weltir trůwelichen tun
uwer vrentinnen ob iz de ist
das ir dus valsliche list
5 van iren vater kunnen sagen
unde dar zo gerne hetten irslagen
iren bruder so ist se en ubel ma . .
das se den zite an ir nicht clag . .
kunde se dochter unde swester sin
10 se ware irs bruder vogetin
das ir verbaren defsen has
we stunde uren swagers das
hatt . . trůwe zoberochen
habe ir das nicht gerochen
15 das ir en tot an valsche saget
sin sůn ist des unverzaget
im sol des nicht verdrezen
ne mach her nicht genezen
siner swester wol gevar
20 so pfande her git sin leben dar
herre ich heize gawan
was iu min vater hat getan
das rechet an mir her ist tot
ich vor sines lasters not
25 han ich werdichlichen lebn
zo kamfe vor im zogi . . gebn
Do sprach der kuning sit ir das
dar ich trage unvorkornen has
so tut mir uwe werdicheit
beide leb unde leit.
610 min dinch tůt mir an iu wol
das ich mit iu striten sol
och ist iu hoe pris . .
das ich iu einem han vorjehn
5 iegen zo kamfe komende
uns ist zo prise vrumende
ob wir werdelicher . . vrowen
den kamf lazen schowen
vifhundert ri . . . .
10 ir habt och eine . .
. . . .
. . . .

2 seite.

iuwer oum artus
van . . . . . . alsus
15 lover ist genennet
habt ir de stat bekennet
zo sabins bi der borcha
de massenie ist alda
van hute ober den achzenden tach
20 mit grozer schoie her kumen mach
van hute . . . sestenten tage
kum ich durch mine alten clage

uf den plan zu schoflanz
zo gebene dessen kranz
25 der kuninc gramoflans in
mit im bat
zo rois sabins durch de stat
ir . . nicht ander brucken han
do sprach her gawan
ich wil hin also her
anders lestich uwe ger
611 Se gaben fiance
das se so schoulance
mit ritern unde mit vrowen
her
quamen durch ir zwier wer
5 sus was benant das gedinch
se bede al eine an enen rinch
sus scheit her gawan
van den selben werden man
mit vrouden her loisierte
10 der krans in cunduwirte
hern mochte das ors nicht
uf gehabn
mit sporen dreb hers an den
grabn
. . . nam bi zit
sinen sprunch also wit
15 daz gawan vallen vormeit
zo im die herzoginne reit
dar her ritter gestan was
van dem orse uf das gras
want er das ors gegorte
20 zo siner antworte
stunt se snelliche
de herzoginne riche
. . zo sinen vozen bot
. . . sprach herre sulcher not
25 . . . .
. . . .
vor war mir iuwe arbeit
. . . . herzeleyt
das untfan sal getruwe wip
umb ires leben vrundes lib
612 Her sprach vrowe ist das was
das ir mich gruzet ane var
so nach ich dem prise
ich bin doch wol so wise
5 ob der schilt sin recht sol han
anders habtir missetan
des schiltes amt was ie so ho
das der spot sich da van zo
wer ritterschaft zo rechte ie
plach
10 vrowe ob ich so sprechen
mach
wer mir dabi hat gesehn
der moz mir ritterschefte jehn
itteswanne ir anders jahn
sint ir mich van erst sahn
15 das laz ich sin nempt den
kranz
irn sult durch uwer varwe
glanz
nekeinen ritter mere
beiten sulch unere
solte uwer spot wesen min
20 ich welte e ane minne sin
de clare unde de riche
sprach weinende herzeliche
herre als ich iu not gesage
was ich an minen herzen trage
25 so gebe mir jamers gewin
iegen wem sich krenket sin
de sal ich durch uch vor-
keisen
ichn mach nicht mer verleisen
vroude dan ich han vorlorn
an sidegaste dem uzerkorn
613 min clare suze beamis
so durchluctich was sin pris
mit rechter werdicheite gere
ez ware . . oder dere
5 de motere ie gebaren
bi siner site jaren
de mosten im jehn werdicheit
den . . . pris nie oberstreit

3 seite. 625

5 manlich mit zuchten wise
in sarbrandes prise
der knabe swor des einen eit
her worbe leb' oder leit
das her niemen nie dar
10 ne gewoge noch anders war
mer dar hers werben solte

her bat das man im holte
inchet unde perkament
gawan des kuninges lottes
kint
15 screb mit sines selbes hant
her unbot zo lovers ins lant
artuse unde sinem wibe
denst van sime libe
mit trůwen unverscherdet
20 unde her hette pris beherdet
das her ware an werdicheit
tot
sene hulfen im zo siner not
das se beide an truwe dechten
unde zo schoulance brechten
25 de massenie mit vrowen schare
unde quamen och selber iehen
im dare
durch kamf uf al sin ere
her unbot en noch mere
der kamf ware also genomen
das her werdichliche moste
komen
626 Do unbot och her gawan
iz ware wib oder man
al der massenie gar
das se ir truwe nemen war
5 das se den kuninge reten
komen
das mochte an werdicheit im
vromen
al den werden her unbot
sinen denste unde sine kamfes
not
der bref nicht ingesigels troch
10 her was dus bekant genoch
mit wartzeichen ungelogen
nu soltus nicht langer zogen
sprach gawan zon knapfen sin
de kuning unde de kunigin
15 sint zo sabins bi der borcha
de kuniginnen saltu da
. . . .
. . . .
unde laz dir eine witze bi
20 vorswich das ich ir herre si
das du hie massenie sis

das ensage nekeine wis
deme knapfen was danne jach
arnive sleich im alles nach
25 unde vragte im wa her wolte
unde was her werben solte
her sprach vrowe ichn sages
nicht
ob mir min eit rechte gicht
got hotůch ich wil hinnen
varn
her reit nach werdichlichen
scharn
627 arnive zorn bejagete
das ir de knape nicht en
sagete
aldus getane mare
war her gesant ware
5 se bas (?) den de der pforten
plach
it si nacht oder tach
als der knafe wider rite
voge das miner bite
want das ich in spreche
10 mit diner kunst das techne
doch troch se uf den knafen has
wider in doch vragen bas
gench so zor herzoginnen
do plach och der sinnen
15 das ir munt des nicht gewoch
welchen namen gawan troch
sin bete wart dar an bewart
se vorsweich den namen unde
sin art
busune unde ander schal
20 uf den palase irhal
mit vrulichen sachen
manich rucgelachen
in den palas wart gehangen
dar wart nicht gegangen
25 mer uf teppicen wol gewort
iz hette en armer wert untvort
al umbe zo allen ziten
mit senften plumiten
manich . . . wart geleget
der uf man diur . . . .
628 . . . .
. . . .

4 seite.

im waren sine wunden
mit kunst also gebunden
5 ob sin vrundin mit hette gelegen
hette her minne geplegen
das war im sanfte unde gut
her hatte beszers slafens mut
dan des nachtes do de herzogin
10 an ungemache im gab gewin
her untwachte an der vesper zit
do hatte her an slafe strit
gestriten mit der minne
aber mit der herzoginne
15 ein sin kemerare
mit durem golde sware
bracht in cleider dar getragen
van lechten pellele hortich sagen
Do sprach her gawan
20 wir suln mer cleider han
de algelich dure sin
dem herzogen van gowercin
unde dem claren florande
der in manigen lande
25 hat verdeinet werdicheit
nu schaffet das de sin bereit
bi einen knapen her unbot
sinem werte plibalinot
das her in sente lishoisen dar
bi siner tochter wol gevar
629 wart lishois dar uf gesant
vrowe bene brachten an der hant
durch gawanes hulde
unde och durch de schulde
5 gawan iren vater wol untheiz
do her se sere wenen leiz
des tages do her van ir reit
dar pris irwarb sin manheit
der turkoite was och komen
10 an den beiden wart vornomen
gawan untfan ane has
i . . weder zo im nider saz
. . z man in cleider dare troch
de waren kostelich genoch
15 das se nicht . . . . . . sin
. . . .
ein mester heiz sarant
nach deme sarrit wart genant
der was vas(?) van triande
20 van secundillen lande
ein stat heizet tasme
der ist grozer dan nynyve
oder dan de wide acraton
sarrant durch prises lon
25 sines pelleles dar gedachte
sin werch vil spahe
de heiz sarantasme
ob de icht richelichen ste
das mugdi ane vrage lan
want her moz groze kost han
630 De selben cleider legeten an
de zwene unde gawan
se gengen uf den palas
dar eine halb manich ritter was
5 ander halb de claren vrowen
wer rechte kunde schowen
van logrois de herzogin
de troch vor den besten schin
der wert unde de geste
10 stunden vor se de gleste
do orgeluse was genant
de turkoite florant
unde lishois de clare
wurden letich ane vare
15 de dre vorsten kurtois
durch de herzoginnen van logrois
se danchten gawane dar umbe
kegen valscheit der tumbe
der herzeliche wise
20 kegen wiblichen prise
do deſse rede geschach
gawan vier kuniginnen sach
bi der herzoginnen stan
her bat de zwene naer gan
25 durch sine kurtoisen
de jungen arniven
heit her kussen desse zwene
nu was och vrowe bene
mit gawan . . . .

EIN LETZTES WORT ZUR GESCHICHTE DER GOTISCHEN BIBEL.

FKauffmann hat in der Zs. f. deutsche phil. 43 S. 118—132 meinem artikel über die griechische vorlage der gotischen bibel im vorigen bande dieser Zs. s. 365—387 eine umfängliche besprechung gewidmet, zu der ich trotz der stärksten abneigung gegen controversen, bei denen die sache in nichts gefördert wird, noch einmal glaube das wort ergreifen zu müssen. eine anerkennung find ich wenigstens bei K., nämlich die, dass ich in einem anderen ton als er geredet habe; er wird damit meinen, dass ich bei aller schärfe in der bekämpfung gegnerischer ansichten mich jedes unfreundlichen wortes in bezug auf die personen enthalten habe; das verdienstliche an Streitbergs Gotischer bibel hab ich gern hervorgehoben, und wenn ich K. widerholt in eine reihe mit Lagarde rückte und ihn als autorität in rein germanistischen fragen anerkannte, so hab ich wol bewiesen, dass ich ihn nicht zu gering einschätze. hingegen häuft er über mich nicht blofs in immer steigender fülle vorwürfe wie unwissenheit, befangenheit, selbstwidersprüche; was er über die motive meines eintritts in die Ulfilasdebatte verrät, bedeutet das absprechen sittlicher qualitäten und mindestens die anklage auf mangel an wissenschaftlichem anstand und tact.

Nun hat die welt kein interesse daran zu erfahren, wie viel berechtigtes in diesen vorwürfen wider meine person steckt; ich gehe darüber also hinweg und lenke die aufmerksamkeit nur auf eine eigentümlichkeit der polemik Kauffmanns, die ich in unserer zeit und in unsern kreisen für endgültig abgetan gehalten hätte. wo ihm die gründe ausgehen, sucht er mich, weil ich theologe von fach bin, in die rolle eines minderwertigen gegners herabzudrücken und sich als den vertreter der philologie auszuspielen; eine sache, die ganz und gar s e i n e ist, liebt er mit dem reizenden pluralis maiestaticus 'wir philologen' zu führen. bis zu dem grade identificiert er sich mit 'den philologen', dass er s. 125 einen von mir in Streitbergs apparaten bei I Cor. 9,27 ὑπωπιάζω vermissten hinweis, auf Luc. 18,5 und umgekehrt, darum für überflüssig erklärt, weil dies eine uns allen längst durch die noten Tischen-

dorfs geläufige tatsache sei. wenn Streitberg nur für Kauffmann und jene philologen, denen jede in Tischendorfs 'octava' verzeichnete tatsache stets präsent ist, geschrieben hätte, so würde ich mich freilich mit meiner forderung lächerlich gemacht haben. ich habe mir aber die bestimmung von Streitbergs unternehmen anders ausgelegt. 'wir theologen' sind für erinnerungen an instructive parallelstellen dankbar, wenn dieselben sogar in allen deutschen bibeln am rande stehen. und nun das gegenstück! s. 131 zb. list man bei K.: 'von einem theologen darf man es wol nicht verlangen, dass er einigen einblick in die germanischen zustände der frühen völkerwanderungszeit genommen habe, wiewol es heutzutage kirchenhistoriker gibt, die sich ernsthaft darum bemühen'. oder s. 119: 'wenn ein theologe so genügsam ist, bei der tradition zu beharren, so können wir philologen solchen autoritätsglauben nicht teilen'. ich weifs, auf wie geringen anklang diese manier, das standesbewustsein der philologen aufzuregen gegen den einer andern fakultät angehörigen, aber nach gleichen normen arbeitenden forscher heutzutage in den reihen der philologen findet, sonst hätte ich an dieser stelle ja überhaupt das wort nicht ergriffen, und wär es meinem stande, dessen mehrheit auf meine zugehörigkeit zu ihm ohnehin kein gewicht legt, schuldig, Kauffmanns ebenso dringende wie höfliche bitte auf s. 122 zu erfüllen und niemals widerspruch gegen einen philologen zu riskieren.

Um der sache willen fühl ich mich verpflichtet, zur textgeschichte der gotischen bibel noch einmal das wort zu erbitten, weil Kauffmanns objectives referat aus meiner kleinen abhandlung in dieser Zs. ungefähr das gegenteil von dem macht, was sie sein wollte. K. hat mich noch mangelhafter verstanden als nach meiner meinung den brief 106 des Hieronymus. das erstreckt sich bis auf einzelheiten. ich sagte s. 385: 'weil Sunnia und Fretela ihren Griechen, trotzdem sie vom hebräischen urtext haben läuten hören, für den normaltext halten, lauten ihre fragen natürlich zu ungunsten des Lateiners, des einzigen ihnen bekannten, dh. des Hieronymus'. daraus macht K. s. 129 anm. 4: 'nach Jülicher war Hier. der einzige ihnen bekannte Lateiner', als ob ich in meinem zusammenhange etwas anderes als den lateinischen text der beiden Goten meinen könnte, entsprechend 'dem Griechen', dem 'hebräischen urtext', und mit dem namen

Hieronymus nicht blofs das lästige, 'die zweite revision des lateinischen psalters durch Hieronymus (Psalterium gallicanum)' mir zu ersparen wünschte! freilich fuhr ich dann unvorsichtig fort: 'er soll ihnen nun bescheid sagen' statt: 'der verfasser dieses Lateiners'. aber durfte ich lesern, die mit dem sprachgebrauch der biblischen textkritik etwas bescheid wissen, diese breviloquenz würklich nicht bieten?

Ich habe heute nach gründlicher vertiefung in Kauffmanns strafrede an meiner vorigen abhandlung nur 3 puncte zu corrigieren. s. 366 z. 5, was aber nicht K., sondern Glaue bemerkt hat, als fundort des gotisch-lateinischen pergamentfetzens lies Antinoë statt Arsinoë. s. 368 — was ich Kauffmann verdanke — ist '5 u. 6' statt '6 u. 7 jh.' zu schreiben. beides gedächtnisfehler, für die ich um entschuldigung bitte. s. 387 dagegen habe ich 6 jh. (nicht widerum 7!) mit absicht im gegensatz zu dem 4 jh. geschrieben: in meinem schlusssatz wollt ich herausheben, dass sich für uns die geschichte der gotischen Bibel vom 4 bis zum 6 jh. erstreckt; 'teils 150, teils 200 jahre' zu sagen, wäre hier nach meinem gefühl pedanterie gewesen. — zu s. 380 verbessere ich, nicht Kauffmann, dass das Psalterium iuxta Hebraeos, die 3 psalterausgabe des Hier., die trotz Grützmacher zur zeit der abfassung von Hier. ep. 106 fertig gewesen ist, spätestens 392 verfasst wurde, weil nämlich ihre griechische afterübersetzung im jahre 392 schon existiert hat (Hier. de vir. ill. 134). dadurch wird für epist. 106 die zeit von 392 an frei. gleichwol würd ich auch heute das datum des briefes, das wir nicht kennen, nicht gern über 403 hinaufrücken. was sonst K. gegen mich an discutablen einwendungen erhebt, beruht auf falschem verständnis entweder meiner gedanken oder der quellen, sonst etwa noch auf auspressung eines rhetorischen ausdrucks, wie ausplündern des Hieronymus (s. 386). da denk ich natürlich blofs an ein sittlich unanstöfsiges pflügen mit dem kalbe des Hieronymus: woher als aus Hieronymus schriften, und diesmal nicht einmal aus seiner 'Vulgata', schöpft denn wol der Gote, der zu I Cor. 13, 3 καυθήσωμαι am rande die variante καυχήσωμαι notiert, dies sein wissen? etwa direct aus einem der codices A, B, Sin? ein grundirrtum K.s in bezug auf mich, der auch darin zum ausdruck gelangt, dass er von einem durch mich vom zaune gebrochenen streit redet, ist schon die vorstellung, ich

hätte mir angemafst, die geschichte der gotischen Bibel zu schreiben, wobei es dann allerdings eines eingehens auf alle dazu gehörigen probleme und einer genauen unterscheidung zwischen dem, was die einzelnen forscher zu ihrer aufhellung beigetragen haben, bedürfte. diese geschichte konnt ich, als des gotischen nicht kundig, natürlich nicht schreiben, darum berühre ich aber auch themen, wie das des umfangs der von Ulfilas selber übersetzten bibelbücher gar nicht, sowenig wie das des alters der gotischen handschriften. ich 'verschweige' was zur aufklärung der mich beschäftigenden fragen nichts beiträgt, verzichte auch auf jeden autoritätencultus, wie K. ihn zb. in bezug auf Grützmachers Hieronymus-biographie und auf Wellhausen als kronzeugen für den presbyterat der beiden Goten von mir getrieben sehen möchte. was Wellhausen von anderen übernimmt, ist für mich keine autoritative gröfse; und bei meiner beschäftigung mit der völkerwanderungszeit hab ich mich immer mehr daran gewöhnt, mich, wenn ich ganz sicher gehn will, auf keine autoritäten, selbst nicht auf Grützmacher, Mühlau und Odefey zu verlassen, sondern einzig auf die quellentexte. demgemäfs hab ich auch meine darstellung in der vorigen abhandlung gehalten. von entdeckerdünkel weifs ich mich ganz frei. Kauffmann gegenüber hab ich ja wesentlich die älteren annahmen als zu recht bestehend, oder doch im verhältnis zu seiner umwälzenden entdeckung besser begründet erwiesen. ich habe noch nie einen prioritätsanspruch erhoben; ich bin zufrieden, wenn man mich versteht und einiges von meinen auffassungen annehmbar findet. bei der beschäftigung mit Streitbergs werk, dessen plan, die griechische vorlage neben den gotischen text zu setzen, mir wie jedem theologen nur höchst willkommen sein konnte, bemerkte ich, dass diese 'vorlage' keineswegs genau der gotischen übersetzung entsprach, und ich ersah ja auch bei Str., dass er mit bewustsein geändert, nämlich das alles beseitigt hatte, was nach seiner meinung nachträglich in den gotischen text durch abschreiber oder recensenten eingedrungen war und aufserdem, was in folge von 'conformation' schon während des übersetzens den übersetzer von seiner griechischen vorlage hatte abweichen lassen. Str.s mistrauen richtete sich besonders gegen specifisch abendländische lesarten des Goten, für dessen urform er eine vorlage der K-gruppe als selbstverständlich annahm;

die annäherung des Goten an lateinische texte zwischen dem 4 und 6 jh. wird ja auch niemanden verwundern. ich hab im interesse der germanisten, die die gotische sprache erlernen wollen, wie im interesse der theologen, die sich um die geschichte des bibeltextes bemühen, die methode Str.s für unglücklich erklärt, auch weil sie zwei getrennt zu erledigende aufgaben auf einmal lösen wolle. ich weifs an dem damals zur begründung gesagten und an belegen beigebrachten nichts zu ändern. die tatsache, dass der griechische text Streitbergs dem gotischen an vielen hundert stellen nicht entspricht, hat auch K. nicht offen abzuleugnen vermocht; wenn er das gewicht der von mir beigebrachten 'varianten' 'von der allergeringfügigsten art nennt', um blofs eine einzige, von der ich 'ein besonderes wesen mache', einer erörterung zu würdigen, so wag ich zu glauben, dass das gewicht dieser varianten auch nach philologischem urteil nicht von der kenntnis des gotischen abhängt, sondern von der vertrautheit mit und dem gesamturteil über das, was unter den vielleicht sachlich höchst geringfügigen varianten für die textclassen und die fehlerquellen characteristisch ist. und entweder muss ich mich auf die griechische vorlage des Goten, die mir geboten wird, unbedingt auch in kleinigkeiten verlassen können, oder es muss mir angedeutet werden, wenn eine sicherheit sich nicht gewinnen läst. gewis wird die einzelkritik an einer reconstruction, wie sie Str. unternommen, nur von einem der gotischen sprache mächtigen durchgeführt werden können; ich habe mich darum auch auf geltendmachung allgemeiner grundsätze beschränkt und mir für jeden einzelbeleg bei einem fachmann rats erholt, obwol ich nicht in allen fällen dessen bedurft hätte. dass aber die kenntnis des gotischen allein auch nicht genügt, um diese aufgaben zu lösen, sondern dass erfahrung auf dem felde der biblischen textkritik mit dazu gehört, dass also hier theologen und philologen zusammenarbeiten müssen, und natürlich mit gleichem recht, ist noch heute meine überzeugung. ich dachte gerade ein bescheidenes verdienst um die sache mir dadurch zu erwerben, dass ich vom standpunct und den erfahrungen des bibeltextkritikers aus das ergänzte, was hervorragende germanisten aus ihrem genauen verständnis des sprachlichen uns bieten. wenn dies anmafsung wäre, so müste die bibelkritik ihr geschäft einstellen. die von ihr zu vergleichenden texte sind aufser in gotischer noch in

hebräischer, griechischer, lateinischer, syrischer, armenischer, äthiopischer, arabischer, mehreren dialekten koptischer sprache usw. erhalten; wo sind die sterblichen, die alle diese sprachen erlernt haben können, ehe sie sich an der arbeit der textfeststellung und zwar auch der innerhalb der einzelnen übersetzungen beteiligen? freilich bin ich nach K. s. 122 'ein gelehrter, der sich mit dem neuen testament beschäftigt und nicht einmal gotisch gelernt hat'. trotzdem er mich s. 126 in den verdacht des neides setzt vonwegen der 'wachsenden erkenntnis von der grundlegenden bedeutung der textgeschichte der gotischen bibel', wird es aus gründen, die auch nur kurz anzuführen zeitvergeudung wäre, immer dabei verbleiben, dass der Gote für die feststellung des ursprünglichen bibeltextes, den letzten zweck aller biblischen textkritik, nur von unerheblicher bedeutung ist: einfach, weil er gespeist wird aus anderen, uns noch direct zugänglichen quellen. es ist eine wunderliche überschätzung, die in jenem 'nicht einmal' zum ausdruck kommt. K. hat m. e. durch seine vielfachen bemühungen um neutestamentliche texte im anschluss an den Goten darum noch weniger herausgebracht, als der ungünstige stoff es zuliefs, weil er mit den grofsen zusammenhängen der textüberlieferung nicht vertraut ist — für ihn sowenig ein tadel, wie für einen neutestamentler die nichtkenntnis des gotischen. wenn ich von dem variantenapparat der griechischen bibel rede, so fragt mich der treue benutzer Tischendorfs s. 122: welche bibelausgabe mag wol gemeint sein? ich antworte: alle neueren ausgaben von bibeltexten neben Tischendorf, niemals dieser allein, sondern die syrischen texte, neuentdeckte und alte mit ihren commentaren, die neuen publicationen der Vulgata und der verschiedenen Italahandschriften; nicht zuletzt muss man sich selber durch rastloses suchen in der literatur der völkerwanderungszeit die interessantesten varianten suchen. da liegen noch schätze verborgen, und weil ich da suchen will und muss, bleibt mir — denn jene wanderungen kosten mehr zeit als das gelegentliche nachschlagen von Tischendorf, Grützmacher und einer Chrysostomusausgabe — nicht die möglichkeit, noch die gotische sprache zu erlernen.

Dass K. die differenz der griechischen vorlage von der gotischen überlieferung anders als Str. begründet, lässt er den leser nicht merken: um jede einwendung gegen Str.s zweifelhaften 'graecus' von vornherein ins unrecht zu setzen, stellt er

die von mir erhobene forderung der genauen übereinstimmung dieses Griechen mit dem Goten als eine für den philologen, der den stil der verschiedenen autoren des griechischen N. Ts. nicht genau genug kenne, unerfüllbare hin und spottet über die zahllosen einer gräcistischen autorität in Marburg zur begutachtung vorzulegenden zweifelsfälle. als ob es sich um rückübersetzung ins blaue handelte! als ob wir nicht wenigstens in 999 von 1000 fällen durch bloſse auswahl noch leicht die griechische (oder gelegentlich lateinische) form, meistens schon aus Tischendorf, feststellen könnten, die dem Goten gut, bzw. am besten entspricht! denn der Gote ist zwar nicht im stricten wortsinn eine interlinearversion, aber doch eine der strengsten wörtlichkeit, soweit es die sprache zulieſs, sich befleiſsigende übersetzung. für einen übersetzer heiliger schriften um 350 versteht sich dies von selbst; es ist die gröste tat des Hieronymus, ja seine einzig groſse gewesen, dass er bei der Bibel das prinzip des 'verbum e verbo' allmählich überwunden hat. aber wenn doch auch seine Vulgata nicht nur Neuen Testaments, sondern die des Alten, wo er so unendlich freier sich bewegt hat, einen herausgeber, der die griechische oder hebräische vorlage daneben setzen wollte, kaum jemals im zweifel belassen würde, wie die gelautet hat — man mache den gleichen versuch mit gleichem erfolg bei dem noch weit gröſseren Luther! — so wird das von dem Goten erst recht gelten. der Gote müste in der tat unter den bibelübersetzungen so einzig dastehn, wie Kauffmann unter einem haufen von theologen, wenn bei der ungeheuren fülle von varianten, die uns beim bibeltext bekannt sind, öfter ein zweifel über die vom Goten bevorzugte lesart wenigstens einem der gotischen sprache kundigen übrig bliebe. was dem Syrer, den Altlateinern, den Kopten recht ist, ist auch dem Goten billig. sollte es anders stehn, so müste vorläufig der Gote wegen textunsicherheit aus unsern apparaten verschwinden; seine bedeutung für die textgeschichte würde dann auf den nullpunct sinken.

Die einzige von mir besprochene stelle, die K. der behandlung würdig erachtet, ist I Cor. 9, 27. dort wird das griechische wort *ὑπωπιάζω* (ll. vv. *ὑποπιάζω, ὑποπιέζω* — zum wechsel dieser formen vgl. man zb. Gregor. Naz. oratio theol. I 7, *οὐ τὸ σῶμα νηστείαις ὑποπιέζομεν*, l. v. *ὑπωπιάζομεν* —) vom Goten anders übertragen als in Luc. 18, 5. ich nahm nach Str. *ὑπω-*

πιάζω als vorlage des Goten für 1 Cor. 9 an, für Luc. bezweifelte ich diese lesart, weil Str. im lexikon zwar beide gotischen worte gleich übersetzt, aber das eine, *wlizjan,* zu *wlits* angesicht, das andere, *us-agljan,* zwischen worte mit der bedeutung ϑλίβειν rückt. K. hat eine andre auffassung von der wortbedeutung als Str., und da ich dafür schlechthin incompetent bin, will ich ihm gern zugeben, dass 1 Cor. 9, 27 der Gote ὑποπιέζω gelesen haben möge. während dann aber nach K. ich einen streit um des kaisers bart geführt hätte, erheb ich nun erst recht die s. 379 gestellte frage: wäre zu 1 Cor. 9, 27 nicht ein hinweis auf Luc. 18, 5 und umgekehrt, sowie eine mitteilung von der existenz der lesarten ὑποπιάζειν und ὑποπιέζειν (die übrigens keineswegs gleichbedeutend sind!) ebenso nötig für den germanisten, der die bedeutung gotischer worte feststellen will, wie für den textkritiker, der ohne das, auf Streitbergs autorität hin, an beiden stellen den Goten unter die ὑπωπιάζειν-zeugen einreihen wird? wenn ich ausserdem versucht habe, das nebeneinander von abendländischen und K-lesarten beim Goten statt bloſs aus einer späteren latinisierenden recension des Ulfilas-textes schon aus der vorlage des Ulfilas selber zu erklären und eine etwas einfachere h y p o t h e s e zur erwägung neben einer anderen zu empfehlen, so war doch niemals das mein hauptinteresse, sondern der hinweis darauf, dass griechischer text und apparat bei Str. in einer bestimmten richtung zu wünschen übrig lassen. Kauffmann verstärkt das gewicht meiner bedenken für die ὑπωπιάζω-frage und verbittet sich gleichzeitig das streiten um des kaisers bart.

Weil nun aber einmal die rede auf umänderungen am gotischen Ulfilas-text die rede gekommen war, benutzte ich die gelegenheit, um eine hypothese zu beleuchten, deren urheber leider Kauffmann ist. er beteuert jetzt, sie immer nur als hypothese betrachtet zu haben. aber les ich nicht in dem gleichen heft, in dem K. mit mir abrechnet, zb. s. 17, es scheine etwas darauf hinzudeuten, 'dass schon in SF. (410 ca) gelegentlich in glossen auf die abweichenden h-formen des lateinischen hingewiesen war'? erscheint da nicht die Sunnia-Fretela-recension als eine sichere gröſse der geschichte der gotischen Bibel auf dem plan? über diese gröſse glaubte ich aber ein urteil fällen zu dürfen, weil ich dazu keiner andern als lateinischer und griechischer sprachkenntnisse bedurfte und gesehen hatte, dass es sich dabei nur

um eine auf mangelhafter exegese beruhende einbildung handelt. was K. gegen meine kritik vorbringt, 'verschweigt' einen entscheidenden punct, das zeugnis der adresse, und sucht das verlorene einzubringen durch neue, ebenso seltsame hypothesen, wie es die ursprüngliche war. ich stelle den tatbestand, jetzt ohne belege, nur mit rücksichtnahme auf Kauffmanns erwiderung noch einmal dar, und überlasse dann einfach allen sachverständigen, die nicht von vornherein den theologen im unrecht wissen, die entscheidung.

Wir besitzen nur ein schriftstück, in dem die namen Sunnia und Fretela erwähnt werden; es ist Hieronymus' brief 106. er wird einige jahre nach 400 geschrieben sein. die empfänger sind Goten, soviel Hieronymus weifs. wir haben keinen anlass, ihm zu mistrauen; — laut K. wagte ich es nicht, mit deutlichen worten zu bestreiten, dass diese männer Goten waren, eine hässliche unterschiebung, als wenn ich überhaupt etwas richtiges abzustreiten wünschen könnte. leider erfahren wir nicht, wo die leute wohnen; ihr genosse Avitus, von Hieronymus mit 'filius' angeredet, scheint identisch zu sein mit einem ein andermal (ep. 79, 1) in Constantinopel zu suchenden asketen aus höfischem kreise. der presbyter Avitus, an den nach anderen auch Grützmacher gedacht hat, passt nicht hierher, weil Hier. ihn nicht als sohn angeredet hätte: wie streng Hier. auf etikette hielt, mag man ep. 82, 6 nachlesen. aber wie wir mehr als einen presbyter Avitus zurzeit des Hier. kennen, so kann es auch 2 laien-mönche dieses namens gegeben haben, die zu dem bekanntenkreis des Hier. gehörten. schlüsse aus Constantinopel als wohnsitz der beiden Goten darf man keinenfalls ziehen.

Die dem briefe vorgesetzte adresse — falls ein verlass auf die bisherigen texte ist — bezeichnet die Goten ausdrücklich als mönche; für nichtkenner der völkerwanderungszeit bemerk ich, dass diese nicht notwendig in einem kloster eingeschlossen zu wohnen brauchen. an sich könnten sie, wie Hier. beides war, aufserdem presbyter sein; da die adresse sie nicht als solche ehrt, waren sie es nicht. mit ihrem genossen, dem lateiner Avitus, der aber auch ein 'sohn' des presbyters Hieronymus war, stehn sie darin, ebenso wie in ihren geistigen bedürfnissen, auf gleicher stufe, wahrscheinlich auch wie er leute von vornehmer abkunft und hohen beziehungen. sie haben, von Avitus angeregt oder er-

mutigt, an Hier. mit der bitte um beantwortung ein langes verzeichnis von stellen eingesandt, wo sie peinliche abweichungen zwischen dem wortlaut des lateinischen Psalters, den sie in der zweiten von Hier. ausgearbeiteten form lasen, vom griechischen urtext bemerkten. K. verbessert mir hier den 'Griechen' in 'Lucian' über den kopf der Goten hinweg, die ihren griechischen text für unfehlbar halten und von der existenz verschiedner recensionen des Griechen nichts wissen. da auch wir diesen Lucian noch nicht zurückerobert haben, werden wir den hier aus der debatte ganz fern halten müssen. Hier. beantwortet ihre langen fragen im allgemeinen mit rührender geduld; natürlich hatten sie bescheiden gebeten, und sicherlich legte er wert darauf, sich und dem mönchtum diese kostbare exotische erwerbung zu bewahren. so wendet sich sein gelegentlich ausbrechender groll nicht unmittelbar gegen die fragesteller, sondern gegen den unverstand der menge, die am buchstaben klebt, und gegen die gewissenlosigkeit der abschreiber, die in das von den Goten benutzte exemplar seines Psalters noch mehr fehler hineingebracht haben, als solche in den griechischen text gelangt sind. keinesfalls haben die Goten den Hier. angegriffen, etwa seine übersetzungstechnik beanstandet. aus ungeschick mag ja einmal eine frage wie anklage geklungen haben. leute, denen Hier. § 17 erst versichern muss, dass das griechische *πᾶς τις* in ps. 28, 9 lateinisch durch *omnis* so genau wie möglich widergegeben und *τις* nicht boshafter maſsen ausgelassen sei, waren wahrlich nicht befähigt, mit Hier. *'de optimo interpretandi genere'* zu streiten. sie sind so wenig 'ernsthafte gelehrte' wie presbyter, oder vielmehr das erste noch viel weniger als das andre, sie sind dilettierende anfänger im bibellesen.

Ihre kenntnisse der griechischen sprache sind wie die ihres freundes Avitus so bescheiden, dass sie Hier. um rein lateinische widergabe der in seinem Psalter stehn gebliebenen griechischen lehnwörter bitten, darunter *thronus* und *eremus!* über die elementarsten stücke der bibelwissenschaft muss erst Hier. sie informieren, aber auch über die kritischen zeichen, die in den ausgaben von griechischen und lateinischen dichtwerken sich finden § 7, was ein licht auf ihre allgemeine bildung wirft. sie waren orthodoxe christen; mit arianischen hätte sich Hier. nie eingelassen; die offenbarung Kauffmanns über eine von arianischen

Goten benutzte kirche in Constantinopel geht uns somit hier nichts an und sollte 'verschwiegen' werden. nach modernen vorstellungen hätten sie ja nun auch als orthodoxe die übersetzung eines Arianers wie des Ulfilas gebrauchen können, vielleicht gerade sich vornehmen, diese von ihren unreinheiten zu befreien. aber mit keiner silbe haben sie davon etwas vor Hier. verlauten lassen, er hätte sonst nicht mit rat und warnung zurückgehalten. einen grund es ihm zu verbergen, können wir uns bei diesen naiven fragestellern aber auch schlecht ausdenken. wir hätten ein recht zu solchem versuch, dächt ich, nur, wenn irgendwoher bekannt wäre, dass sie ein solches werk später einmal unternommen haben. waren sie aber überhaupt nur im besitz einer gotischen Bibel, die niemals eines Psalteriums entbehrt haben kann, so brauchten sie doch widerum nicht nach dem lateinischen äquivalent für *ἔρημος* und *θρόνος* zu fragen, wie sie es laut ep. 106, 86 getan! der Gote weiſs im N. T. diese worte trefflich ins gotische zu übersetzen, wirds also auch im Psalter getan haben; und gotisch und lateinisch werden die beiden doch wol, wenn sie mit Hier. correspondieren, genug verstanden haben, um sich eins aus dem andern zu erklären.

Nun vermisst K. aber immer noch ein entstehungsmotiv für das gelehrte schreiben der Goten. meine behauptung, sie hätten keinen sinn für die höhere übersetzungsmethode des Hier. gehabt, nennt er s. 130 'höchst verwunderlich bei männern, die zu einem ausgesprochenen Hieronymianer in freundschaftlichem verkehr gestanden haben sollen'. du lieber Gott, als ob der theologisch ungebildete Avitus, von dem wir in 2 oder höchstens 3 briefen etwas hören, in jedem sinn 'ausgesprochener Hieronymianer' gewesen sein müste! und als ob das nicht eben der kummer des Hier. geblieben wäre, dass selbst unter seinen freunden so viele, dass zb. nicht einmal ein Augustinus, begriffen, welch einen fortschritt seine art die Bibel zu übersetzen darstellt. mir macht das motiv der beiden Goten zum schreiben gar keine sorge. es sind alles andere eher als methodologische, übersetzungstechnische und textkritische liebhabereien, denen sie nachjagen, sondern es ist einfach ein interesse der selbsterziehung, der religiösen erbauung. sie sind damit beschäftigt, den lateinischen Psalter auswendig zu lernen, haben in der gemeinde wahrgenommen, dass wenn die leute singen, sie öfters abweichende texte vortragen.

sie haben für sich, mit hilfe des Avitus, den echten text zu gewinnen gewünscht, zu dem zweck ihr lateinisches exemplar unter schwerer mühe mit einem griechischen verglichen. nun stofsen ihnen hier und da differenzen auf, deren zahl wächst bedenklich: erlernen wollen sie nur das absolut richtige. was soll man tun als die oberste autorität jener zeit, den von Avitus ihnen hochgepriesenen Hieronymus, um die lösung bitten? darum handelt es sich, wie Hier. zb. § 46 selber verrät, wenn er ihnen zuruft, es sei offensichtlich *sic psallendum ut nos interpretati sumus.* mit fragen dieser art ist Hier. überschüttet worden; die Goten haben nur mit echt germanischer gründlichkeit und pedanterie eine sammlung von solcher ausdehnung ihm unterbreitet, dass ich dazu kein analogon beizubringen weifs. sonst enthält ihr schreiben nichts auffallendes; ein anderes motiv bei ihnen aufzustöbern als fromme wissbegier und angst vor incorrectheit in so heiligem werk wie das 'psallere' es war, bietet der brief nicht den geringsten anlass.

Als letzte karte, die den sieg des presbyterats der Goten über ihr laientum herbeiführen soll, spielt freilich K. den ganz seltenen aspect aus, den diese blutleeren schatten unwissender, mit der feder in der hand stets den urtext vergleichend, den lateinischen Psalter studierender Gotenkrieger darböten. er droht sie als ausgeburt eines verspäteten rationalismus seinem raritätencabinett einzuverleiben und an den clerikern oder gelehrten geistlichen (was ist das für ein unterschied?) Sunnia und Fretela festzuhalten. soweit ich mich durch die langjährige beschäftigung mit den grofsen briefsammlungen der völkerwanderungszeit in die damalige culturwelt eingearbeitet habe, ist kein typus um 400 weiter verbreitet und leichter scharf zu charakterisieren als dieser meinetwegen blutleere der sich plötzlich bekehrenden herren und damen aus der hohen aristokratie; die Pammachius, Oceanus, Apronianus, Pinianus sind einige der bekanntesten aus der römischen gruppe: sobald sie asketen geworden waren, ist 'sacra lectio' ihre hauptbeschäftigung, darunter wider an erster stelle der Psalter (s. zb. Hier. ep. 107, 2. 12. 108, 19): von Goten besitzen wir wol nur darum nicht mehr briefe aus solcher geistesverfassung, weil sie nicht so schreibselig waren wie der römische adel.

Das ists, was wir von den Goten Sunnia und Fretela wissen. nur die nationalität erinnert bei ihnen an die gotische Bibel.

aufserdem läuft ein namenloser prolog zu einer gotischen bibelrecension (besser: bibelausgabe?) um, in dem eine dem standpunct des Hieronymus schroff entgegengesetzte methode der übersetzung ausbündig gepriesen wird. er ist in einem latein geschrieben, das K.s gemüt ergreift, während ich, ohne sinn für das volkstümlich frische, es ihm wie einen pergamentfetzen aus Antinoë zu verachten scheine. ich verachte beides keineswegs, finde nur, dass diese Praefatio in der handschrift von Brescia erst noch einer genaueren auslegung bedarf, und möchte nicht gern als fundament eine urkunde gebrauchen, der ich über ihre zeit, abfassungsverhältnisse und verfasser nichts entnehmen kann. nun frag ich, ist es eine wissenschaftlich zulässige hypothese, die adressaten jenes briefs und den verfasser dieser Praefatio zu identificieren, blofs weil sie beide Goten waren?

Gewis können Sunnia und Fretela später cleriker geworden sein, gelehrte bildung erworben haben, zum arianismus übergetreten sein, sich zur umarbeitung des Ulfilas entschlossen haben. dass die Praefatio nicht mehr in ihre lebenszeit fallen könne, werd ich mich hüten zu behaupten. aber wird die philologie wol um dieser abstracten möglichkeit willen Kauffmanns SF.-recension in die geschichte der gotischen Bibel einstellen?

Marburg. **Ad. Jülicher.**

NEUE BRUCHSTÜCKE AUS WERNHERS MARIENLEBEN.

An der spitze seiner schönen Breslauer funde hat Klapper bd 50, 167ff dieser Zeitschrift 'Bruchstücke einer poetischen bearbeitung des Pseudo-Matthaeus' mitgeteilt. merkwürdiger weise ist unbeachtet geblieben, dass es sich um stücke aus Wernhers Marienleben handelt, die für den text des gedichtes von nicht geringer bedeutung sind. das von Klapper mit I bezeichnete bruchstück entspricht Fundgr. II 151, 25—39, Feifalik v. 316—336; II = Fdgr. 152, 9—22, Feifalik v. 354—380; III = Fdgr. 155, 7—18, Feifal. v. 564—582; IV = Fdgr. 155, 29—156, 1, Feifal. v. 603—625. der von Klapper unter nr V gesetzte längsstreifen gehört nicht an diese stelle, sondern unmittelbar vor seine nr I. die worte die der streifen enthält stammen aus den versen Fdgr. 150, 20—151, 24, Feifal. 238—315.

Aber auch die handschrift, in welche die Breslauer fragmente einzureihen sind, lässt sich bestimmen. die beschreibung des äuſseren und die charakteristischen erscheinungen der orthographie lassen keinen zweifel daran, dass es sich um stücke der von Bartsch und Bruinier mit C bezeichneten handschrift handelt, von der bereits in Karlsruhe (C^1), Berlin[1] (C^2), München (C^3) fragmente vorhanden sind. ihnen schlieſsen sich nun, da einmal die bezifferung nach der reihenfolge der auffindung gewählt ist, die Breslauer stücke als C^4 an. Über C^{1-3} s. Bartsch Beiträge z. quellenkunde d. altd. litt. s. 2 ff; Bruinier Krit. studien z. Wernhers Marienliedern s. 2, 17 ff; Keinz SB. d. bayr. akad. 1869 II, s. 298—305. bezüglich der herkunft dieser bruchstücke fehlen bei C^3 alle weiteren angaben. über die weitaus zahlreichsten C^2 hat Bartsch, der sie gefunden hat, nur mitgeteilt, dass sie, teilweise zerschnitten, von büchereinbänden gelöst worden sind (Feifalik Driu liet v. d. maget s. IX—XII). dagegen hat über C^1 Mone Anz. f. kde d. teutsch. vorz. 6 (1837) sp. 164 angegeben, dass sie sich auf den deckeln einer hs. des klosters SPeter im Schwarzwald fanden, die ehedem den predigermönchen in Nürnberg gehört hatte. aus Nürnberg aber, und zwar aus dem Katharinenkloster, stammt auch die Breslauer hs., in der Klapper die neuen stücke entdeckte. die schrift, die er in die zweite hälfte, Mone in die mitte, Bartsch-Feifalik in den anfang des 13 jh.s setzen, gehört nach Keinz, dem sich dann auch Bartsch angeschlossen hat, in die erste hälfte des 14. dass die hs. im 15 jh. vom buchbinder zerschnitten wurde, bemerkt sowol Bartsch für C^2 wie Klapper für die Breslauer bruchstücke.

Über die einrichtung dieses ohne absetzen der verse in fortlaufenden zeilen geschriebenen codex discissus konnte Bartsch nähere angaben machen, da auf einzelnen seiner blätter die zahl des quaternio angegeben ist, den das blatt beschloss. vom ersten quaternio findet sich unter seinen fragmenten das mittelste doppelblatt, also 4^a—5^b = Fdgr. 152, 32—155, 7, Feif. 398—564. unmittelbar hieran schlieſst sich nun in Klappers fragmenten das von ihm mit nr III bezeichnete blatt mit der fortsetzung desselben verses an, innerhalb dessen Bartschs blatt schlieſst: v. 564 *sie wirt ein* Bartsch *michele wunne* Klapper. Klappers nr III und IV sind

[1] auf der Berliner Kgl. bibl. unter qu. 1303 befinden sich jetzt nach Ehrismanns freundlicher mitteilung diese bruchstücke, nicht in Heidelberg, wo man sie nach Bartschs angabe (s. u.) vermuten müste.

also vor- und rückseite des obern teils von bl. 6, und demgemäfs sind seine nrr I und II die entsprechenden teile von bl. 3 des ersten quaternio. Klappers nr v aber ist ein in etwa 1/3 blattbreite erhaltener längsstreifen von bl. 2. von dem correspondierenden bl. 7 besitzen wir nichts, und vollständig fehlt nach wie vor das äufsere doppelblatt fol. 1 und 8 des quaternio.

Die anzahl der zeilen ist in Bartschs bruchstück, genau so wie sie Klapper nach dem streifen von bl. 2 angeben konnte, 22 auf jeder seite; das sind auf s. 4^a—5^b 43, 44, 51, 45, durchschnittlich also 45 3/4 reimverse, was auch Klappers berechnung auf s. 167 entspricht. danach würde das fehlende erste blatt etwa 91 verse enthalten haben, während hier Fdgr. 268, Feifalik 238 verse bieten. legt man die erste dieser beiden zahlen zugrunde, so würde sich für das plus von 177 versen der umfang von zwei blättern ergeben mit einer durch den anfang mit grofser initiale bedingten kleinen verringerung der normalverszahl. doch darf man weder annehmen, dass diese einem vorangehnden quaternio angehörten, der dann auf bl. 1—6 etwas anderes enthalten hätte, noch dass die erste lage aus 6 statt aus 4 doppelblättern bestanden hätte; denn der ersten annahme widerspricht die zählung der folgenden quaternionen, der zweiten der umstand, dass zwischen den erhaltenen versen des ersten quaternio und dem in Bartschs fragmenten erhaltenen in Feif. v. 811 einsetzenden zweiten quaternio nach dem durchschnittsverhältnis von C zu den verszahlen der beiden vollständigen texte nicht mehr verse fehlen, als sie den verlorenen stücken eines quaternio entsprechen; für zwei weitere blätter wäre hier unter keinen umständen platz. es müste also in C entweder vor dem ersten quaternio noch ein einzelnes doppelblatt gestanden haben, das in der zählung der lagen nicht mit berücksichtigt wäre, oder C hat im anfang einen gekürzten text geboten. wenn man das gebet an Maria und die erörterung über die quellen Feifal. 45—190 ausscheidet, so würden für das erste blatt des quaternio 44 + 46 verse, also die normalzahl übrigbleiben, ohne dass man eine lücke zu empfinden brauchte.

Die Breslauer fragmente bestätigen die bedeutung, die man C schon auf grund der früher bekannten stücke beigemessen hat. bald der Wiener, bald, wenn auch seltener, der Berliner bearbeitung näherstehend, bald von beiden abweichend führen sie, trotz mancher, meist doch nur oberflächlichen und durchsichtigen verderbnisse, auf

die alte grundlage zurück. die von Klapper mit 37—54 bezeichneten verse sind auch durch eins der Augsburger fragmente zu controlieren, s. Germania 7, s. 319, v. 142 ff.

Von folgenden fehlern der Breslauer bruchstücke, die sich aus vergleichung der andern texte ergeben, würde ein und der andere vielleicht schon durch erneute lesung zu beseitigen sein: v. 1 *si geben:* st. [*almu*]*sē geben* — v. 13 *hie* st. *die* oder *sie* — v. 24 lies *wunnenclich ensamt* — v. 39 l. *rote* — v. 51 *er nicht* entstellt aus *êr nît* — 53 l. *ewarte* — 86 l. *uber lanc* — 91 l. *so du min angest* — unter nr v vorderseite z. 3 = Feif. 242, Fdgr. 150, 22. l. *gesc'* — *(gescriben).* — z. 5. l. *(s)iner he*[*ili*]*ke*[*it*] (Feif. 246, Fdgr. 150, 24). — z. 3 auf s. 172 [*o*]*uch sine* (Fdgr. 150, 38). — rückseite auf s. 171 z. 4 *alle iar* — z. 9 l. *an* st. *vnd.*

Marburg. **F. Vogt.**

ZUR KRITIK DES MÜNCHENER OSWALD.

Dank dem freundlich bereitwilligen entgegenkommen des herausgebers der Zeitschrift kann ich die nachfolgende auseinandersetzung, die aufbau und rundung meines (1912 in der textsammlung von Kraus erscheinenden) 'Wiener Oswald' zu stören drohte, hier gesondert veröffentlichen.

Es handelt sich darum, inwieweit ich, nach der ihm widerfahrenen kritik, meinen 'Münchener Oswald' noch als vorarbeit verwenden darf. und da danke ichs, wenn ich von kurzen anzeigen absehe[1], der mühewaltung von Wilmanns (GGA 1909, 108 ff) und Ehrismann (Anz. xxxii 174 ff), dass die Oswaldkritik in fluss gegeblieben ist und die zugehörigen fragen, auch neu aufgeworfene, neu discutiert werden können: der Oswald kann sich nicht mehr beklagen, dass 'die augen der besten nicht auf ihn gefallen' seien. Wilmanns, den ich vor so vielen andern gern noch überzeugt hätte, ist dahingegangen; mit Ehrismann habe ich mich aufs glücklichste persönlich verständigt: es braucht also niemand zu fürchten, dass ich — obendrein nach jahrelanger überlegung — in den stil einer berichtigung fallen möchte, die man überschlägt oder zur belustigung list; wenn es aber ja etwas lebhafter zugeht, so doch hoffentlich nicht unritterlich und ohne ehrerbietung.

Meine arbeit fährt nicht sonderlich gut. die textherstellung allerdings ist von Ehrismann (vgl. Anz. xxxiii 123) gelobt worden (wie auch von Bürger und Schönbach); Wilmanns bedauert nur

[1] Allgem. literaturbl. 18, 16 (Schönbach); Braunschw. Magazin 1909, 10 (Bürger); Litterar. Zentralblatt 1908, 45; Jahresber. 29, 123 (Saran).

sehr lebhaft die normalisierung, und er wird recht haben, sowol für das wissenschaftliche als für mein interesse. aber sie ist gewählt, um bei den vielfachen bearbeitungen überhaupt eine einheit zu ermöglichen, und gewis hätte ichs ohne sie und ohne die künstliche interpunction, die diese auseinanderfallende textmasse mühselig zusammenhält, statt ihre verschiedenheit und grenzen aufzuzeigen, sehr viel leichter gehabt: der text hätte meine hypothesen auch bei den bequemen verteidigen geholfen. so aber ligt das rein orthographische lesartenmaterial in meiner schieblade, und jedes mistrauen erscheint löblich [1].

Die filiation der handschriften (Münchner Oswald cap. I) hat anerkennung gefunden, was mir lieb ist besonders nach den mühsalen der einordnung von b und u; diese beiden merkwürdigen handschriften können nun nicht mehr, wie bei Edzardi und Berger, durch ihr aufsenstehn die ganze auffassung der überlieferung gefährden.

Schönbach und Ehrismann übernehmen die Aachener localisierung des alten gedichtes (MOsw. cap. II und V). — Ehrismann gibt sie aber s. 174 falsch an; vgl. MOsw. s. 201ff und 378ff —, Wilmanns hält sie für unerwiesen (s. 123), ohne sich weiter zu äufsern. so muss auch ich darüber schweigen, wenn ich nicht gesagtes widerholen will, aber ich hoffe, in meinem WOsw. noch einiges beizubringen, was deutlich für die rheinische heimat spricht.

Nun aber der i n h a l t des überlieferten (MOsw. cap. III). Wilmanns wie Ehrismann sind darauf aus, meine beweisführung aus den angeln zu heben, und sie lehnen die resultate meiner arbeit, soweit sie über herstellung des textes hinausgeht, grösstenteils ab: wir können und dürfen das alte gedicht nicht reconstruieren. Schönbach dagegen sieht meine resultate noch optimistischer an als ich selbst. wie natürlich dieser widerspruch ist, hab ich an mir selbst erfahren. ich trat unparteiisch, aber skeptisch und conservativ gerichtet an das ganze heran, nur langsam, aber unwiderstehlich setzte sich im vorgehen die zerlegung durch:

[1] von Wilmanns textvorschlägen (s. 125 ff) nehm ich die folgenden an: 22 *âbent und den morgen*, 197 *erwallen*, 2191 *borgen*, 3372 *bezzern*. zweifelhaft bleib ich bei v. 646. 812. 1720. 1838. 2335. 2427. 3077. ich lehne sie ab in v. 110. 241. 502. 809. 1167. 1395. 1875. 2106. 2151. 3035. 3220. das im einzelnen zu begründen, ist hier wol nicht der raum. zu v. 809. 1167. 1395 brauch ich nur auf meine anmerkungen zu verweisen!

'Ob die angaben in dem kritischen apparat überall vollständig und zuverlässig sind, kann ich nicht controlieren. hin und wider hat mir die vergleichung mit Ettmüllers ausgabe bedenken erregt' (Wilmanns s. 127). ich habe nachgeprüft. und mein apparat behält recht; nur v. 3202 und 3474 muss ich das ex silentio meiner collationen schliefsen, und das ist allerdings bei 3202 sehr mislich: da hat Ettmüller den plusvers (aus S): *und ouch durch di grôzen wârheit.* zu 124 A. 1: M hat *genoſn̄* 54, *genoſſn̄* 162, *genoſz* 174, der apparat stimmt; v. 785 versteh auch ich *zart* als substantivum.

die überlieferung war ja so grundanders wie andre, hier wurden die athetesen, die sonst nur an unebenheiten des textes zu knüpfen sind, von einer doppelten phalanx von parallelen — die beiden andern Oswalde, die übrigen brautfahrtdichtungen — gradezu gefordert, und obendrein erstreckt sich das nebeneinander mehrerer texte ja sichtbar bis in unsre handschriften. aber schliefslich war ich doch entsetzt über das angerichtete: wäre mir die arbeit zur kritik vorgelegt, nichts hätte ich geglaubt, ich hätte die einheit des gedichts bis aufs blut verteidigt, und ich wuste auch nur zu gut, dass unsre wissenschaft allmählich zu viel weifs und zu vernünftig geworden ist, um unnütz kinder in die welt zu setzen. aber die arbeit war nicht ungeschehn zu machen und sie muste nach ihrer natur zahllose angriffsflächen haben; obendrein standen die wegweiser in den verschiedenen registern, und den angreifern war gar zu entgegenkommend in die hände gearbeitet durch gleichmäfsige sprachform, gleichmäfsigen drucksatz und jene alles überziehende und verbindende interpunction.

Gerade in den ergebnissen dieses III capitels aber habe ich die grundlage für die vorgeschichte des WOsw. zu verteidigen, ich muss also auf das einzelne eingehn.

Ich beginne s. 214: ‘Oswald erringt eine königin, damit er nicht erbelos bleibe (v. 49): ist das der gegenstand unseres gedichtes, so steht der wasserbottich des schlusses in lächerlichem widerspruche dazu’; er ist unecht. darauf Ehrismann (s. 175): ‘Oswald hatte eben inzwischen seinen sinn geändert’. nein, er hat nicht seinen sinn geändert, er sagt schon am anfange, v. 39, im gebete:

ich næme gerne ein magedîn,
möhte ez nûr âne sunde gesîn!

dh. die beiden verschiedenen auffassungen liegen nicht hinter, sondern nebeneinander, sie machen eben jenen grundlegenden widerspruch aus. zweitens übersieht Ehrismann die hypothetische fassung meines satzes: sie besagt, dass der beweis noch aussteht, denn mein verfahren war, wie es zur vorsicht in der vorrede nochmal besonders dargelegt ist, die ergebnisse aus dem texte *MS durch *zu und *WO, und dann die ergebnisse für den ganzen Oswald durch den vergleich der übrigen brautfahrtsagen controlieren zu lassen: dies capitel (II 6) erst sollte die beweisführung schlüssig machen, ich betrachtete es als die krönung meiner arbeit. Wilmanns sowol wie Ehrismann tun es mit ein paar referierenden zeilen ab und verurteilen doch das vorige: das aber muss ich für einen schweren methodischen fehler halten[1].

[1] er rächt sich auch in manchen einzelheiten: zb. fragt Wilmanns s. 116, warum Oswald sein heer mitnimmt, wenn ers dann doch verbirgt, oder wie Oswalds furcht vor den verfolgern zu erklären sei, da er doch ein gleich starkes heer habe. ein blick in das brautfahrtcapitel hätte geantwortet.

Überhaupt hat man meines wissens nirgends auf dies capitel zur heldensage bezug genommen.

Ich sage also: *zn und *WO haben den heutigen schluss von *MS nicht; die drei fassungen stehn in dem verhältnis, dass *MS und *zn aus *Mz, *Mz und *WO aus *MW stammen: also fehlte der schluss in *MW, und eben weil er heilig und beliebt ist, wird er nicht in *zn (der heiligenlegende!) und *WO (dem werke eines geistlichen!) ausgelassen, sondern von *MS zugesetzt sein. gilt nicht diese folgerung für jede beliebige handschriftenlesart? und ich versichere sie noch, indem ich sage: den übrigen brautfahrtgedichten kommt dieser schluss auch nicht zu — soll er doch und doch echt sein?

Dazu bezeichnet eine unordnung der handschriften den beginn des zusatzes, der zusammenhang ist, wie auch Wilmanns (s. 110 ff) ausführt, völlig unterbrochen und sechstens oder siebtens: die schlusspartie hat ihre eigne reim- und verstechnik. Ehrismann findet meine zahlen der unreinen reime zwar falsch (s. 176): er bedenkt nicht, dass s. 215 erst das ganze endstück des Oswald betrachtet werden muste (3209—3553), dass aber später noch interpolationen herausgenommen werden.

V. 35—42 hab ich eingeklammert als zu dem unechten schlusse gehörig (die verse sind nicht unecht, sondern bearbeitet: s. MOsw. 307 und WOsw. cap. V B). sie enthalten aber jenen wunsch Oswalds nach einem erben, um dessentwillen ich den schluss gestrichen. so sagt Ehrismann, nennt das zirkelschluss und übersieht wider das hypothetische, übersieht wider den beweis der folgenden capitel: *zn und *WO zeigen eben, dass an dieser stelle der rat der mannen stand, um des reiches und erben willen ein weib zu nehmen (so auch Wilmanns s. 120f).

Wenn ich dann Oswalds gebet, auf das Gott den kampf mit den heiden abwendet, für unecht erkläre, weil es mit dem unechten schlusse zusammengehört und weil der eben verbetete kampf doch stattfindet: so sagt Ehrismann: ‘es ist richtig, hierin ligt eine entgleisung. es ist ein widerspruch. aber widersprüche gehören zum handwerk der spielleute’ usw. da müste man ja allerdings schweigen und einpacken, — wenn nicht die corruptelen und unordnungen in den handschriften, und wenn nicht jene parallelüberlieferungen vorhanden wären, die Ehrismann auch hier wider einfach aufser acht lässt. so aber muss es gestattet bleiben, sich von dem einen gegebenen ausgangspuncte weiterzutasten, jene widersprüche und handschriftenfehler untereinander und zum gesunden menschenverstand in beziehung zu setzen.

Aus den folgenden abschnitten (III 2—4), in denen die drei Oswaldfassungen verglichen sind, führt Ehrismann die selbstverständlichen formeln an, die uns nach dem mitgeteilten verwantschaftsverhältnis die reconstruction des archetypus ermöglichen: *MS + *zn + *WO = *MW, *MS + *WO = *MW, *zn + *WO

= *MW; wo *WO gegen *MS + *zn steht, bleibt die entscheidung verschoben. aber merkwürdigerweise zieht er keine schlüsse daraus, er sagt, das gesamtbild, das sich aus der tabellarischen übersicht ergebe, sei verzeichnet, denn die geistlichen und spielmännischen züge seien in diesem schema nicht stark genug ausgeprägt. ich weiſs gar nicht, wie ich das verstehn soll: ich habe sie doch nicht mit auswahl weggelassen![1] nichts mehr als dasteht lässt sich für den archetypus nachweisen. es ist nicht voreingenommenheit, dass sie fehlen, sondern voreingenommenheit, sie zu postulieren; nicht meine ansicht, dass das ursprüngliche gedicht ein möglichst einfaches volksepos sei, hat mich beeinflusst, sondern diese klare tabelle, nach der in der tat kaum eins der spielmännischen intermezzi über *Mz zurückgeführt werden kann. zu entsprechenden resultaten ist ja auch Vogt beim Morolf schon vor 30 jahren gekommen (s. CXXII, vgl. Wilmanns s. 115)! ich werde auf diese frage noch im WOsw. eingehn.

Wenn aber Ehrismann die angst vor dem hunger aus *WO 317 ff als spielmännisch und vielleicht *MW gehörig anführt, so schreibt sich das wider aus der misachtung von cap. III 3 her: da ist die athetese dieser verse begründet. natürlich brauchte Ehrismann nicht daran zu glauben, aber er muste sich damit auseinandersetzen. dasselbe gilt für die aufforderung des raben zur taufe, *WO 389 ff, und überdies hoff ich im WOsw. zu erhärten, dass beide stellen interpoliert sind. somit fiele auch die darlegung, dass in *WO der 'obwaltende grundgedanke' der der heidenbekehrung sei. er ist es nicht (vgl. WOsw.). aber was hülfe es auch, wenn dem so wäre? kann würklich dieser grundgedanke *WO veranlassen, den keuscheitsschluss zu streichen, wenn er vorhanden war? *zn aber 'hat das ende gebildet nach dem muster der heiligengeschichten, zu deren schema es gehört, dass am schluss die nach dem tode des gefeierten von ihm vollbrachten wundertaten berichtet werden' (s. 179). so also hätten diese beiden frommen die keuschheitsgeschichte, die ihnen wonniglich sein muste, kurzerhand gestrichen. und das sollen wir glauben gegen das lautredende stemma und gegen die wucht aller beweise aus *MW und den übrigen brautfahrtsagen; je mehr beispiele aber von angefügter moniage Ehrismann beibringt, destoweniger glauben wir, dass *WO und *zn sie streichen: *MS folgt diesen beispielen, indem er sie zusetzt.

[1] von den vier zusätzen und correcturen zu meiner tabelle ist der erste falsch (der rabe wird in *WO nicht an Oswalds hofe geziert), der zweite war falsch (s. s. 233, wonach der rabe um redeurlaub bittet; ich habe aber jetzt im WOsw. diese reconstruction aufgegeben), den dritten und vierten acceptier ich: 'zu begrüſsung des heidenfürsten durch den raben ist unter *MS und *zn hinzuzufügen 'und die junge königin', dagegen 'und seine mannen' für *WO zu streichen. das schlagwort 'werbung' gehört unter die erste reihe *MS + *zn + *WO.

So erscheint mir Ehrismanns theorie von *zn *WO eine eigensinnige constructio ad hoc. ich kann ihm (und Wilmanns s. 116) auch nicht recht geben, dass meine unterscheidung der gelübde in *MS und *WO spitzfindig ist: sie gehn aus einem (schon in der legende vorgebildeten?) gelübde von *MW hervor, das eine spende versprach und das in *MS für den schluss umgestaltet ist. aber in keinem falle folgt aus dem gelübde von *MW, dass der schluss von *MS, der die gelobte spende nun auch würklich vorführt, selber echt ist; vielmehr beweisen *zn und *WO, dass er in *MW fehlte, dass er in *MS mit jenem gelübde zusammenhängt.

Dass das alte gedicht strophisch war, — hier schalt ich gleich die kritik an meinem 4 capitel 'Form', ein; nur Ehrismann lässt sich darüber weitläufiger aus — scheint auch Ehrismann anzuerkennen trotz mehrerer scrupel, die ihm meine beweisführung macht (s. 180 ff). Schönbach ist die strophenform 'ganz unzweifelhaft', auch Bürger stimmt zu. aber ist es ein beweis gegen die Morolfstrophe, wenn nicht alle überlangen verse — von denen geh ich mangels jedes andern gegebenen aus — schließsende langzeilen sind und umgekehrt nicht alle strophenschlussverse sich noch als langzeilen scandieren lassen? es ist ja ausdrücklich hervorgehoben, dass in einer solchen überlieferung die länge einen vers noch nicht zum langvers macht, dass in der auch von Ehrismann anerkannten bearbeitung des ganzen die langverse möglichst beseitigt sind durch einreimung der weise oder kürzung. dass für die Morolfstrophe der vorkommende klingende ausgang nicht passe, ist durch den hinweis auf den Spervogel widerlegt — auch im Morolf kommt er vor — er ist vielmehr für die chronologie zu verwenden, wie man s. 374 des MOsw. finden kann. zudem soll der Morolf leicht in seine (strophischen) glieder zerfallen und die erzählungstechnik dem entsprechen; 'im Oswald dagegen verlaufen die begebenheiten breit und ausführlich, in gleichmäßsigerer beobachtung aller momente des geschehens, der bedeutsameren wie der würkungsloseren'. ja, wenn man alle zusätze beibehält! dann ist vieles sogar doppelt und dreifach erzählt. aber eben darum handelt sichs, wieviel man davon für echt halten will, und Ehrismann muss seine auffassung gegen mich verteidigen, nachdem ich das alte gedicht in strophen abgeteilt habe: er schweigt über die schon von Edzardi beobachtete merkwürdige zerlegbarkeit des gedichtes. indessen ist, was das metrische capitel betrifft, s. XIII der vorrede zu vergleichen: es ist nur vorarbeit.

Nach allem aber kann sich Ehrismann keine rechte vorstellung von dem alten gedicht machen: nach allen ausscheidungen würde das übrigbleibende lückenhaft sein, keinen zusammenhang haben. auch das ist kein beweis gegen meine zerlegung: wie oft hab ich gesagt, dass das echte 'verschüttet'

überarbeitet sei: überall da lässt sich nach den parallelfassungen *WO und *zn ergänzen; denn meine these vom gemeinsamen ursprung *MW der drei Oswaldfassungen ist nicht angegriffen und der besondern behauptung, dass *MW in *MS erhalten sei, *WO (und selbstverständlich *zn) nur bearbeitungen bedeuten, ist von Wilmanns (s. 115) zugestimmt. den versuch einer gesamtreconstruction findet man im WOsw.

Kurzum, Ehrismann will, auch trotz den reimstatistiken, nur einen originaldichter und einen bairischen bearbeiter B anerkennen, dessen elaborat im MOsw. vorlige: die vielen apokopen und die bairischen *e*-reime würden sich bei mittelfränkischen interpolatoren nicht erklären lassen. also meint Ehrismann in der tat, dass diese bairischen reime nicht auch mittelfränkisch sein können? bairisch sind die reime doch nur, weil die nichtbairischen von B ausgemerzt oder im sinne des bairischen dialekts geändert sind! was aber die apokopen betrifft, so verweise ich auf meine tabellen s. 331 ff: da zeigt sich, dass sie zum allergrösten teile dem alten original O und dem jüngsten interpolator angehören. und dann sehe man in der tabelle bei Vogt, Morolf s. xcvii, dass der Morolf, namentlich im abstoſsen des flexions-*e* von substantiven, schon wenigstens ebenso weit vorgeschritten ist wie O. es ist doch auch nicht zu vergessen, dass der Morolfvers hochtonigen schluss verlangt, dass er also, wenn ⊥́ ⊥ zu schwach zu scheinen beginnt, am ehesten dazu neigen muss, das tonlose *e* zu beseitigen.

Und ist er denn also ganz umsonst gewesen, der immer widerholte, auch von Wilmanns angenommene nachweis aus parallelen, aus vierreimen, umstellungen, corruptelen, dass der letzte schreiber vielfach ein nebeneinander statt eines nacheinanders von versen vor sich gehabt haben muss? zb. bei den sechszeiligen strophen erkennt ja Ehrismann das an, aber hier vergisst er es wider ganz. nein, jener vermittlungsvorschlag ist ganz unannehmbar: B ist nicht verfasser des Oswald, wie er uns jetzt vorligt, sondern ein letzter bearbeiter, vor ihm mehrere interpolatoren, besonders kenntlich der verfasser des schlusses. was die übrigen betrifft, so schrieb ich s. xiii des MOsw.: 'dass ich die einzig mögliche aufteilung der verse gefunden hätte, glaub ich nicht mehr' und s. xv: 'am ende werden doch nur die groſsen grundlinien richtig sein'. da hätte E. nicht sagen sollen: 'jedem weiſs der verfasser seinen anteil bis auf den einzelnen vers abzustecken'.

Aber noch eine fürchterliche donnerbüchse steht gegen mich im felde: 8½ seite tabellen von formeln und versen, die mehrere oder alle teile des gedichtes gemeinsam haben und die seine einheit beweisen sollen.

Nehmen wir beispielsweise einmal heraus, was dem schlusse *MS$_2$ mit andern stücken gemeinsam ist. zuerst mit O, dem

originalgedicht: die reime *Oswalt: balt* O 1692. 2308, *MS_2 3254; *dô diu rede vol geschach: sprach* O 264 und noch dreimal, *MS_2 3488; *guot: über des wilden meres vluot* O 250 und noch fünf mal, *MS_2 3222. 3494; *er hete niemêre reste unde île von der veste* fünfmal in O, einmal in *MS_2; *entwer: einer hin, der ander her* je einmal in O*MS_2; *tragen: daz man solde gehaben* je einmal in O und *MS_2; *tete durch nôt: waz-gebôt* je einmal in O und *MS_2. also ist O = *MS_2?! wegen dieser sieben reime und verse? von denen der erste selbstverständlich, der zweite, dritte, sechste, siebente formelhaft, nur der vierte und fünfte einigermaſsen charakteristisch sind! soll ich erst sieben gleiche verse aus dem Orendel oder Morolf beibringen, um zu zeigen, dass sie desselben verfassers sind? wie übermäſsig identisch müssen dann im Wiener Oswald *WO_1 und *WO_2 sein, von denen ich so viel mehr gemeinsames aufzuzählen hatte! vielmehr könnten diese 7 reime reizen zu zeigen, dass bei ihnen allerdings im groben übereinstimmung besteht (wie es die litterarische gattung mit sich bringt), aber nicht im feineren: O reimt *Oswalt: balt*, *MS_2 *balt: Oswalt*; *MS_2 reimt *dô diu rede volgeschach, hœret wie dô der pilgerîn sprach:* dieses doppelte *dô* findet sich nur in *MS_2, in allen 13 übrigen fällen nicht; in der formel *über des wilden meres vluot* ist *vluot* in O immer (6 mal) accusativ, in *MS_2 immer (2mal) dativ, und da stehts in einer formel, die in O überhaupt nicht vorkommt.

Ehrismann glaubt hier die methode von Panzer anzuwenden, mit der die Kudrun als einheit erwiesen wäre, aber er hat sie gar sehr misverstanden, hat nicht meine warnung MOsw. s. x anm. beachtet, dass Panzer nur die unrichtigkeit der Müllenhoffschen teilung in echt und unecht beweist, nicht, dass sich überhaupt keine denken lieſse. und interpolationen der Kudrun würden dieser methode ohnedies entschlüpfen. sie ist anwendbar, wo es gilt, die einheit gegen eine zweiheit oder auch dreiheit zu vertreten (oder umgekehrt), sind der feinde aber mehr, so wächst die mühewaltung ins ungemessene und die sicherheit sinkt, je kleiner die stücke sind, deren selbständigkeit zu widerlegen oder zu beweisen ist. wie umständlich und doch im einzelnen unsicher solche untersuchungen sind, zeigt das IV capitel des WOsw. so durfte Ehrismann hier nicht gruppieren: gemeinsamkeiten von O*MW, gemeinsamkeiten von O*MW *MS_3, von *MS_{123} usw., (so zeigt er immer zugleich, dass die übrigen stücke also abweichen), sondern er muste jedes stück mit allen übrigen vergleichen. er muste procentberechnungen einführen — warum kommt *dô di rede vol geschach* zwar in O und *MS_3, aber in *MS_3 7, in O nur 4mal vor? — und weiter, er durfte nicht formelhaftes, nachahmliches vergleichen, sondern im gegenteil (wie auch Panzer tat) das unnachahmliche, unbewuste. umsomehr, als diese gedichte so stark formelhaft sind.

Damit komm ich auf einen weiteren fehler dieser tabellen. ich habe mühselig genug nachgewiesen, dass und wie *MS3 den schon vorhandenen text ausschreibt; jetzt find ich eben diese stellen (s. 193) aufgezählt als beweise für die gleichheit in wort und wendung und jeglichem stilistischen, für die identität von *MS3 und den älteren dichtern oder interpolatoren! daher auch die riesenhafte liste von übereinstimmungen zwischen *MS3 und andern stücken, besonders zwischen *MS3 und O! merkte Ehrismann gar nicht, dass durch das gewaltige überwiegen dieser übereinstimmungen O und *MS3 von den übrigen soweit abrücken, dass das gegenteil von dem bewiesen wird, was er beweisen wollte? und was die bisherigen listen nicht vermochten, das vermögen um so weniger die angehängten verzeichnisse von gemeinsamkeiten, die Ehrismann selbst als formeln bezeichnet.

Übrigens wird er ja auch zugeben, dass die einheit nicht vollständig ist: wenn er den beweis auch nicht für erbracht hält, dass der schluss zusatz ist, hat er doch durch den augenschein bestätigt gefunden, dass gewisse verse und versgruppen neben andern gestanden haben, die sich dann inhaltlich und formell als zusätze erweisen, und wenn auch das nicht, so muss er doch eine erklärung geben können für die wörtlichen übereinstimmungen zwischen *MS und *WO (MOsw. s. 330 ff): die können doch nicht erst von B herrühren, dem er unser jetziges Oswaldgedicht zuschreibt, sie gehören unausweichlich schon *MW, der gemeinsamen quelle, an und ihre reime sind ebenso bairisch und nichtbairisch wie die übrigen: dh. unser gedicht ist doch nicht einheitlich, B hat nur zusätze und änderungen vorgenommen. so muss also auch Ehrismann zu einer uneinheitlichkeit des gedichtes kommen, aber er hat das kind *MW mit dem bade ausgeschüttet.

Er scheint mir also trotz aller unverkennbar aufgewanten mühe meinem beweisgange nicht gerecht geworden zu sein; das empfinden hat er wol auch selbst nachträglich gehabt (vgl. Anz. XXXIII 123). vor lauter kritik geht die höhere kritik in die brüche, statt eine widerlegung zu geben, stürzt er sich blindlings — wie sich mehrfach zeigte — in einen gegenbeweis. in den allermeisten puncten muss ich seine ergebnisse ablehnen.

Um so willkommener ist es mir, dass ein kritiker, der sich, wie seine musterhafte, knappe inhaltsgabe bezeugt, ernsthaft in die frage hineingedacht hat (Bürger aao.), mir mit ausdrücklicher beziehung auf Ehrismanns besprechung und die von ihm übergangenen abschnitte zugesteht, dass 'der beweis einer mehrfachen bearbeitung erbracht und der kern des ursprünglichen liedes richtig herausgeschält ist'. aber er kann meiner aufteilung nicht folgen, 'solange das verhältnis von *zn und *WO zu *MS nicht fester bestimmt' ist. dazu eben hofft der WOsw. beizutragen.

Auch Wilmanns constatiert s. 123 ein (schon contaminiertes) gedicht, das aller erhaltenen fassungen fundament sei, und es

unterligt ihm 'keinem zweifel, dass mehrere schichten von bearbeitungen übereinander liegen'. 'es ist durchaus glaublich, dass manche widersprüche, episoden und lästige weitläufigkeiten durch jüngere zusätze veranlasst sind; viele stellen lassen sich ausscheiden, ohne dass eine lücke wahrnehmbar wird: aber wie viele davon als interpolationen anzusehen sind und welche interpolationen demselben bearbeiter angehören, ist schwer zu erkennen.' zwar lassen sich manche zusätze noch local als solche bestimmen, aber das berührt nur die oberfläche der überlieferung. 'die annahme eines handschriftlichen exemplars, dass im laufe von hundert und mehr jahren ein bearbeiter nach dem andern mit zahllosen grofsen und kleinen zusätzen am rande und auf eingelegten blättern versehen habe', hält Wilmanns für 'möglichst unwahrscheinlich'. ich gesteh, dass sie auch mir unheimlich war und ist, und ich habe sie nicht leichten herzens sich entwickeln sehen: aber ich weifs zunächst nichts besseres und widerlegendes, und der behelf, dass sich des alten gedichtes 'weitere entwicklung nicht auf dem papier, sondern in der mündlichen, vielen wechselfällen ausgesetzten, schwer controlierbaren überlieferung' vollzog, ist eben nur ein behelf, dem unsre sämtlichen handschriften unrecht geben und dem obendrein die verkehrende auffassung zu grunde ligt, als könnten und wollten wir die überlieferung von ihrem ursprung her in ihre verzweigungen verfolgen, und das ist natürlich sogut wie immer unmöglich, auch bei schriftlichem weitergeben —: unsere aufgabe ist ja aber, von dem erhaltenen zur quelle emporzudringen, seine herkunft schematisch, mit construction nur der nötigen mittelglieder plausibel zu machen, und das ist immer möglich.

Also Wilmanns gibt mehrfache bearbeitung des archetypus zu — auch der schluss ist erst angehängt —, setzt zu meiner aufteilung das ganz natürliche fragezeichen, ist von meinem 'vertrauen zu der leistungsfähigkeit philologischer methode sehr weit entfernt', — und macht sich doch daran, rein aus der inhaltsanalyse und ohne jenen unendlich mühseligen philologischen apparat das geistliche gedicht zu reconstruieren, das dem archetypus vorausliege, von dem er eine spielmännische bearbeitung sei!

Seinen wesentlichen inhalt gibt er an wie folgt: 'als Oswald sich vermählen wollte oder sollte, erscheint ihm Christus in der gestalt eines pilgers und lenkt seine aufmerksamkeit auf die tochter des heidenkönigs Aron. ein engel, den er in der gestalt eines raben herbeiruft, richtet die botschaft aus. als dann Oswald selbst ausgezogen ist, um die jungfrau heimzuführen, und ratlos vor der festen, streng gehüteten burg Arons ligt, kam der heiland zum zweiten mal. in der gestalt eines goldenen hirsches lockt er den heidenkönig mit seinen mannen zur jagd aus der burg und gibt dadurch der tochter gelegenheit zu entweichen.

Aron verfolgt die flüchtigen mit einem starken heer; aber Gott schützt seinen liebling. als Oswald ihn um hilfe angerufen und gelobt hatte, keinem etwas zu versagen, der ihn im namen Gottes bitten würde, sendet er einen sturm, der die flotte der heiden zerstreut. mit der erfüllung des gelübdes und der erhöhung Oswalds zu einem heiligen und nothelfer schloss die legende'.

Aber die legende von SOswald ist ja bei Beda, Drogo und sonst erhalten und weiſs von alledem nichts (vgl. MOsw. 261 ff)! noch mehr: sie berichtet entgegengesetztes! nach Wilmanns gehört es der legende an, dass Oswald den kampf mit dem heiden verbetet, der kampf (in *MS + *WO + *zn) 'ist von einem bearbeiter hinzugefügt'. aber in der würklichen legende ist ja Oswald der groſse heidenkämpfer, solche kämpfe sind vielmehr das erste punctum saliens seiner legende, überhaupt seiner heiligkeit!

Und dann die behandlung des schlusses. Wilmanns gibt mir, wie gesagt, zu, dass er in *MS nachträglich angehängt sei. er fehlt auch in *zn und *WO. also fehlte er selbstverständlich auch in *MW? nach dem stemma scheint das unausweichlich. nein, sagt Wilmanns, er stand in der 'legende', er fiel in O oder *MW ab, er wurde in *MS wider zugesetzt! wie soll das jemand glauben?

Und der einzige beweis für diese höchst eigenmächtige beurteilung des schlusses ist, dass das gelübde auch seine betätigung verlange. aber erstens fragen wir dann vergeblich, warum O oder *MW das nicht empfunden, vielmehr den schluss ausgelassen haben? und wenn er so natürlich war, warum ihn nur ein interpolator *MS_2 widerfand, nicht auch die verfasser von *WO und *zn? zweitens: es bleibt ja in *WO noch ein andres gelübde ohne betätigung: das einer kirche. und das wird sogar zweimal geleistet. drittens: das gelübde, das sich aus *MS und *WO für *MW ergibt, ist, wie Ehrismann richtig ausführt, eine *spende*. *MS_2 gibt ihr aber den speciellen sinn, dass Oswald allen alles geben will, und der ist der ursprünglichen, erhaltenen legende fremd: die kennt Oswald nur als freigebig, gegen die armen besonders, und weiſs ganz andere geschichten davon zu erzählen, zb. die von der zerteilten silberschüssel und von der unverweslichkeit der spendenden hand. aber Wilmanns hat alles was ich von der legende und ihrer entwicklung und ihrem verhältnis zu dem brautfahrtstoffe gesagt habe, unbeachtet gelassen, so gut es sich auch zusammenschlieſsen mag. danach ist zwischen der kirchlichen legende und dem deutschen gedichte kein platz für die construction von Wilmanns; ich nehme eine dauernde einwürkung der legende auf unser Oswaldepos an, aber ich lehne seinen ursprung aus einem legendarischen geistlichen gedicht ab und täte es auch ohne kenntnis der legende auf grund meiner philologischen untersuchung.

Soweit die einwände der recensenten. ich halte meine positionen mit den angegebenen einschränkungen und bin ja dabei meist in der recht bequemen lage, verehrte männer gegen einander anführen zu können. die abschnitte des MOsw., die *WO in die betrachtung einbezogen und ausdrücklich als vorläufig bezeichnet sind (III 3—4), sollen natürlich kraft eigner kritik erneuert werden, und auch andres muss nochmals zur sprache kommen.

Charlottenburg, 10 october 1911. **Georg Baesecke.**

HEINZELIN VON KONSTANZ. Konrad Beyerle hat mir vor einiger zeit sein buch 'Die geschichte des chorstifts und der pfarrei St. Johann zu Konstanz' (Freiburg 1908) zum geschenk gemacht. ich bin erst in diesen ferien dazu gekommen es zu lesen, und da hat sich mir eine beobachtung ergeben, auf die mich eigentlich schon die titelvignette hätte hinführen können, wenn ich sie nur gleich aufmerksam betrachtet hätte. ich teile was ich gefunden habe hier mit, um so zugleich dem geschätzten collegen für diese und andere schönen gaben meinen dank abzustatten.

Klein Heinze oder Heinzelin, der küchenmeister des grafen Albrecht (v) von Hohenberg, dem FPfeiffer durch einen gewaltspruch die 'Minnelehre' anhängen wollte, ist der verfasser zweier streitgedichte, von denen das eine im gespräch zweier weltdamen die vorzüge von ritter und pfaffen als liebhaber erörtert (RP.), das andere (JJ.) den streit zweier klosterfrauen zum ausgang nimmt, um SJohannes den Täufer und SJohannes den Evangelisten in edlem wetteifer ihre tugenden und verdienste wechselseitig preisen zu lassen. beide gedichte sind uns in der Würzburger hs. des Michael vom Löwenhofe erhalten[1], JJ. noch einmal in dessen hausbuche und aufserdem in der Berner hs. des Matthias von Neuenburg[2]. die beziehungen von Heinzelins gönner zu dem biographen des Strafsburger bischofs Berthold von Buchegg einerseits und zu dem Würzburger protonotar anderseits sind uns bekannt: selten ruht die überlieferung eines mittelalterlichen dichtwerks so deutlich auf persönlichen verbindungen.

Der erste der das erkannt hat, ist Ruland gewesen, aber er zog aus einer guten beobachtung einen falschen schluss. das besondere interesse welches Michael de Leone an dem gedicht von den zwei Johansen nahm, erklärte er ganz gewis richtig aus Würzburger verhältnissen: dort gab es seit bischof Heinrich I

[1] Ruland Die Würzburger hs. (Wbg. 1851, sa. aus dem Archiv d. hist. ver. zu Würzburg bd 11) s. 39; WMeyer Die buchstabenverbindungen der sog. gotischen schrift (Berlin 1897) s. 103—107; Arch. f. hess. gesch. u. alt. n. f. bd 3, s. 33. [2] GGN. phil.-hist. cl. 1899, s. 49ff. 65f.

(995—1018) zwei Johannisstifter, deren eines (Neumünster) dem Evangelisten, das andere (Haug, 'in monte') dem Täufer geweiht war; nach Ruland aao. muss ich annehmen, dass das letztere später noch den Evangelisten als patron hinzunahm, sodass es dann auch 'ad utrumque SJohannem in Haugis' genannt wurde. in jedem falle war hier der boden des interesses für ein streitgedicht wie das Heinzelins gegeben. aber sicher falsch ist Rulands annahme, der Konstanzer dichter habe seinen herrn, der als provisus (seit 1345) für Würzburg bestimmt war, dorthin begleitet und so erst die anregung für sein werkchen empfangen. die anregung stammt vielmehr aus Konstanz, dort ist das gedicht, vielleicht schon ein paar decennien vor der für Albrecht wenig erfreulichen Würzburger episode, entstanden.

In Konstanz gab es seit den tagen des heiligen Konrad eine pfarrkirche zu SJohann, aus der dreihundert jahre später ein chorstift erwuchs. die anregung dazu gieng von dem magister Ulrich von Überlingen aus, der in den 1260er jahren leutpriester der Johannespfarrei war (Beyerle s. 17ff). schon am 16 dec. 1266 erhielt die gründung die bischöfliche sanction, 1267 gab der dompropst seine zustimmung, 1268 erfolgte die wahl des ersten propstes; mit der abfassung der statuten und der vollendung des kirchenbaus erreicht die gründungsperiode 1276 ihren abschluss (Beyerle s. 40). die neue stiftskirche und ebenso wol die alte pfarrkirche stand unter dem doppelten patronat des SJohannes Baptista und SJohannes Evangelista: das hebt der dompropst graf Konrad von Freiburg unterm 1 oct. 1267 bedeutsam hervor (Beyerle s. 23), und obwol es im namen des 'capitulum SJohannis' nicht zum ausdruck kam, tritt es doch bei verschiedenen anlässen zutage: so wenn von dem minimalzins, der zweipfennigrente, 1 ₰ auf Johannes Bapt. und 1 ₰ auf Johannes Ev. entfällt (Beyerle s. 113). besonders aber tritt es uns im ältesten siegel des capitels entgegen (Beyerle titelblatt u. abb. 16, s. 67): unter einem spitzbogen sehen wir den Täufer in halber figur, mit dem agnus dei in medaillon; darüber den adler des Evangelisten mit spruchband IOHES. für die siegel der chorherren, die sich vollzählich an der urkunde vom 18 dec. 1276 (Beyerle zu s. 40) erhalten haben, ist nun charakteristisch, wie sie sich gegenüber diesem doppelten patronat verhalten: beide Johannes in stehnder figur weisen auf die siegel des ersten propstes Heinrich vKlingenberg d. ä. (abb. 3, s. 28), des chorherrn Walther vLaubegg, der 1279 sein nachfolger wurde (abb. 6, s. 31), und des plebans Erlewin (abb. 31, s. 40b); für den Täufer hat sich entschieden mag. Konrad Pfefferhart, dessen siegel das haupt des heiligen[1] in der schüssel aufweist, sowie Heinrich vDenkingen, der das agnus dei gewählt hat (abb. 11, s. 36); für den Evangelisten graf

[1] aus späterer zeit hat den heiligen selbst in ganzer figur etwa der custos Friedrich Dietrich (abb. 35, s. 426).

Berthold (III) vHeiligenberg und Walther Schamlier (abb. 12. 13, s. 37), welche beide den adler in der art des capitelsiegels führen[1].

Es ist ohne weiteres klar, dass die dichterische behandlung eines themas, das an sich, wie RKöhler Germ. 24, 385 ff gezeigt hat, damals zu den lieblingsgegenständen der discussion bei religiosen aller art — und gewis auch bei den laien — gehörte, in den geistlichen kreisen der alemannischen bischofsstadt besondern anklang erwarten durfte, wo das *disputieren* (JJ. 14, 1) über den vorzug des einen oder des andern heiligen gewis oft genug auf die tagesordnung kam. sagt doch der dichter selbst (13, 4) von diesem 'krieg': *der wert noch hiute.*

Heinzelin betont ausdrücklich (9, 5 f), dass er eine quelle hatte: *ich las ez eben ûz der schrift als ichz ze rîme rihte.* 'die schrift' ist unter allen umständen etwas lateinisches, und es ist möglich, dass Caesarius vHeisterbach, der im Dial. mir. VIII 51 den vorgang ganz ähnlich berichtet[2], diese quelle geboten hat[3].

Die entstehung des deutschen gedichtes wird man ohne weiteres in die zeit von Albrechts Konstanzer aufenthalt setzen, der spätestens 1317 beginnt; früher nahm ich (GGN. 1899 s. 66) an, der gräfliche domherr habe Konstanz bereits 1337 den rücken gekehrt, nach den ausführungen von Beyerle im Konstanzer häuserbuch II 218 scheint es aber, dass die legierung seiner curie an den domherrn Albrecht Schenk von Beienburg, aus der ich jenen schluss gezogen hatte, nicht realisiert wurde, der betr. domherrenhof[4] vielmehr im besitze des Hohenbergers blieb, dem also diese residenz auch noch zur verfügung stand, als er bei der bischofswahl in Konstanz 1344 abermals unterlag. immerhin ist es am wahrscheinlichsten, dass die gedichte Heinzelins der ersten Konstanzer zeit Albrechts ('um 1320') angehören.

Dass der küchenmeister ein ausgesprochener nachahmer Konrads vWürzburg ist, hierin deutlich unterschieden von dem verfasser der Minnelehre, hat Höhne in seiner dissertation richtig hervorgehoben. es wird aber nötig und möglich sein, den umfang dieser Konradlectüre genau zu begrenzen. auf den ersten blick tritt, neben der starken benutzung von wendungen aus Konrads lyrik, zutage, dass die Klage der Kunst die strophenform und zahlreiche reimklänge und redewendungen für JJ. hergegeben hat: und nun wolle man sich erinnern, dass dies werkchen uns nur erhalten

[1] der rest der chorherren bringt im siegel ein selbstbildnis oder ein wappenbild. [2] er localisiert ihn nach seiner art: in dem frauenkloster Fraulautern gegenüber Saarlouis [3] wer weiſs übrigens auskunft zu geben über das schicksal der hss. von Ludwig Tross, der nach JGrimms notiz Kl. schr. IV 325 n. 1 'ein lat. gedicht des scholaster Franco aus Meschede vom j. 1330 (dem papst Johann XXII gewidmet) über diesen gegenstand' besessen hat? Franco von Meschede nennt sich akrostichisch als verfasser der 'Aurea fabrica de laudibus virginis gloriosae' Zs. 2, 168 ff. [4] es handelt sich um das gebäude Theaterstr. nr 2 u. 4, das als St. Konradihaus heute den bischöflichen gymnasialconvict beherbergt.

ist in der Würzburger hs.! Michael de Leone hat also wahrscheinlich mit den dichtungen Heinzelins auch dies sein poetisches muster aus den händen Albrechts von Hohenberg erhalten.

Es waren keineswegs angenehme geschäfte welche im jahre 1349 der protonotar des bistums Würzburg mit dem päpstlich providierten, aber vom domcapitel abgelehnten Hohenberger zu verhandeln hatte: ihr ziel war erst erreicht, als es gelungen war den unbequemen 'provisus' aus der stadt des hl. Kilian an den sitz des hl. Corbinian abzuschieben. aber es ist eine freundliche vorstellung, wie sich die beiden in stunden des waffenstillstands (oder auch erst nach dem friedensschluss?) auf einem neutralen boden, in der liebe für die deutsche dichtung gefunden haben. und sie erhält einen humoristischen beigeschmack dadurch, dass Michael gegenüber den poetischen erzeugnissen des Konstanzer küchenmeisters, die graf Albrecht mitbrachte, auf die gereimten producte eines einheimischen kochkünstlers hinweisen konnte: des Königs vom Odenwalde. E. S.

PARZIVAL UND GREGORIUS. Nach der begegnung mit Sigune kehrt der junge Parzival 142, 11 ff bei einem fischer ein, der sich als *ein arger wirt* und *aller güete lære* erweist: erst als ihm der jüngling Jeschutens brosche hinreicht, versteht er sich dazu, ihn zu beherbergen und seinen hunger zu stillen. am andern morgen gibt er ihm noch auf eine weite strecke das geleite und verlässt ihn erst im anblick der bretonischen hauptstadt. dass dieser ungastliche kerl ein fischer ist, muss auffallen: denn Parzival befindet sich ja laut 142, 3 ff auf einer grofsen heerstrafse *(diu was gestrîcht unde breit),* die gerade auf die Bretagne zuführt: ein fluss wird nicht überschritten, von einem see ist nirgends die rede!

Nun meint Martin in der anmerkung bd II s. 144 (vielleicht um diesen einwand abzuschwächen?): 'fischer gelten als unfreundlich, vgl. Hartmann Gregor. ebenso schiffer und vergen, vgl. in der deutschen heldensage Norpreht [im Rosengarten] und in den Nib. 1487. Fergus s. 107.' nun, dass die vielbemühten fährleute oft grobiane sind und in der alten dichtung gern als solche und schlimmer hingestellt werden, geb ich zu — mit den fischern aber ist das doch eine andere sache. die kommen gar nicht selten in die lage, ertrinkende zu retten und an gestrandeten mit ihren einfachen mitteln gastfreundschaft zu üben: die geschichte der Crescentia (Kchr. 11896 ff) ist da nur ein typus für viele ähnliche erzählungen. und soll ich anderseits erinnern an meister Ise, den *fischer hêre und wîse* und gar an Anfortas, der im v buche des Parzival (225, 13. 226, 1 usw.) als *vischære* auftritt und dessen beiname 491, 13 ff erklärt wird? nein, es lag gar keine nötigung vor, den 'argen wirt', den Wolfram hier einführt, zu einem fischer zu machen: bei Chrestien begegnet Perceval an der

entsprechenden stelle (v. 2096ff) einem köhler, der seinen esel vor sich hertreibt und ihm einige auskunft über könig Artus erteilt. vielmehr ligt hier eine litterarische reminiscenz vor: eben an den letzten teil des Gregorius! nach der schmerzhaften trennung von seiner gattin und mutter meidet der jugendliche fürstensohn, dem man auch im *dürftigen gewande* (v. 2750) die vornehme herkunft ansieht, die pfade der menschen und gelangt in weltabgeschiedener gegend, indem er einem schmalen gebirgssteig abwärts folgt, zum ufer eines sees (v. 2755—72). Hartmann schliefst sich hier und im folgenden an seine französische quelle (die für diese partie aus der Londoner hs. Bieling, progr. 1874 s. 17ff abgedruckt hat) ziemlich genau an: nur scheint der landschaftliche hintergrund verschoben, insofern der Deutsche einen bergsee an die stelle des meeres treten lässt. zu Greg. v. 2775ff

unz er ein hiuselîn gesach:
dar kêrte der arme durch gemach.
ein vischære het gehûset dâ

vgl. Parz. 142, 13ff

Do ersach der tumpheit genôz
ein hûs ze guoter mâze grôz[1].
dâ was inne ein arger wirt —
daz was ein vischære
und aller güete lære.
den knappen hunger lêrte
daz er dergegene kêrte[2].

Wolframs wirt offenbart sich sofort als ein arger geizhals, derjenige Hartmanns (resp. des Franzosen) obendrein als mistrauisch und argwöhnisch. nachdem der *vilân* Wolframs durch das dargebotene schmuckstück gewonnen, der *übele vischære* (v. 2835) Hartmanns durch die fürsprache seines mitleidigen weibes besänftigt ist, machen sie beide ihre beobachtungen:

Parz. 143, 12 *'ine gesach nie lîp sô wol getân',*
Greg. 2909f *'ezn gesach nie man noch wîp*
deheinen wætlîchern lîp.'

In der erzählung von Gregorius hat der fischer seinen festen platz: fischer haben den knaben einst gerettet — ein fischer muss den mann an den felsen schliefsen, er muss den schlüssel in den see werfen, um ihn nach 14 jahren aus dem bauche eines fisches wider zutage zu fördern. um die grausame handlungsweise des mannes zu erklären (die doch von der legende als notwendig gefordert war!), hat ihn der französische dichter gleich bei der ersten begegnung als einen rohen und eigennützigen gesellen geschildert und ihm zur milderung eine weichherzige frau gegeben — die dann freilich den armen Gregorius nachher ebenso wie ihr mann vergisst.

[1] dh. 'ein ziemlich kleines haus', vgl. Martins anmerkung. [2] der sperrdruck soll hier nur die übereinstimmung im tatsächlichen betonen: der wortlaut ergibt sich aus der gleichen situation.

und diese unsympathische gestalt des fischers hat von Hartmann als episodische figur Wolfram übernommen. nicht unbewust, wie ich glaube: denn unmittelbar darauf, sobald Parzival und sein wirt der fischer das haus verlassen haben, fährt der dichter fort (143,21)

mîn hêr Hartman von Ouwe! **E. S.**

HEINRICH VON HESLER URKUNDLICH? Von einem fündlein, das zu ergänzen mir die herren proff. Dobenecker in Jena und Pfau in Rochlitz ermöglichten, will ich kunde geben.

Zu den kleinern commenden der deutschordensballei Thüringen gehörte das kloster Zschillen oder Schillen bei Rochlitz, für welches im 16 jh. (nachweislich erst seit 1543) die benennung Wechselburg aufgekommen ist: unter diesem namen ist es jedem freunde der kunstgeschichte wolbekannt. es wurde im j. 1278 durch markgraf Heinrich den Erlauchten den regulierten chorherren entzogen und mit genehmigung des bischofs Withego von Meifsen den deutschordensherren verliehen; vgl. WClemPfau Grundriss der chronik über das kloster Zschillen, Rochlitz (1909) s. 108 ff. der charakter dieser stiftung war und blieb vorwiegend klösterlich (ebda s. 301 ff), die zahl der geistlichen brüder überwog, und die würden des propsts und des comturs konnten nach den bei der übernahme getroffenen bestimmungen in einer person vereinigt sein. dieser fall ist tatsächlich nachweisbar für die jahre 1341/42, wo ein Heinrich von Hesler beide ämter verwaltete. so erscheint er in einer ungedruckten urkunde vom 16 mai 1341 (bei Pfau s. 206): *honorabili et religioso viro domino Heinrico de Heseler preposito et commendatori ordinis domus Theutonice in Schillen*; und weiter in einer urk. v. 8 aug. 1342 (bei Herquet Urkb. d. reichst. Mühlhausen i. Th. s. 471 nr 952), wo er als zweiter nach dem provincial unter den ausstellern steht: *fr. Henricus de Heseler prepositus et commendator in Schillen.* zunächst hat er nur das geistliche amt bekleidet: denn zweifellos ist er der propst 'Heinrich v. Höseln', dessen name in dieser entstellung nach e. urk. v. 1 märz 1333 citiert wird (Pfau s. 198); auch die urk. v. 16 aug. 1334 (ebda) erweist dass damals beide ämter getrennt waren. nach Heinrich, dessen tod oder ausscheiden nicht feststeht, sind die beiden ämter wider getrennt, spätestens z. 2 jan. 1352 (Pfau s. 305).

Was Helm bei verschiedenen gelegenheiten über die zeit und person Heinrichs von Hesler zusammengestellt hat, zuletzt in der vorrede zum Ev. Nicodemi s. LXXXI—XCV, ist noch immer soweit unsicher, dass es sich empfiehlt, den oben nachgewiesenen in erwägung zu ziehen, einen deutschordensritter, der die weihen empfangen hatte und recht wol, ehe er propst und comtur an der Mulde wurde, ein jahrzehnt oder länger an der Weichsel geweilt haben kann. **E. S.**

Druck von J. B. Hirschfeld in Leipzig.

ANZEIGER

FÜR

DEUTSCHES ALTERTUM

UND

DEUTSCHE LITTERATUR

HERAUSGEGEBEN

VON

EDWARD SCHROEDER UND GUSTAV ROETHE

FÜNFUNDDREISSIGSTER BAND

BERLIN 1912
WEIDMANNSCHE BUCHHANDLUNG
SW. ZIMMERSTRASSE 94

INHALT.

Seite

ANZEIGER

FÜR

DEUTSCHES ALTERTUM UND DEUTSCHE LITTERATUR

XXXV, 1. april 1911

Karl Verner. Afhandlinger og breve udgivne af Selskab for germansk filologi med en biografi ved Marius Vibaek. trykt på Carlsbergfondets bekostning. København, J. Frimodts forlag (und Leipzig, Otto Harrassowitz) 1903, XCII und 372 ss. 8°.

Der junge germanist von heute hantiert mit dem 'Vernerschen gesetz' wie mit dem 'Grimmschen' oder dem i-umlaut oder der 'brechung' oder sonst einem der älteren requisiten der historischen grammatik. wer aber in der mitte der verflossenen 70er jahre selbst noch studierte, den umschwung, den Verners entdeckung in plötzlicher wie andauernder würkung hervorrief, mitanschaute und erlebte, dem hängt an ihr noch eine menge persönliches, aus ihrer aufnahme bei seinen lehrern und studiengenossen, aus dem phänomen des entdeckers, der deutschen namen trug, aber Däne war, später noch ab und zu in deutsche zeitschriften kleine beiträge sante, für die germanistische öffentlichkeit dann verstummte und so für manchen den schein eines meteors annahm, das hell einmal aufglänzt, dann verlischt. ein solcher leser des vorliegenden buches wird auch stärker den reiz empfinden, den dieses schöne denkmal des früh verstorbenen ausübt, und stärker die überzeugung würdigen die es schafft: dass die entdeckung selbst kein geschenk des zufalls, sondern der gewinn planmäſsiger studien war, den ein mit angeborner starker kraft auf beobachtung lebendiger sprache gerichtetes talent auf seinem wege fand. dieselbe kraft äuſsert sich in anderen weittragenden beobachtungen, die Verner in briefen darlegt (und verstreut): die lebende sprache, die vorstellung des überlieferten als gesprochener sprache, seine deutung aus zuständen gesprochener sprache heraus bleibt immer das treibende und stoffgebende. Verner war slavist, die germanistische entdeckung war parergon seiner studien über slavischen accent, sein hauptwerk, das accentsystem der slavischen sprachen — lebte vorderhand in seinen akademischen vorlesungen, zu einer für den druck bestimmten abfassung kam er nicht — weil ihm in Kopenhagen die lebendige unmittelbare berührung mit slavischen idiomen fehlte, die vervollständigt hätte, was er in jüngeren jahren in Russland und Westpreuſsen gesammelt und beobachtet hatte?

Die veröffentlichung des buches wurde von der Kopenhagener Gesellschaft für germanische philologie auf anregung von Marius

Vibaek unternommen, der auch den biographischen teil geschrieben hat. als material lag zunächst das vor was Verner bei lebzeiten drucken liefs. fast alles sprachwissenschaftliche ist hier auf 115 ss. wider vereinigt. die beiden abhandlungen aus Kuhns zeitschrift bd 23 sind nach Verners handexemplar mit einigen dort vorgefundenen zusätzen abgedruckt, unter denen die bemerkungen über die suffixform in *hauhiþa* u.ä. einerseits, *auþida*, *vairþida* anderseits hervorzuheben sind. hierzu kommt ein zu ende der 80er jahre verfasster, unvollendeter aufsatz über den gebrauch grofser anfangsbuchstaben in der dänischen orthographie, der nach Verners tod zuerst in der Dania bd 4 veröffentlicht worden war. Verners auf die praxis des unterrichts sich beziehender vorschlag, im schreiben die grofsen anfangsbuchstaben nur für eigennamen und nach gewissen satzzeichen anzuwenden, lesetexte hingegen in der schreibung ihrer verfasser zu drucken, entspricht zwar durchaus den wissenschaftlichen ausgangspuncten des aufsatzes, wäre aber in seinem zweiten teil wol erst beim mittleren unterricht durchführbar. aus dem verzeichnis der publicationen Verners s. x ersieht man das wenige das in die sammlung nicht aufgenommen wurde. darunter sind die artikel, die er zu Salmonsens grofsem conversationslexikon beigesteuert hat: nach der bemerkung auf s. LXXII der biographie scheinen sie litterarhistorischer art zu sein, und man wünschte wenigstens proben gerade dieser singularität in Verners schriftstellerei. man vermisst auch die skizzen 'Fra en ferierejse i Rusland' (aus der Aarhuser zeitung Jyllandsposten 1873), und wenn auch nur als stilprobe. denn in den briefen, besonders denen an Hoffory, ist seine feder (und seine polemik) viel lebhafter als man sie bisher aus den gedruckten sprachwissenschaftlichen abhandlungen kannte — vielleicht weil diese zumeist in der ihm nicht ganz geläufigen deutschen sprache gedruckt sind (man vgl. zb. seinen brief an Kuhn s. 297). ein vortrag den Verner in der Kopenhagener gesellschaft der wissenschaften 1892 über seine phonometrischen untersuchungen hielt, ist (vgl. s. LXXVII) nicht gedruckt worden.

Aufserdem verfügten die herausgeber über eine auswahl aus Verners hinterlassenen papieren, die nach seinem tod Cl.Wilkens getroffen hatte. sie enthielt briefe an ihn und entwürfe zu eigenhändigen briefen. ein aufruf an das publicum bot wenig ergänzung. Vibaek brachte bei einem aufenthalt in Deutschland einige briefe an Verners alte Leipziger freunde und jüngere bekannte hinzu. die hauptmasse der wichtigen correspondenz mit Hoffory tauchte nicht mehr auf — an dem inhalt des restes beurteilt, ein empfindlicher verlust. später konnten mit hilfe Thomsens die wertvollen briefe an seinen lehrer, den slavisten CWSmith, einbezogen werden, die von der wissenschaftlichen ausbeute der reisen nach Russland und in das kaschubische gebiet Preufsens reden, und noch einiges andere. aus diesem vor-

rat wurden ausschliefslich briefe Verners, und zwar das aus ihnen was wissenschaftlicher natur ist, herausgenommen. mitteilungen aus seinem äufseren leben wurde zumeist ausgelassen, aber in der biographie verwertet und zum teil dort abgedruckt. doch auch das dort aufgenommene beschränkt sich auf die geschichte seiner wissenschaftlichen entwicklung. das in engerem sinne private ist sehr spärlich vertreten. der monumentalität des buches kommt das zu gute, aber die menschliche persönlichkeit Verners wäre anders wol anschaulicher geworden. auch aus den briefen an ihn wünschte man mehr mitgeteilt, besonders aus der zeit der entdeckung des germanischen freien accents, die nun einmal im mittelpunct seines andenkens wie auch dieses buches steht. so tritt die impulsivität Scherers in der biographie nicht recht hervor, Verner erscheint dabei ziemlich steifleinen. ein latenter gegensatz zu Scherer, in den er durch seine beziehungen zu den 'junggrammatikern' geriet, ist s. LVIII angedeutet. auch aus der darstellung Vibaeks schimmert hervor, dass man seine Hallenser zeit, mit den paar germanistischen artikeln die sie zeitigte, für wenig fruchtbar hielt: als ob nicht seine beschäftigung, stellung, verkehr dort doch von ganz anderer bedeutung für ihn gewesen wäre, als der hauslehrerposten, die eisenbahn-practicantenanstellung, an die zu denken er in Aarhus gezwungen war!

Der wissenschaftliche gehalt der briefe legt glänzendes zeugnis ab für das intensive, höchst fruchtbare forscherleben des jungen unter sehr erschwerenden umständen arbeitenden gelehrten: was ihn lebenlang beschäftigte, was die haupttitel seiner berühmtheit schuf, ist in den briefen aus seinem sechsten quinquennium bereits enthalten. er gehört zu den allerersten, die von der lebenden sprache weg aus den weg zum verständnis historischer erscheinungen suchten (jeg er en ivrig partigænger for 'det levende ord' s. 173), lautphysiologisches, vor allem der accent, steht von anfang an im vordergrunde; die slavischen sprachen sind sein nächstes studiengebiet, aber mit weitem blick und der ihm eignen exactheit (jeg er . . en meget langsom arbejder s. 169) geht er im bestreben beleuchtende parallelen zu finden auf indisches, germanisches gebiet hinüber und studiert dort die verwanten fragen. die briefe schwellen zu abhandlungen über den indischen udatta und svarita, den griechischen accent, den dänischen stofston — über diesen hat er ein eigenes werk im auge.

Und mit dieser richtung seiner frühzeit hängt auch die arbeit zusammen, die in späteren jahren ihn lebhaft beschäftigt, die construction eines phonometrischen apparates. dessen beschreibung, von der hand seines bruders, des ingenieurs RWerner, beschliefst den band. **Joseph Seemüller.**

Eigla-studien von **A. Bley**, professor an der universität Gent. [Université de Gand. Recueil de travaux publiés par la faculté de philosophie et lettres. 39me fascicule.] Gand 1909/10 xx ss. x + 253 ss. 8.— 8 fr.

Bleys darstellung folgt der heuristischen methode. um kurz zu sein, habe ich im folgenden eine systematische darstellung seiner gedanken zu geben versucht. indessen bin ich nicht ganz sicher, den gedanken, die Bley bei verschiedenen gelegenheiten in verschiedener form ausspricht, im system immer die von ihm gewünschte stellung und schwere gegeben zu haben. die sagas sind im grofsen und ganzen nicht als historische werke nach den anforderungen unserer zeit zu bezeichnen (s. 64. 129). sie tragen alle nach gehalt und gestaltung eminent poetische, dh. auf das gefühl berechnete züge an sich (s. 64—113. 126. 129). so sind die sagas poetische, und zwar wegen der künstlerischen, erzählenden darstellung epische werke (s. 121—129). poetisch und historisch (nach unseren anforderungen) schliefst sich aber aus (s. 112). trotzdem kann man eine reihe von sagas als 'historische sagas' bezeichnen, weil sie politischen inhalt haben und auf zeugnissen beruhen, die wenigstens einen starken kern von wahrheit besitzen (s. 113f. 129). das sind die konungasögur. dagegen haben die slægtsögur nicht politischen, sondern privatgeschichtlichen inhalt, und dieser ermangelt der beglaubigung (s. 114). die privatgeschichte der Eigla kann, weil poetisch, nur in geringem grade anspruch auf glaubwürdigkeit machen (s. 131). die zt. grofse masse mitgeführten historischen, dh. beglaubigten politischen stoffes kann die zuteilung zur andern gruppe nicht bedingen (s. 64).

Dementsprechend sucht Bley speciell für die privatgeschichte der Eigla zu beweisen:

1. sie ist durch quellen nicht beglaubigt, und die zeugnisse widersprechen ihr sogar. 2. sie ist nach den bedingungen der zeitgeschichte des zehnten und elften jahrhunderts nicht wahrscheinlich und nicht möglich. 3. sie ist nach allgemeinen bedingungen poetischer schöpfungen gearbeitet und zu verstehen. 4. sie zeigt die geistig-moralische physiognomie Snorres; also ist sie sein werk.

Zu 1. die Eigla ist durch quellen nicht beglaubigt, ja die zeugnisse widersprechen ihr sogar. die konungasögur wissen von Þórólf Kveldúlfsson nichts. Landnámabók (Sturlubók und Melabók) beruhen auf der Eigla; Eyvind hat nicht die witwe Þórólfs geheiratet, ja der bruder Skallagríms hat Herlaug geheifsen (Hauksbók) und Ketil hæng kann nicht Þórólf gerächt haben, den es nie gegeben hat (s. 179—190). so fällt der inhalt von Eigla 1—27; denn für Skallagríms ansiedelung wird es eine mündliche überlieferung von einiger ausdehnung noch nicht gegeben haben. sie verdiente auch wenig glauben, weil ihre wesentlichen bildungskräfte gefühl und phantasie sind. Egils grofse

gedichte zeigen, dass das verhältnis Egils zu Eirík immer gut gewesen ist, die scene der haupteslösung ist in würklichkeit die lösung einer augenblicklichen heftigen verstimmung: Arinbjörn hellt einen irrtum auf (s. 27—63). mithin fällt die ganze reihe der vorhergehnden ereignisse, deren 'notwendige' folge (s. 52) die scene in York ist, dh. das ganze streitverhältnis zwischen Egil, ja dem Kveldúlfsstamme und Haralds geschlechte ist unhistorisch.

Zu 2. die Eigla enthält gerade in ihrem kern so viele historische unmöglichkeiten, dass sie auch schon deswegen nicht als geschichtlich gelten kann. so sind die stellungen Ölvis, Þóris, Arinbjörns, ohne die die handlung nicht denkbar ist, an den königshöfen unmöglich (s. 104). so widerspricht Eiríks milde und weichheit in York durchaus den allgemeinen anschauungen seiner zeit und seinem historischen bilde (s. 50 ff). Harald hätte sich lächerlich gemacht, wenn er wie ein wahnsinniger seinem eigenen boten zu Þórólfs tötung vorausgeeilt wäre (s. 102 u. a.). endlich muss man fragen, ob ein geschlecht von so idealer art wie das Kveldúlfs der Eigla jemals in Norwegen existiert hat (s. 144). aus solchen gründen ist gar nicht daran zu denken, dass die familiengeschichte der Eigla historisch ist.

Zu 3. die Eigla stellt sich bei einer durchmusterung der capp. 1—61 als ein poetisches werk dar. 'hauptmerkmal eines poetischen werkes ist die klar hervortretende tendenz, in einer bestimmten, dh. in ästhetischer weise auf das gefühl zu würken' (s. 67f). sie äufsert sich durch die beschaffenheit des inhalts wie durch dessen gestaltung. der gefühlsgehalt der Eigla deckt sich mit einem grofsen teile der gefühlswelt der zeit Egils oder des verfassers.

1. die gefühle a) als triebfedern der handlung sind allen lebensbeziehungen jener zeit entnommen: familie, sippe, fóstralag, freundschaft, hass und rache, selbstgefühl (s. 67 bis 81). auch b) der 'sonstige, auf das gefühl berechnete inhalt' (s. 82) ist reich: kämpfe, aufsergewöhnliches, übernatürliches, sittenschilderung, anderes detail (s. 82—85). 2. zweitens ist die gestaltung des stoffes poetisch: a) im einzelnen zeigt sich dramatische gestaltung, ferner zusammenrückung zu þáttartigen gruppen, und endlich im ganzen eine gesamtcomposition (s. 85—95). b) ununterbrochen waltet die strenge causalität und c) erübrigt dadurch die chronologie (s. 95—99). d) die poetische art des wahrscheinlichkeitsbegriffs erweist die nicht ganz seltene verwendung historischer unmöglichkeiten im dienste einer zielvoll auf das gefühl würkenden darstellung, zb. Arinbjörns unmögliche rolle vor Eirík, Haralds zug gegen Þórólf (s. 99—106). dazu e) die methode der auswahl des stoffes, die vereinfachung, variation und der parallelismus (s. 106—108). f) die rollen-

verteilung an die einzelnen personen, ihre typische oder ideale charakterisierung (s. 109—112). ferner: die stoffe der Eigla zeigen vielfach klar das auswürken poetischer motive: zaubergeschichten, berserkerstoffe, weissagungen auf grund fatalistischer weltanschauung (s. 126f). hierher darf ich denn wol in Bleys sinn auch Þórólfs geschick rücken: dieses ist 'ein gradezu typisches motiv der poesie, die es liebt, ergreifende menschliche schicksale aus unbewuster schuld hervorwachsen zu lassen' (s. 25); es ligt etwas tragisches in seinem untergang (s. 21). denn Björgólfs ehe mit Hildiríđ ist rechtskräftig; die söhne dieser frau sind erbberechtigt, und Þórólf, der den sachverhalt nicht übersehen hat, hat unbewust unrecht getan, indem er den worten der verstimmten freunde glauben schenkte. die Eigla ist also ein poetisches werk, 'woraus sich mit notwendigkeit ergibt, dass sie ein historisches nicht sein kann' (s. 112).

Im besonderen wird die litterarische art der Eigla noch dadurch gekennzeichnet, dass sie die tendenz an der stirn trägt, die mitglieder der familie Kveldúlfs mit einer möglichst glänzenden glorie zu umgeben. das zeigt die kurze aufzählung ihrer ruhmestitel (s. 144ff). Egils charakter ist der einzige der einen entschieden ungünstigen eindruck macht (s. 150ff). gehören die hässlichen handlungen Egils würklich in die Eigla hinein, so kann natürlich von einer tendenz zur idealisierung nicht die rede sein. das tun sie aber nicht, mit ausnahme der ersten, der unterschlagung von Ađalsteins schatze. ein entwurf, 'wie nach den gegebenen (sachlichen und künstlerischen) voraussetzungen aller wahrscheinlichkeit nach Egils weitere geschichte seit seinem abschiede von könig Ađalstein zu verlaufen hatte' (s. 152), gedenkt der Ljótgeschichte und der Wermlandreise gar nicht. beide sind historisch unmöglich, sie stehn auf einem anderen künstlerischen niveau als die übrige Eigla und sind daher auszuscheiden. ebenso steht es mit dem hässlichen zuge: Egil durchbeifst Atli die kehle. die Ljótgeschichte selbst ist eine gewöhnliche junge berserkergeschichte, der rechtsstreit nach früheren capiteln der Eigla gebildet, die Wermlandreise ist nach dem muster der sendungen Olafs d. H. nach den Färöer und Jamtland erfunden (s. 150—176). die schatzgeschichte samt der von der beerdigung Skallagríms aber hat der verfasser überkommen und wegen ihres menschlichen gehalts und des sich darin spiegelnden volksglaubens dargestellt. aber dieser fleck konnte dem gesamtbilde eines bewundernswürdigen helden nicht wesentlichen eintrag tun. auch Egil ist eine idealfigur (s. 176—179).

Zu 4. unter den schriftstellernden Sturlungen des 13 jahrhunderts kommt nur Snorre als verfasser der Eigla in betracht. es spiegelt sich in ihr seine geistig-moralische physiognomie (s. 197). sein geistiges haupterlebnis ist die abfassung der Heimskringla; ihre auffallende verwantschaft mit der Eigla zeigt

sich in folgenden punkten: in der ausgedehnten behandlung der norwegischen geschichte in der Eigla, verwertung des hauptmotivs der königsgeschichte, des kampfs der geschlechter gegen das königtum, darstellung der verhältnisse Hálogalands nach der umgebung Háreks ór Þjóttu, bildung Þórólf Kveldúlfssons nach Erling Skjálgsson (s. 205—208) und Háreks und Arinbjörns nach Erling. auch hat die Hkr. den keim zur idee der charakterbehandlung der Kveldúlfsfamilie gegeben. nach der vollendung der Hkr. muste sich Snorre nach einem stoffe umsehen, und Egil, der ihn als dichter wie als ahn stark interessierte, bot in seinen schicksalen soviel berührungspunkte mit seinem eigenen leben, 'dass es kein wunder ist, dass er sich gedrungen fühlte, eine poetische geschichte Egils zu schreiben und sie zu einer synthese der geschichte des vikingerzeitalters wie seiner eigenen erlebnisse zu gestalten' (s. 209). dazu trat der wunsch, seinem eigenen jungen geschlechte durch eine urgeschichte einen historischen hintergrund zu geben (s. 210).

Seine quellen waren drei:

1. die mündliche tradition, die erst mit Egils reiferem lebensalter einsetzt. ihr gehören an: Egils und Þórólfs beziehungen zu Aðalstein, die schatzgeschichte, die processe in Norwegen um das erbe seiner frau, und das was die saga nach den Yorker vorgängen berichtet (abgesehen vom process Þorsteins mit Steinar) (s. 213). 2. schriftliche quellen. die Landnámabók steuerte neben anderem die geschichte von der niederlassung des Ketil hæng bei und mit dieser verwantschaft das riesische der Kveldúlfsfamilie; die Hkr. gab die rolle Gunnhilds und ihrer brüder und anderes zt. schon oben genanntes (s. 213—216), auch züge für die schilderung des vikingertums, der jugendgeschichte Egils. 3. das persönliche erlebnis. am wichtigsten ist: Snorre hat sein eigenes langwieriges und aussichtsloses conflictsverhältnis zu könig Hákon in der Eigla poetisch dargestellt. deshalb wandelte er das nur auf einen augenblick (s. 216) getrübte freundschaftsverhältnis zwischen Egil und Eirík in einen tiefwurzelnden streit um. er ist also der erfinder der haupteslösungsscene. der knotenpunct ist die einführung Eiríks und Gunnhilds in den ersten Gúlaþingprocess; von hier aus hat er die ganze geschlechtsgeschichte rückwärts construiert, wobei er (s. 216—218), entsprechend dem feindschaftsmotiv, das der freundschaft voraussante, und im verhältnis Kveldúlf-Þórólf-Harald seine eigene beziehung zu Hákon genauer abconterfeite (s. 222—224). durch die darstellung der von ihm erfundenen unterredung Hákons mit Egil in cap. 62 sprach er endlich aus: eine versöhnung zwischen Haralds und Kveldúlfs geschlechte hat nicht stattgefunden, und er zeigt damit auf sein und Hákons verhältnis hin (s. 235 f). analoga für solche rückconstructionen bietet die litteraturgeschichte reichlich (s. 218). Snorre hat die Eigla nicht vollendet. sein schreiber hat sie unter

starker benutzung mündlicher überlieferung im allgemeinen auf den bedingungen Snorres, aber auf tieferem ästhetischem niveau fortgesetzt. Þorsteins streit mit Steinar gehört vielleicht einem dritten verfasser an.

Es ist verdienstlich, dass Bley die frage: ist die Eigla ein poetisches werk? zum mittelpunct einer arbeit macht und mit breiter pflugschar das feld durchpflügt. und die richtung die die antwort nimmt ist die rechte: der nachweis poetischer merkmale bestätigt die schon öfters ausgesprochene meinung, dass die Eigla, wie die Isländersagas überhaupt, sehr viele poetische momente enthält und zur gattung epos im weiteren sinne gehört. es ist zweitens gut, dass Bley Snorres leben und charakter auf die frage hin untersucht: hat dieser mann wol die Eigla gedichtet? schon Storm hat solche untersuchungen für notwendig gehalten: 'Til den literære betragtning af Snorre — hvorpaa vistnok fremtidige undersögelser vil henvende sin opmerksomhed — hörer det ogsaa at undersöge, om Snorres private karakter og livsförelse har havt indflydelse paa hans skrifter' (Storm, Snorre St.s historieskrivning s. 103 anm.). eine besprechung dieser arbeit Bleys werde ich hier nicht vornehmen. — Bley verfügt über den kreis der termini der modernen ästhetik frei, und seine sprache ist gewant und ausdrucksreich. er geht mit energie an den stoff heran, und der leser freut sich zu sehen, dass er ihn nicht loslässt, ehe er ihn von allen seiten gemustert zu haben glaubt: nicht nur den irrtum, sondern auch den grund des irrtums sucht er aufzudecken.

Meine aufgabe konnte es nicht sein, die ästhetischen theorieen auf die sich Bley bezieht, auf ihre allgemeine gültigkeit und innere geschlossenheit hin zu kritisieren. ich frage nur: sind Bleys beobachtungen richtig? und zweitens: leuchten aus den beobachtungen die ästhetischen kategorieen Bleys hervor? tun sie das nicht, so ist ihre sonstige gültigkeit für uns belanglos. im folgenden beschränke ich mich darauf, die bedeutenderen einwendungen, die ich gegen Bleys buch machen muss, anzuführen; ich gruppiere sie um folgende zwei fragen: I. fasst Bley die litterarische art der Eigla richtig auf? II. fasst er das verhältnis des stoffes der Eigla zu geschichte und litterarischem vorbild richtig?

I. Im mittelpunkte steht die charakteristik Egils, wenn sie auch nur als nachtrag (s. 247—252) gegeben wird.

1. Bley sieht in Egil die 'personification des vikingerzeitalters im engeren und weiteren sinne' (s. 247. 251). dementsprechend zeigt Egil die niedrigeren motive dieses zeitalters: erwerbstrieb und abenteuerlust als viking und heerführer und den etwas edleren: tatendrang; daher seine statur und kraft und auch die hässlichkeit, die nach dem eindruck des vikings auf die frem-

den völker gebildet ist. nachsichtig muss (s. 249) seine geldgier, der übermächtig entwickelte erwerbstrieb, beurteilt werden. seine heldenhaftigkeit erzwingt trotzdem bewunderung. 'da das vikingerzeitalter im weiteren sinne das heldenzeitalter der skandinavischen völker ist, muste der dasselbe symbolisierende Egil dessen heroischen charakter im weiteren verlauf der saga reiner, und unter der einwürkung edlerer motive als es bisher der fall gewesen, zum ausdruck bringen' (s. 250). diese sind rechtsgefühl, sippengeist, ideale freundschaft, skaldentum und runenweisheit. seine jugendgeschichten bereiten diese entwicklung vor.

Der exponent dieses charakters ist also ideales heldentum, und wie Bley diesen begriff fasst, sieht man aus folgenden positiven und negativen begleitbestimmungen: habgier drückt sein heldentum herab; die schatzgeschichte kann zwar den gesamteindruck nicht wesentlich beeinträchtigen (s. 179), aber unter der betrachtung der art, wie Egil sich von Arinbjörn für Ljóts erbe entschädigen lässt, 'schrumpft der held Egil zu einer persönlichkeit von kleinlicher, gemeiner gesinnung zusammen' (s. 163). unflätigkeit und grausamkeit — bei Armóđ — entstellt ihn, die rolle des frauenarztes bei Þorfinn ist für ihn als mann ganz unangemessen (s. 168). dadurch dass er Atli die kehle durchbeiſst, wird er 'gradezu zum raubtier herabgewürdigt' (s. 233), mit seinem heldentum ist das alles nicht vereinbar. — Bleys Egil steht auf der höhe des edlen, heldenhaften menschentums, wie es sich etwa die aufklärungszeit malte, wenn Bley es auch das 'heroische menschentum primitiven kriegerischen zeitalters' nennt (s. 234). über den allgemeinen wert dieser anschauungen für das verständnis der Eigla braucht nicht gehandelt zu werden; ich will einen fall einzeln untersuchen. über die art wie die durchbeiſsung der kehle Atlis aufgefasst wurde, können wir nach dem material, das uns Heinzel sehr bequem an die hand gibt, recht bestimmt urteilen. am nächsten ist Háv.s cap. 21[1] der Eiglascene verwant: Atli durchbeiſst dem Þórgrím die kehle, da er hiebfest ist. ferner ab stehn die vorgänge der Finnbogasaga cap. 29 u. 40[2]: Finnbogi durchbeiſst dem Þórvald und Þorbjörn die kehle, weil er keine waffe zur hand hat. Hards. cap. 39[3] rächt die mutter so ihren sohn an dessen mörder. überall wird deutlich diese tat als ungeheures werk der not gefasst, die des menschen ehre nichts entzieht, ja ihn vor dem staunenden auge gigantisch erhebt. etwas anders mag es freilich mit dem urteil über das weib Þorbjörg stehn — wenigstens nach dem tode dieses weibes zu schlieſsen; man wird hier die tötung Hagens durch Kremhild und Kremhilds durch Hildebrand heranzuziehen haben. im modernen isländischen märchen

[1] hg. in Islendingasögur nr 15, Reykjavík s. 61.
[2] Isl.sögur nr 18 s. 54 u. 89.
[3] Isl.sögur nr 3 s. 83.

(Þioðtrú og Þjóðsagnir hg. von Oddur Björnsson u. Jónas Jónasson, Akureyri 1908, I s. 284) will dann das böse, böse weib den knaben in die kehle beifsen. da erst sind wir auf Bleys standpunct. — Bleys ästhetisches urteil ist also in diesem falle sicher fehlgegangen, in den übrigen fällen dieses zusammenhanges auch.

Dann aber: in den centralen scenen der Eigla zeigt sich Egils unmenschliches wesen als der gegenstand auf den das interesse des verfassers geht: wie er im ersten processe losbricht und sich rasend rächt, wie er mit unmenschlicher vermessenheit in Eiríks halle erscheint und seine sache durchhält. dasselbe zeigen die scenen die etwas vom centrum abliegen: der wüste todschlag Bárðs und Egils flucht, Egils unsinnige erregung in Aðalsteins halle, wie sich Egil brutal die mitnahme von Þórólf erzwingt, wie er den knaben erschlägt und Brák rächt; dasselbe später: wie mafslos er um Böðvar trauert und Steinar schädigt, und, zum humoristischen gewendet, wie er Einar nacheilt, um ihn zu erschlagen, wie er auf dem thing unfrieden säen will, endlich ernster seine schätze im moor versenkt und die knechte tötet. sein rechtsgefühl ist durchaus egoistisch; es steht auf seiner habgier; seinem geiz ist nichts nachzusehen. — so steht das menschlich-hässliche im mittelpunct seines wesens. er ist kein 'held', ist nicht ideal in Bleys sinne. christliche hörer des 13 jahrhunderts bewunderten wol die kraft die in ihm steckt; aber sie fühlten: Egil ist ein ofsamaðr. und als solchen bezeichnet ihn der verfasser ausdrücklich selber durch Haralds ausspruch Es. (Kphg. Samfund) s. 115₁₂ ff. als solcher steht er aber jenseit des ideals. so sehen wir die condottieri des cinquecento an.

Jene züge — die habgier nach der tötung Ljóts, die rohheit bei der tötung Atlis und auf der Wermlandfahrt — liegen wol jenseits der eben besprochenen unmenschlichkeiten; aber sie liegen sicher auf derselben linie: Egil ist ein ofsamaðr. in derselben richtung auf den ofsi laufen Egils krafttaten auf den vikingszügen, an der Vínheidr, auch seine umkehr in Kurland: Es. s. 143₂₂: *vær hofum stolið fé bónda, suá at hann veit ecki til* (vgl. Gíslasaga vísur über die morde); aber sie reichen, so grofsartig sie gedacht sind, nicht an die centralen ofsataten Egils heran. so tritt Egils ofsi in mancherlei schattierungen auf, und die stücke sind einander — trotz allerlei sonderheiten — innerlich so verwant, dass man sie nicht dem verfasser absprechen kann. — ebenso steht es mit dem zauber: Egils níðstǫng-zauber passt zu seiner ofsamaðr-natur; die sprengung des horns ist aus der handlung nicht zu lösen, zeigt aber den romantischen fabelzauber, und denselben zeigt die heilung Helgas, die gar nicht zur handlung gehört. als romantisch wird dann noch das kehle-durchbeifsen durch die parallelstellen erwiesen. Bley verkennt Egils charakter vollständig; er macht ihn zum idealen

repräsentanten des vikingerzeitalters; der verfasser aber zeigt ihn als ofsamaðr. gewisse züge von ritterlichkeit in seinem wesen werden dagegen in enger verbindung mit der darstellung der ritterlichkeit der Þórólfe stehen. der nachweis aber, dass in Egils charakter diese sein heldentum vernichtenden züge unausreifsbar wurzeln, zerstört, wie Bley selber (s. 151) sagt, die auffassung der Eigla als eines werkes, das die tendenz hat die familie Kveldúlfs zu verherrlichen. zudem gehören jene züge auch in Skallagríms und Kveldúlfs wesen hinein.

Der einwurf geht aber weiter; auch die *darstellung der gefühle* ist nicht ideal wie sie Bley s. 68—82 versteht. seine beobachtungen und auffassungen sind aufser in anderen so in folgenden fällen zu berichtigen. zu s. 70: *frauenliebe*. hinter Egils ehe wird nicht die liebe stehn, sondern das sippengefühl gegen des bruders witwe und der wunsch nach der guten partie. — zu s. 70—72: *liebe zwischen söhnen, vätern und brüdern*. grade das centrum der handlung enthält dauerndes misverhältnis zwischen vater und sohn. Skallagríms verhältnis zu Egil ist dauernd schlecht. auch Egil liebt seinen sohn Þorstein nicht, Es. s. 293_5; er schilt ihn mit einer spottstrophe, und erst nach seinem tapferen auftreten gegen Steinar gewährt er ihm schutz. aber auch dann zieht er es vor, bei seiner tochter zu wohnen. das verhältnis der brüder Þórólf und Egil ist zu anfang gehässig. erst mit der zeit wird es erträglich, dann schön. bis zuletzt aber handelt Egil dem bruder gar nicht zu liebe (überfall auf Eyvind skreyja). im engeren blickfeld bleibt nur Kveldúlf mit seinen söhnen als 'ideal'. aber schon hier geht die abtrennung Þórólfs über die engen grenzen des liebesverbandes hinaus. die anderen *paare* sind für das gesamturteil als nebenpersonen gleichgültig. liebe wird nie betont; ja Arinbjörn trotzt seinem vater die einladung Egils ab, Es. s. 149_{16-20}. die brüderpaare der nebenpersonen gehören aber überhaupt nicht hierher; sie sind nach dem gesetz der zwillinge gebildet (Olrik Zs. 51, 6), ihr verhältnis stellt keine idee dar. Bley misversteht die zeit. nicht diese herzlichen verhältnisse werden als ideal gewünscht und gefühlt, sondern das feste halten der sippenpflicht ungeachtet üblen inneren verständnisses, und das ist allerdings 'ideal' dargestellt. — zu s. 76—79. durch diese darstellung zieht sich, alle spitzen verbiegend, die irrige beobachtung Bleys von Gunnhilds rolle und Arinbjörns und Eiríks widerspiel in York. nicht Gunnhild schickt die axt in böser absicht, sondern Eirík in guter, Es. s. 118_6 ff. nicht auf Þórólf ist Gunnhild ergrimmt, sondern auf Egil; er hat ihr verhältnis zu Þórólf verdorben, Es. s. 151_4 f. Eirík wird nicht durch die fürsprache eines dienstmannes und ein gedicht 'erweicht' (Bley s. 52), sondern durch Arinbjörns waffengewalt gezwungen, Es. s. 223_{14} bis 224_4. Eirík hält Arinbjörn nicht das fóstralag in idealer

weise; das scheint in diesen scenen ganz vergessen zu sein, und er behält seinen ganzen grimm bei Es. s. 225_2f. die Eigla kann also nicht in Bleys sinne als ein werk, das alle glorie um die familie Kveldúlfs spinnen will, und als ein idealistisches werk gelten. trotz Bley ist sie beides.

Bleys begriff 'idealistische dichtung' läſst sich also nicht auf die Eigla anwenden; ebenso bringt er mit dem begriff 'tragisch' einen der Eigla fremden begriff heran. wie dort hält aber auch hier schon seine beobachtungsgrundlage nicht stand. — Bley hält die ehe Björgólfs mit Hildiríđ für rechtskräftig; m. e. ist sie es nach der meinung des verfassers der Eigla nicht. das zeigt die absichtliche gegenüberstellung der werbung Björgólfs gegen die Bárđs und Þórólfs capp. 7—9. so wird von edlen eine ehe geschlossen, und so wird die frau gegeben. Björgólf hat für Hildiriđ gewis brautgeld bezahlt; aber die zustimmung Högnis ist erzwungen gewesen; das gibt den wesentlichen rechtsunterschied. dazu ist die nichterwähnung der sechs zeugen beim besteigen des bettes hier deswegen von bedeutung, weil die äuſserste schnelligkeit der vereinigung Es. s. 19_{12-13} ausdrücklich betont wird. Bleys hinweis auf Hkr. I s. 133 — Harald freit Snæfriđ — zieht nicht; denn hier ist bei aller beschleunigung der eheschlieſsung ausdrücklich gesagt: sie geschah *at lögum*; so konnte der verfasser sich jedes weitere wort sparen. *lausabrullaup* als eine trauung zu fassen, die los, frei von allen nicht unbedingt notwendigen formalitäten vollzogen wurde, ist unmöglich. *lauskona* (Norges gamle love v Glossar) = concubine dürfte licht auf die bedeutung des wortes werfen. zieht Bley Ketil Jörundarsons schreibart *skyndibrullaup* zur erläuterung herbei, muss er sehen, dass *skbr.* in der einzigen stelle in der wir es m. w. sonst noch kennen, Fas. I 24, bedeutet: bei guter gelegenheit erzwungener, sofort vollzogener beischlaf. und *skyndikona* wird neben *púta* gestellt (Fritzner). Ketils deutung spricht also entschieden gegen Bley. die einsetzung der söhne Hildiríđs in ihres vaters amt und gut bleibt innerhalb der täuschung Haralds, kann also nicht als auſsenstehendes zeugnis verwendet werden. der verfasser der Eigla hat dem urteil des gefühls das material gegeben durch jene gegenüberstellung der werbungen, durch klare heraushebung der brutalen handlungsweise Björgólfs und der die formen, d. i. für jene zeit, die sache verletzende hast; das weib ist *hernumin*, *frillutakin*, so lautet das urteil des verfassers und der hörer mit Björgólf, Bárđ und Þórólf. zum verständnis des urteils mag man sich der worte der Grágás erinnern: Grágás, Havniae 1829 bd. I s. 178. *Ef sa maþr qvangaz, er attröþr er eþa ellri, fyrir raþ skaparfa sins, hann a eigi mund at gjalda meira enn* XII *aura, en þat barn er þau ala scal eigi hans arf taca, en þat scal taca allan annan*, und Björgólf *hafđi sellt i hendr oll ráđ syni sinum*, Es. s. 18_3. Bley wertet die for-

malität in jener zeit nicht hoch genug. und in Þórólfs untergang sieht er dann ein — nirgends in der Eigla angedeutetes — motiv: den tragischen, schuldlos-schuldigen untergang s. 21. der verfasser der Eigla stellt Þórólfs untergang unter die rubrik: *ekki bera gœfu til* s. 14_{14}. 78_{14}. darin ligt nicht ein gran tragischer auffassung Bleyschen verständnisses. vgl. Grønbech, Lykkemand og Niding, Kphg. 1909. so macht sich Bley von der historistischen anschauung die er bekämpft durchaus nicht frei, und bringt einen der zeit fremden gedanken in die auffassung. ernstlich verdriefsen muss es aber den leser, wenn Bley s. 25 von Maurer behauptet, 'dass ihm die Eigla als ganzes' bei der ausarbeitung seiner arbeiten 'ziemlich fremd geworden' sei. 'wie könnte man sich sonst erklären, dass er .... Þórólf Kveldúlfsson .... zu einem Isländer macht?' lässt ihn doch Bley selber s. III u. 1 zweimal in überschriften als Skallagrímsson aufmarschieren 'in verwechslung mit seinem nach ihm benannten neffen'. das kann eben jedermann passieren.

3. Auch Bleys meinung von der litterarischen art der historischen partieen der Eigla, besonders capp. 3 und 4, ist anfechtbar. Bley meint: Snorre, der verfasser der Eigla, hat nicht nur sein historisches einzelwissen in seinem späteren werke verwendet, sondern er hat für zwei gegenstände der Hkr. entsprechend seiner 'reiferen historischen einsicht' (s. 193) und seiner zur höhe entwickelten 'ihm eigentümlichen geschichtsdarstellung' (s. 139) 'ergänzungen' gegeben, dh. doch wol geben wollen (s. 216 nur 'reproduciert'); nämlich eine darstellung der verhältnisse in Hálogaland, deren fehlen in der Hkr. geradezu als eine lücke zu betrachten ist (s. 135), und der reichseinigung durch Harald hárfagri. sein hauptzweck war der poetische, sein nebenzweck der wissenschaftlich-historische. seine auffassung des charakters Haralds verrät die gebundenheit des historikers an die überlieferung (Haralds argwohn) und zugleich das tiefe verständnis des künstlers für die bedingungen seiner familiensaga. nur Bleys auffassung der reichseinigung will ich hier besprechen. — die darstellung der Eigla von der einigung Norwegens capp. 3 u. 4 stellt zielstrebig die angaben über die politischen verhältnisse in den dienst der privatgeschichte. sie ist ein auszug, wie Gjessing gezeigt hat, und keine ergänzung älterer darstellung, und sie ist allein auf Kveldúlf hin gerichtet (progr. Gymn. Aug. Görlitz 1909 s. 45 ff); jedes plus oder minus findet seine erklärung in der richtung auf dieses ziel. Haralds charakter, enthüllt durch die reden seiner gegner, seiner freunde und sein eigenes auftreten, begründet nur die geschichte der familie und ihres nächsten kreises, und der einzige zug den der verfasser ausdrücklich hervorgehoben hat, argwohn: *Haralldr konungr var mjog gjorhugall* Es. s. 11_{23}, fehlt in den charakteristiken der anderen schriften, und aus des königs hand-

lungen in Hkr. tritt er nirgends hervor. so darf man nicht behaupten, dass der verfasser damit einen zug würklich historischen wissens getreulich eingetragen habe, sondern er ist allein den bedürfnissen der fabel gefolgt. der verfasser gibt damit die wichtigste bedingung zu Þórólfs fall. auch biegt Haralds charakter nicht unerwartet in cap. 11 ab, sondern schon cap. 4 wird der argwohn grundsätzlich als Haralds charakterzug angegeben und sogleich durch die geschichte erwiesen. und endlich ist nicht einzusehen, wieso in der einführung dieses zuges ein ästhetischer fehler liege. dass Harald kein 'feldherr, held und herscher' ist, wie Bley ihn sich ideal malt, ist kein vorwurf für den verfasser der Eigla. die ganze charakteristik Haralds ist herausgedichtet aus der fabel von Kveldúlfs geschlecht. wie wäre es aber zu denken, dass Snorre, der historiker, gewissermaſsen eine zweite verbesserte auflage jener teile seines groſsen geschichtswerkes habe geben wollen, indem er eine völlig erfundene privatgeschichte zum rückgrat der darstellung machte?

II. Bley stellt sein urteil über den geschichtlichen wert der Eigla auf das zeugnis der Hǫfuđlausn und Arinbjarnarkviđa, die er ohne Eigla verstehen will. darauf baut er ein grundsätzlich freundliches, nur vorübergehend getrübtes verhältnis zwischen Egil und Eirík auf (s. 43). in folgenden, nicht unwichtigen puncten darf gegen seine interpretation der gedichte, die grundlagen seiner construction, zweifel erhoben werden.

Zu Hl. $1,_1$ *fara vestr* = 'von Island komme ich'. wo anders her als aus der Eigla kann Bley auf den gedanken kommen, *vestr* heiſse 'von Island'? er wollte aber das gedicht rein aus sich erklären. — 3_3 und $_4$. es kommen nur die hss. W und *ε* in betracht: z. 3 *faer* W, *faete ε*; 4 *get* W, *gœti ε*. Bleys angabe: 'wir lesen mit den handschriften . . . . *fat* — *gat*' beruht also auf irriger orientierung. nur aus *get* W lässt sich ein vers machen; auch der sinn stimmt mit der bedeutung von *þylja*. in verbindung mit *þögn* kann es nur 'vortragen' bedeuten; dazu Olrik in Danske Studier 1909 s. 8 ff, Blankenstein Idg. f. 23, 134 Karl Lehmann Zs. f. d. ph. 42, 1 ff. zu Akv. 2_7. *grunlaust* '(mit unverdächtiger, mannhafter gesinnung) mit freier nicht verletzender meinungsäuſserung' ist eine unberechtigte bedeutungsschiebung. — 3_{5-6} *djarfhǫtt* = hut, unter dem Egil sich versteckt; also hut der feigheit? vgl. bem. zu v. 2_7. 7. 8. haupt, augen, mund sind variationsglieder eines begriffes: mein leben.

Ferner muss ich aber erklären, dass ich nicht das zutrauen zu unserer historischen kenntnis besitze, um mit Bleys sicherheit historische unwahrscheinlichkeiten in der Eigla feststellen oder historische scenen construieren zu können. es ist mir unmöglich, aus Hl. und Akv. die geschichte einer augenblicklichen trübung eines dauernd ausgezeichneten ver-

hältnisses zwischen Egil und Eirík herauszuconstruieren, ganz abgesehen davon dass zt. die philologischen grundlagen irrig sind. es ist mir auch unmöglich, in den von Bley s. 99 u. a. o. besprochenen fällen eclatante historische unwahrscheinlichkeiten festzustellen; ich halte es freilich für sehr gut, dass er das auge auf diese unsicheren stellen gelenkt hat; es lässt sich nur eben nichts damit machen. und endlich muss ich es principiell ablehnen, aus der ungeschichtlichkeit der folge (die haupteslösung nach der Egilssaga) auf die ungeschichtlichkeit ihrer sie 'notwendig' bedingenden ursachen zu schliefsen. hat denn Bley keine ahnung von der unausdenkbaren fülle von möglichkeiten die hier hinter ligt? vor ihnen steht der historiker wie am rande des meeres, und wäre froh, wenn er nur eine boje als ruhepunct ausstellen könnte. — Bleys meinung über das verhältnis der Landnámabók zur Eigla will ich hier nicht besprechen, da Bley ja BMÓlsens arbeit nicht gekannt hat, diese also selber zuerst zu ihm reden mag.

Auch die prüfung der litterarischen analogieen führt mich in wichtigen stücken zum widerspruch. Bley behauptet, dass in Eindriði Einarssons familienart Hkr. III s. $132_{18.22}$ der keim für die geschlechtsidee der Eigla lige; aber der keim ist so winzig und unbestimmt, dass man ihn nicht herauszusuchen braucht; der anblick jeder familie konnte Snorre besser zu jenen gedanken anregen, wenn er schon der verf. der Eigla gewesen sein muss. aber der gedanke geht ja durch die ganze Hkr.: Storm, Sn. St. histskr. s. 94—97. — Þórólf Kveldúlfsson soll gradezu aus der Hkr. 'herausgewachsen' sein (s. 208), hauptsächlich aus der person des Erling Skjálgsson der Ólafssaga h. helga. doch soll er 'keineswegs eine blofse copie Erlings' (s. 148) sein. mir aber däucht der unterschied in charakter und schicksal Erlings und Þórólfs so grofs, dass ich die beiden männer nicht einmal zu demselben typus stellen kann und erst genauere erklärung Bleys abwarten möchte. Þórólfs verhältnis zum könig ist dem Erlings nur ganz äufserlich gleich, innerlich ist das verhältnis und seine auswürkung schritt für schritt gegensätzlich. Þórólf drängt sich in den königsdienst gegen den rat der verwanten; Erling wird durch seine verwanten überredet, gedrängt, sich der königsherschaft zu fügen Hkr. II s. 88f. — Þórólf erhält durch den könig macht und ehrenstellung; Erling verliert durch ihn einen teil seiner macht s. 88. — Þórólf ist peinlich bedacht auf erfüllung der pflichten; Erling hält dem könig immer widerpart und schlägt zb. des königs kaufverbot ein schnippchen s. 246. — Þórólf stellt sich zur verantwortung vor den könig; Erling stellt den könig durch waffengewalt, zwingt ihn zum vergleich s. 257 bis 260. — Þórólf nimmt mafsvoll rache an des königs *gestir* und *ármaðr*; Erling verbündet sich hinterlistig mit des königs feinden zum kriegszug gegen den herrn s. 347. — Þórólf wird

zum kampf durch überfall gezwungen; Erling greift den könig an und rennt ihm auf den spieſs s. 401—408. — den Þórólf tötet Harald mit eigner hand mit absicht; das ehrt ihn; Erling will der könig schonen, zeichnet ihn durch den stich durch die wange als *dróttinsvikann* 406 14. gegen Ólafs willen wird Erling von einem *hirđmađr* erschlagen. all das schändet ihn. Þórólf ist der typus des treuen *hirđmađr*, Erling der des widerwilligen groſsen. Þórólf ist offen, heiter, demütig, Erling grimmig, stolz, nachtragend, im dunkeln handelnd. — ähnlich steht es um die anderen von Bley herangezogenen charaktere der Hkr. A′smund Grannkelsson ist der glückliche, Þórólf der unglückliche königsdiener, Hákon Ivarsson steht Erling näher. von allen unterscheidet sich Þórólf im centrum seines wesens und geschickes so, dass seine eigentümlichkeit nicht aus ihrem vorbild erklärt werden kann. allenfalls könnte man den Hákon Ivarsson der Morkinskinna als typ des betrogenen königsdieners herziehen.

So kann ich in ganz wichtigen punkten Bleys ergebnis nicht annehmen. meine beobachtung zeigt mir andere tatsachen (ehe Björgolfs, Hl. in York, Þórólf-Erling, charakter Egils u. a.), mein geringerer glaube an die sicherheit und vollständigkeit unseres historischen wissens und die gewisheit des poetischen gefühls verbieten mir, wichtige schlüsse mitzuziehen; ich glaube gezeigt zu haben, dass Bley die Eigla mit incommensurablen modernen begriffen gemessen hat. gedankengänge und ergebnisse wie sie Dilthey und Elster bei der betrachtung unserer classischen dichter vortragen, sind nur nach tiefgreifender umarbeitung auf die isländischen verfasser des 13 jahrhunderts anwendbar, und zu dieser umarbeitung fehlt uns bisher noch ziemlich alles material. die ästhetisch-kritische betrachtung der werke dieses zeitalters muss aus der beschreibung des einzelnen werkes erwachsen; mit nutzen wird man vorsichtig die kategorieen herantragen dürfen, die uns die beobachtung anderer gleichartiger schriften derselben zeit gegeben haben: vgl. Axel Olrik Zs. 51, s. 1—12. nicht nach den modernen anforderungen muss die Eigla als historisches werk gemessen werden, sondern nach denen ihrer zeit. dann lässt sich ein bild davon gewinnen, in welchem sinne und grade wol der verfasser selbst sein werk für poetisch und wissenschaftlich gehalten haben mag, und darauf kommt es an.

Ausdrücklich sei am schluss hervorgehoben, dass Bley mit einer fülle von beobachtungen und behauptungen auf stellen der Eigla zeigt, die in der tat die forschung weiter sehr beschäftigen müssen. dass die geschichte von Ljót und die Vermlandreise historisch sind, wird nach Bleys arbeit nun doch wol keiner mehr behaupten. für diesen letztgenannten stoff hat Bley ohne zweifel durch die heranziehung der botenreisen aus der Ólafs s. h. h. das rechte licht geschafft. in dem haine dieser abenteuergeschichten ist sie erwachsen; von wem sie nun erfunden

und in der Eigla erzählt worden sein mag, ist eine andere sache. überhaupt aber werden wir nach Bleys und Ólsens vorgange die konungasögur dauernd zum vergleiche näher an die slægtsögur heranrücken müssen.

Moys b. Görlitz, juni 1910. **Walther H. Vogt.**

SCHRIFTEN ÜB. NATURGEFÜHL U. NATURSCHILDERUNG.

Über naturgefühl in Deutschland im 10 und 11 jahrhundert von **Gertrud Stockmayer.** [Beiträge z. culturgeschichte d. mittelalters und der renaissance hrsg. v. W. Goetz heft 4.] Leipzig u. Berlin, Teubner 1910. 86 ss. 8°. — 2, 50 m.

Das naturgefühl L. H. Chr. Höltys und seine stellung in der entwicklung des naturgefühls innerhalb der deutschen dichtung des 18jh.s von **Ernst Albert.** [Schriften der Literarhist. gesellsch. Bonn, hg. v. B. Litzmann h. VIII]. Dortmund, F. W. Ruhfus 1910. 137 ss. 8°. — 3, 50 m.

Ludwig Tieck und das farbenempfinden der romantischen dichtung von **Walter Steinert.** [dieselbe sammlung h. VII] ebda. 1910. 241 ss. 8°. — 6 m.

Die naturschilderung in den dichterwerken von Nicolaus Lenau von **Eugen Greven.** Strafsburg u. Leipzig, Singer 1910 116 ss. 8°. — 3, 80 m.

Grillparzer as a poet of nature by **Faust Charles de Walsh.** New York, The Columbia University press, 1910. 95 ss. 8°.

Wider ist in neuen arbeiten in die geschichte des landschaftlichen empfindens an verschiedenen stellen eingeschnitten worden. die schrift von Gertrud Stockmayer hat das verdienst, zum erstenmal die zwischen der Karolingerzeit (behandelt von OLauffer 1896) und dem beginn des mhd. minnesangs (nach WGrimm behandelt von Drees, Lüning, Marold, Haakh) liegende epoche auf das naturgefühl hin zu untersuchen. sie tritt anspruchslos auf und beschränkt sich auf möglichst vollständige sammlung des materials und einordnung der ergebnisse in freilich etwas äufserlich gefasste rubriken. ein schluss von dem geringen vorrat an zeugnissen auf einen mangel des gefühls bei den damaligen menschen wird für unzulässig erklärt (wol mit recht) und im hinblick auf die in jener zeit herschende gewohnheit des citierens aus alten schriftstellern wird darauf hingewiesen, dass unselbständigkeit des ausdrucks nicht unselbständigkeit des gefühls zu bedeuten brauche. um ihrerseits das vorhandensein des naturgefühls zu beweisen, interpretiert die verfasserin allerdings aus den in betracht gezogenen stellen zu viel heraus. in der behandlung von naturvergleichen ist grofse vorsicht geboten. zur charakterisierung des realen empfindens lassen sie sich höchstens dann benutzen, wenn nachgewiesen werden kann, dass der vergleich keine litterarische formel ist und sich offensichtlich von dem conventionell gebräuchlichen abhebt. bilder wie das angesicht leuchtet von wunderbarem glanze gleich der auf-

gehnden sonne' (19), metaphern wie 'die sonne der wahrheit' (20) sind nicht, wie es geschehen ist, in einer rubrik 'stellung des menschen gegenüber den erscheinungsformen der natur' zu behandeln, sondern in einer kurzen übersicht etwa unter dem stichwort 'dichterische (oder metaphorische) verwendung landschaftlicher erscheinungsformen' lediglich zusammenzustellen und als conventionell resp. neuartig zu kennzeichnen. — als ergebnisse sind anzuführen: das meer wird wegen seines stürmischen charakters, das hochgebirge wegen seiner unzugänglichkeit abgelehnt. einige wertvolle belege werden beigebracht für das gefallen der menschen an einzelnen bergen, ja für ein gewisses wahrnehmen der berggestalt. vom walde wird vornehmlich das düstere und wilde, gelegentlich auch das schattige, angenehme, schöne hervorgehoben. von den jahreszeiten ist der winter, von den tageszeiten die schauervolle nacht gefürchtet. im allgemeinen ist der blick auf einzelnes gerichtet, auf blumen vornehmlich, auch auf bäume. dass es damals menschen gegeben habe, die eine landschaft als ganzes zu erfassen vermochten, mag man für möglich halten oder glauben, beweisen lässt es sich aus den angeführten quellen nicht. es ist zu loben, dass die malerei herangezogen ist und andeutungen über deren behandlung von himmel, wasser, erde, baum gegeben sind. in dem II. abschnitt 'Aufsuchen der natur; naturstimmung' bespricht die verfasserin kloster- und gartenanlagen, reisen, jagd, begräbnis. infolge der sprödigkeit der quellen ergeben sich keine wesentlichen resultate. — es ist nicht zu billigen, dass die meisten citate aus lateinischen quellen in deutscher übersetzung gegeben sind. selbst wenn der gesichtspunct, das buch für weiteste kreise verständlich zu gestalten, mafsgebend gewesen sein sollte, so hätte zum mindesten unter dem strich jedesmal der urtext angeführt werden müssen. den wichtigen formattributen, besonders denen der farbe, steht man hilflos gegenüber, wenn man sich auf die durch moderne vorstellungen der übersetzer oft sehr veränderten deutschen entsprechungen angewiesen sieht. auf attribute dieser art hätte überhaupt vielmehr das augenmerk gerichtet werden müssen: unter benutzung des buches von HBlümner über die farbenbezeichnungen bei den römischen dichtern (Berl. 1895) hätte sich gewis ohne mühe feststellen lassen, wie weit die farbengebung in der litteratur des 10 u. 11 jh.s durch die der römischen dichtung bestimmt worden ist. im litteraturverzeichnis vermisste ich Scherers Geschichte der deutschen dichtung im 11 u. 12 jh. (QF. 12), die auch noch manche quelle erschlossen hätte. immerhin hat die arbeit ihren wert, und für das emsige suchen und zusammentragen der in entlegenen quellen oft sehr versteckten zeugnisse gebührt der verfasserin dank.

Bietet einer untersuchung des naturgefühls im frühen mittelalter die spärlichkeit und sprödigkeit der zeugnisse eine zunächst

äufserliche schwierigkeit, so ist es für die jahrhunderte der neuzeit das material in seiner fülle, das sich einer wissenschaftlichen bewältigung eben durch die wucht der sich aufdrängenden masse von innen heraus zu widersetzen scheint. hätte sich Albert auf Hölty allein beschränkt und dem enger gezogenen thema eine tiefer grabende behandlung zuteil werden lassen, so wäre der sache besser gedient gewesen, als durch die dargebotene, in anbetracht des weitgefassten themas unzureichende arbeit. zu der erklärung, Höltys naturgefühl füge sich fest in den in der einleitung skizzierten historischen zusammenhang ein (58), hat A. kein recht. die einleitung schöpft wesentlich aus zweiter hand und ist angefüllt mit citaten aus modernen darstellungen (Vogt u. Koch, Litzmann, Sauer, Ausfeld s. 29!, Biese uaa.). aus Wölfflins vorbildlicher monographie über Gefsner hätte der vf. ersehen können, was durch sorgsame fragestellung erreicht wird. die capitel 2—5 beschäftigen sich mit Hölty selbst, und von hier an ist die untersuchung selbständig, auch eingehend, aber nicht erschöpfend. die überschriften der drei nebeneinander geordneten hauptabschnitte lauten: 'Hölty, ein dichter der natur', 'Der inhalt von Höltys naturgefühl', 'Die formen v. H.s naturgefühl.' ist schon gegenübe rder richtigen teilung nach inhalt und form der erstgenannte abschnitt ein unorganischer aufwuchs, da alles in ihm gesagte den beiden andern unterzuordnen oder aus ihnen zu folgern war, so gerät die zerlegung des stoffes unterhalb der leitenden gesichtspuncte völlig ins willkürliche und fahrlässige. man vermisst eine eindringende behandlung der zweiheit: würkliche und unwürkliche landschaft bei Hölty, die das verhältnis zur landschaft des rococo (Watteau) und der deutschen anakreontik hätte beleuchten müssen (statt dessen ein hingeworfener abschnitt: 'das naturgefühl des traumdichters'). das verhältnis zu Kleist, Gefsner, Klopstock, die sonderstellung Höltys innerhalb des bundes, die nur flüchtig erwähnt wird, musten schärfer gekennzeichnet, vor allem aber der einfluss oder nichteinfluss Rousseaus erörtert werden. es ist fast grotesk, dass da wo, freilich oberflächlich genug (73), der 'fortschritt vom ideal des schönen zum ideal des charakteristischen' berührt wird, nicht einmal der name Rousseaus genannt ist. in der einzelbehandlung ist, offenbar unter dem einfluss von Steinerts arbeit, dem licht- und farbenempfinden besondere aufmerksamkeit geschenkt. so lobenswert dies auch ist, es bleibt dabei ein methodischer fehler zu rügen, der sich schon in Janssens diss. über Brockes (Bonn 07) findet. wenn nach sinneswahrnehmungen unterschieden werden soll, muss naturgemäfs die behandlung des farbensinns der höheren instanz des gesichtssinns untergeordnet werden. dies ist nicht geschehen, und so kommt es, dass fragen nach dem empfinden von linie, gestalt, bewegung gar nicht oder nur nebenher gestellt werden und die arbeit hauptsächlich nach dieser richtung hin unvollständig ist. negative resultate sind

historisch von gleicher wichtigkeit wie positive. es wäre zb. zu fragen gewesen: wie sieht Hölty den baum? sieht er baumindividuen? sieht er das massive profil des belaubten, das gerippe und netzwerk des kahlen baumes? (zur beantwortung vgl. s. 88). aus beantwortung solcher und weiterer fragen hätte sich ergeben: Hölty sieht vom baum nicht die gestalt, sondern löst vielmehr diese geradezu auf in bewegung (vgl. Halm 48. 165. 167). auch von Höltys verhältnis zur gartenkunst erfahren wir nichts. der vf. durfte nicht vergessen, dass eine arbeit wie die seine auch der geschichte der landschaftlichen beiwörter dienen muss. ein so beachtenswertes attribut wie *seidne Frühlingsrasen*, halb auf gesichts-, halb auf tastempfindung beruhend, wird als individuelle feinheit nicht gekennzeichnet, ebenso das blau des nächtlichen himmels, ein bild wie *grüne Flut der Saatfelder* nicht gebührend gewürdigt. manche sehr wesentliche bemerkungen sind hier und dort in der arbeit verstreut und werden in der blassen 'kritischen würdigung' nicht herausgestellt. ich rechne dazu etwa: Hölty kennt keine nüancen der farben (103), kennt keine farben, die ihm unsympathisch sind (vgl. dagegen Tieck, s. u.); er bevorzugt 'golden' und 'silbern'. das gibt vielen seiner gedichte 'den hauch des irrealen' (56). der mond wird nicht unmittelbar und als volle scheibe, sondern von bäumen, büschen, wolken halb verdeckt gezeigt (108); in der landschaft ist überhaupt kein ruhiger, breiter glanz, sondern überall bewegtes licht (107 f). diese letzte, höchst wichtige beobachtung hätte den vf. veranlassen müssen, die 'bewegung' besonders zu behandeln. sie ist offenbår in Höltys empfinden ein beherschender factor (vgl. das soeben über den baum gesagte), und damit ist eine nahe beziehung zu dem impressionismus der anakreontiker ausgesprochen. es ist zu bedauern, dass das buch seinen gegenstand nicht abschliefsend behandelt, um so mehr, als der vf. viel fleifs auf die arbeit gewant hat und im einzelnen ein gutes beobachtungsvermögen bekundet.

Albert kannte die reife arbeit von Steinert, so hätte er auch von ihr lernen sollen. die behandlung des 'farbenempfindens' setzt eine aufteilung der natur nach ihren ästhetischen formelementen voraus. die beschränkung der untersuchung auf das einzelne element der farbe ist berechtigt, so gut wie die beschränkung auf einen einzelnen dichter; umsomehr da, wo dies element im ästhetischen empfinden das absolut beherschende ist wie bei Tieck. der vf. ist weitsichtig genug, das gebiet des farbenempfindens nicht zu isolieren: er lässt seitenblicke auf das gleichfalls optische empfinden der linie fallen, vor allem aber auf das musikalische element und die eigenartig charakteristische verflechtung von farbigen und tonigen werten. die einleitung gibt durch stichproben aus den richtig herausgegriffenen markanten vertretern insbesondere des 18 jh.s — das wichtige 17 jh. wird

zu schnell abgeurteilt — eine lapidare übersicht des farbenempfindens vor Tieck, die mit recht bei Heinse etwas anhält und bei Hölderlin und JPaul vielleicht noch ein wenig mehr hätte verweilen können. aber sie will nur andeuten und keinen festen historischen untergrund bieten. vf. eilt zu dem wesentlichen. es werden nicht die einflüsse der vorläufer auf T. nachgewiesen, sondern es wird gezeigt, was bei T. vorhanden ist. um anzudeuten, wie weit sein empfinden auch eigentum des romantischen zeitalters ist, wird in einem anhang 'Malerische praxis im sinne Tiecks' sehr lehrreich erörtert, in welchen vertretern der farbenkunst T. seine malerischen intentionen verwirklicht sehen konnte (in KDFriedrich und vor allem PhORunge), werden in einem 2. teil 'Das farbenempfinden in der aufsertieckschen (monströs!) dichtung der romantik' in einigen repräsentativen typen einzelne momente in der weiteren entwicklung des malerischen empfindens gekennzeichnet. die untersuchung verzichtet auf einen chronologischen längsschnitt darum, weil sich in den jugendwerken T.s der romantische charakter seines farbenempfindens bereits fertig ausgebildet habe. seine dichtung wird also als eine complexe einheit gefasst und als darstellungsform ein systematischer querschnitt gewählt. vf. scheidet 1. T.s farbengebung, dh. wie sieht T. die farbe? 2. die bedeutung der farbe bei T. und ihre stellung in seinem künstlerischen gesamtempfinden. die grenze ist nicht scharf durchgeführt, da die behandlung der farbengebung ein eingehn auf die künstlerische absicht nicht ausschliefsen kann. in der farbengebung erkennt vf. zwei sich kreuzende tendenzen: a) freude an der satten farbe, b) vorliebe für würkungen subtiler art (28). die einzeluntersuchung bringt eine fülle feiner beobachtungen und fasst das charakteristische in knappe formeln, die man am schluss gern zusammengestellt sähe. T. bedarf glühender farben und voller belichtung. die farben erhalten leuchtkraft. das glühende, flammende, feurige, goldige der dinge wird unermüdlich betont. die farbenaccorde blaugrün, grün-rot, besonders grün-gold und rot-gold werden angeschlagen. T. 'kniet sich in die pracht der vollen farbe', er wird am stärksten vom rot berührt (morgen- und abendbeleuchtung). innerhalb des landschaftlichen bildes ist die coloristik des waldinnern zu besonderer bedeutung gelangt. hier sieht T. stark impressionistisch die bewegten sonnenflecke, das zitternde schatten-'gatter' der zweige, auch das schräge einfallen von strahlenbündeln des zerspaltenen sonnen- und mondlichtes. das laubwerk der landschaft wie die vorhänge des interieurs sind ihm aber auch mittel, die breite helle zum halbdunkel herabzudämpfen: Rembrandtsche probleme interessieren ihn. er wird so compliciert, dass er zwei lichtquellen einführt und den kampf der schlagschatten darstellt (57). liebevollste schilderung findet der mondschein, der den sternenhimmel ganz zurückdrängt.

dieses zarte moment setzt sich überall den wichtigen farbenwerten zum trotz oder zur ergänzung durch; 'es nimmt den vollen farben ihre starrheit, indem es sie wie nervös überschauert'. realistische treffsicherheit ligt ihm nicht. er reagiert nicht auf alle farbenreize; sein eifer, das zu geben was ihn interessiert, geht mit seiner beobachtung durch, sein auge sieht reflexe auch da wo keine sind (84).

Dem 2 abschnitt entnehme ich einzelnes: die farbe ist ästhetischer selbstwert. dieser wird nicht beeinträchtigt durch die tatsache, dass T. etwas geistiges in der farbe sieht, durch dessen wirken er seine malerische ergriffenheit erklärt. auf diesen stimmungswert der farbe wird näher eingegangen. für T. gibt es mehr und weniger sympathische farben, sein auge ist für gewisse lieblingseffecte voreingenommen. einen gewissen charakter erhält aber jede farbe, das führt zur symbolischen deutung. die gesichtliche sinnesempfindung kann durch jede andere unterstützt oder ersetzt werden: neben, ja über das farbige tritt für den romantiker das musikalische element als träger der stimmung (106). mit einer gründlichen darlegung dieses verhältnisses wird die behandlung T.s beschlossen. aus dem II. teil aber fallen unausgesetzt charakteristische schlaglichter auf T. zurück: Arnim und Chamisso sind die sprödesten lehrlinge T.s; Novalis und Kleist leisten nur bedingte gefolgschaft; die Schlegels und Werner ahmen nach aus unfruchtbarkeit. individualitäten wie Brentano und Hoffmann gelangen neben T. oder durch T.s einfluss hindurch zu einer eigenen manier. am treuesten spiegelt sich T. in Eichendorff. Lenau und Platen nehmen der farbengebung das laute, jener indem er dämpft, dieser indem er die valeurs gegen einander abwägt. — das einzige was ich vermisst habe, ist ein näheres eingehn auf das problem der farbigen schatten, das um die mitte des 18 jh.s anfieng weitere kreise zu beschäftigen. T.s dichtung kennt schwarze, blaue, braune, grüne schatten. wieviel würklichkeitsgehalt ist in diesen wahrnehmungen? und was versteht T. unter schatten? auch Goethes auslassungen in der farbenlehre wären hier heranzuziehen. — das buch verdient sonst volle anerkennung, es ist mit feinem verständnis gearbeitet und gelangt dank der differenzierten fragestellung zu wichtigen und teilweise grundlegenden ergebnissen.

Die schrift von G r e v e n ist eine untergeordnete arbeit, der die zierde ihres äufseren gewandes durchaus nicht ansteht. die wissenschaftlich interessierten werden auf ein späterhin erscheinendes werk über 'Die poetische naturschilderung' verwiesen. wozu dann dieses buch, das scheinbar nicht wissenschaftlich sein will, es jedenfalls nicht ist, dabei aber weit entfernt ist, auch nur die geringste eigenschaft zu besitzen, die einen unwissenschaftlichen oder aufserwissenschaftlichen standpunct rechtfertigen könnte? soll es ein essai sein? dazu wäre nötig gewesen, den

stoff vorauszusetzen und selbst über ihm zu stehn, nicht aber ihn aufzurollen und durch primitiv descriptive interpretation breitzutreten. wenn vf. darauf besteht, die angekündigte schrift in druck zu geben, dann sei er ernstlich und dringend erinnert, die arbeit gründlicher und innerlicher anzulegen. er lese das buch von Steinert, wo in den wenigen bemerkungen über Lenaus landschaftsempfinden viel wesentlicheres gesagt wird als in diesem ganzen band. auch sei darauf aufmerksam gemacht, dass über denselben gegenstand bereits eine untersuchung vorligt (Camillo von Klenze, The treatment of nature in the works of Nik. Lenau; an essai in interpretation. Chicago 1903), die, wiewol in der anlage auch nicht mustergültig, sich durch eine vollständigere ausnutzung der quellen und strenger wissenschaftliche behandlung des gegenstandes auszeichnet, und darum wertvoller ist als diese jüngere arbeit.

In der schrift von Walsh wird zum ersten mal für einen wesentlich auf das drama eingestellten dichter die frage nach seinem verhältnis zur landschaft gestellt. es muste sich also als grundproblem ergeben: welche function hat die landschaft in der architektonik des dramas? und wie verhält sich dazu das eigene empfinden des dichters? für die beantwortung sind uns gerade bei Grillparzer wertvolle hilfsmittel an die hand gegeben: wir besitzen tagebücher, reisebeschreibungen, theoretische auslassungen, aus denen wir die reale empfindungsweise des menschen kennen lernen, wir besitzen gedichte, die uns den grad seines vermögens, empfindungen lyrisch umzuformen, zeigen. mit den hier sich ergebenden resultaten war an den dramatiker heranzutreten und zu zeigen, welche rolle die landschaft im drama spielt: ob sie des dichters eigene anschauung spiegelt, ob sie lyrisch behandelt, ob sie speciell dramatisch behandelt ist, dh. ob sie zur charakteristik dient oder den großen handlungen und geschehnissen sei es ausgleichenden, sei es contrastierenden hintergrund geben soll. die lösung dieser aufgabe erfordert natürlich heranziehung der quellen. — da der vf. keine vergleichende darstellung geben und auf die von außen kommenden einflüsse (Goethe, Byron) nicht eingehn will (91), so hätte sich die fragestellung auf die hier grob angedeuteten gesichtspuncte beschränken können. die fassung des themas lässt es außer zweifel, dass es dem vf. auf die dichterische behandlung der landschaft ankam. der grundfehler der arbeit ligt, wie mir scheint, darin, dass dem vf. die begriffe 'landschaft' und 'natur' durcheinander gehn und es nicht klar wird, ob er die dichterische behandlung der landschaft oder den allgemeinen naturbegriff Grillparzers hat darstellen wollen. an dieser verwirrung mag das jetzt einmal üblich gewordene schlagwort 'naturgefühl' mit schuld sein, mit dem ein complex von empfindungen bezeichnet werden soll, der sich doch lediglich unter dem eindruck der landschaftlichen erscheinung, also eines

kleinen teiles der natur, bildet. im I capitel wird im anschluss an Biese ein rückblick gegeben auf den bestand von empfindungen, den Grillparzer in der litteratur unter deren einfluss er groſsgewachsen sein mochte, vorfinden konnte. trotzdem wird in den beiden hauptabschnitten 'Description of nature' (behandelt die jahres-, tageszeiten und die einzelnen erscheinungen licht, wasser, wind etc.) und 'Interpretation of nature' (behandelt äuſserungen über 'natur' als bewustes, empfindendes, teilnehmendes wesen, ferner metaphern, symbolik uaa.) die frage, was bei Grillparzer eigentlich neu und ihm eigen sei, keineswegs befriedigend beantwortet. zu vieles wird als sein eigentum ausgegeben, was in würklichkeit — nicht von andern entlehnt zu sein braucht, aber, geschichtlich gesehen, der dichterischen tradition früherer jahrzehnte angehört. dahin rechne ich die ignorierung der herbstlandschaft (20), die beschreibung der österreichischen landschaft (46), die viel mehr an das ideal des 17 und 18 jh.s erinnert, als an ein würklich gesehenes landschaftsbild, zahlreiche metaphern wie *'Baum des Lebens'* (48) uaa. zwei momente ergeben sich aus der untersuchung als für Grillparzer würklich charakteristisch: 1. eine beherschende rolle in seiner landschaft spielt das akustische (der vf. bringt damit des dichters musikalisches interesse in verbindung: 18. 20. 28. 36. 40. 49. 76. 79). ich führe hier eine theoretische bemerkung Grillparzers an, die vom vf. nicht herangezogen wird, obwol sie für das persönliche verhältnis des dichters zur landschaft sehr wichtig ist, umsomehr als sie in der lyrik ihre bestätigung findet: '*kann sie* [die malerei] *uns aber auch das Rauschen dieser Bäume, das Wallen dieser Gräser, das Ziehen dieser Wolken, was gerade in einer wirklichen Landschaft den Hauptreiz ausmacht, widergeben?*' (in: 'Nachahmung der Natur als Zweck der Kunst'). für ihn ligt in der bewegung das wesentlich schöne einer landschaft, und daher das unermüdliche hervorheben aller akustischen regungen. 2. durchaus eigenartig ist Grillparzers behandlung des winters, den er als die jahreszeit schwermütiger einsamkeit liebt, und dessen stimmung er erfasst (21 ff).

Der vf. erhebt nicht den anspruch, mit seiner aufteilung des stoffes wissenschaftliche kategorieen zu geben. dieser mangel macht sich auf schritt und tritt fühlbar, etwa gegenüber dem farbenempfinden, das nur ganz beiläufig berührt wird, oder gegenüber der gartenlandschaft, deren gegensätzlichkeit zur freien landschaft völlig übersehen wird (selbst bei Versailles. XIV). schlieſslich beruht auf ihm auch die ungenügende ausnutzung der werke des dichters überhaupt, namentlich der reisebeschreibungen. ein sehr wichtiger satz steht in der schlussbetrachtung: 'Grillparzer at all times painted what he saw as he saw it' (91), und doch bringt die untersuchung nichts, um diese den dichter in seiner gesamtheit charakterisierende behauptung zu beweisen.

Da einzeluntersuchungen wie die vorliegenden immer nur als werksteine für einen auf ihnen zu errichtenden, das gesamte gebiet umfassenden oberbau geschichtlicher darstellung zu betrachten sind, ist es notwendig, dass jede einzelne den noch zu erwartenden nachbaruntersuchungen durch sorgfältige ausarbeitung von registern, nicht nur der objecte, sondern der attribute entgegenkommt. dadurch wird ein ganzer ballast des nicht durchaus zu vermeidenden statistischen materials dem text entzogen und die wissenschaftliche benutzung der arbeit wird erleichtert, in vielen fällen erst ermöglicht. keines der besprochenen bücher hat ein register.

Göttingen. **Friedrich Kammerer.**

Sanct Servatius oder wie das erste reis in deutscher zunge geimpft wurde. ein beitrag zur kenntnis des religiösen und litterarischen lebens in deutschland im elften und zwölften jahrhundert. von **Friedrich Wilhelm.** München, Beck 1910. XCVI und 321 ss. 8°. — 12 m.

In dem buche Wilhelms ligt ein consequent durchgeführter versuch vor, unter verzicht auf die bisherige methode der germanistischen wissenschaft, die vorwiegend sprachliche sowie stil- und verstechnische untersuchungen pflegte, auf rein historischem wege ergebnisse für ein bestimmtes denkmal und damit für eine culturgeschichtliche frage gröfseren umfanges zu gewinnen. ref. folgt darum dem verfasser auf seinem wege und untersucht seine hauptergebnisse auf ihre schlüssigkeit, will aber im vorhinein nicht verschweigen, dass Wilhelm seine methode in ganz unzureichender weise angewendet hat, und dass das buch, das im tone einer neuen entdeckung auftritt, kaum viel nachahmung finden wird.

Das ziel des ersten teiles der einleitung, in der Wilhelms hauptarbeit ligt, ist der erweis, dass bei der entstehung und entwicklung der Servatiuslegenden, der lateinischen sowol als der Veldekes, kirchenpolitische fragen mitgespielt haben, vorerst solche der diöcese Lüttich. überall macht sich dabei die zurückstellung litterarischer momente durch den verfasser geltend, von denen er für ganze partieen des buches überhaupt abstrahiert. nach Wilhelm hat Veldeke Servaz und Eneit geschrieben, um zu popularisieren; diese behauptung rückt die persönliche entscheidung des dichters unberechtigt in den vordergrund, und schafft einen culturkämpfer wo wir nur den ausdruck einer culturrichtung sehen. so sind Wilhelm alle diese dinge nur publicistische erscheinungen, die aus der frage des päpstlichen primates und der gegnerschaft der kaiserlichen partei zu erklären seien. der apokryphe briefwechsel Friedrichs I mit Hillin von Trier und Hillins mit papst Hadrian IV ist ihm ausschliefslich Trierer eigenbrödelei,

und doch ist der hauptzweck dieses fabricates gewis die beleuchtung des verhältnisses von kaiser und papst, besonders die berechtigung der excommunication, und der vorrang Triers höchstens begleitzweck. — noch weitgehender ist der versuch des verfassers, Veldekes Servaz mit kirchenpolitischen gesichtspuncten auszustatten, es ist 'eine tendenzschrift, ein publicistisches werk' (s. XLVIII), der dichter ist 'ein offener gegner papst Alexanders III' (ebd.), das gedicht hat 'eine fast die der Gesta in der schärfe übertreffende politische tendenz' (s. LI). Veldekes kaiserfreundliche stellung ist ja aufser zweifel, aber man darf darum den dichter nicht zum politiker machen, ja noch mehr, zum freigeist und ketzer. Serv. II 2332 ff schildert Veldeke den tod eines sünders: *he starf sonder bichte ende sonder godes likame, want he enerde niet sinen name*, und doch erlöst der hl. Servaz diesen sünder aus der verdammnis. 'eine unerhörte freigeisterei unseres dichters, welche ihn als einen directen gegner der victorinischen schule kennzeichnet und ihn fast ketzerisch erscheinen lässt' (s. XLVI). nun hat aber die stelle, ohne voreingenommenheit betrachtet, nur den zweck, den brabantischen ritter als ganz verderbt hinzustellen, darum die hervorhebung der gottlosigkeit, der gewalttaten gegen witwen und waisen usw., er ist unritterlich und unchristlich überhaupt, und das motiv, dass er ohne beichte starb, lag dem 12 jh. nahe. eine folgerung auf die besondere stellungnahme Veldekes zu dieser kirchlichen frage zu ziehen, geben die verse keinen anlass. die deutung Wilhelms legt nicht aus, sondern hinein. diese stelle wäre auch im munde eines mönchischen dichters ohne jeden anstofs; und schliefslich hat der ausdruck *bichte* (*confessio*) einen zu allgemeinen sinn und hatte ihn schon im ahd., schon vor dem streit über 'contritio' und ohrenbeichte, als dass er hier eine theologische distinction zuliefse. ebensowenig kann die nichterwähnung der beichte beim obd. Servazdichter ein 'ängstliches vermeiden' genannt werden; daran wäre höchstens zu denken, wenn dieser dichter seine latein. vorlage oder Veldekes werk mit auslassung einer solchen stelle, aber sonst genau ausgeschöpft hätte. dem obd. dichter ist der hl. Servaz eben ein nothelfer wie ein anderer.

Wie Wilhelms buch eine fundgrube aller arten von logischen fehlschlüssen und beweisfehlern ist, werden die folgenden zeilen erweisen. 'die erkenntnis, dass Veldekes Servatius ein publicistisches werk ist, welches in seiner tendenz der kaiserlichen partei nahe steht, gibt uns erst eine geschichtliche erklärung für die tatsache, dass Veldeke auf dem Mainzer hoffeste 1184 zugegen war (s. XLIX). wir wissen nicht, ob der dichter persönlich eingeladen war, oder ob er blofs als begleiter eines höher gestellten herrn oder mitglied einer abordnung der schwertleite von Friedrichs söhnen beiwohnte. nur eins ist sicher, die w a h l fiel auf ihn, weil er zu den anhängern Friedrichs ge-

rechnet wurde'. 'nicht sein dichterruhm ermöglichte es Veldeke, an einem familienfest der Staufer teilzunehmen, sondern seine politische stellung. dieser verdankt er auch seinen dichterruhm'. mit welcher leichtigkeit lässt sich diese historische methode handhaben! man halte daneben, mit welcher verachtung der verf. im vorwort von den arbeiten von Kraus und Zwierzina spricht. — ob Veldekes Servaz ein politisch gefärbtes werk war oder nicht, kann, kritisch betrachtet, für seine anwesenheit in Mainz, wo tausende von rittern zusammenströmten, ganz irrelevant sein. dass Veldeke 1183 seine Eneit beendet hatte und mit deutschen fürsten in unmittelbarer beziehung stand, diese tatsachen genügen dem historiker und dem germanisten als gesicherte beweisgründe; sie sind zuerst zu nennen. Wilhelm hat das nicht getan.

Ebenso leicht macht es sich der verf., die urkundliche nachricht von einer Servazcapelle in Augsburg nach der chroniknotiz als von Greifeld, ESchröder und Zwierzina nicht richtig interpretiert anzugreifen. die notiz der chronik zum j. 1199 *auch ward die vorstat abgeprochen bey sant Servacien, haist yetz am Wagenhals* bedeutet nach Wilhelm nur, dass zur Zeit des chronisten, der nach 1469 schrieb, in Augsburg eine Servazcapelle gewesen sei. das heifst den klaren wortlaut verdrehen. der chronist will die vorstadt, die man 1199 abriss, benennen. das kann er entweder mit dem alten namen oder mit dem zu seiner zeit gebräuchlichen. der letztere war *am Wagenhals*. aus der stelle geht weiters hervor, dass der stadtteil zur zeit des chronisten nicht *bey sant Servacien* hiefs. sonach war das der alte name, zumal die capelle auch sonst 1282 urkundlich belegt ist. blieben noch die nebenfragen, ob gegen den namen an sich bei benennung einer vorstadt bedenken auftauchen und ob die sonstigen angaben des chronisten vertrauen verdienen. der erste punct ist einwandfrei, für den zweiten müste Wilhelm den gegenbeweis antreten. bis dahin ist seine behauptung 'die stelle ist also als stützpunct für eine datierung dieser Servatiuscapelle bei seite zu lassen' (s. LIII) als falsch abzuweisen. Wilhelm scheint seiner 'richtigen interpretation' der stelle selbst nicht zu trauen, denn er kommt mit hilfshypothesen, die bekanntlich eine sache nicht stärker machen: wie soll ein pfarrer und seelsorger eines krankenhauses (ein solches war mit der capelle im 13 jh. verbunden) oder irgend ein dort angestellter mann zeit und mufse finden, ein über 3500 vv langes gedicht zu verfassen und darin wie ein weltmann von weiblicher schwäche und eitelkeit erzählen können? dann eine lange schilderung von dem aufopferungsvollen berufe eines mannes, der täglich mit schwerkranken umgeht. da müste der dichter, wenn er vom Augsburger siechenhaus zu SServaz stammt, doch die krankenheilungen seines heiligen ausführlich behandeln, es müste eine stelle auf verkehr

mit kranken hinweisen, die freude an schilderungen hervortreten! wollte man sich des verfassers methode bedienen, könnte man den spiefs umdrehen und sagen, gerade Servaz mit seinen heilungen und wundertaten in der volkssprache darzustellen, konnte die rechte arbeit für einen siechenpfarrer sein. aber es lohnt sich nicht die mühe, die hilflosigkeit solcher argumenta ad hominem im einzelnen durch gegenbeweis aus der älteren und neueren deutschen litteratur darzutun. man wird kurz sagen können: die Servazverehrung in Augsburg ist für den ausgang des 12 jh. erwiesen, ein Augsburger Servazdichter ist möglich.

Wilhelm localisiert den dichter in einer anderen gegend und wir werden seinen spuren folgen. der obd. Servazdichter nennt nach seiner lat. quelle den 13 mai und den 7 juni als tag der translatio seines heiligen. die mühevolle durchsicht der bairischen kalendare durch Wilhelm bringt nun ein ergebnis 'von seltener klarheit' (s. 289). sehr viele Freisinger und nur wenige Augsburger kalendare haben den 13 mai und den 7 juni als festtag des heiligen, und da der dichter beide daten — wolgemerkt, aus seiner vorlage — kennt, so 'spricht das eine ganz andere sprache als die besten reimstatistiken. es kann keinem zweifel unterligen, der oberdeutsche Servatius ist in der diöcese Freising geschrieben' (s. LV). zu diesem zwingenden schlusse sei nur bemerkt: vorerst wären alle jungen kalendare aus der berechnung auszuschalten; aufserdem sind aus der Augsburger diöcese nur etwa 28, aus der Freisinger aber etwa 48 kalendare herangezogen; von den untersuchten Augsburger kalendaren kennen 22, von den Freisinger 27 n u r den 13 mai. wenn Wilhelm sich bemüht, die ihm unangenehmen zeugnisse der Augsburger belege abzuschwächen, sollte er auch diese tatsachen doch zu dem schlusse benützen, der von vornherein sicher ist: die kalendare der diöcesen Augsburg u n d Freising kennen entweder den heiligen gar nicht oder nennen den 13 mai oder den 13 mai und den 7 juni. eine folgerung auf die zugehörigkeit des dichters, der nach seiner quelle beide tage kennt, ist überhaupt hinfällig. Wilhelms schluss auf Freising wird auch dadurch nicht besser, dass ein Freisinger missale am 7 juni das Servazofficium widerholt, das es in gemeinschaft mit den Regensburger und Passauer missalen am 13 mai aufweist.

Aber Wilhelm will noch mehr erweisen: 'der dichter war allem anschein nach ein angehöriger des chorherrenstiftes Indersdorf'. denn dort befindet sich im 14 jh. (!) eine hs. der latein. 'Gesta Seruatii' und ebendort befindet sich im 14 jh. ein neben anderen heiligen auch dem Servatius geweihter altar. 'die beiden altarverzeichnisse, in denen seiner gedacht wird, stammen freilich erst aus dem 15 jh. und geben leider gerade über das alter dieses altars nichts an, eine tatsache, die indessen eher für ein hohes als ein junges alter spricht. doch das bei seite' (s. LV). mit

eben solchem recht könnte man auf das Augustinerkloster Diessen der Augsburger diöcese raten, denn dort kennt man den hl. Servaz unter dem 13 mai und 7 juni, und dort befand sich in später zeit auch ein bruchstück der Gestabearbeitung T. ich will damit nur die aufbauschung der gründe zur stützung einer hypothese kennzeichnen. in Indersdorf befindet sich nämlich im 14 jh. die hs. I. der lat. Gesta, die Wilhelm s. LXXXI und LXXXV mit nicht ganz einwandfreien gründen zur grundlage seines textes nimmt. im Indersdorfer nekrolog kennt man am ende des 12 jh.s schon den hl. Servatius. dass der heilige schon damals in Süddeutschland bekannt war, wissen wir auch aus Augsburg und der obd. legende. Indersdorf ist ein willkommener beleg mehr. nun soll aber Indersdorf in 'besonders engen beziehungen zum hl. Servaz' gestanden haben. da die tochter jener Agnes von Looz, welche Veldeke zu seinem Servaz anregte, als gemahlin Ottos I von Wittelsbach herzogin in Baiern wurde, 'erhalten wir so eine kette von zusammenhängen, wie sie schöner und sicherer nicht gedacht werden kann. nur unter der annahme, dass die verehrung des hl. Servatius mit der ersten Wittelsbacher herzogin nach Süddeutschland kam, erklärt sich die besondere verehrung des heiligen in Indersdorf, ja. wir müssen schliefsen, dass die grofse verehrung, die der heilige in der diöcese Freising genoss, erst von Indersdorf ausging' (s. LVII). wer staunt nicht über dieses 'wir müssen schliefsen'? wenn wir sehr viel als möglich, ja als wahrscheinlich zugeben: dass die verehrung des heiligen durch herzogin Agnes nach Süddeutschland kam, dass sie auch nach Indersdorf kam, so bleibt doch unbewiesen, dass diese verehrung nur nach Indersdorf kam, dass diese verehrung in der diöcese Freising merkbar früher und gröfser als in den nachbardiöcesen war, und noch mehr unbewiesen, dass sie von Indersdorf ausgieng; und ebenso hängen alle damit verbundenen schlussfolgerungen in der luft; so heifst es s. LVII: 'es steht nichts im wege, in der herzogin Agnes die gründerin des Indersdorfer Servatiusaltars zu erblicken'. es steht aber noch weniger im wege, dieses nicht zu tun! die anführung des altares unter den übrigen altären des stiftes an 8 stelle — von denen der erste 1131 geweiht, der zweite und dritte ohne jahresangabe ist, der vierte 1354, der fünfte vor 1359, der sechste (nach Wilhelm) vor 1337 geweiht ist, der siebente 1362 — lässt nur einen wahrscheinlichkeitsschluss zu, dass der achte, der Servatius, Udalricus, Kunegundis und MMagdalena geweiht ist, vor dem 14 jh. nicht bestand. auf solche schwankende und zt. direct unrichtige folgerungen baut der verf. sein gebäude von der entstehung des obd. Servatius in Indersdorf!

Auch cirkelbeweise fehlen nicht; hier nur ein beispiel: s. LIX wird für Indersdorfer entstehung die dort befindliche hs. der latein. 'Gesta Servatii' in die wagschale geworfen, auf der folgenden seite

werden für den vorrang dieser hs. unter den anderen süddeutschen die Indersdorfer 'beziehungen' zu St. Servaz ins treffen geführt. sicher ist, dass wir keineswegs wissen, welche der bair. Gestahss. der obd. dichter benutzt hat. schon die meinung, der dichter könne nur die hs. eines solchen ortes benützt haben, wo ein besonderer Servazcult nachzuweisen sei, ist willkürlich. ein Servaz c u l t in Baiern am ende des 12 jh.s ist vorerst nur für Augsburg erwiesen. das Indersdorfer nekrolog teilt seinen hl. Servatius mit andern kalendaren, der Servazaltar ist erst für das 14 jh. erweislich und wahrscheinlich überhaupt nicht älter. das vorhandensein der Gestahs. teilt Indersdorf mit anderen süddeutschen orten und hat sie im 12 jh. wol noch mit anderen klosterbüchereien geteilt; m. e. war hs. I im 12 jh. gar nicht in Indersdorf, sondern geht eher auf Schäftlarn zurück.

Aber Wilhelm hat noch seine besonderen gründe: 'das obd. gedicht atmet den geist der Augustiner-chorherren', denn 'der obd. verfasser anerkennt im gegensatz zu Veldeke nicht die primatale binde- und lösegewalt des hl. Servatius' (s. LXIV). man bemerke den ausdruck 'anerkennt nicht', wo in würklichkeit weder ein anerkennen noch ein nichtanerkennen vorligt, da der dichter die in seiner vorlage überlieferte lebensgeschichte und die wundertaten seines heiligen, so gut es geht, in deutsche reime überträgt, und zwar sehr auszugsweise. aber Wilhelm berichtet, dass die Indersdorfer bücherei des 13 jh.s auch ein werk Hugos von SVictor besafs, als ob das bei Augustiner-chorherren jener zeit nicht ziemlich selbstverständlich wäre. für den verf. ist das ein grund mehr, dass der obd. Servaz in Indersdorf entstanden sei. und das ist die widergeburt einer neuen historischen methode, vor der die gebräuchlichen stil- und reimuntersuchungen in nichts zerfliefsen.

Wilhelm wendet eben die sache nach seinem sinne: 'mit peinlichkeit vermeidet es der obd. dichter, auf die kanonisch-politische bedeutung des dem Servatius von Petrus verliehenen schlüssels einzugehn . . . nicht einmal die worte lösen und binden gebraucht er, und auch hier mit gutem grunde . . . um des lieben friedens willen mied er sie' (s. LXVII). wenn der obd. dichter hier würklich Veldeke vor sich hatte (Serv. I 1738 ff, II 2791 ff), so hat er eben nur die naheliegenden bemerkungen über die äufsere pracht und künstlichkeit des schlüssels herübergenommen, anderes lag ihm überhaupt fern; man vgl. Wilhelms richtiges urteil auf s. LXXVI: 'der obd. dichter hat die bei Veldeke sich breit machende geschwätzigkeit vermieden'. was macht aber Wilhelm aus dieser in sich erklärten sache: 'stillschweigend suchte er mit bestimmter kirchenpolitischer absicht die allzu kühnen gedanken des Maastriechter publicisten (!) zu zügeln und zu zähmen. es geht etwas von kampfesmüde durch das gedicht, von sehnsucht nach friede und eintracht. sollte man ihm einen untertitel geben, dann wäre wol am besten, wenn man darunter

schriebe: ein wort zur versöhnung' (s. LXVII). man bewundert die phantasie des herausgebers, der die simple art des obd. geistlichen mit solchen federn aufputzt, aber nicht etwa in einseitiger vorliebe für den von ihm betreuten dichter, sondern zu dem mit zähigkeit verfolgten zweck, das gedicht gerade an dem von ihm vermuteten orte zu localisieren. und so fabelt der verf. weiter: 'die schilderung von Servazens ornat erinnert so auffällig an das Freisinger bischofsgewand, dass hier ein rein zufälliges zusammentreffen wol als ausgeschlossen gelten darf' (s. LXX). und solche fabelei tritt im gewande ernster forschung auf! noch ein beispiel für die art, wie hier mit der historischen methode deutsche litteraturgeschichte gemacht wird. im jahre 1173 tritt der Wittelsbacher pfalzgraf Friedrich nach einer reise nach Palästina *amore dei compunctus* in das von seinem hause begründete Indersdorfer kloster ein. wenn es bloſse frömmigkeit gewesen wäre, meint Wilhelm, hätte er auch bei den Benedictinern in Scheyern eintreten können. 'das entbehrt unter keinen umständen eines politischen beigeschmacks. es war ein signal: bis hierher und nicht weiter!' (s. LXVIII). das heiſst opposition gegen die kaiserliche politik. als ob der schritt, dass ein graf in das von seinem hause begründete Indersdorfer kloster tritt, die geeignetste form der opposition gegen die politik der Hohenstaufen gewesen wäre. und die nutzanwendung? 'in alle diese zeitereignisse passt die stimmung des obd. Servatius wie der schlüssel zum schloss'.

Ich bin an der hand des verfassers der beweisführung für die hauptergebnisse des buches gefolgt und habe bloſs vom standpunct der logischen beweislehre auf die klaffenden lücken dieser prämissen und schlüsse sowie auf die mängel einer methode hinweisen müssen, die sich wie eine offenbarung gibt und mit bewuster verneinung und verachtung der für die behandlung eines alten denkmals von den meisten fachgenossen gehandhabten methode dartun will, dass die litteraturwissenschaft zu rein historischer betrachtung ihrer stoffe zurückkehren müsse. da sich das vorwort wie ein kampfruf liest und das buch auch sonst viele scharfe ausfälle gegen die ergebnislosigkeit der besonders von Kraus und Zwierzina consequent durchgeführten methode enthält, muss ref. auch die tendenz des buches wenigstens streifen.

Die von den naturwissenschaften uns zugekommene methode der induction- und analogieschlüsse, die sich äuſserlich in statistischen untersuchungen äuſsert, arbeitet mit der beobachtung ohne voreingenommenheit, ob das ergebnis willkommen oder unwillkommen ist. das durch solche trockene arbeit für die chronologie, für die sprachliche zugehörigkeit, für die technik vieler mhd. dichtungen erreichte hier anzudeuten, ist im rahmen dieser zs. überflüssig. eine einsicht in wort- und reimgebrauch der mhd. dichter, was sprachliche eigenart, was künstlich und übernommen ist, war wol das bedeutsamste ergebnis, eine litterarische und

ästhetische kennzeichnung von dichterpersönlichkeiten ist angebahnt. aber auch für mythen- und sagenkunde hat diese methode der secierung von motiven seit langem einen einblick in eine seite der germanischen und europäischen culturgeschichte gefördert. gewis erscheint diese kleinarbeit dem auf grofse litterarische zusammenhänge bedachten forscher kleinlich und unbequem und die ergebnisse dieser philologie stehn mit der aufgewanten mühe nicht immer in geradem verhältnis. aber geringes nicht gering zu schätzen und vergeblich aufgewendete arbeit nicht zu bedauern, war von jeher das kennzeichen des philologen und sollte ihm wenigstens nicht von einem fachgenossen zum vorwurfe gemacht werden. Wilhelm findet das wort vom künstler in der wissenschaft. 'der wissenschaftler soll gleich dem künstler formen und schöpfen' (vorwort s. VI). das wort klingt verführerisch und lockt zur nachahmung; aber es ist auch ein bedenkliches wort. gewis steckt in jedem wahren gelehrten eine art künstlerischer intuition, aber man darf nicht wie Wilhelm anlage und methode verwechseln. keine methode ist selbstzweck; dass sie aber zur objectiven betrachtung des gegebenen führt und vor subjectiver interpretation schützt, scheint mir der hauptvorzug der methode des 'grammatischen kleinkrams, von möglichst engem gesichtswinkel aus betrachtet'. die historische methode aber, wie Wilhelm sie in diesem buche verwendet hat, lässt, wie oben jedem logischen denken nahegelegt worden ist, dem willen des forschers zu grofse freiheit und verführt zum versuch, blofse vermutungen mit unzureichenden mitteln erweisen zu wollen oder als erwiesen auszugeben. Wilhelms buch leitet gleichsam in eine romantische zeit der germanistischen wissenschaft zurück, er vergisst, dass die forschung eines jahrhunderts den ansprechenden litterarischen und historischen hypothesen ein enges feld gelassen hat. wenn der verf. in der wertschätzung von kritischen ausgaben mhd. dichter gegen die hss.-abdrücke der Berliner akademie zufelde zieht, so verkennt er gerade ihren haupterfolg, dass sie die künstlich gemachte metrische und sprachliche uniformierung der landläufigen kritischen ausgaben unterbunden und die historische betrachtung nahegelegt haben. Wilhelms Servazbuch scheint mir sogar von ihnen beeinflusst.

Und damit wäre ich zum sprachlich-kritischen teil der ausgabe Wilhelms gekommen. ich enthalte mich jedoch einer eingehnden darlegung, warum ich diese ausgabe in wichtigen puncten für verfehlt halte, da ich auf dem mir zugemessenen raume nur über das neue an dem buche berichten kann, über die einführung der historischen methode in das feld unserer wissenschaft, wie sie allerdings in geistreich umfassender weise längst von Burdach uaa. gehandhabt wird. ich stelle hier nur fest, dass die textkritische einleitung in die texte sowie der text des obd. Servatius an vielen stellen angreifbar ist, weil hier eine

von stil- und reimtabellen' unbeeinflusste willkür waltet. dafür nur einige andeutungen. Wilhelm führt die zerdehnung von î und û durch und schreibt also *Adonaei : vrei* 1, *Severein : schein (schîn)* 1031 u. *: ein (în)* 1413, *Daveit : seit (sît)* 3079, *Heinreich: reich* 2897, *Severinous : hous* 1427, und das bei einem gelehrten dichter des 12 jh.s, der nach lateinischer vorlage dichtet, dem latein. fremdnamen unantastbar waren, von dem der herausgeber (anmerk. zu 1361) selbst zugeben muss, dass er seine mundartliche form *chom* im reime meidet und *quam : nam* bindet. um die diphthongierung im reime zu erweisen, muss Wilhelm erst das verb. *gebrouchen (brouchen)* 3185 aus dem deutschen sprachschatz entfernen und als *gebrûchen* erklären; aber er kann die reime *Agricolâus : sus* 1919, *Heinrich : sich* 2325, 2545, 2733 nicht beseitigen. auch muss *mahte* 1353, das Kraus als schwäbisch anspricht, was zu Indersdorf nicht passt, in *mæhte* verwandelt und dazu das reimwort *in der nahte* umgelautet werden; denn 'der dativ von *naht* kommt nur noch einmal im reim, 3036, vor und lautet *næhte*'. dort steht zwar kein dativ, sondern der plural *dreie nahte*, von Wilhelm in *dreie næhte* verwandelt, aber was tut das? auch bedarf es, damit das gewünschte *mæhte* erzielt wird, nur noch des einschubs von *getuon*, aber 'die ergänzung verlangt die versmelodie und der sinn'. diese 'versmelodie' figuriert als höchste instanz bei allen ähnlichen gewaltacten. diese 'versmelodie' ist 'auf grund gemeinsamer leseproben' (s. XCIII) ermittelt und entscheidet kurzerhand 'ist metrisch falsch', 'ist metrisch notwendig'. es list sich wie ein scherz, ist aber bitter ernst. ernst zu nehmen ist auch die ansetzung von *omnium : du chüm* v. 59; natürlich muss dann auch v. 3316 *ich chüme : frume* lauten. ahd. *fruma* 'ist eine form, die den gesetzen der germanischen grammatik widerspricht'. 'es ist also möglicherweise *frūme* zu lesen', natürlich auch *kümet : gefrümet*, das in 3 fällen im text steht. auch dass der reim *sunne : gewunne* eine nicht umgelautete conj.-form beweise, leugnet Wilhelm in consequenter ablehnung des grammatischen kleinkrams der reimstatistiker (s. XC), auch wenn diese nach untersuchung der vorfrage, ob der dichter rein reime, mit der evidenz grofser wahrscheinlichkeit inductionsschlüsse zieht.

Das buch Wilhelms ist glänzend ausgestattet, aber eine misglückte leistung, da der verfasser seine fleifsige hand von voreingenommenheit nicht frei hielt und in dem bestreben, einen völlig neuen weg zu wandeln, das sachliche ziel verfehlt hat.

Leitmeritz, weihnacht 1910. **Alois Bernt.**

Deutsche texte des mittelalters, herausgegeben von der kgl. preufsischen akademie der wissenschaften. band XVII. Kleinere mittelhochdeutsche erzählungen, fabeln und lehrgedichte III. Die Heidelberger handschrift cod. pal. germ. 341 herausgegeben von **Gustav Rosenhagen.** Berlin, Weidmann, 1909. XXXIV und 251 ss. gr. 8°, m. 2 tafeln in lichtdruck. — 10,60 m.

Man beurteilt die 'Deutschen texte des ma.s' meist nur von dem standpunct aus, dass sie mittel sein sollen, künftiger forschung weitere bahnen zu bereiten. das ist gewis auch ihr vornehmlichster zweck, und jeder band gibt anregung zur beantwortung neuer fragen. aber es sollte doch immer auch beachtet werden, dass diese handschriftenabdrücke ihren wert zugleich in sich selbst tragen. es sind widergaben historischer denkmäler und als solche treue zeugen unserer vergangenheit. die normalisierten texte stellen doch immer nur ein ideal dar, eine schöne regelrechte form, wie sie in dieser vollkommenheit nie bestanden hat; demgegenüber schauen wir in den abdrücken ein stück würklichkeit unseres mittelalterlichen schrifttums. und so sind schliefslich die beiden methoden der textbehandlung äufserungen einer gegensätzlichen auffassung der dinge, dort die idealisierende, typische, hier die realistische, charakteristische. und eben das charakteristische ist der innere wert dieser schlichten abdrücke. hier haben wir eine individualität vor uns, einen schreiber, der in dem gröfseren oder geringern verständnis des textes, in der orthographie oder in andern persönlichen eigenheiten doch zugleich ein vertreter der bildung seiner zeit ist.

Solche denkmäler die einen eigenwert besitzen, sind vor allem sammelhandschriften, die durch kritische ausgaben überhaupt nicht zu ersetzen sind. können solche sammlungen auch wegen ihres grofsen umfangs selten vollständig abgedruckt werden, so gibt doch eine nach guten grundsätzen angeordnete auswahl schon ein genügendes bild des ganzen. welch unmittelbaren eindruck von der Nürnberger, in sprüchen kurz gefassten lebensweisheit – oder klugheit gibt uns die von Euling herausgegegebene Wolfenbüttler hs.! zu diesem bild gehört auch die sprache mit dem eigenartigen orthographischen gewand, sie gibt den localton ab, sie versetzt den leser in die bestimmte umgebung. der Freidank, der Renner zb. sind hier gleichsam auflösungen in Nürnberger priamelgnomik.

Eine der wertvollsten mhd. prosaischen sammelhandschriften ist der cod. pal. germ. 341, und die art seiner veröffentlichung durch Rosenhagen verdient uneingeschränktes lob. wie die Wolfenbüttler hs. so konnte natürlich auch nicht der ganze codex, der ca. 60 000 zeilen umfasst, widergegeben werden. aufgenommen sind die bisher ungedruckten stücke, und aufserdem solche die bis jetzt nur vereinzelt oder in schwerer zugänglichen sammlungen abgedruckt sind. es sind zumeist 'bîspel', vom Stricker selbst

oder in seiner art abgefasst, im ganzen einundsiebzig nummern verschiedenen umfangs.

Alle teile der ausgabe sind mit grofser sorgfalt gearbeitet. die einleitung (s. I—XXXIV) enthält eine bis ins einzelne gehende beschreibung der hs. (vier schreiber, weitaus der gröste teil der hs. rührt vom schreiber *β* her), die geschichte, entstehung und gruppierung des bestandes, vergleichung mit dem nah verwandten Kalocsaer codex (K), ort und zeit der abfassung, orthographie, interpunction. daran schliefst sich eine inhaltsübersicht für die ganze hs. mit nachweis der druckstellen der bis jetzt anderweitig veröffentlichten stücke (s. XXXV—XLI). auf den 211 seiten umfassenden text folgt ein anhang mit lesarten zu einigen nummern der hs., die nicht in den abdruck aufgenommen sind (s. 212—223), dann auf einen nachtrag (s. 224f) ein namenverzeichnis (s. 226 f), endlich das wörterverzeichnis (s. 228—251). zwei tafeln schriftproben, aus P und der Wiener hs. 2705, schliefsen den band ab.

Sprachliche (orthographische) und sachliche gründe (Heinrichs vFreiberg JohannvMichelsberg nimmt eine besondere stellung in der sammlung ein) bestimmen R., die entstehung der hs. nach Pöhmen zu verlegen, und zwar in das erste viertel des 14 jh.s. B und K mögen wol für den herrn von Michelsberg selbst oder für seine unmittelbaren nachkommen abgefasst sein. ABernt verstärkt die orthographischen und sachlichen anhaltspuncte zu gunsten Böhmens in seinem an Rosenhagens untersuchungen sich anschliefsenden aufsatz 'Zur Heidelberger handschrift cod. pal. germ. 341', Zs. 52, 245—259. in der tat spricht nichts gegen Böhmen als heimat und nichts spricht ausdrücklich für eine andere landschaft. folgendes sind die wichtigsten sprachlichen merkmale (im wesentlichen beim schreiber *β*): bair.-österreich. *î* > *ei* (selten), *û* > *ou au* (selten), *iu* > *eu* (meistens), *ch* für *k* (stellenweise häufiger), *schol*, selten *ai* für *ei* und *p* für *b*; md. *ie* > *i*, *ht* ist sehr oft *cht*, ausfall des *h* zwischen vocalen mit contraction derselben, prät. *quam*, part. perf. *kumen vernumen*, *sulch*, *iz*, *zu* für *ze*.

R. kommt s. XXIII auf die erklärung der bunten schreibungen zu sprechen. das führt dann zu der beurteilung der dialectmischung in mhd. handschriften überhaupt. hier ist nun zunächst eine principielle frage zu erörtern: beruht die mischung nur auf willkür der schreiber und auf gleichgültigkeit gegenüber der sprachlichen form? da dieselbe mischung zweier dialecte auch in der officiellen schreibart der kanzleien üblich ist, wenn schreiber und empfänger nicht ein und demselben mundartgebiet angehören, so muss es ein allgemein anerkannter schreibgebrauch, es muss methode gewesen sein. die mischung einheimischer und fremder elemente war ein berechtigter, ja unter umständen sogar beabsichtigter sprachzustand, die einzelnen fremdformen waren berechtigte bestandteile (s. dazu R. s. XXIII).

Die erste frage bei einer handschrift des 14 jh.s., die nicht in ausgesprochenem dialect abgefasst ist, ist die: welcher kanzleisprache folgt sie? für unsere hs. P lautet die antwort: die orthographie gleicht am meisten der der böhmischen kanzleisprache vor Karl IV (vgl. Götting. gel. anz. 1907 nr. 11 s. 909 ff und die daselbst verzeichnete litteratur), aber wichtige unterschiede bilden die so häufig nicht diphthongierten *î* und *û* und das fast gänzliche fehlen des *p* für *b*. — die zweite frage: ist das schreibschema der kanzlei auch rein durchgeführt oder hat eine fremde mundart mitgewürkt? ist gerade bei einer hs. böhmischer herkunft, die vor Karl IV fällt, schwer zu entscheiden, weil die altböhmische kanzleisprache selbst stark von österreichischen bestandteilen durchzogen ist. — aufserdem aber kann auch noch der traditionelle mhd. schreibgebrauch nachgewürkt haben; so könnten die *î* und *û* darauf beruhen. — und endlich können auch noch frühere handschriften spuren hinterlassen haben. das ist in P zb. der fall im Armen Heinrich. hier findet sich (nach Haupts variantenapparat) schwäbisches *sunfz* = *sûft* (379. 474), also ein zeugnis für ein früheres sprachstadium der überlieferung. die richtlinien für die untersuchung der sprache kreuzen sich also gerade in unserer handschrift so vielfach, dass, was R. hervorgehoben hat, eine entwirrung nur mit dem gesamten material zu erhoffen ist.

Unter den einzelnen erscheinungen notiert R. *ev* für *üe*: *behevten* = *behüeten*, s. IX (auch AHeinr. 781 *mevt* = *müet*), und Bernt verfolgt dieses *ev* weiter (aao. s. 250). eine besondere sprachliche geltung scheint diese schreibung nicht gehabt zu haben, sondern sie ist rein formal zu erklären. *e* war ursprünglich index: $\overset{e}{v}$, bei richtiger auflösung ergab sich unter nachstellung des index-*e* : *ue*, aber solche zeichen wurden manchmal auch vorgestellt, dann ergab sich *eu*. index und grundvocal wurden schon von vornherein vertauscht bei *ǒ*, das auch *ů* geschrieben wurde, so dass also vorkommen konnte *bǒm, bům, boum, buom; uoben, ouben* (Weinhold, alem. gramm. § 70. 77, Baier. gramm. § 99. 102. 103). einer der schreiber der hs. Z von Rudolfs Weltchronik hat zb. häufig *ei* für *ie* : *heiz* für *hiez* ua., das dadurch zu erklären ist, dass die vorlage *h*$\overset{e}{i}$*z* oder auch *h*$\overset{i}{e}$*z* schrieb.

Auf eine andere eigentümlichkeit macht R. s. XXIII aufmerksam. gerade in den reimen wechselt die schreibung entsprechender laute gern, zb. *getihten* : *berichten, chomen* : *gefrumen*. diese ungleichheit lässt sich öfter in handschriften beobachten, und da sich doch 'die gleichmäfsigkeit dem schreiber geradezu hätte aufdrängen müssen', so ist es wahrscheinlich, dass die wechselnde schreibart zum system bewuster berechtigung der mischung gehörte.

R. hat durch solche beobachtungen wertvolle beiträge zur kenntnis der mhd. orthographie gegeben. auch den bis jetzt gar

nicht berücksichtigten interpunctionsgebrauch hat er behandelt, und zum ersten mal regeln für denselben aufgestellt (s. xxv f). es lassen sich bestimmte grundsätze erkennen, die freilich nicht folgerichtig durchgeführt sind [1].

Endlich bespricht R. die circumflexe, die in P in eigentümlicher art verwendet sind. sie sind nämlich weitaus in der mehrzahl auf dem letzten wort des verses angebracht, und zwar meistens über kurzen vocalen, besonders über schwachem *e*. R. denkt an fermate (s. xxv f), also an satzzeichen. ihre bedeutung lässt sich aber jetzt durch die ergebnissreiche arbeit von PSievers, Die accente in althochdeutschen und altsächsischen handschriften (Palaestra LVII), die R. noch nicht vorgelegen haben konnte, ersehen. PSievers unterscheidet für den circumflex im althochdeutschen zwei gebrauchsarten: 1. er ist längezeichen (bezeichnet die quantität und zugleich die betonung), 2. er ist nur tonzeichen (vielleicht genauer: betonungszeichen). 3. ferner hat Sievers durch seine reiche beispielsammlung den nachweis geliefert, dass der acut oft auf unbetonten silben, auch auf schwachem *e* steht. und, zb. häufig bei verschiedenen schreibern des Tatian, auf einsilbigen wörtchen ('stütze schwacher silben'). er nennt das treffend 'gefährdet erscheinende silben' (am deutlichsten zeigt sich dies bei dem adverb *ê*, das ja entweder durch den ^ oder durch vor- und nachgesetzten punct vor dem verlorengehen geschützt wird). auch der circumflex ist in einigen solchen fällen auf diese weise zu fassen, also als stütze, oder wenn man sagen will als merkzeichen. 4. aber es ist noch ein schritt weiter zu machen. der accent hat auch die aufgabe, lediglich den vocal einer silbe zu bezeichnen: er ist vocalunterscheidungszeichen oder vocalzeichen. das *i* ist in einer buchstabenreihe, die nur aus niederen grundstrichen besteht, also in der umgebung von *n nn m mm r rr*, auch bei niederem *l* u. anderen, für das auge nicht leicht auszuscheiden, deshalb erhielt es gern einen acutartigen strich oder einen punct. dasselbe ist bei *u* der fall, das dann *v* geschrieben werden oder ebenfalls durch ein zeichen, einen acut, herausgehoben werden konnte, der in späterer schrift aber auch durch ein *ı i* oder *e*, oder durch einen oder zwei puncte, also durch die umlautszeichen, ersetzt wurde. man blieb aber beim i und *u* nicht stehn, sondern setzte besonders vom 14 jh. an diese zeichen auch über andere vocale. so bedeutet ein *ů ǒ ǎ* keineswegs immer den umgelauteten vocal, sondern der index deutet manchmal nur an, das eben *u o a* vocale sind. zunächst sind diese zeichen begründet in der um-

[1] In dem im druck befindlichen vierten band meiner Renner-ausgabe bin ich bei untersuchung des ziemlich sorgfältigen interpunctionssystems einer bairischen hs. des 15 jh.s zu ähnlichen ergebnissen gelangt und habe daselbst versucht, die mhd. satzzeichen aus dem lateinischen usus abzuleiten; vgl. auch WDobbek Untersuchungen über die Würzburger liederhandschrift (Greifswalder diss. 1910) s. 42.

gebung von graphisch ähnlichen buchstaben, aber sie werden dann beliebig auch ohne grund gebraucht. statt des acuts konnte nun auch der circumflex eintreten, und in einer grofsen anzahl von fällen bei Sievers ist der circumflex sicher nur vocalzeichen, wo man also aus seiner setzung keine schlüsse auf länge oder tonstärke ziehen darf. auch die acute die in den altsächsischen handschriften so zahlreich angebracht sind, haben grofsenteils die bedeutung von vocalzeichen, nicht von tonzeichen. — der circumflex kann also sein: 1. längezeichen, 2. betonungszeichen, 3. merkzeichen, 4. vocalzeichen.

Unter dieser voraussetzung lassen sich die seltsamen circumflexe der hs. P erklären. sie finden sich meistens auf dem letzten worte des verses. es lassen sich folgende gruppen unterscheiden (ich gebe hier die in Rosenhagens varianten notierten fälle):

1. circumflexe über längen, also als längezeichen, sind selten: *deûte* 56, 2, *schiêt* 79, 64, *verkôs* 90, 62, *eû* 106, 82, *leît* 129, 177.

2. circumflexe über andern kurzen vocalen als schwachem *e*: *gâr* 40, 87, *bewârn* 56, 4. 127. 149, *gewân* 56, 28, *gespârn* 56, 194, *chûr* 56, 271, *dar ân* 56, 292, *zôrn* 56, 364, *quâm* 56, 422, *fûr* 59, 22, *drûm* 59, 50, *gêr* 59, 54, *wâr* 59, 82, *hîn* 61, 139, *begv̂rt* (= *bekûrt*) 61, 150, *gôt* 61, 173, *zôrn* 81, 220, *kân* 89, 80, *kv̂nt* 90, 3, *kân* 105, 94, *frômt* 108, 99, *dâr* 109, 10, *erkôrn* 117, 203, *qvâm* 141, 44, *enpôr* 145, 36, *mât* 150, 2, *hêr* 152, 1, *wâr* 169, 42, *enbîrt* 176, 165, *vrûm* 176, 305 u. 416, *gâr* 178, 470, *varn̂* 186, 154, *vûr* 192, 28, *mân* 194, 267.

3. circumflex über schwachem *e*: a) *e* in offener silbe: *walê* 6, 115 : *kalê* 6, 116, *magê* 36, 28, *tagê* 36, 333. 417, *erê* 36, 367, *mazê* 36, 384, *lerê* 36, 396, *lebê* 36, 420, *gebê* 40, 75, *mugê* 40, 102, *schadê* 40, 108, *betrogê* 56, 6, *abê* 56, 21, *bowerê* 56, 26, *erê* 56, 58, *varê* 56, 65, *serê* 56, 139, *langê* 56, 160, *wegê* 56, 241, *sagê* 56, 251, *ratê* 56, 254, *bestê* 56, 283, *lonê* 56, 344, *rechtê* 56, 370, *sagê* 59, 57, *erê* 61, 112, *mochtê* 61, 138, *scholdê* 61, 264, *merê* 69, 73, *werê* 79, 75, *merê* 79, 90, *swerê* 81, 14, *totê* 89, 58, *wetê* 96, 14, *merê* 105, 49, *himelrichê* 108, 18, *lerê* 110, 33, *gezemê* 117, 88, *werê* 117, 90. 202, *vernemê* 117, 115: *missezemê* 117, 116, *vertragê* 117, 142, *merê* 117, 160, *gengê* 117, 172, *mazzê* 129, 112, *serê* 129, 153, *merê* 142, 2, *spatê* 142, 35, *gartenerê* 142, 92, *werê* 147, 6, *gestê* 150, 32, *surê* 150, 149, *gûtê* 153, 5, *gertê* 153, 16, *lvgenerê* 167, 120, *vnstetê* 167, 123, *werê* 168, 16, *merê* 169, 46, *habê* 174, 104, *rostauscherê* 186, 47, *gesatê* 193, 11, *pflegê* 194, 23, *swerê* 194, 266.

b) in geschlossener silbe: *gêr* 56, 10, *torên* 61, 228, *frumêt* 61, 84. *rvrêt* 81, 166, *êr* 81, 233, *geltên* 89, 84, *mêr* 89, 89, *enpêrn* 89, 112, *nêm* 89, 154, *gerewên* 129, 8, *erên* 143, 106, *hêr* 152, 1, *schadên* 178, 151, *enbêrn* 178, 214.

Im innern des verses nur: 2. *kôm* 56, 185. 345, *vûr* 61, 30; 3a. *magtzogê* 36, 151, *totê* 89, 58. *grozzê* 129, 107, *lannê* 143, 136; 3b. *sinên* 90, 99. falsch gesetzt sind *schâde* 143, 84, *tûge* 168, 58, wo der circumflex wol für das schluss-*e* bestimmt war, und *vmbgêrn* (von *umbgêr*) 56, 62, wo der schreiber das *e* für kurz hielt und analog dem *gêr* (= *ger* 'begierde') 56, 10 den circumflex setzte, womit er allerdings gegen sein wissen wider eine richtige längebezeichnung gab, so dass das zeichen hier subjectiv falsch, objectiv aber richtig angebracht ist.

Es ergibt sich eine anerkennenswerte regelmäfsigkeit. hier handelt es sich nur um die gruppen 2 und 3, da gruppe 1 nichts aufsergewöhnliches bietet. in gruppe 2 kann der circumflex seine erklärung finden als merkzeichen, denn es sind hier lauter einsilbige oder mit präfix zusammengesetzte wörter; oder als vocalzeichen, denn der betreffende vocal steht vor *m n r*, einmal nach (*mât*), und in *gôt* (gerade bei *got* begegnet der accent als merkzeichen öfter bei Sievers). in gruppe 3a ist der circumflex merkzeichen über schwachem *e*, in 3b vocalzeichen, da das *e* in umgebung von *m*, *n* oder *r* steht.

Dass nun gerade die wörter am ende eines verses mit accent versehen sind mag darin seinen grund haben, weil der reim eine wichtige stelle ist und das reimwort eine besondere rücksicht verdient. im ganzen aber beruht diese beigabe doch wol nur auf der absicht ornamental zu würken (vgl. Sievers s. 121).

Das variantenverzeichnis ist sehr sorgfältig und ausführlich gearbeitet. benutzt sind aufser K noch die bekannte bîspel-hs. Wien 2705 (W) und für einzelne stücke die Würzburger hs. (E), die Leipziger Sachsenspiegel-hs. (L), die Berliner hs. des Freidank (a), die Würzburger hs. der Gesta Romanorum (w). der text von P ist zwar recht schön geschrieben, aber nicht zuverlässig. ein fehler erstreckt sich oft über mehrere worte, ja auch bis in die folgende zeile, und verschiedentlich reichen die anderen hss. zur herstellung der richtigen lesung nicht aus. hier nun sind unter Roethes mitwürkung bedeutende conjecturalschwierigkeiten mehrfach sehr glücklich gelöst.

Die worte warmen dankes, die R. am schluss der einleitung dem leiter der textausgaben widmet, werden jedem mitarbeiter aus dem herzen gesprochen sein.

Greifswald. **G. Ehrismann.**

Kudrun herausgegeben von **Ernst Martin.** textabdruck mit den lesarten der handschrift und bezeichnung der echten teile. 2 auflage besorgt von Edward Schröder [= Sammlung germanistischer hilfsmittel für den praktischen studienzweck bd II]. Halle, Waisenhaus 1911. XXVIII u. 220 ss. 8°.

Als ich Ernst Martin zum letzten mal gegenübersafs — am 21 april v. j. — nannte er unter den pflichten, deren erledigung

ihm für die nächste zeit obliege, auch die neue ausgabe der 'kleinen Kudrun'. im anfang juli schrieb er mir aus bad Oeynhausen näheres darüber: er hatte inzwischen beschlossen, der ausgabe ein wörterverzeichnis beizugeben, das die verschiedenheit in wortschatz und wortgebrauch gegenüber dem Nibelungenlied ans licht stellen sollte. aber in den wenigen wochen die ihm noch zu leben vergönnt war, ist er nicht mehr zu zusammenhängender arbeit gekommen, obwol den pflichttreuen der gedanke auch an diesen plan noch oft beschäftigt hat — bis in die nacht vor seinem tode. bald nachher teilte mir dann seine witwe mit, M. habe den wunsch ausgesprochen, dass ich diese arbeit übernehmen möchte, wenn er selbst die gesundheit nicht widererlangte. natürlich hab ich diesem letzten wunsch meines lehrers und freundes gern entsprochen. und ich habe die ausgabe, als der rest der ersten auflage im vorigen herbste aufgebraucht wurde, rasch zum druck gerüstet, wobei ich von zweien meiner zuhörer verständnisvoll unterstützt wurde.

Martin wuste, dass ich der auffassung der textgeschichte, die er im engen anschluss an Müllenhoff bis zuletzt vertrat, nicht zustimmte — für mich bestand gleichwol kein zweifel, dass ich diesen neudruck, den selbst zu besorgen ihn der tod verhindert hatte, genau nach seinen intentionen herzurichten hätte. ebenso bin ich mir aber auch darüber klar, dass ich einer etwaigen dritten auflage der textausgabe mit voller freiheit gegenüberstehn würde. für diesmal waren mir die hände gebunden und war mir die marschrichtung vorgeschrieben.

Zwischen dem ersten erscheinen der textausgabe (1883) und der 2 auflage der 'grofsen Kudrun' (1902) ligen mehr als 18 jahre, zwischen dieser und dem vorliegenden neudruck 9 jahre: was Martin in dieser zeit hinzugelernt und in seiner auffassung des textes geändert hat, war in der grofsen ausgabe von 1902 und weiterhin in den randnotizen seines handexemplars von dieser niedergelegt. in ein exemplar der kleinen ausgabe hatte er bereits allerlei änderungen und erwägungen übertragen. es galt also zunächst die vergleichung beider exemplare durchzuführen, und unter ausscheidung der druckfehler den text auf den standpunct der ausgabe von 1902 und ihrer handschriftlichen zusätze und correcturen zu bringen. dabei konnte ich mich freilich nicht ganz enthalten, die sehr reichliche interpunction, an der schon Müllenhoff anstofs genommen hatte, ein wenig einzuschränken. im wesentlichen aber hab ich den text so in die druckerei gegeben wie ihn nach meiner auffassung Martin selbst hergerichtet haben würde. ich habe selbst stellen nicht angetastet wie das mir längst unerträgliche mitteldeutsche *anderweide* 388, 2, das M. von Müllenhoff übernommen hat.

Ohne anweisung Martins hab ich von vorn herein nur ganz wenige änderungen aus meinem eignen exemplar herübergenom-

men, wo ich der zustimmung M.s sicher zu sein glaubte: 84, 4 *ſunderbœren* (st. *ſunderbâren*) — 135, 1 *liut* — 479, 2 *künic* (st. *küneges*) hs. *khuene* — 460, 4 *ſelden* hs. (st. *ſelde*) — 518, 2 *helme* (st. *helmen* hs.) — 523, 4 *geſande* (st. *hât geſande* hs.) — 524, 3 *grôȥer êre* (st. *grôȥiu*, hs. *gros*) — 895, 3 *des* hs. (st. *daz*, versehen Martins) — 1005, 1 *Dô wurden dâ gescheiden* (st. *Dô w. dô g.*) — 1218, 2 *ſwie in diu houbet wœren* (*wâren* hs., deren schreibung aber nichts besagt) — 1441, 4 *itewiȥȥe* (st. *itewîȥe*): da das verbum *itewiȥȥen* im cäsurreim 331, 2 gesichert und so auch 1565, 3 von Martin eingesetzt ist, muste das subst. die form *itewiȥ,-wiȥȥe* erhalten. über diese für mich unumgänglichen abweichungen hinaus (die sich fast alle auch bei Bartsch oder Symons finden und z. tl. daher in mein handexemplar gelangt sein mögen) hab ich mich zunächst aller eingriffe enthalten, und weder von eigenen (gedruckten und ungedruckten) conjecturen ältern datums, noch von einfällen, die sich unter der correctur aufdrängten, gebrauch gemacht. ich habe grundsätzlich bis zum abschluss des satzes die vergleichung der übrigen ausgaben vermieden, um mir nicht das herz schwer zu machen, auch Panzers 'Hilde-Gudrun' (1901) nicht nachgeschlagen, obwol ich weiſs, dass für einen herausgeber auf s. 1—16 allerlei zu lernen ist.

Dabei hatte ich aber doch das bedürfnis, für die ausgabe etwas mehr zu tun, und zwar ohne der arbeit und der auffassung meines vorgängers irgendwie zu nahe zu treten. so lieſs ich mir unter vermittlung des herrn custos dr Gottlieb und nachdem herr hofrat ritter v. Karabaček gütigst die erlaubnis erteilt hatte, eine bromsilberaufnahme (schwarz-weiſs) der betr. lagen der Ambraser hs. (und zugleich noch von einigen weiteren partieen) herstellen, die ich von der correctur des dritten bogens ab benutzen konnte. zum ersten mal hab ich so das wolgefühl gekostet, das ein solcher ersatz des originales auf dem eigenen schreibtisch gewährt. ich habe dabei viel für mich profitiert, und denke dass manches auch einer späteren auflage der Kudrun zu gute kommen wird, die ich doch zu erleben hoffe[1]. das unmittelbare ergebnis aber für text und lesarten war sehr gering: man mag es abmessen aus den nachträgen zu bogen 1. 2, die sich auf s. 208 finden. die erste abschrift des gedichtes durch Primisser hat sich als erstaunlich und beneidenswert zuverlässig erwiesen, wie man freilich auch schon aus der schmalen ernte des ersten collators Gärtner (Germ. 4, 106 ff. 7, 270 f) sehen konnte; einiges weitere hat dann Martin Bemerkungen z. Kudrun (1867) s. 6 f. mitgeteilt. meine eigene vergleichung, die gewis genauer, weil so viel bequemer als die meiner beiden vorgänger ist, hat nur an 4 oder 5 stellen einen unmittelbaren gewinn für den text gebracht: 193, 4 *nâch ir grôȥen*

[1] die photographie selbst werde ich am 1. october d. j. der hiesigen universitätsbibliothek übergeben: sie soll von diesem zeitpunct ab, auch zur benutzung im hause, an jedermann leihweise übersant werden.

leide st. *grôȝer* — 576, 2 *muoſen* st. *muoſe* — 841, 1 *ſande* st. *ſtade*, das Vollmer grundlos eingeführt hat, und das alle spätern herausgeber ohne angabe einer lesart beibehalten haben. 1650, 3 *möhte* st. *mehte* (hs. *mochte*) — schlieſslich hab ich 1420, 4 das hsl. *Hartmuot derlachte* in *erlachte* umgeschrieben, statt es in *der lachte* aufzulösen.

Allerlei zu ändern gab und gibt es an der sprachform und orthographie des textes. ich bin diesmal auch hier noch zurückhaltend gewesen. für die einführung der schreibung *iemen*, *niemen* (mit der Bartsch und Symons vorangegangen waren) hatte ich Martins zustimmung nach meiner erinnerung schon damals erhalten, als ich ihm die (1902 eingeführte) schreibung *kom, kômen* empfahl: die endreime 1078. 1226. 1484 und die cäsurreime 499, 1 f. 1056, 3 f. 1057, 3 f. 1615, 1 f, sowie die 28 mal begegnende stellung in der cäsur verlangen diese form, der die viermalige betonung *iemèn* (bei rund 120 belegen) nicht widerspricht; 541, 4 aber hab ich M.s *nie man* für *nie kainen man* der hs. belassen. — obwol die hs. dritthalb jahrhundert jünger ist als das original, darf man ihr doch in der schreibung des jüngern umlauts in *tägelîche*, *kärkœre*, *hähse* zur seite bleiben: diese trifft gewis auch für die vorlage zu. im allgemeinen aber ist es eine sehr misliche sache, sich in bezug auf den umlaut an diese hs. anzuschlieſsen. einmal gehört der schreiber zu denen, welche die umlautzeichen (es ist bei *a*, *â*, *o*, *ô*, *u* gleichmäſsig in *e*-artiges häkchen) erst nach vollendung des wortes oder wol gar der zeile setzen und es dabei sehr oft vergessen. es ist durchaus verkehrt, wenn der herausgeber einem solchen schreiber in der inconsequenz folgt und daher abwechselnd *mugen* und *mügen*, *gâhes* und *gœhes* schreibt, wie es hier geschehen ist. diese mängel der Martinschen wie der andern ausgaben hab ich erst recht deutlich erkannt, als ich die photographie zu rate zog und nun obendrein sah, wie oft man gerade in diesem puncte sich verlesen hat. dazu kommt, dass wir uns über das eindringen des secundären (oder tertiären) umlauts, da uns das reimkriterium vielfach im stich lässt, nur aus guten alten handschriften orientieren können, und nur nach solchen uns richten dürfen, wo wir einen text von so junger überlieferung in das 'classische mittelhochdeutsch' umschreiben: ich halte nicht nur die inconsequenz *jâmerlîch* — *jœmerlîch* für verwerflich, sondern glaube gar nicht, dass diese und ähnliche umgelautete formen der Kudrun zukommen, — und nun daneben immer *lasterlîch*, *sûberlîch* und gar *anelîch* usw.!

An sich bin ich natürlich nicht so radical, dass ich die doppelformen verwerfe: sie werden ja obendrein gerade in unserm gedicht vielfach durch die reime garantiert. aber allerdings mein ich, dass wir da wo nur eine form durch den reim gesichert ist, nicht fehlgreifen, wenn wir diese auch ins innere des

verses einsetzen. die handschrift bietet durch das ganze werk den wechsel von *wafen* und *wappen*, ohne eine bedeutungsdifferenz: ich bin überzeugt, dass dem alten gedicht (und event. den zusatzstrophen, die keinesfalls viel jünger sind) nur *wâfen* zukommt (sogut wie dem Nibelungenlied), das denn auch mehrfach (489, 3 900, 3) im cäsurreim auftaucht. wenn ich nun auch für diesmal das schwanken im ganzen belassen habe, so ist es mir doch in einem falle, wo die beiden schreibungen sich in derselben strophe ablösen (1353, 2. 4), völlig unerträglich erschienen.

Etwas anders ligt die sache bei *ſchef—ſcheffe(n)* und *ſchif—ſchiffe(n)*, *ſcherm(meiſter, -knabe)* und *ſchirm-*. der abweichende gebrauch beider formen war immerhin möglich, und durch den reim ist keine bezeugt, aber das nebeneinander von *ſchirmmeiſter* und *ſchermmeiſter* 360, 1 und 361, 1 möcht ich jetzt, wo die ausgabe fertig vor mir ligt, jedenfalls nicht verteidigen; ich werde mich künftig für die *e*-formen entscheiden.

Über diese orthographischen und formalen fragen greifen andere erwägungen hinaus; ich hege keinen zweifel mehr, dass der schreiber an manchen stellen *mac*, *mohte* unwillkürlich durch *kan*, *kunde* ersetzt hat[1] — aber es bedarf einer eindringenden untersuchung des sprachgebrauchs, um diese fälle festzulegen. — ich bin ferner der überzeugung, dass Martin wie auch andere herausgeber (nicht nur der Kudrun) bei der verteilung der *da* der überlieferung auf *dâ* und *dô* das letztere zu stark bevorzugt haben. mit der scheidung '*dâ* local — *dô* temporal' kommt man über die schwierigkeiten nicht hinweg: es gibt viele fälle, wo die alte sprache bei dem hinweis auf die situation *dâ* brauchte, während unsere editoren *dô* setzen. handschriften der frühzeit müssen befragt werden, um hier den sprachgebrauch festzulegen, soweit nicht die reime zur entscheidung genügen.

Ich hegte die absicht, an dieser stelle eine gröſsere anzahl von emendationsvorschlägen mitzuteilen, die sich mir unter der correctur ergeben hatten, soweit ich sie nicht nachträglich in den andern ausgaben finden würde. da hat sich nun etwas eigentümliches herausgestellt. nachdem ich Vollmer, Müllenhoff, Bartsch, Symons und Piper verglichen hatte, blieb noch immer ein gutes dutzend besserungen übrig, mit dem ich glaubte mich sehen lassen zu können — von diesen hab ich aber nachträglich die meisten bei vdHagen gefunden, die einen im text die andern in den anmerkungen! ich halte also mit dem winzigen rest lieber zurück, bis ich zeit gefunden habe, wenigstens ein teil der fragezeichen zu beantworten, welche die ränder meines handexemplars schmücken; dann sollen auch die seit Vollmer und Müllenhoff sehr zu unrecht verschmähten vorschläge vdHagens zu ihrem rechte kommen. ich bin überhaupt der meinung, dass wir einer neuen recensio des

[1] ein paarmal hat hier schon Vollmer emendiert, dem dann alle späteren herausgeber gefolgt sind, ohne die beobachtung weiter zu führen.

textes bedürfen, dass dafür aber freilich noch eine ganze reihe von vorfragen zu lösen sind, die mit der höheren kritik nichts zu tun haben. die Kudrun hat, das darf offen ausgesprochen werden, niemals einen herausgeber gefunden, der wolgerüstet seine ganze energie auf die textconstitution geworfen hätte. Ettmüller und Müllenhoff strebten darüber hinaus, und Martin, der sich nach gewissenhafter prüfung an Müllenhoff glaubte anschliefsen zu müssen, hat das beste im commentar geleistet. ich verkenne nicht die verdienste die sich insbesondere Vollmer und Symons um unser gedicht erworben haben: im ganzen aber ist doch nur immer fortgewurstelt worden. vor allem hat niemand sich über das mafs dessen klarheit zu verschaffen gesucht, was Hans Ried gegenüber dem texte verschuldet haben kann. und doch ist das gar nicht so schwierig, wie in hoffentlich nicht allzu ferner zeit gezeigt werden soll.

Für das 'Wörterverzeichnis' möcht ich hier noch besonders um nachsicht bitten. es konnte auf dem ihm zugewiesenen raume die aufgabe unmöglich erfüllen, die mir erst unter dem druck als eine wissenschaftlich reizvolle erschienen ist. und ich war auch von vornherein keineswegs dafür gerüstet, neben dem unterschied des wortschatzes auch den unterschied des wortgebrauchs zuverlässig und erschöpfend vorführen zu können. immerhin kann ein aufmerksamer beobachter schon beim durchblättern allerlei lernen. dass wörter wie *kouf* und *krâme*, *kiel* und *kocke* im Nibelungenlied nicht vorkommen, wird niemanden überraschen; dass aber das ältere gedicht mit seinen mehr als 9000 langzeilen gar keine gelegenheit findet, *brennen* und *verbrennen* (Kudrun zusammen 12 mal), *lernen* (7 mal), *misselingen* (7 mal), *vâren* (6 mal), *lêhen* (5 mal, dazu *lêhenlîch*) zu verwenden, ist ein warnungszeichen, aus lücken des wortschatzes voreilig folgerungen zu ziehen. man würde danach wenigstens nicht von hier aus ohne weiteres behaupten dürfen, dass die fremdwörter *plân* und *prîsen* (das verbum) einer jüngern schicht angehören. anderseits darf man die im Nl. fehlenden *ande* (16 mal + 11 mal) und *selde* (30 mal) getrost als lieblingswörter der Kudrun bezeichnen, wo sie aber freilich in 'echten' und 'jüngern' strophen gleichmäfsig vorkommen! sie jedoch dem sprachlichen besitz der Nibelungendichter abzustreiten, geht nicht an: ihre beliebtheit geht unzweifelhaft zurück auf den klingenden ausgang des zweiten verspaares, der seinerseits auch wider schuld ist an der hinneigung zum cäsurreim.

Göttingen. **Edward Schröder.**

Nachtrag zu den berichtigungen s. 208 bis 77, 4 *arbeite.*

Die Lilie, eine mittelfränkische dichtung in reimprosa, und andere geistliche gedichte, aus der Wiesbadener hs. herausgegeben von **Paul Wüst** [= Deutsche texte des mittelalters herausg. von der Kgl. preufs. Akademie der wiss., bd. xv] Berlin, Weidmann 1909. xxx u. 90 ss. gr. 8° m. einer tafel in lichtdruck. — 4,60 m.

'Die Lilie', bisher nur auszugsweise durch Hoffmann von Fallersleben unter dem titel 'Die geistlichen Lilien' bekannt gemacht, ist eine geistliche dichtung mit erbaulichem inhalt. die einzelnen blätter und teile der Lilie werden in der art mystischer auslegung gedeutet oder zum ausgangspunct genommen. in der einzigen hs. die uns dieses gedicht überliefert, hs. 68 der nassauischen Landesbibliothek in Wiesbaden, sind noch einige kleinere stücke erbaulichen inhalts enthalten, die der herausgeber unter den namen 'Die drei Blumen des Paradieses', 'Das himmlische Gastmahl', 'Der dreifache Schmuck der seligen Jungfrauen' und 'Warnung vor der Sünde' gleichfalls abdruckt. sie bilden eine einheitliche gruppe mit manchem bezug auf die Lilie. ihre zugehörigkeit zur geistlichen blumensymbolik ist mehr äufserlich. eine bisher unbekannte 'Predigt über die Lilie', alemannisch (die hs. aus dem ende des 14 oder anfang des 15 jh.s ist in Münchener privatbesitz), ebenfalls aus dem gedankenkreise der mystik, ist angehängt.

Für die herkunft der hs. 68 kommt aus äufseren gründen nur eine der nassauischen klosterbibliotheken in frage. es ist keine originalhs., sondern eine abschrift, in allen teilen von éiner hand gefertigt. der verfasser ist unbekannt. W. nimmt für die kleineren stücke éinen dichter an; die Lilie anderseits soll von einer Kölner nonne verfasst sein: die gründe zu dieser annahme scheinen mir nicht erheblich. dem hersg. war die sprache das interessanteste, sie ist ausführlich behandelt. die kleineren stücke mögen nach dieser untersuchung an der alemannischen nordgrenze entstanden sein, das ist durch die niederrheinische aufzeichnung hindurch erkennbar. in der Lilie deckt sich die mundart der niederschrift mit dem ursprünglichen bestande. die druckeinrichtung folgt den gewohnten grundsätzen der DT. besonders merkwürdig ist das denkmal durch die interpunction, die sich in der hs. findet und die der hersg. geschickt durch fettdruck auffällig macht.

Kunstform. die Lilie hebt in prosa an, die manchmal reime zeigt, und geht dann in sogenannte reimprosa über. die gereimten kola sind in der hs. nicht abgesetzt, ihre anfänge jedoch durch rote initialen gekennzeichnet. über diese technik werden wir von W. am spärlichsten unterrichtet; 'die formale technik ist altertümlich', es seien 'langzeilen', die gelegentlich durch prosa (vielmehr: waisen) unterbrochen sind. diese waisen führt W. auf entstellung zurück; seine conjecturen sind hübsch, auch glaubhaft, — vielleicht aber gehören die waisen zum wesen der form. von deutscher reimprosa wissen wir herzlich wenig. Wacker-

nagel hatte eine lange reihe deutscher denkmäler dafür in anspruch genommen, etwa nach dem grundsatze: was sich der vierhebungs-theorie nicht fügt, ist reimprosa. ich muss meine vorläufige anschauung kurz darlegen. um als kunstform einer dichtung 'reimprosa' ansetzen zu dürfen, genügt es nicht, dass der vers da und dort eine hebung mehr habe. auch minder gelungene verse sind verse [1], und die reimprosa ist keine verdorbene verspoesie! sie ist würklich prosa, die sich auch in stil und satzfügung zeigen muss. vom vers dürfen wir daher sowenig ausgehn, als wir von stumpfen oder klingenden reimen sprechen dürfen; auch können wir nicht von vornherein annehmen, dass an die prosareime dieselben anforderungen zu stellen seien, die uns für die versreime geläufig sind. solange uns die gesetze des prosareims nicht einigermafsen erschlossen sind, haben wir daher nicht das recht, schlüsse aus der reimtechnik zu ziehen. der hersg. hat, wiewol mit vorbehalt, die datierung der Lilie lediglich aus der beschaffenheit der reime geschlossen: weil die reime unvollkommen sind, weil einige blofs auf dem gleichklang der flexionssilbe beruhen, darum seien sie altertümlich. die unvollkommenheit steht freilich fest (über ein fünftel ist unrein), das kann aber sehr gut eine eigentümlichkeit der kunstform sein. zudem sind viele reimbänder zwar durch die mundart rein, nicht aber durch einführung älterer sprachformen. so steht die construction auf schwankem boden. auch sonst 'bietet sich zu einer genauen datierung keine handhabe'. van der Linde hatte die hs. in seinem katalog ins 15 jh. gesetzt; Heinzel stellte das denkmal (in seiner Niederfr. geschäftsspr.) ins 13 jh., Hoffmann und mit ihm W. haben die hs. ins 13, das denkmal in die zweite hälfte des 12 jh.s gesetzt! — die kleineren stücke, im normalen vers mit durchaus reinem reim sind nach W. wesentlich später anzusetzen als die Lilie; der einband der gemeinsamen hs. soll ins 14 jh. gehören.

Ich muss mich damit begnügen, hinter die datierungen nachdrücklichst ein fragezeichen zu stellen. zunächst wäre das alter der hs. vorsichtig zu ermitteln, wobei zu bedenken ist, dass es sich um ein geistliches denkmal handelt. das gedicht selbst kann ich mir in der umgebung des 12 jh.s durchaus nicht vorstellen. diesen zweifel bestärkt eine andere tatsache. es gibt nämlich — Wackernagel wollte gern continuität annehmen — noch einige werke, die der Lilie merkwürdig nahestehen.

Die Rede von den xv Graden, die man ins 14 jh. setzt, hat Dolfel in der Germania 6, 144 ff auszüglich abgedruckt. die hs., duodez, aus dem nassauischen Camp stammend, ligt in dem tschechischen praemonstrateuserkloster Strahow bei Prag, und

[1] anderseits hat man die allgemeine gültigkeit des vierhebungsschemas angetastet; man lässt, zumal für die ältere zeit, fünf- auch sechsmal gehobene verse zu.

trägt jetzt, wie mir Paul Diels seinerzeit freundlich ermittelte, die signatur D. G. IV 17 mit der bezeichnung 'alte deutsche hs.'. mehrmals hat man auf die enge beziehung dieses tractats zur Lilie hingewiesen, von Pfeiffer und Wackernagel sind beide werke sogar éinem verfasser zugewiesen worden. Wüst scheint (s. II) ebenfalls dieser ansicht zuzuneigen, ohne dass er jedoch in seinem cap. 8 'Die verfasserfrage' dieses problem irgendwie berührt. — ein umfangreiches psalterium, nach seiner herkunft der Mahrenberger Psalter genannt, mitteldeutsch mit oberdeutschem einschlag, und ein kürzeres gedicht 'Von der heiligen drivaltikeit' sind in der hs. 1593 der Grazer univ.-bibl. (aus dem jahre 1448) bewahrt, die AESchönbach in der zweiten reihe seiner 'Miszellen aus Grazer hss.' kurz behandelt hat, und die ich zur ausgabe in den DT. vorzubereiten habe. mehr als ein grund lässt die drei hss. in eine gruppe zusammenordnen. rein äufserlich schon verbindet sie ein gemeinsames moment: das format. es ist jenes typische taschenformat, welches das katholische 'gebetbuch' bis heute bewahrt hat — kein format des 12 oder 13 jh.s. damit ist nun auch die inhaltliche übereinstimmung berührt: es sind gebetbücher, vielleicht gebetbücher für nonnen. ist der inhalt durchaus ein erbaulicher, so ist die form überall ein gemisch von prosa und reimprosa, die unregelmäfsig oder geregelt abwechseln, die gereimte prosa mit ganz charakteristischen erscheinungen, wie es etwa die vorliebe für reimhäufung, insbesondre für den dreireim ist. schliefslich fällt mir eine merkwürdige ähnlichkeit des wortschatzes auf, die zwar inhaltlich bedingt sein mag, sich aber selbst auf anderswo nicht belegte wörter erstreckt. zusammensetzungen und reichliche substantiva auf *-heit* und *-keit* sind überaus beliebt. eine vergleichende untersuchung dieser denkmäler wird, hoff ich, imstande sein, das gesetzmäfsige der deutschen reimprosa zu ermitteln.

Graz, im feber 1910. **Karl Polheim.**

Wiener Haupt- und Staatsaktionen. eingeleitet und herausgegeben von **Rudolf Payer von Thurn**. bd. 1. 2 [Schriften d. Litterar. vereins in Wien 10. 13]. Wien. Litterar. verein 1908. 1910. XLI + 459 ss. u. 439 ss. 8°.

Hatte schon AvWeilens buch über die theater Wiens [1] den wunsch rege werden lassen, dass die auf der Wiener Hof- und Staatsbibliothek handschriftlich vorhandenen haupt- und staatsactionen Stranitzkys, des berühmten Hanswursts und begründers der ersten ständigen Wiener bühne am Kärntnertor, durch den druck allgemein zugänglich gemacht werden möchten,

[1] AvWeilen: Gesch. d. Wiener theaterwesens bis zu den anfängen d. Hoftheaters [Die theater Wiens bd 1]. Wien 1899.

so konnte Homeyers[1] stoffgeschichtliche untersuchung dieser handschriften, verbunden mit dem neudruck des schon aus Carl Weiss mangelhafter publication bekannten dramas vom heiligen Nepomuk, den wunsch nach der bekanntschaft der übrigen vierzehn stücke nur verstärken. es ist daher mit freude zu begrüfsen, dass der Litterarische verein zu Wien die herausgabe dieser dramen in angriff genommen hat. mit ausnahme des nicht wider abgedruckten Nepomukdramas liegen jetzt die stücke, deren zusammengehörigkeit sich in dem durch Schlagers vermittlung seinerzeit erworbenen handschriftencomplex durch die gleiche schreiberhand und durch die allen gemeinsame jahreszahl 1724 schon äufserlich kennzeichnet, in zwei bänden vollständig vor. der inhalt und die litterarhistorische stellung der stücke waren uns längst keine unbekannten mehr. Schlager hat in seinen Wiener skizzen zum ersten male über sie berichtet, und Carl Weiss hat sie in seinen Wiener Haupt- und Staatsactionen eingehend untersucht. die mannigfachen irrtümer dieser arbeiten sind durch die neueren schriften von RMWerner[2] über den Wiener Hanswurst, und die genannten untersuchungen von Weilen und dem in seinen spuren wandelnden Homeyer verschiedentlich richtig gestellt worden. durch die vorliegende publication finden diese arbeiten ihre ergänzung und bis zu einem gewissen grade ihren abschluss.

Dem herausgeber Payer von Thurn kommt es bei seiner publication hauptsächlich auf die person Stranitzkys an. ihm, seinem leben und würken ist die einleitung ausschliefslich gewidmet. zunächst handelt es sich um die verfasserfrage. dass Stranitzky die stücke am Kärntnertor zur aufführung brachte, steht von altersher fest, und ebenso nennt ihn die alte tradition als ihren verfasser. Weiss stellt bereits die gründe die für seine verfasserschaft sprechen zusammen, ohne jedoch ein endgültiges urteil zu wagen. Werner, Weilen und Homeyer zweifeln überhaupt nicht an seiner autorschaft. Payer von Thurn fasst die verfasserfrage nochmals kurz zusammen. aus inneren und äufseren Gründen müssen wir Stranitzky die dramen zusprechen, soweit wir es bei den vorliegenden stücken überhaupt mit originalarbeiten, und nicht vielmehr, wie uns Homeyer gezeigt und beim Nepomukdrama den beweis ausführlich gebracht hat, mit rohen überarbeitungen gegebener vorlagen zu tun haben. jedenfalls ist der Hanswurst im costüm des Salzburger bauern Stranitzkys ureigenste schöpfung und durch die 'Lustige Reisebeschreibung' für ihn sichergestellt. wir können daher auch nur ihn als den bearbeiter der haupt- und staatsactionen, mit denen dieser Salz-

[1] FHomeyer: Stranitzkys drama vom heiligen Nepomuk, Berlin 1907 [Palaestra 62].

[2] RMWerner: Der Wiener Hanswurst. 1. u. 2. bdch. Wien 1883 u. 1886. [Wiener neudr. 6. 10.]

burger Hanswurst so untrennbar verknüpft ist, betrachten. auf die theorie AvWeilens in der Geschichte des Wiener theaterwesens und in dem artikel Stranitzky der ADB, wonach Stranitzky die verfasserschaft der Ollapotrida mit gewichtigen gründen abgesprochen wird, geht Payer von Thurn nicht ein. berücksichtigt man sie aber, so gewinnt die schon von Weiſs angeführte stelle aus dem 'Adalbert', wo Hanswurst sagt: *Wann ich kein Geld hab, so mach ich eine Comödie, so bringen mir meine Herren Zuseher schon wieder eines*', erheblich an bedeutung, da sich diese stelle dann nur auf die haupt- und staatsactionen beziehen kann. steht so Stranitzkys autorschaft im allgemeinen fest, so ist es eine andere frage, inwieweit er für die uns vorliegende textgestaltung verantwortlich zu machen ist. Payer von Thurn weist nach, dass die handschriften keinesfalls von Stranitzky selbst herrühren können, und schlieſst aus der mangelhaften beherschung des österreichischen dialects die der schreiber stellenweise zeigt, dass dieser ein aus Mitteldeutschland stammendes mitglied der truppe war. diese annahme hat viel für sich. da aber die handschriften überhaupt nicht zum zwecke der litterarischen fixierung der stücke hergestellt sind — die principale pflegten sich sogar gegen die drucklegung ihrer stücke zu sträuben —, sondern nur dem praktischen bedürfnis der truppe selbst dienen sollten, genügt es vollkommen zu wissen, dass die dramen annähernd in der gestalt vorliegen, die ihnen Stranitzky für seine aufführungen gab. wir müssen annehmen, dass wir die von ihm gebilligte fassung vor uns haben, und dass die darsteller sich im wesentlichen an diese texte zu halten hatten, während der principal selbst sich die nähere ausführung seiner Hanswurstrolle, die deshalb auch oft nur andeutungsweise widergegeben ist, natürlich vorbehielt.

Eine ausführliche betrachtung widmet der herausgeber dem lebensgange Stranitzkys. die grundlinien desselben haben RMWerner und AvWeilen ja bereits von den zutaten der legende gereinigt und kritisch festgelegt. PvT. bringt zu dem lebensbilde noch manche ergänzung, namentlich in bezug auf herkunft und familienverhältnisse. mit glück verwendet er die 'Lustige Reisebeschreibung' und die ergebnisse eigener archivalischer forschungen und anfragen zu einer abgerundeten biographie, die er durch eine anzahl wertvoller facsimiles von Stranitzky und seinen angehörigen, sowie durch die reproduction der originalkupfer aus der 'Lustigen Reisebeschreibung' bereichert.

Aber der druck der dramen Stranitzkys gibt uns noch viel mehr als eine vervollständigung des lebens und würkens dieses mannes. wir sind jetzt überhaupt erst in der lage, uns ein richtiges urteil über die ganze gattung der haupt- und staatsactionen zu bilden. wir sind gewohnt, in dieser periode den tiefstand des deutschen theaters zu erblicken; wie

aber eigentlich die vielgeschmähten producte beschaffen waren, darüber begegnen wir nur sehr unbestimmten vorstellungen, die sich auf die verdammungsurteile der zeitgenossen gründen, aber nicht auf kenntnis der gegenstände selbst beruhen. gedruckt war bisher von diesen dramen nur der 'Heilige Nepomuk', der noch dazu in verschiedener hinsicht eine sonderstellung einnimmt. jetzt erst sind wir in der lage, auf die quellen selbst zurückzugehn, und alles was bisher über die bühne der wandertruppen geschrieben ist nachzuprüfen, insbesondere Carl Heines schrift über das schauspiel der wanderbühne zu berichtigen und zu ergänzen.

Die deutschen wandertruppen sind, wie wir wissen, die organische fortsetzung der englischen comödianten. den kern ihres repertoires bilden die stücke, die Sackeville, Brown, Green, Spencer und genossen in deutschland aufführten, dh. die dramen Shakespeares und seiner vorgänger und zeitgenossen, zu denen immer mehr italienische, französische und spanische stücke, teils in bloſser übersetzung teils in roher überarbeitung, schlieſslich stücke eigener erfindung und compilation traten. die drei sammelbände von 1620, 1630 und 1670 veranschaulichen deutlich diese entwicklung. der 'Liebeskampf' von 1630 enthält bereits Tassos Aminta, die sammlung von 1670, die bereits 'Schaubühne englischer und französischer Comödianten' betitelt ist, enthält zum grösten teil stücke von Molière, Quinault und Thomas Corneille. auſserdem kennen wir noch eine ganze anzahl von stücken aus dem kreise der englischen comödianten, die in den repertoiren der wandertruppen immer wider vorkommen, die in der uns vorliegenden gestalt aus der zweiten hälfte des 17 jh.s stammen. hierher gehören ua. die beiden von Bolte veröffentlichten Danziger dramen, der Tugend- und Liebesstreit, der Jude von Venedig, der deutsche Hamlet, Romeo und Julie uam. vergleichen wir nun diese stücke mit den Wiener haupt- und staatsactionen, so fällt uns auf den ersten blick auf, dass sie völlig aus gleichem holze geschnitzt sind. 'König Mantalor' aus dem Liebeskampf, 'Tugend- uud Liebesstreit', 'Jude von Venedig' und Stranitzkys 'Gordianus der Groſse' gehören innerlich und äuſserlich eng zusammen, viel enger als die dramen von 1620 und von 1630. dadurch wird der rahmen der haupt- und staatsactionen viel weiter gezogen. sie beginnen mitten in der zeit, in der Green noch am Dresdner hofe ein kümmerliches dasein fristete. Im Liebeskampf haben wir bereits die ersten vollkommenen haupt- und staatsactionen vor uns. dass die sammlung nicht aus dem Brown-Greenschen ensemble englischer comödianten hervorgegangen ist, sondern lediglich als verlagsunternehmen betrachtet werden muss, das sich des namens der englischen comödianten nur zu reclamezwecken bediente, ist schon von Weiss erkannt und seither verschiedentlich hervorgehoben worden. und

wenn der name 'Haupt- und Staatsactionen' auch erst zu beginn des 18 jh.s auftritt, so sagt Litzmann in seinem aufsatz über Johannes Velten[1] mit recht, indem er das jahr 1650 als geburtsjahr der haupt- und staatsactionen ansetzt: 'den namen gab es damals (dh. zurzeit Veltens) noch nicht, wol aber die sache'. wir gehn nicht fehl, wenn wir diesen termin um 20 jahre früher zurückdatieren und die stücke von 1630 als die ersten vertreter der gattung ansehen.

Hiermit schrumpfen dann allerdings die verdienste Veltens um die deutsche wanderbühne, denen schon in dem genannten aufsatz Litzmanns der todesstoſs versetzt wird, vollends in nichts zusammen, denn alles das was wir nach Veltens zeit, den die legende zum lehrmeister Stranitzkys gemacht hat, bei diesem vorfinden, sehen wir in stofflicher wie in scenischer hinsicht lange vor seinem auftreten im allgemeinbesitz der deutschen wanderbühne. das stoffgebiet ist hier wie dort dasselbe; geschichte, sage und legende bieten die hauptquelle der stücke. die hauptpersonen sind stets könige, heilige, kriegshelden und personen auſsergewöhnlichen standes, die stücke spielen sich, wie schon der name haupt- und staatsactionen sagt, auf dem hintergrunde politischer vorgänge und umwälzungen ab. selten haben wir es mit originalarbeiten zu tun, sondern fast immer mit rohen bearbeitungen ausländischer dramen, italienischer opern und gelegentlich deutscher alexandrinertragödien. wie für fast alles was wir von den englischen comödianten kennen, die englische vorlage nachzuweisen ist, so hat Homeyer für die dramen Stranitzkys die vorbilder teils nachgewiesen, teils ihr vorhandensein wahrscheinlich gemacht. die arbeitsweise ist hier wie dort gleich: scrupellose entlehnung aus den verschiedensten dramen und sorgloseste vermengung von fremdem gut und eigener zutat. die charaktere sind ganz schematisch gestaltet und grobschlächtig hingestellt, ohne jede spur von individualisierung. die tugenden, leidenschaften und laster sind stets aufs höchste gesteigert. edelmut, aufopferung, liebesraserei, rachsucht, bosheit erscheinen stets in einer art reincultur ohne jede spur von beimischung einer dosis menschlichkeit. man vergleiche nur die figuren des königs Mantalor im Liebeskampf und des königs Wenzel im Nepomukdrama, um sich von der inneren verwantschaft der stücke zu überzeugen. die motivierungen sind im höchsten maſse oberflächlich; die personen kommen und gehn, wie sie der verfasser gerade braucht; ganz äuſserliche dinge, zufälliges kommen, belauschen vong esprächen, misverstehn einer von ferne zufällig beobachteten handlung oder eines halb vernommenen wortes rufen ganze acte von entzweiung und verzweiflung hervor. der zufall spielt überhaupt eine ganz erhebliche rolle. dabei ist von erwägung und überlegung nie die rede. die personen

[1] Archiv f. theatergeschichte 2 (1905) s. 56 ff.

jagen sich in sinnloser verblendung von einem herzensjammer in den andern, wo ein einziges vernünftiges wort, wenn es nur gehör fände, die situation klären könnte, — freilich dann auch das ganze drama überflüssig machen würde. die redeweise der ernsten personen bewegt sich ganz in den fürchterlich geschraubten formen des kanzleistils. die nächsten verwanten, die besten freunde und die innigsten brautleute reden sich in denselben wendungen an, wie der demütige untertan sich dem könig naht. naiv und unbeholfen ist die dramatische technik. hier wie dort wird von monologen reichlicher gebrauch gemacht. wenn das selbstgespräch zu ende ist, kommt im richtigen moment die gerade nötige person herbei. häufig werden die monologe belauscht, eine eigentlich ganz unmögliche situation. auch das beiseitesprechen findet vielfache verwendung.

Ein gemeinsames kriterium für die dramen im Liebeskampf, die späteren stücke der englischen comödianten und die haupt- und staatsactionen sind die gesungenen opernscenen. in der sammlung von 1620 fehlen sie noch vollständig. ihr auftreten bedeutet die abkehr von den englischen vorbildern und das allmähliche eindringen der italienischen oper. je jüngeren datums die stücke sind, desto mehr nehmen sie überhand. als dann auch deutsche alexandrinertragödien zu haupt- und staatsactionen umgeformt wurden, drangen auch ganze scenen aus diesen dramen in die stücke der wandertruppen ein, wie das beispiel von Stranitzkys Nepomuk zeigt.

Hand in hand mit dem auftreten italienischer opernscenen geht ein grundsätzlicher wechsel der bühne vor sich. die dramen von 1620 setzen die bühne Shakespeares und der englischen comödianten voraus: eine in den zuschauerraum hineingebaute vorderbühne und eine überdachte, durch einen balcon an der rückwand abgeschlossene hinterbühne. die wände dieser hinterbühne sind mit vorhängen bekleidet, einen zwischenvorhang kennen die englischen comödianten nicht. die dramen des Liebeskampfes und alle späteren stücke dagegen setzen eine nicht in den zuschauerraum vorspringende, sondern eine schon zum eigentlichen bühnenraum gehörige vorderbühne und eine ebenso breite, nur durch einen zwischenvorhang abgetrennte hinterbühne voraus, die nötigenfalls in verschiedene, nebeneinander liegende zellen abgeteilt werden kann. denselben bühnentypus zeigen die haupt- und staatsactionen Stranitzkys. das modell einer solchen bühne, von Carl Heine entworfen, war auf der Internationalen ausstellung für musik- und theaterwesen in Wien 1892 zu sehen[1], eine aus dem jahre 1655 stammende abbildung ist im zweiten band des Archivs für theatergeschichte veröffentlicht. diese bühne ist aber nicht, wie

[1] Internat. ausstellung f. musik u. theaterwesen, Wien 1892, fachkatalog d. abteilung Deutsches drama und theater s. 84.

Heine[1] annimmt, eine fortbildung der englischen und in ihrer ausgestaltung von Velten geschaffen, sondern sie stellt eine organische weiterbildung der italienischen Terenzbühne dar, die vom humanistendrama geschaffen wurde, und in allen dramengattungen die auf dieses zurückgehn widerkehrt[2]. wir finden sie bei den rederykern in Holland, bei der holländischen und deutschen alexandrinertragödie, bei der italienischen commedia erudita und commedia dell' arte, bei der oper, bei Johann Rist und dem drama der jesuiten. aus der italienischen oper kam sie in das drama der deutschen wandertruppen. darin dass sie sich bereits im Liebeskampf findet, sehen wir den beweis, dass die 'verwandlung der nach drei seiten offenen, kulissen- und vorhangslosen vorgebauten bühne der englischen comödianten in die geschlossene, eingebaute bühne der italienischen oper'[3] schon zwischen 1620 und 1630 vor sich gegangen ist. die reihe vom Liebeskampf bis zu Stranitky bildet eine einheit gegenüber der älteren gruppe, deren repräsentanten die dramen des herzogs Heinrich Julius von Braunschweig und die stücke der sammlung von 1620 bilden. damit wird der letzte rest von Veltens reformatorenruhm hinfällig.

Was den stücken Stranitzkys nun aber ihre hauptsächlichste bedeutung gibt, ist nicht ihre litterarische und bühnengeschichtliche stellung — auf die wir nur deshalb ausführlicher eingegangen sind, weil PvTh. diese seite gar nicht berücksichtigt hat —, sondern die gestalt des von Stranitzky geschaffenen und durch ihn zur theatergeschichtlichen berühmtheit gewordenen Wiener Hanswursts. nicht als ob wir neue züge und eigenschaften an ihm fänden, die uns nicht schon vom Pickelhering und dessen verwanten her bekannt wären: seine sinnlichkeit, esslust, trinkgeldersucht, grofssprecherei und feigheit, sein stetiger kampf mit mehr oder weniger alten weibern, die durchaus von ihm geheiratet sein wollen, seine sonstigen liebes- und ehehändel, seine rolle als närrischer bote und besonders als postillon d'amour, seine fürchterliche gemeinheit in den obscönsten worten und handlungen, die gelegentlich zu tage tretende gefühlsroheit, das häufige sprechen ad spectatores und das jede dramatische würkung aufhebende herausfallen aus der rolle — alles das ist altbekanntes gemeingut der theaterkomik seit den ältesten zeiten. nicht einmal der name ist neu, und auch im Nepomuk, wo er aus rücksicht auf den heiligen stoff etwas gemildert unter dem

[1] CHeine Johannes Velten (diss. Halle 1887).

[2] vgl. hierzu CKaulfuss-Diesch Die inscenierung d. dtsch. dramas an d. wende d. 16. u. 17. jh.s, Leipzig 1905 (Probefahrten 7) s. 48 ff. den daselbst s. 53 u. 54 angeführten beispielen kann noch die interessante kerkerscene in Stranitzkys Nepomuk (II, 8 u. 9) sowie die schlussapotheose dieses stückes *(Es eröffnet die Clausur, und zeiget sich der Leichnam des St. Johannis)* zugefügt werden.

[3] Litzmann aao. s. 64.

namen Doctor Babra erscheint, ist er im grunde doch dieselbe figur. und doch hat ihm Stranitzky eine persönliche note gegeben, die ihn über seine vettern hinaushebt. sie besteht in seinem costüm und in seinem glücklich gewählten, ganz auf das Wiener publicum berechneten localcolorit. dadurch dass er als Salzburger bauer auftrat, und seinen zuhörern etwas neues bot das ihnen doch vertraut war, muste er den Wienern lieb werden, und konnte so die ältere gestalt des Pickelhering völlig verdrängen.

Wir kannten den Wiener Hanswurst bisher nur aus seiner 'Lustigen Reisebeschreibung', und wusten, dass er aufserdem als der verfasser der 'Ollapotrida des durchgetriebenen Fuchsmundi' galt. jetzt sehen wir ihn in seinem eigentlichen element auf der bühne selbst agieren und finden ihn mit dem helden der Reisebeschreibung in schönster übereinstimmung. ebenso aber wie es über jeden zweifel erhaben ist, dass der verfasser der haupt- und staatsactionen und der Reisebeschreibung dieselbe person, nämlich Stranitzky, sein muss, so wird es klar, dass diese person nicht auch verfasser der Ollapotrida sein kann. wir sind jetzt in der lage, die gründe Weilens für seine theorie, die Stranitzky dieses werk abspricht, zu prüfen, und müssen ihm vollkommen recht geben. Hanswurst und Fuchsmundi haben schlechterdings nichts gemeinsam, und es wäre ganz undenkbar, wenn Stranitzky, dessen berühmtheit eben auf der person des Hanswurst beruhte, und der in seiner Reisebeschreibung die maske dieses Hanswurst so treulich festhielt, plötzlich seine rolle gänzlich verleugnet und eine andere maske und mit ihr auch einen ganz anderen geist angenommen hätte. vielleicht gelingt es einmal einem glücklichen forscher, den sagenhaften Sigismund Fuchs, von dem schon Weilen spricht, irgendwo ausfindig zu machen.

Göttingen, 18 october 1910. **C. Kaulfuss-Diesch.**

Les Affinités Électives de Goethe. essai de commentaire critique. par **André François-Poncet**. avec une préface par **Henri Lichtenberger**. Paris, Alcan 1910. VII und 275 ss. 8°. — 5 fr.

Eine französische arbeit über Goethes 'Wahlverwandtschaften' ist an sich eine interessante erscheinung und wird es noch mehr, wenn sie Henri Lichtenberger mit einer empfehlenden vorrede ausstattet, die den wissenschaftlichen wert des werkes betont. in der tat steht François-Poncet durchaus auf der höhe der forschung. seine studie hält fortwährend fühlung mit Morris 'Goethestudien', Gräfs sammlung der eigenen äufserungen des dichters, Walzels 1906 im Goethejahrbuch erschienenen aufsatze und der 'récente édition du jubilé'. das erste capitel behandelt die entstehungsgeschichte. sehr gründlich wird das

verhältnis des dichters zu Schelling besprochen und gezeigt, wie bald Goethe auch hier der führer wurde, nachdem er sich einmal in den ideenkreis des jungen naturphilosophen eingearbeitet hatte. trotzdem glaubt Fr.-P., dass die entscheidende anregung zur beschäftigung mit den chemischen verwantschaftsverhältnissen von Schelling ausgieng. es wird richtig sein, da diese probleme Goethe vor 1798 überhaupt nicht angezogen haben. aufserdem hat er den einfluss Schellings selbst zugegeben. dagegen stammt die anwendung der wissenschaftlichen erscheinung auf einen fall des menschlichen lebens naturgemäfs von Goethe selbst. nach ausweis des tagebuches kam ihm diese idee erst 1808. die ähnlichkeiten mit der von Morris herangezogenen erzählung der '1001 Nacht' findet Fr.-P. nicht schlagend: 'c'est tout le livre des Mille et une Nuits, qui a pu inspirer Goethe; ce sont, en définitive, tous les livres qui parlent d'amour'. auch der 'Corinne' und der von Seuffert verglichenen erzählung Wielands 'Freundschaft und Liebe' will Fr.-P. einen tiefer gehnden einfluss nicht zugestehen. sie haben Goethe nicht in eine bestimmte richtung gedrängt, sondern nur in der bereits eingeschlagenen bestärkt. in einer ähnlichen weise werden die vorbilder aus dem leben behandelt. Eugen Wolffs hypothese, dass Creuzer, Sophie und die Günderode die eigentlichen urbilder seien, wird abgelehnt, weil Goethes tagebuch beweist, dass er vor dem august 1810 nichts genaues über den selbstmord der Günderode wuste. aber das ereignis hat sicherlich seine phantasie befruchtet, und die nebenumstände sind ohnehin gleichgültig. Wilhelmine Herzlieb möchte der junge forscher am liebsten ganz hinweginterpretieren. natürlich fängt er bei den sonetten an, weist einige Bettina zu, erklärt die übrigen für poetische spielereien und leugnet, was ich für unrichtig halte, jede neigung Goethes zu Wilhelmine: 'il lui a fait la cour en badinant'. das ist der bedenklichste punct der untersuchung, da Goethe selbst von einer 'tief leidenschaftlichen wunde' spricht. hier wird von deutscher seite ein einstimmiges 'nein' antworten.

Als das entscheidende erlebnis betrachtet Fr.-P. das bewustsein des gebundenseins, das sich nach der heirat mit Christiane einstellte. unter dem drucke dieser stimmung erfolgte die conception der dichtung, die vereinigung der zahlreichen anregungen, gedanken und vorbilder zu einem geschlossenen kunstwerk. der dichter schafft frei, und dennoch umschweben ihn zahlreiche gestalten und erinnerungen. Fr.-P. sucht diesen 'procédé d'amalgame' mit grofser geschicklichkeit immer wider nachzuweisen, für personen und scenen, gespräche und schilderungen. die methode ist nicht neu, sondern längst bei uns in übung und gewissermafsen das notwendige resultat des anwachsens der flut der einzelschriften. wenn man sich lange genug über das 'entweder — oder' gestritten hat, führt endlich eine art von ruhe-

bedürfnis zum 'sowol — als auch'. zuweilen ist das ein fortschritt, häufig eine gefahr. solange man noch, wie es Fr.-P. tut, die einzelnen elemente genau analysiert, und das in den vordergrund rückt was man für das wichtigste hält, geht auf diese weise nichts verloren, sondern die ergebnisse der detailforschung werden nur von einem höheren standpuncte gesehen und zu einem neuen bilde vereinigt. kaum aber lässt sich dieses weite bild in einem kleineren mafsstabe ausführen, wie ihn die summarische darstellung in einleitungen, litteraturgeschichten, biographieen verlangt, ohne verschwommen und undeutlich zu werden. sobald es für veraltet gilt — und ist das nicht schon der fall? — einzelne vorbilder für einzelne gestalten zu nennen, wird man einfach drei oder vier namen oder sogar nur 'die Weimarer und Karlsbader gesellschaft' anführen. damit wird nicht eine neue anschauung gewonnen, sondern nur der verlust der alten bezeichnet. es scheint mir ein sehr schwieriges problem, wie man die resultate der neuen methode nutzen soll, wenn es sich darum handelt, nicht auf dreihundert, sondern auf drei seiten in die 'Wahlverwandtschaften' einzuführen. hier werde ich immer die darstellung bevorzugen, die über das hauptmodell unterrichtet, und nicht diejenige, die lächelnd versichert, die annahme dieses modells sei 'antiquiert', und nach einigen allgemeinen andeutungen weiterläuft. Fr.-P. ist gegen diese gefahr durch den umfang seines buches gesichert, aber bisweilen habe ich auch bei seiner darstellung die empfindung, dass die achtung vor den kleinen einflüssen zu grofs, und die vor den grofsen zu klein ist.

In der analyse der charaktere lehnt er die parallele zwischen Werther und Eduard ab. er meint, Werther sterbe, weil er nicht verzichten könne, obwol er es wolle, Eduard aber, weil er nicht ans ziel seiner wünsche gelange. Eduard soll also nicht so moralisch denken und fühlen wie Werther. aber wenn es würklich so aussieht, dann ist daran die verschiedene form der beiden dichtungen schuld. der held des ichromans wird stets milder beurteilt werden, weil er selbst seine sache führt. Charlotte fasst Fr.-P. viel zu sentimental auf. was er von ihrer 'sentimentalité bien allemande' sagt, besticht auf den ersten blick, aber nicht länger. Charlotte ist vielmehr die verkörperte aufklärung. sie hat einen gewissen glauben an vorgefühle, aber sie erklärt ihn sehr rationalistisch als würkung dunkler erinnerungen an erlebte folgen ähnlicher handlungen. die umwandlung des friedhofs in ein kleefeld ist würklich kein act der sentimentalität, sondern eine praktische reform, wie sie der alte Nicolai sicherlich gebilligt hätte, eine bis auf einen gewissen grad sogar störende übertreibung des utilitätsprincips. richtig scheint mir dagegen die vermutung, dass die erzählung von den 'wunderlichen nachbarskindern' erst spät zum jugenderlebnis des hauptmanns geworden ist, dass Goethe hier eine künstliche brücke

schlug, um dem ruhigen verstandesmenschen eine vergangenheit zu geben, die eine wunde zurückgelassen hat, in der die leidenschaft für Charlotte wurzel fasst. Ottilie wird eine 'gesteigerte Mignon' genannt. die ähnlichkeit im gebärdenspiel ist in der tat auffällig; auch werden beide schliefslich zu heiligen verklärt, aber der grofse unterschied ligt darin, dass sich Mignon unserer anschauung so einprägt wie sie uns zuerst entgegentritt: als seiltänzermädchen. es ist Fr.-P. eben auch hier in der hauptsache darum zu tun, Wilhelmine Herzlieb auszuschalten. deshalb übertreibt er die ähnlichkeit mit einem bilde, das Goethe geschaffen hat, ehe Wilhelmine auf ihn würken konnte, und greift schliefslich sogar noch weiter zurück: 'Ottilie et Mignon ont en effet une sœur commune, c'est Gretchen'. und was macht die ähnlichkeit aus? 'La joie naïve d'Ottilie en face du coffret qui renferme les cadeaux d'Édouard'. das argument ist alt (vgl. in der jubiläumsausgabe bd. 21, s. 308), wird aber niemand überzeugen. dass Makarie in den 'Wanderjahren' die auferstandene Ottilie ist, gibt man dagegen gern zu, und fühlt gerade hier die kluft, die Ottilie und Makarie von den früheren frauengestalten Goethes trennt. versuche diese kluft zu überbrücken würken etwa wie ein vergleich zwischen Götz und Paläophron, die beide die alte zeit verteidigen. Goethe hätte sich gegen das 'lumpenpack', das seine verschiedenen stilperioden schon zu seinen lebzeiten schied, nicht so ärgerlich gewehrt, wenn er nicht selbst gefühlt hätte, dass 'er's nicht mehr war'. sehr fein ist Fr.-P.s beobachtung, dass der sprechende name 'Mittler' nicht nur 'médiateur', sondern auch 'l'homme moyen' (durchschnittsmensch) bedeutet. auch für die gegensätze im verhalten Eduards und Ottilies, Charlottes und des hauptmanns wird ein hübsch bezeichnender ausdruck gefunden: 'c'est la lutte de l'amour aveugle contre l'amour clairvoyant'.

In der analyse der h a n d l u n g hebt Fr.-P. mit sicherem blicke die hauptstationen hervor. leider aber findet sich hier ein übersetzungsfehler, der auch die falsche beurteilung Eduards erklärt. es ist oft schon für einen deutschen schwer, Goethes altersstil zu verstehn, viel mehr naturgemäfs für einen ausländer. Goethe sagt (I cap. 18), Eduard habe sich in seiner sehnsucht nach Ottilie 'erlaubtes und unerlaubtes' vorgestellt. er habe daran gedacht, ihr das gut zu schenken, auf dem er sich aufhielt: *Hier sollte sie still für sich, unabhängig leben; sie sollte glücklich sein und, wenn ihn eine selbstquälerische Einbildungskraft noch weiterführte, vielleicht m i t e i n e m a n d e r n g l ü c k l i c h s e i n.* der sinn ist klar. Eduard spielt mit dem gedanken, Ottilie zu entsagen. er überlegt, ob sie in der ehe mit einem andern glücklich werden kann. was aber list sich hier der französische forscher heraus? 'Il attirera Ottilie à la ferme, ou bien i l l a m a r i e r a dans les environs du château e t i l e n f e r a sa maî-

tresse'. da verzerrt sich freilich Eduards bild zu dem des frechen junkers von Falkenstein, den Bürger rufen lässt: *'Und wenn dir mein wackerer Jäger gefällt, So lass' ich mir's kosten ein gutes Stück Geld. Dann können wir's ferner noch treiben'.* naturgemäfs aber erscheint durch die falsche übersetzung dieser éinen stelle alles was Eduard betrifft in einem ganz falschen lichte, das sogar auf den dichter zurückfällt. irregeführt wurde Fr.-P. wol durch die worte 'erlaubtes und unerlaubtes'. sie deuten aber einfach auf ähnliche phantasieen hin wie die, denen sich Eduard und Charlotte in der verhängnisvollen nacht überlassen, nicht auf einen schurkischen plan, den Eduard bei dem charakter Ottilies auch nicht einen augenblick erwägen könnte. in wahrheit ist er selbst, den Goethe (I cap. 2) 'freimütig, woltätig, brav' nennt, eines solchen planes gar nicht fähig. das hätte Fr.-P. einsehen müssen, wenn er nicht diese stelle für eine der wichtigsten gehalten und nach ihr das übrige interpretiert hätte. da die arbeit sonst sehr wertvoll ist, kann man nur bedauern, dass hier ein derartiger fehler unterlief, den auch Lichtenberger nicht bemerkt zu haben scheint.

Recht ausführlich und oft sogar weitschweifig erklärt Fr.-P. alle beziehungen. 'le tort de la critique moderne a été de réduire les Affinités Électives à ce qui en forme l'action proprement dite, et de négliger le reste comme autant de fâcheuses digressions'. — gewis! nur hätte man auch das bisher vernachlässigte in sehr viel kürzerer form behandeln und sich enger an die sache halten können. dass in der rede des maurers bei der grundsteinlegung freimaurerische gedanken laut werden, bedurfte würklich nicht eines seitenlangen nachweises und der erzählung der lebensgeschichte der loge 'Amalia'. berechtigt finde ich die forderung, für die schilderung des landlebens und der parkanlagen auch Goethes 'souvenirs de Rossla' zu berücksichtigen. Bettina will Fr.-P. nur sehr bedingt als vorbild für Luciane gelten lassen, jedenfalls nicht für ihre fehler: 'c'est vraiment la calomnier'. aber Goethe zeichnet das porträt Lucianes zwar nicht mit liebe, jedoch mit so auffälliger ausführlichkeit, dass man nach einem modell suchen muss, und es nicht in irgendeiner gleichgültigen persönlichkeit finden kann. der dichter wird (II cap. 4 bis 6) nicht müde, immer neue seiten Lucianes zu schildern. sie wird eine zeitlang geradezu die hauptperson, und die leichte gereiztheit mit der Goethe sie immer wieder tadelt, lässt darauf schliefsen, dass er sich viel mit dem vorbilde beschäftigt und über seine eigenschaften nachgedacht hat, bis er den schlüssel zu allen in der eitelkeit gefunden zu haben glaubte. dass dies resultat einem verehrer Bettinas nicht angenehm sein kann, tut nichts zur sache. — die pädagogischen excurse der 'Wahlverwandtschaften' führt Fr.-P. überzeugend auf die 'jüdisch-pädagogischen Francofurtensien' zurück, auf die schriften Molitors, die Bettina dem

dichter zugesant hatte. im wesentlichen handelt es sich um eine polemik gegen Pestalozzis mechanisierung der erziehung, wie sich das sofort aus der verwerfung der coeducation ergibt. den einschub der magnetischen experimente leitet Fr.-P. mit Otto Brahm (Zs. 26, 194 ff), den er allerdings hartnäckig Brahms nennt, aus den theorieen und versuchen der romantischen naturphilosophen ab und meint, diese episode zeige uns Ottilie 'vraiment surhumaine'. es handelt sich aber doch eigentlich um einen krankhaften zug. Goethe soll der überzeugung gewesen sein, die wahren ursachen der wunder der heiligen eben in diesen magnetischen fähigkeiten suchen zu müssen: 'par ce rationalisme positif il est évidemment très loin de romantiques'. mir scheint es vielmehr, dass die naturphilosophischen und die katholisierenden tendenzen im romane nebeneinander hergehn, dass Ottilie die sensibilität eines mediums und die frömmigkeit einer heiligen besitzt, dass diese aber nicht auf jener beruht, nicht unmittelbar aus ihr folgt. wäre es aber so, hätte Goethe geglaubt, die fähigkeit, das vorhandensein von steinkohlen im boden unmittelbar körperlich zu fühlen, prädestiniere zur heiligen, dann soll das nicht romantisch, sondern rationalistisch sein? was würden Lessing, Engel, Nicolai und Lichtenberg zu dieser behauptung sagen! die ableitung übernatürlicher oder unerklärlicher erscheinungen aus ursachen, die selbst wider nur geahnt, nicht begriffen werden können, ist doch nichts anderes als echte romantische naturphilosophie.

Ottiliens tagebuch ist, wie Fr.-P. richtig bemerkt, gar kein tagebuch, und gewährt uns nicht den einblick in ihr inneres den wir erwarten. vielmehr scheint es überhaupt unmöglich, dass diese reifen, welterfahrenen gedanken von ihr herrühren. man könnte sie aus der fähigkeit der intuitiven erkenntnis erklären die Ottilie zukommt, oder aus der reife die ihr die liebe zu Eduard plötzlich gegeben hat: 'le journal d'Ottilie devient possible après qu'elle a connu les épreuves de l'amour'. da Goethe nirgends auf diese möglichkeit hinweist, wird die interpretation fallen gelassen. die reflexionen Ottilies gleichen völlig denen des dichters: 'Goethe a simplement sorti de son tiroir une série, sa dernière série d'Apophtegmes'. das soll aber nur für die eigentlichen aphorismen gelten. die längeren zusammenhängenden reflexionen, die an vorher erzählte ereignisse anknüpfen, hat Goethe nicht aus der schublade genommen, sondern für den roman geschaffen. wenn Fr.-P. versichert, dass Goethe Eduards schicksalsglauben nicht teile, so halte ich das gegenteil für richtig. man vergleiche nur die auseinandersetzungen über das dämonische in 'Dichtung und Wahrheit' und in den gesprächen mit Eckermann! sogar die kleinen zufälle mit denen Eduard rechnet, spielen dort ihre rolle. aber Fr.-P. muss nach seiner auffassung Eduards natürlich jede parallele mit dem dichter vermeiden. ihm ist

Eduard 'le personnage, pour lequel Goethe a le moins de sympathie'. in wahrheit ist Eduard die persönlichkeit der sich Goethe am nächsten verwant fühlt, deren stimmungen er in der liebe zu Wilhelmine Herzlieb durchgemacht hat.

Im anschluss an Hebbels unangenehm doctrinäres vorwort zur 'Maria Magdalene', dh. im anschluss an eine analyse der 'Wahlverwandtschaften' die von ganz verkehrten voraussetzungen ausgeht, construiert sich Fr.-P. als den grundgedanken Goethes 'une sorte de déterminisme sociologique', wie ihn wol Hebbel und Ibsen vertreten haben, aber nicht Goethe. es handelt sich um die bestimmtheit der charaktere und ihrer schicksale durch das gesellschaftliche milieu dessen producte sie sind. Eduards ehe ist unüberlegt geschlossen, also von vornherein lasterhaft (vicieux dans son fond). deshalb kann die liebe hier über die ehe siegen. diese vermischung der gedanken Goethes und Hebbels halte ich für höchst unglücklich. es mag sein dass der ausländer zwei deutsche dichter da noch verwant findet, wo wir nichts als verschiedenheiten sehen. jedenfalls ligt es Goethe ganz fern, über den zusammenstofs des individuums mit der 'idee' zu grübeln. ihn zieht das problem des kampfes zwischen liebe und ehe an, weil er ihn durchgemacht hat. er ist geneigt die partei der liebe zu nehmen, hat aber zugleich grofse ehrfurcht vor der heiligkeit der ehe. daher scheint es mir ganz falsch, die 'Wahlverwandtschaften' als typische darstellung des verlaufes einer unter unsittlichen voraussetzungen abgeschlossenen ehe zu betrachten. Goethe sieht hier (ii cap. 12) nur eine unklugheit, eine 'torheit', nicht aber ein verbrechen. Fr.-P. gibt das auch selbst zu: 'leur erreur est excusable'. aber wenn es sich nur um einen verzeihlichen irrtum handelt, dann sind die dogmen des peinlichen moralisten Hebbel auf den fall gar nicht anwendbar. das letzte capitel würde sehr viel klarer sein, wenn der name Hebbel nicht darin vorkäme. es führt nur zu schiefheiten, wenn man einen dichter nach den principien eines anderen beurteilt, zumal nach denen eines sehr viel später geborenen. auch der vergleich der 'Wahlverwandtschaften' mit dem 'König Ödipus' geht viel zu sehr ins einzelne, führt jedoch wenigstens in eine gedankenwelt die Goethe vertraut war. aber 'des frappantes analogies' spielen überhaupt eine zu grofse rolle. wenn in Ottilies selbstaufopferung das moralische über die natur triumphiert, muste dann notwendig von Pascal und Kant die rede sein? solche hinweise sind in dissertationen sehr beliebt, da das aufgespeicherte examenswissen sich darnach sehnt ausgepackt zu werden. zweck aber haben sie nur dann, wenn würklich eine beeinflussung vorligt. im übrigen sollte man jeden denker in seiner welt ungestört lassen, und nicht fremde hineindrängen, die unsere aufmerksamkeit nur ablenken. Fr.-P. gibt jedesmal sein bestes, wenn er sich nur mit Goethe beschäftigt, mit seiner 'manie gnomique' oder mit

seinem liebevollen verständnis für die schwächen seiner personen. Goethe rechnete mit einem denkenden publicum, das nicht unterhalten, sondern in geistreicher weise belehrt werden wollte. so hat er in Fr.-P. den erwünschten leser gefunden, der ihm willig auf die verschiedensten gebiete folgt und seine intentionen in den meisten fällen richtig bestimmt. sieht man von der unrichtigen auffassung Eduards ab, so leidet die arbeit nur an einer gewissen überfülle, die von selbst verschwinden wird, wenn der verfasser nicht mehr genötigt ist, seine sämtlichen gedanken und kenntnisse in einem einzigen buche unterzubringen. in diesem sinne darf man die studie wol mit Lichtenberger 'une brillante promesse d'avenir' nennen.

Leipzig. **Rob. Riemann.**

Die bedeutung des musikalischen und akustischen in ETAHoffmanns litterarischem schaffen von **Carl Schaeffer.** [Beiträge zur deutschen litteraturwissenschaft hrs. v. EElster nr. 14] Marburg, Elwert 1909. 238 ss. 8°. — 6 m.

Wenn man, durch den titel verführt, das buch mit grofsen erwartungen in die hand nimmt, so erlebt man zunächst im ersten capitel, das auf über 100 seiten Hoffmanns beziehungen zur musik und damit die voraussetzungen für das im titel gestellte problem behandelt, eine ziemliche enttäuschung, von der man sich auch im 2 und 3 capitel, in denen die musicalischen und akustischen factoren in Hoffmanns werken und deren bedeutung für seine darstellungsweise untersucht werden, nicht ganz erholt. erst im schlusscapitel, das Hoffmanns verhältnis zur musik mit seiner eigenart als schriftsteller vergleicht, wird man einigermafsen entschädigt.

Im ersten capitel gibt der verf. zunächst auf grund reichen materials ein pünctliches, aber ziemlich farbloses und mattes bild vom entwicklungsgang des musikers Hoffmann bis zur rückkehr des capellmeisters in den juristischen staatsdienst, und behandelt eingehend auch die geschichte von H.s compositionen, zu eingehend für den hier gebotenen zweck, und als selbstzweck nicht eingehend genug. da der verf. s. 55 eine würdigung des componisten H. als 'eine schöne aufgabe der modernen musikforschung' zuweist, so kann man sich für die mit grofsem aufwand von quellencitaten und interpretationskunst behandelten prioritätsfragen nicht sehr interessieren. das ergebnis dieses biographischen teils wird s. 55 in die worte zusammengefasst, dass 'die musik in Hoffmanns leben eine überaus bedeutende rolle gespielt hat', und dass er nicht nur dichter, sondern 'vor allem mit leib und seele musiker war', — womit der verf. selbst zuzugeben scheint, dass zur feststellung dieser allbekannten tatsache kein so grofser wissenschaftlicher apparat erforderlich war.

Es folgt sodann eine ebenfalls auf sorgfältig gesammeltem quellenmaterial aufgebaute darstellung von H.s vielseitiger musikalischer bildung, zumal auf dem gebiete der italienischen musik. auch diese übersicht, die für die musikgeschichte von wert sein mag, bleibt für den verlauf der weitern untersuchung fast belanglos. immerhin verdient manches urteil H.s über musik, das uns der verf. mitteilt, unmittelbares und allgemeines interesse. dass das altertum die musik in unserm sinne gekannt und empfunden hat, verneint H.; für ihn ist die plastik 'die specifisch klassisch-antike kunst', während 'die musik dem christlich-modernen ideal entspricht' (Istel). die Griechen empfanden nach H. in ihrer musik nur den rhythmus, während die reize von harmonie und melodie ihnen fremd waren und sein mufsten, da in der antiken welt 'alles auf sinnliche verleiblichung ausging', — anschauungen, die übrigens H. zum teil mit Jean Paul gemein hat, wie das schon oben citierte buch von Istel: 'Die blütezeit der musikalischen romantik in Deutschland' (1909) s. 6 ff zeigt. — was uns am meisten interessiert, ist H.s stellung zu den grofsen deutschen meistern. sein urteil über Händel wird vor allem durch dessen Messias, '*das Oratorium der Oratorien*', bestimmt. bemerkenswerter ist, dass er die bedeutung von Joh.Seb.Bach erkannt hat, wenn auch seine kenntnis der werke Bachs nicht eben grofs gewesen zu sein scheint. wie sehr H. damit seiner zeit und vielen ihrer besten musiker voraus ist, zeigt besonders drastisch eine äufserung Louis Spohrs, der seine mitarbeit an der herausgabe der werke von Händel ablehnt, 'da ihm Händel noch unausstehlicher sei als Bach' (Istel s. 30). H.s grofse verehrung für Gluck und Mozart ist bekannt aus den erzählungen 'Ritter Gluck' und 'Don Juan', in denen sie ihren ausdruck gefunden hat. dass er aber als einer der ersten für das genie Beethovens mit seiner feder eingetreten ist, erscheint als das bedeutsamste in seiner stellung zur musiklitteratur. seine verständnisvollen besprechungen Beethovenscher werke trugen ihm sogar 1820 einen dankesbrief des hochverehrten meisters ein.

Mit dem nächsten abschnitte dieses capitels nähert sich der verf. seinem eigentlichen thema. hier werden Hoffmanns allgemeine anschauungen über das wesen der musik, '*der romantischsten aller Künste*', dargelegt. die musik allein vermag '*die unaussprechliche Sehnsucht nach dem Unendlichen* 'auszudrücken, da ihre geheimnisvolle sprache mit den begriffen des realen lebens nichts gemein hat, sondern ausschliefslich einem '*romantischen Geisterreich*' angehört. — aus dieser anschauung müste sich streng genommen die unmöglichkeit ergeben, musicalische eindrücke in worten widerzugeben, und doch hat dies keiner mit solchem erfolge getan, wie eben H. selbst. für ihn verknüpfen sich musicalische eindrücke und klangvorstellungen überhaupt sofort mit vorstellungen von gleichem gefühlswert, die andern sinnes-

gebieten angehören und daher der sprache zugänglicher sind, und daraus ergibt sich ihm eine unerschöpfliche fülle von möglichkeiten, musicalische eindrücke sprachlich widerzugeben. auf welche weise dies geschieht, wird vom verf. in einem weiteren abschnitte ziemlich flüchtig und äufserlich untersucht. dabei werden 'würkungen auf das vorstellungs-' und 'würkungen auf das gefühlsleben' unterschieden; eine betrachtung der 'würkungen auf die willensimpulse' opfert der verf. s. 106 — anscheinend mit bedauern — allgemeinen erwägungen. auch für die notwendigkeit der hier durchgeführten einteilung lässt sich ein grund nicht einsehen; auch da wo eine musicalische würkung mit hilfe einer metapher, dh. einer vorstellung aus einem andern sinnesgebiet, interpretiert wird, ist ja eben die gleichheit der gefühlswerte das associierende moment. und wenn H. die durch die musik ausgelösten gefühle selbst schildert, greift er oft zu metaphorischen ausdrücken aus dem gebiete des vorstellungslebens. es zeigt sich hier zum erstenmal ein hauptmangel der arbeit von Schäffer, der darin ligt, dass die erzählungstechnischen gesichtspuncte nicht zum obersten einteilungsprincip gemacht, sondern teils rein äufserlichen, teils allgemeinen psychologischen gesichtspuncten untergeordnet werden.

Das zweite capitel s. 107 ff, in dem 'das musicalische und akustische als gegenstand der darstellung bei H.' behandelt wird, sucht im ersten abschnitt darzutun, wo in H.s werken 'persönliche musicalische erlebnisse' nachgewürkt haben. hier ist nicht geschieden zwischen solchen erlebnissen, wie sie den figuren Kreislers und Julias zu grunde liegen, und rein künstlerischen erlebnissen, aus denen 'Don Juan' und wol im wesentlichen auch 'Ritter Gluck' hervorgegangen sind. bei den letztern erscheint es überflüssig, noch besonders auf die 'quelle' hinzuweisen und zu bemerken, dass das Kreislerstück 'Beethovens Instrumentalmusik', dessen kern H.s besprechung von Beethovens c-moll-symphonie bildet, 'aus der beschäftigung mit dem gewaltigen werke in Bamberg hervorgegangen' ist und 'ein grofses stück der musicalischen erfahrung H.s zum ausdruck bringt' (s. 109). des weiteren werden die musicalischen personen in H.s erzählungen zusammengestellt, und zwar recht äufserlich und schematisch in drei gruppen: 1) activ musicalische personen, die sich vor allem 'musicalisch betätigen', 2) passiv musicalische personen, 'auf deren gefühl die musik einen besonders starken einfluss ausübt, so dass ihre willensimpulse von musicalischen eindrücken bestimmt werden'. 3) activ und passiv musicalische personen. — das ganze kommt über eine blofse zusammenstellung nicht hinaus, trotz mancher interessanten hinweise auf gewisse musicalische typen (musicalische caricaturen s. 128, musicalische frauen s. 134) und auf besondere tendenzen, die H. mit einzelnen figuren zum ausdruck bringen will. die art der einteilung bringt es mit sich,

dass manches schon bei den 'musicalischen erlebnissen' gesagte hier widerholt wird (besonders s. 122 und 140). der folgende abschnitt behandelt 'die musicalischen vorgänge in H.s erzählungen' und gliedert diese je nach ihrer bedeutung für den verlauf der handlung in 'wichtigste, fördernde und untergeordnete momente der erzählung'. allgemeinere erzählungstechnische gesichtspuncte werden dabei nur im 3 teil gewonnen, in dem gezeigt wird, wie H. musicalische begleitmomente dazu benützt, personen im allgemeinen oder in einer besonderen stimmung zu charakterisieren, bevorstehende ereignisse anzukündigen und spannung zu erregen, und besonders, um bei der darstellung von ahnungen, von traumhaften, spukhaften, märchenhaften vorgängen im leser die nötige stimmung zu erzeugen.

Mit diesem letzten teil berührt sich eng der folgende abschnitt, der die art der verwendung von geräuschen in H.s erzählungen behandelt. von interesse ist hier die bemerkung des verf. s. 156, dass H. sehr häufig scenen, 'die mit hilfe der gesichtsvorstellungen allein nur unvollkommen und matt widerzugeben wären, . . . mit hilfe der akustischen elemente zu plastischer darstellung' bringt. man würde hier an stelle der zahlenverweise gerne die wörtlich angeführten belege sehen, mit denen Sch. in anderem minder wichtigem zusammenhang manchmal allzu freigebig ist. im übrigen macht der verf. hier dieselben beobachtungen, wie im eben besprochenen teil, er widerholt sich daher ständig, auch die geräusche dienen dazu, spannung zu erregen, spuk- und märchenhafte vorgänge zu begleiten, personen und stimmungen zu charakterisieren. dabei gliedert Sch. sein material in vier schemata: geräusche bei der darstellung a) von vorgängen, b) von zuständen, c) von personen, d) von gegenständen, was auch innerhalb dieses abschnitts zu widerholungen führt. so lesen wir zb. s. 156 (geräusche bei vorgängen), dass H. seine personen vor ihrem eintreten meist durch ein spannungerregendes klopfen an der tür ankündigt, und s. 162 (geräusche bei personen) bringt der verf. ein beispiel, wie H. eine person sich durch räuspern ankündigen lässt, ehe diese aus dem gebüsch hervortritt. das oben über die einteilungsprincipien des verf.s im allgemeinen gesagte gilt von diesem teil ganz besonders.

Im dritten capitel s. 165 ff wird der 'einfluss des musicalischen und akustischen auf die darstellungsweise H.s' erörtert. 'Das musicalische und akustische in der ästhetischen apperception von vorstellungen' ist der titel des ersten abschnitts, in dem dargetan wird, wie sehr H. immer musicalische und akustische momente in seinen vorstellungen betont und solche momente auch bei vorstellungen, die selbst keine akustischen elemente enthalten, zur veranschaulichung herbeizieht. bei der gliederung des stoffes legt Sch., wie schon der angeführte titel verrät, rein deductiv gewonnene, allgemeine psychologische gesichtspuncte zu grunde,

die er seinen collegheften über stilistik entnimmt. diese einteilung bringt es mit sich, dass für einige rubriken des schemas nur vereinzelte belege angeführt werden können (s. 184. 186), — das schema wird dem verfasser die hauptsache, und H. dient nur als mittel zum zweck, die berechtigung dieses schemas zu erweisen. dass dies tatsächlich seine meinung ist, gibt der verf. selbst zu, wenn er s. 184 einen neuen abschnitt mit folgenden worten beginnt: 'die metaphorische apperception akustischer vorstellungen ist sehr häufig und mannigfaltig und kann hier mit hilfe nur weniger beispiele anschaulich gemacht werden'.

Im einzelnen enthält dies capitel interessante beobachtungen und zusammenstellungen. so ist s. 166 ff auf das eintreten musicalischer vorstellungen innerhalb 'unmusicalischer' vorstellungsreihen hingewiesen, das sich bei H. als charakteristisch für personen 'in exaltiertem bewustseinszustand' findet, insbesondere für den musiker, dem alle eindrücke: 'farben, düfte, strahlen als töne erscheinen'. dies berührt sich mit dem schon im allgemeinen teil (s. 100) über die verwechslung der sinnesqualitäten gesagten. s. 169 ff gibt Sch. eine übersicht über die zahllosen metaphern, die H. den verschiedenen seiten und betätigungsarten der musik entnimmt, mit manchen treffenden bemerkungen über die besonderen würkungen die er damit erzielt. — auf s. 179 citiert der verf. ein beispiel einer derartigen metapher aus einem brief an Hippel, in dem Hoffmann 'einen hymnus auf die freundschaft zwischen ihnen beiden angestimmt hat' und dann fortfährt: '*Jetzt wär's einem Flügel-Conzerte ähnlich, wo nach dem sonoren Violin-Tutti der Spieler sein Solo zu klimpern anfängt, wenn ich dir schriebe von kleinen Vorfällen meines hiesigen publiken Vegetierens* . . .' dazu bemerkt Sch. (anm. 2 s. 179), dass 'H. hierbei an das alte cembalo und ähnliche dünn klingende instrumente denkt'. das tertium comparationis ist wol eher in der bemerkenswerten, dem freunde Hippel sicher bekannten grundsätzlichen abneigung H.s gegen 'flügelconcerte' zu suchen. in 'Beethovens Instrumentalmusik' sagt er darüber: '*Einen wahren Widerwillen hege ich gegen all die eigentlichen Flügelkonzerte (Mozartsche und Beethovensche sind nicht sowohl Konzerte als Sinfonien mit obligatem Flügel.) ..... der beste Spieler auf dem schönsten Instrumente strebt aber vergebens nach dem, was z. B. der Violinist mit leichter Mühe erringt. Jedes Solo klingt nach dem vollen Tutti der Geiger und Bläser steif und matt, und man bewundert die Fertigkeit der Finger u. dergl., ohne daſs das Gemüt recht angesprochen wird.*' — von besonderem interesse ist der hinweis des verf.s auf ein sehr häufig angewantes darstellungsmittel H.s: bei allen personen die redend auftreten, kennzeichnet H. die klangliche eigenart der sprechstimme durch besondere epitheta, wodurch neu eingeführte personen in ihrem ganzen wesen, schon bekannte personen in ihrer momentanen

seelischen verfassung uns nahe gebracht werden. man vergleiche aufser dem vom verf. angeführten beispiel besonders auch 'Rat Krespel'.

In einem weiteren abschnitt wird unter dem etwas sonderbaren titel 'Das musicalische im aufbau der darstellung' sehr hübsch gezeigt, wie H. gelegentlich gewisse der musik eigene kunstmittel und kunstformen in seiner darstellung durch die besondere anordnung akustischer vorstellungen nachzubilden sucht; besonders überzeugend sind die aus 'Signor Formica' angeführten beispiele: s. 194 ein crescendo akustischer momente, und s. 197 ein vollkommenes akustisches opernquartett, in dem als orchester '*die entsetzlichen Gespenster in tiefen, dumpfen Tönen*' heulen, während die vier wimmernden einzelstimmen nach einander einsetzen. häufiger als solche genaue nachbildungen sind beispiele allgemeiner klang- und geräuschsymphonien, die H. mit einzigartiger lebendigkeit widerzugeben weifs (vgl. bes. s. 198 f).

Aber nicht nur in einzelnen scenen, sondern auch bei der darstellung von ganzen begebenheiten erzielt H. durch zahlreiche akustische begleitmomente eine bestimmte einheitliche würkung, sei es, dass diese momente immer mit einem bestimmten vorgang verbunden sind und diesen jeweils in seiner besonderheit kennzeichnen, oder dass sie alle auf denselben grundton eingestimmt sind und dadurch eben eine gewisse 'grundstimmung' eine ganze erzählung hindurch festhalten, was der verf. s. 202 f an der erzählung 'Der Zusammenhang der Dinge' überzeugend klar macht. — zum schluss dieses capitels spricht der verf. noch von der musicalischen verwertung der sprache und kommt zu dem ergebnis, dass H. dieselbe zwar wolgekannt hat, dass eine solche aber bei ihm viel seltener zu constatieren ist, als bei anderen romantikern; man wird dem verf. recht geben, wenn er sagt (s. 207), dass H., dem 'die hohe kunst der töne selbst zu gebote stand, dem bestreben, mit der sprache rein musicalische würkungen zu erzielen, von vorn herein fern stehen muste'. die wenigen fälle in denen Sch. s. 207 ff eine charakteristische übereinstimmung von sprachmusik und inhalt sehen will, scheinen fragwürdig. die würkung der angeführten stellen ligt nicht zum wenigsten in der art der satzbildung, — und ob diese hier vor allem von musicalischen gesichtspuncten bestimmt war, müste erst eine umfassende stiluntersuchung ergeben, die auch die s. 213 aufgestellte behauptung, dass H.s sprachstil 'im allgemeinen hauptsächlich von seiner juristischen tätigkeit beeinflusst sei', zu begründen hätte.

Im letzten, interessantesten capitel vergleicht der verf. H.s anschauungen vom wesen der musik mit seiner eigenart als dichter. die musik ist für H. die stimme eines wunderbaren geisterreichs, das mit dem erdenleben nichts gemein hat. diese geheimnisvolle sprache redet die musik auch da, wo sie sich mit

einer handlung zu einheitlicher würkung verbindet, nämlich in der oper. deshalb ist für H. '*die einzig wahrhafte Oper die romantische Oper mit ihren Feen, Geistern, Wundern und Verwandlungen*'; daneben lässt er freilich auch die opera buffa gelten, bei der '*das Fantastische an die Stelle des Romantischen tritt*'; ihr wesen erblickt er in dem '*Hineinschreiten des Abenteuerlichen in das gewöhnliche Leben, in den daraus entstehenden Widersprüchen*'. diese auffassung vom wesen der oper bildet für das verständnis das bindeglied zwischen H.s musicalischen anschauungen und dem was die mehrzahl seiner werke kennzeichnet. H. wurde vom musiker zum dichter, und suchte als dichter jene geheimnisvolle geisterwelt zu erschliefsen, in der er als musiker lebte; 'wie die musik nichts gemein hat mit dieser irdischen welt, so sollte auch die dichtung nicht gebannt sein an die notwendigkeit des realen lebensverlaufes' (s. 217). wie H. neben seinem realen leben, das zudem lange jahre in einen leidigen brodberuf eingezwängt war, noch ein höheres leben in der musik führt und unter der unvereinbarkeit beider welten leidet, so auch viele von H.s dichterischen figuren: so vor allem Kreisler, der wie H. selbst diesen zwiespalt durch sarkastischen humor zu verdecken sucht, der aber im gegensatze zu H. diesem zwiespalt erligt; so aber auch andre figuren, deren höheres leben nicht das in der musik ist. als objectivierung dieses doppellebens hat auch das doppelgängermotiv bei H. seine besondere bedeutung, 'wenn auch das vorbild andrer romantiker auf H. eingewürkt haben mag', — was der verf. freilich nicht weiter verfolgt. — auch H.s vorliebe für die darstellung besondrer gemütsverfassungen, wie sehnsucht, grauen, schauder, entsetzen, ahnung, traum, verzückung, vision, wahnsinn weist auf die zustände, die H. unter der einwürkung von musik erlebt. anderseits hat diese vorliebe auch die wahl seiner geheimnisvollen erzählungsstoffe bestimmt.

So wertvoll diese ausführungen für das verständnis der dichterischen eigenart H.s sind, so macht sich doch gerade hier ein mangel, der der ganzen arbeit Schäffers anhaftet, am deutlichsten fühlbar. wie kann man über Hoffmann reden und dabei von der frage, in wieweit er, als musiker und als dichter, ein geisteskind seiner zeit ist, so völlig absehen, wie es der verf. tut? auch wo ihn der gang der untersuchung auf diese frage unmittelbar hinweist, begnügt er sich mit flüchtigen allgemeinen bemerkungen (s. 84. s. 217. s. 220). durch diese einseitigkeit gewinnt man trotz der vorsichtigen und zurückhaltenden formulierung, in der der verf. im allgemeinen seine folgerungen zieht, den eindruck, dass er Hoffmanns dichternatur zu sehr aus seinem besonderen gesichtspuncte heraus erklärt. aus der beantwortung jener frage aber hätten sich die nötigen einschränkungen ergeben müssen.

Über die sprachliche form des buches ist wenig gutes zu

sagen, stil und ausdruck sind schwerfällig und reizlos, ganz besonders im ersten capitel. hier hat zb. ein ausgiebiges arbeiten mit wahrscheinlichkeitsgründen die ständige widerkehr gewisser wendungen zur folge, s. 11 . . . 'werden H. dazu getrieben haben'; s. 13 die messe . . . 'wird auf solche anlässe zurückgehen'; s. 15 'sie werden auf ihn aufmerksam geworden sein'; 'seine bildung wird nutzen davon gehabt haben' u. ähnl. noch oft. — halbe und ganze entgleisungen sind nicht selten. s. 14 spricht der verf. von Hitzig, der H. 'bis übers grab hinaus ein ehrlicher, wenn auch nicht völlig gewachsener freund blieb'; s. 16 sehen wir H. 'in gesicherter materieller existenz'; s. 48 wird von einem 'niederdrückenden' gesamteindruck gesprochen; s. 133 spricht Kreisler von tante Füſschen 'mit der gröſsten achtung für ihre musicalischen eigenschaften', und s. 96 lesen wir gar den folgenden satz: 'hier soll es sich auch nicht um eine betrachtung des 'musikkritikers', als vielmehr des musikalische erzeugnisse und würkungen zum gegenstand seiner darstellung machenden dichters Hoffmann handeln'. — zu erwähnen ist noch ein unrichtiger gebrauch von 'psychischen reactionen'. s. 105 wird gesagt, dass der dichter neben den gefühlen selbst auch die 'von den gefühlen und affecten hervorgerufenen psychischen reactionen, das äuſsere gebaren der unter dem eindrucke musikalischer würkungen stehenden personen' schildern könne; man erwartet natürlich 'physische reactionen'. da dasselbe versehen auch s. 151, z. 3 von unten, s. 162, z. 16 von oben und s. 210, z. 3 von unten widerkehrt, kann ein druckversehen nicht in frage kommen. auſserdem ist der druck ziemlich fehlerfrei. — auf s. 187 und 191 sind bei den citaten die in betracht kommenden worte durch cursivdruck hervorgehoben. warum dies verfahren nur hier angewant wird, ist nicht einzusehen.

Rendsburg im september 1910. **Paul Schmid.**

System der dramatischen technik mit besonderer untersuchung von Grabbes drama, von dr. **Arnulf Perger.** Berlin, Alexander Duncker 1909. 333 ss. 8°. — 11 m.

Wenn der titel dieses buches etwa lautete: 'Untersuchungen über Grabbes drama nebst einigen bemerkungen über dramatische technik im allgemeinen', so wäre das in zweifacher hinsicht besser: erstens würde dadurch der inhalt besser gekennzeichnet und zweitens die beurteilung milder gestimmt. denn an ein buch das mit dem anspruchsvollen titel: 'System der dramatischen technik' auftritt, stellt man naturgemäſs ganz andere anforderungen, als an eine arbeit die zunächst nur eine specialuntersuchung sein will. man geht wol in der vermutung nicht fehl, dass die beschäftigung mit Grabbe der ausgangspunct für den vf. war, und dass dem angeblichen technischen system erst später

die centrale stellung eingeräumt wurde. denn an und für sich erscheint es seltsam, gerade aus Grabbes stücken ein lehrgebäude der dramatischen technik abzuleiten, oder nach den worten der vorrede 'das drama [dh. das drama an sich, als solches] in seine grundbestandteile zu zerlegen und für das drama Grabbes zu untersuchen, wie die bestandteile verknüpft werden'. dass Grabbe in seinen stücken starke technische wandlungen durchgemacht hat, wird als begründung dieser wahl angeführt. das ist unzweifelhaft richtig, richtiger sogar als dem vf. lieb sein kann: denn die wandlung ist so grofs, dass sie dieses dichters werke als musterbeispiele für eine dramentechnik unmöglich macht. die entwickelung der Grabbeschen stücke drängt nämlich, wie bekannt, immer stärker vom dramatischen zum epischen hin, was der vf. selbst s. 330 zugeben muss. ich will hier keiner einseitigen orthodoxie der dramatischen technik, keiner einengung der dichterischen schaffensmöglichkeiten das wort reden: aber für mischproducte die jeder technik spotten kann doch in der systematik einer technik kein platz sein. da der verfasser so weitherzig ist, gewinnt es den anschein, als ob in seinen augen das wesen des dramas gegenüber anderen gattungen nur darin bestehe, dass ausschliefslich durch reden beteiligter personen und nicht durch objectiven bericht des dichters handlungen vorgeführt werden. es gibt nun aber werke, die nach diesem äufserlichen kennzeichen als dramen bezeichnet werden müsten, aber in wahrheit gar keinen anspruch darauf erheben. ich erinnere an Gobineaus 'Renaissance'. und wenn, nach einer namentlich bei französischen autoren beliebten gewohnheit, lange gesprächsscenen eines romans einfach in dialogform niedergeschrieben werden, so verwandelt sich dadurch der roman noch lange nicht in ein drama. wie oft hört man von einem werk in dramatischer form sagen: 'das ist kein drama'. ist das nach des vf.s anschauung blofses gerede? oder gibt es würklich fälle in denen dieser vorwurf gerechtfertigt ist? die aufklärung darüber vermisst man [trotz s. 89]. eine klare definition: was ist ein drama? hätte zuerst notgetan, um das eindringen von mischformen und abarten in das system zu verhüten. freilich ist eine abgrenzung in dieser hinsicht gar nicht leicht. aber es ist überhaupt nicht leicht, eine technik des dramas zu schreiben.

Was der vf. seiner betrachtung unterzieht, das sind eigentlich nur gewisse fragen des aufbaus. er mustert die äufseren und inneren spannungsmittel und die art und weise ihrer anwendung im gefüge des dramas. beim ersteren punct [cap. IV] werden dinge vorgebracht, die mehr zur psychologie des publicums als zu einem technischen system gehören. der betrachtung der inneren spannungsmittel, der steigerung im aufbau ist die ausgedehnteste untersuchung gewidmet. dabei kann übersichtlichkeit der anordnung dem buche leider nicht nachgerühmt werden:

man wird durch beispielsammlungen aus Grabbes werken, die aber doch ohne zuziehung des Grabbeschen textes nicht verständlich sind, förmlich erstickt, und die allgemeinen erörterungen, die eben das system darstellen sollen, sind nach einer einleitenden betrachtung in cap. IV in so verwirrender weise zwischen die specialuntersuchungen über Grabbes technik eingestreut, dass mir wenigstens die structur des systems verborgen blieb. nach langen abhandlungen über den aufbau der einzelnen scenen beschäftigt sich die darstellung weiterhin mit der technik der scenenfolge und schliefslich mit der technik des gesamtaufbaus eines dramas, der führung und steigerung der grofsen hauptconflicte bis zu deren lösung. immer ist dabei fast ausschliefslich von Grabbes manier die rede, das wenige das allgemeine geltung haben soll, wird durch Grabbesches detail erstickt. in einem abschnitt [cap. 11]: 'Technik der gesamthandlung bei Grabbe' wird die handlung eines jeden dramas formelhaft dargestellt: actionen die dem spieler — solche die dem gegenspieler günstig sind — indifferente handlungen etc. werden unterschieden, für jede gattung wird ein besonderer buchstabe eingeführt, und so glückt es, für den gang der handlung in jedem drama eine art von arithmetischer formel zu finden. wie wenig damit gerade für die technik des dramas gewonnen ist, zeigt sich darin, dass der vf., trotzdem er s. 304 Grabbes genauen anschluss an historische schlachtschilderungen hervorhebt, dennoch s. 208 ganz ernsthaft vom standpunct der dramatischen technik aus die darstellung der schlacht bei Ligny im 'Napoleon' analysiert und dafür auch einen arithmetischen ausdruck findet: eine formel wolgemerkt für die schlacht bei Ligny, wie sie sich für jede schlacht nach den schwankungen des erfolgs aufstellen liefse, aber keine formel die mit der technik des dramas das geringste zu tun hätte. so wird in dem buche eigentlich nicht vom drama gehandelt, sondern nur von der art und weise wie ein conflict zur darstellung und durchführung gelangen kann, und zwar ein conflict im weitesten sinne: zwischen zwei sich mit worten befehdenden personen wie zwischen zwei feindlichen heeren die eine schlacht liefern.

Die angeführten puncte sind wie gesagt die hauptstücke der untersuchung; als ob damit die aufgabe einer technik des dramas erschöpft wäre, als ob sich nicht auch in bezug auf charakter-, orts- und zeitschilderung technische probleme die menge ergäben! man erfährt nur, wie es Grabbe in diesen puncten gehalten hat. und da dem dichter gerade hier eine reihe von inconsequenzen nachgewiesen werden können und, wie P. aufzeigt, in seiner art zu charakterisieren immer seine eigene persönlichkeit durchschimmert, so kann seine 'technik' weder als vorbildlich noch als typisch gelten, und von irgendwelcher allgemeinen erörterung dieser probleme ist also keine rede.

Die eben erwähnte untersuchung der Grabbeschen charaktere

nach spuren seiner eigenen individualität führt uns auf die erfreulichere seite der vorliegenden arbeit: die ersten drei capitel, ebenso wie die späteren abschnitte 12—14 enthalten wenigstens die elemente zu einer gediegenen und förderlichen untersuchung über Grabbe. recht gut wird zunächst aus der niederen umgebung in der der dichter aufwuchs, und aus der tatsache dass er schon als knabe gewöhnt war, die elterliche gesellschaftssphäre als minderwertig anzusehen, seine ständige furcht für proletarisch gehalten zu werden und an seine abstammung zu erinnern, erklärt, und daraus der hauptwesenszug Grabbes in allen lebenslagen: angst vor dem conventionellen, effecthascherei, sucht nach geniemäfsigen, seine unmanieren maskierenden streichen — abgeleitet. dieselbe effecthascherei, dasselbe streben nach dem aufsergewöhnlichem verführen ihn in der dichtkunst zu jenen absonderlichkeiten, die seine werke vielen — so WScherer — ungeniefsbar erscheinen liefsen. Grabbes hauptcharakterzug und -fehler, eben dass er gröfser scheinen wollte als er war, haftet, wie P. sehr triftig ausführt, all seinen helden an. sein Hannibal, sein Napoleon sind grofse männer, das hindert aber nicht, dass sie noch gröfser scheinen wollen. daraus folgt für den dichter: 'ich, Grabbe, kann auch ein grofser mann sein, trotz aller niedrigen mätzchen die ich anwende, um es zu scheinen' [vgl. s. 33]. — auf solche weise ist diesem charakter, seinen absurditäten und lächerlichkeiten beizukommen, und nicht damit dass man all seine streiche als 'pathologisch', ihn selbst als halb unzurechnungsfähig erklärt. mit dieser früheren auffassung von dem dichter aufgeräumt zu haben, ist ein grofses verdienst der in diesen puncten sehr eindringenden und verständigen ausführungen P.s. schade dass er eine reihe von wichtigen dingen unerledigt lässt, weil er zu der vorgesetzten gröfseren aufgabe eilt. die beachtenswerten ansätze zur erforschung der Grabbeschen quellen, zur untersuchung der vorbilder für seine sprache wünschte man weiter ausgeführt. P. hätte uns eine recht gute monographie über Grabbe liefern können; das material dazu und das erforderliche verständnis für diese dichterpersönlichkeit hat er jedenfalls besessen.

Noch ist wegen einer einzelheit einspruch zu erheben: s. 33 ist von 'unfairen' mitteln die rede, deren sich Grabbe bedient hat. man wird dieses scheufsliche wort aus den zeitungen, die es leider zum teil für ihr privileg zu halten scheinen 'unartige deutsche sprachverderber' zu sein, wol kaum mehr herausbringen. gegen die anwendung solcher ausdrücke in wissenschaftlichen werken aber sei hiemit energisch protestiert.

Berlin. **Hermann Schneider.**

Der Deutsche Musenalmanach 1833—1839 von **E. F. Kossmann.** Haag, Martinus Nijhoff 1909. IV, XXXII und 254 ss. gr. 8°. — 13,50 m.

Der verfasser dieses gut ausgestatteten buches hat ein verdienstliches stück arbeit geleistet, trotzdem darin noch nicht 50 seiten von ihm selbst stammen. er verzichtet auf eine zusammenhängende darstellung der entwickelungsgeschichte des Musenalmanachs und hält die veröffentlichung der bis jetzt weit verstreuten und zum teil in privatbesitz befindlichen redactionscorrespondenz für die bestmögliche charakterisierung und übersichtlichste schilderung der verschiedenen phasen der geschichte dieses letzten bedeutenden poetischen jahrbuchs. K.s einleitung begnügt sich das entstehen und die schicksale des almanachs von Wendts redactionszeit bis zum eingehen des unternehmens knapp aber nicht unfrisch zu skizzieren; gleichzeitig wird ein seitenblick auf die übrigen almanache und taschenbücher jener jahre geworfen, die der verfasser aber der durchweg verdienten vergessenheit weiter nicht entreifst. die anordnung ist im folgenden derart, dass für jeden jahrgang zuerst die correspondenz zwischen den redacteuren Schwab und Chamisso und der verlagsbuchhandlung mitgeteilt wird, und dann unter dem namen des betreffenden dichters dasjenige aus seinen briefen an die herausgeber und aus der redactionscorrespondenz zum abdruck kommt, was auf seine einsendungen, die entstehung und aufnahme seiner gedichte bezug nimmt. diese einrichtung hat, wie K. selbst anerkennt, schattenseiten, da mancher brief sowol der ersten als der zweiten kategorie angehört und deshalb auseinandergerissen werden muss; anderseits erhöht die einteilung nach den verschiedenen namen die übersichtlichkeit und erleichtert die möglichkeit rascher orientierung. eine reihe kleiner dichter, auch solcher deren werke keine aufnahme gefunden haben und die bei Gödeke zu kurz abgemacht sind, wird hier zum ersten mal etwas eingehnder berücksichtigt; so wenig sie aber im Musenalmanach dominieren, so wenig rauben sie hier gröfseren den raum. der zu uns spricht ist vor allem Chamisso, und zu seinem liebenswürdigen bild neue züge zu liefern scheint dem verfasser besondere herzensangelegenheit; neben ihm ergreifen die beiden verlagsbuchhändler, SHirzel und KReimer, die beiden mitredacteure Schwab und Gaudy, ferner Rückert, Heine, Lenau, Freiligrath etc. das wort. am interessantesten ist es natürlich, die controverse die sich zwischen den schwäbischen dichtern und der verlagsbuchhandlung anlässlich des dem jahrgang 1837 vorgesetzten Heinebildnisses entspann, hier genau und actenmäfsig verfolgen zu können. Schwabs stellungnahme erscheint dabei, totzdem einige gereiztheit seinerseits gerechtfertigt war, schief und inconsequent (brief vom 1 III 36 gegenüber dem vom 2 III !). — in spärlichem mafse wird an einzelnen gedichten die art und

weise veranschaulicht wie Chamisso gelegentlich einsendungen umformte, bis sie ihm der aufnahme würdig schienen.

Ich weifs nicht ob deutsch die muttersprache des verfassers ist: bei einem ausländer müste man die gewantheit der darstellung loben, bei einem Deutschen aber gewisse härten des ausdrucks beanstanden. (s. xvi der eigentümliche reiz, der von Chamisso unentrinnbar ausströmte udgl.) s. 152 versteht K. in Chamissos äufserung *'ich weifs nicht wenn ich dazu kommen werde'* das landschaftliche *wenn* für *wann* falsch und meint, es solle vielleicht 'ob' bedeuten (frz. si). aus sprachlichen gründen nicht annehmbar ist auch eine hypothese mit der K. in die verwickelte frage nach der vorlage der Sesenheimer lieder (die bekanntlich zuerst im Musenalmanach v. 1838 erschienen sind) fördernd einzugreifen sucht: s. 196 meint er, die identität der Kruseschen und Stöberschen vorlage damit beweisen zu können, dass er aus des letzteren angabe: 'abgerissen stand dabei' auf ein abgerissenes stück des manuscriptes schliefst, das beigelegen habe (oder vielleicht gar auf das abgerissen sein dh. fehlen des schlusses des betreffenden gedichtes? letzteres wäre sprachlich ganz unmöglich; K. ist in der darlegung seiner hypothese selbst nicht ganz deutlich). — wichtiger ist K.s hinweis darauf, dass die varianten zwischen Stöbers und Kruses text ihre entstehung wol zum grösten teil der gewöhnlich sehr nachlässigen widergabe von manuscripten im Musenalmanach verdanken werden. Stöbers spätere publication stützte sich nachweislich nicht auf seine erste abschrift, sondern auf den abdruck im almanach.

Berlin. **Hermann Schneider.**

Emanuel Geibels jugendlyrik von **dr. Johannes Weigle.** mit einem bildnis Geibels. Marburg, Elwert 1910. 96 ss. 8°. — 2 m.

Zu den arbeiten die sich mit der historischen einordnung litterarischer persönlichkeiten und der stoffgeschichtlichen betrachtung der dichtwerke befassen, gesellen sich, wol unter dem einfluss der rasch zu grofser bedeutung gelangten psychologischen forschungen, mehr und mehr auch studien, die das schaffen eines einzelnen dichters genetisch darzustellen suchen. der forscher sieht in diesem falle vorerst von der ermittlung gröfserer zusammenhänge ab; denn im vordergrunde seines interesses steht die innere entwicklungsgeschichte eines künstlers. dabei herscht, entsprechend dem einfluss psychologischer betrachtungsart, die neigung vor, das rein biographische dem ästhetischen unterzuordnen, um vor allem dem wesen des künstlers gerecht zu werden. eine verlockende aufgabe, der aber fast unüberwindliche schwierigkeiten, nicht zuletzt verursacht durch die unbewustheit des künstlerischen schaffensprocesses, entgegenstehn.

die vorligende schrift muss durchaus dieser richtung zugezählt werden; auch sie möchte genetisch eine künstlerische persönlichkeit erfassen.

Verschiedene ziele verlangen verschiedene wege. während der litterarhistoriker, bestrebt den sich beständig mehrenden besitz litterarischer schöpfungen nach grofsen richtlinien zu gliedern, wesentlich analytisch verfährt, dh. vom vollendeten kunstwerk ausgeht und, dieses zerlegend, die einzelnen elemente nach ihrem zeitlichen und persönlichen gehalte zu werten sucht, — anklänge an andere dichter, entlehnungen von motiven, historische anspielungen werden seine absichten am meisten fördern —, wird der litterarästhetiker in erster linie die entstehung der gedichte ins auge fassen und, gleichsam den werdeprocess in grofsen zügen nachschaffend, die vom dichter zur gestaltung herangezogenen formungselemente bestimmen: es ist ein wesentlich synthetisches verfahren.

Welcher weg zur beurteilung der eigenart eines künstlers der sachgemäfse ist, scheint nach diesen ausführungen nicht mehr zweifelhaft. die analyse zeigt das was der künstler mit andern gemeinsam besitzt, und eine peinliche zergliederung wird dabei leicht zur tilgung jedes eigenen gehaltes fortschreiten. das ligt schon im princip der analyse begründet, und die berüchtigte parallelenjagd ist nur ihre extreme form. die synthese dagegen zeigt, wie der dichter den von ihm aufgenommenen weltgehalt selbständig bearbeitet, wie er sich zu fremder anregung und eigenem erleben spontan verhält, und wird somit, im gegensatz zu den allgemeinen richtlinien der litterarhistorie, vor allem die individuelle eigenheit einer dichterischen persönlichkeit betonen.

Die vorligende schrift nimmt nun eine eigenartige stellung ein. verschiedene ausführungen und andeutungen (s. 42. 67 u. a. o.) weisen darauf hin, dass sich dem verfasser die ästhetische betrachtungsart förmlich aufdrängte — ja, ein kleiner abschnitt über die stilgebung (s. 68) versucht sich sogar darin —, allein er lenkt leider in das altbefahrene geleise der parallelenforschung ein, trotzdem die aufgabe, die entwicklung eines lyrikers genetisch darzustellen, wenn irgendwo, bei dem viel angefochtenen Geibel verlockend war. als entschuldigung dient Weigle der umstand, dass die meisten briefe und die tagebücher fehlen (s. 17), weshalb die möglichkeit einer entwicklungsgeschichte zu bezweifeln sei. wenn aber auch die briefe an Franz Kugler wol endgültig verloren sind, so besitzen wir doch die jugendbriefe G.s an seine eltern (Emanuel Geibels jugendbriefe, Berlin 1909), und diese quelle hat der verfasser meines erachtens lange nicht genügend ausgeschöpft. die briefe spiegeln getreulich das geistesleben des jungen dichters wider und sind stellenweise ein vorzüglicher commentar seiner gedichte (vgl. den brief vom 25. sept.

1839 mit den gedichten: 'Das Mädchen von Paros' und 'Auf dem Anstand'). aber auch abgesehen hiervon, ist durchaus kein grund zu völliger entsagung vorhanden, und der verfasser liefert selbst, ohne es zu wollen, viel brauchbares material zu einer studie über das verhältnis von anlehnung und eigenart in Geibels jugendlyrik.

Die arbeit W.s befasst sich ausschliefslich mit der rein lyrischen jugenddichtung Geibels, wie sie in der 3 auflage der Gedichte von 1844 (nicht 1843; vgl. Carl CTLitzmann Em. Geibel s. 70) gesammelt vorligt. der verfasser verfährt dabei descriptiv, weshalb er von der mitteilung der lesarten absieht. die varianten der 1 und 2 auflage werden mit éiner ausnahme (s. 30) zur besprechung nicht herangezogen. die darstellung beschränkt sich darauf, die von Geibel in der 2 und 3 aufl. gestrichenen und die in diese auflagen neu aufgenommenen gedichte zu nennen (s. 8 ist wol zu lesen: '*wenn die Sonne hoch und heiter*', nicht: '*wenn die Reb' im Safte schwillt*') und ergänzt diese angaben durch eine zusammenstellung der anderswo veröffentlichten, aber nicht in die gesammelten werke aufgenommenen jugendlyrik. das gebotene verzeichnis ist reichhaltiger als das von Max Trippenbach (in Emanuel Geibel. ein gedenkbuch. hrg. von Arno Holz, Berlin 1884, s. 261 ff); allein eine vollständige liste gibt auch W. nicht. so fehlt die in den jugendbriefen (s. 105. 116. 172) erwähnte sammlung. der besprechung der lyrik geht ein kurzer abriss der jugendgeschichte G.s voraus, der des dichters neigung zu Cäcilie Wattenbach hervorhebt. dann folgt auf über 40 seiten (s. 16—59) die darstellung der litterarischen einflüsse. W. wirft andern, die wie er auf G.s vielseitige abhängigkeit von vorbildern hinweisen, vor, dass sie genaue belege schuldig bleiben. sie sollen nun hier geboten werden. 'ich begnüge mich damit, die wesentlichsten litterarischen einflüsse, die in die jugendlyrik G.s einmünden, aufzudecken, soweit ich ihre quelle auffinden konnte; ich will aber keine reminiscenzenjagd unternehmen, die mit der geringen beute sehr bald im sumpf endigen würde' (s. 17). an hand einer vereinzelt überlieferten tagebuchnotiz G.s geht der verfasser der bunten reihe der vorläufer nach. es ist anzuerkennen, dass manche nachweise überzeugen, wobei sich allerdings W. mit der aufzeigung von parallelen, motiventlehnungen und metrischen übereinstimmungen begnügt. am wertvollsten sind die an erster stelle gebotenen, ziemlich eingehnden belege aus Franz Kuglers lyrik, der für G. namentlich in der frühzeit vorbild war; G. macht sich selbst Kuglers reimtechnik zu eigen. es folgt Heine, der widerum die metrische gestaltung, aber auch stilistisch wortwahl und redeschmuck beeinflusst — dem einfluss des 'Buches der Lieder' schreibt W. in überzeugenden ausführungen das vorkommen zweisilbiger senkungen in jambischen versen zu. dann Uhland: motiventlehnungen und vor allem

übernahme des stimmungsgehaltes. Uhlands einwürkung ist deshalb schwer fassbar. ferner erwähnt W. noch ausführlicher Eichendorff, kürzer Rückert und Goethe, dem G. erst in spätern jahren heerfolge leiste — hier hätten wol die gedichte aus dem nachlass, die vom verfasser mit unrecht stiefmütterlich behandelt worden sind, reichern aufschluss geboten (vgl. auch Litzmann aao. s. 12; Karl Goedeke Em.Geibel s. 44). der abschnitt schliefst mit einer verbeugung gegen Platen. er sei auf die formale gestaltung von einfluss gewesen, genauere nachweise fehlen aber. hier hätte, wenn denn einmal parallelen gefunden werden musten, Gutzkows recension einen wertvollen wink geben können: vgl. Geibels Distichen aus Griechenland und Platens Eklogen und Idyllen; zb. Geibels 'Chelidono' mit Platens 'Amalfi'. auf Platen ist hier wol die sonst in G.s frühlyrik seltene zeichnung des landschaftsbildes zurückzuführen.

Die liste W.s ist umfangreich, aber durchaus nicht vollständig, weil der verfasser nur durch mehrere belege gestützte typische fälle geben wollte. allein er wird den vorwurf nicht entkräften können, dass seine auswahl der entscheidenden vorbilder ziemlich willkürlich getroffen ist. so verdiente Freiligrath, von dem Geibel nach W. (s. 75) den alexandriner übernommen hat, auch in stofflicher hinsicht eine erwähnung (vgl. Gutzkows hinweis auf das gedicht: 'Der junge Tscherkessenfürst' und Goedeke aao. s. 137). ferner liegen gleiche stimmungen und damit oft auch innere beziehungen nicht nur bei G. und Uhland, sondern wol auch bei G. und Novalis (Weigle s. 14 nr 6) und G. und Hölderlin vor (nachlass s. 35; vgl. auch Litzmann aao. s. 248). so schwindet G.s selbständigkeit bei einer peinlichen analyse und aufzeichnung aller parallelen schliefslich völlig. diesem abschnitt folgt, ohne inneren zusammenhang, eine auseinandersetzung über 'inhalt und form', worunter der autor stoff und versmafs der gedichte versteht. liebe, natur, wanderlust, Gott, vaterland sind die grundthemen seiner lyrik, sie alle nicht allein der Geibelschen muse eigen. hieran anschliefsend gibt W. einige kluge bemerkungen über die art der production und die dadurch bedingte stilgebung Geibels. leider fehlt dem verfasser die nötige ästhetische schulung, und die fassung seiner gedanken ist zu aphoristisch, als dass sie eine irgendwie genügende vorstellung des schöpfungsprocesses vermitteln könnte. anzuerkennen ist die kritische stellung W.s, der sich nicht blindlings zum verteidiger Geibels aufwirft, und lob verdienen auch die guten ausführungen über die metrische form (vorherschaft des jambus, mit guten nachweisen) und den musikalischen charakter der Geibelschen lyrik. der letzte abschnitt endlich gibt eine litterarische würdigung des dichters an hand zeitgenössischer besprechungen. in erster linie wird Gutzkows recension in der Köln. Zeitung (vom 6 dec. 1843) abgedruckt, dessen vorwürfe der verfasser durch

einen brief Freiligraths zu entkräften sucht, wonach persönliche motive bei der abfassung der kritik maſsgebend waren. trotzdem wird dadurch aber nicht, wie W. glaubt, Gutzkow ausgeschaltet. dessen einwände sind im gegenteil gröstenteils vollauf berechtigt. im nachweis der parallelen hat Gutzkow doch schon vor 70 jahren ziemlich das richtige getroffen, namentlich auch was die reichhaltigkeit der musterkarte betrifft, und Gutzkows vorwurf, die sammlung sei ein wüstes durcheinander der verschiedensten stimmungen, weist doch auf einen hauptfehler des ersten gedichtbandes hin: auf den mangel an gruppierung innerhalb der cyklen. der Gutzkowschen kritik folgen eine erwiderung Kinkels und eine replik Gutzkows — beide in vollem wortlaut abgedruckt —, sowie hinweise auf kürzere kritische auslassungen. der abdruck der besprechungen ist dankenswert, die zusammenstellung des materials findet sich aber schon bei Max Trippenbach im Geibel-gedenkbuch (s. 22 ff). ebendort gibt Wilhelm Jensen lesenswerte erinnerungen an Geibel. den schluss machen einige anerkennende stimmen, denen sich auch der verfasser anschlieſst, der von Geibel besonders rühmt, dass er 'seine muse nicht zur sklavin der politik, zeittendenz und litterarischen tendenz erniedrigt hat' (s. 94). er habe das ideale in der kunst gepflegt in einer zeit des niedergangs, wobei sich nun dem recensenten auch einmal eigenartige parallelen aufdrängen: 1 ausgabe der Geibelschen Gedichte 1840 — 1 ausgabe der Gedichte Mörikes 1838; Geibel [2] 1843 — Mörike [2] 1848; Geibel [3] 1844 — Mörike [3] 1856. G. scheint seine erfolge doch nicht bloſs der tendenzlosigkeit seiner poesie zu verdanken.

Man wird die ergebnisse der vorliegenden schrift bescheiden nennen müssen. sie bietet genauere nachweise über benützte vorbilder, einige zutreffende metrische beobachtungen, endlich brauchbare andeutungen über das wesen der Geibelschen jugendlyrik. die beabsichtigte charakteristik konnte der verfasser nicht geben, weil eben seine methode in dieser hinsicht völlig versagt. die analyse führt notgedrungen zur aufhebung der dichterischen individualität, zumal bei einem dichter von so wenig ausgesprochener eigenart, und so muss sich der junge G. die rolle eines bloſsen nachahmers gefallen lassen; denn die an ihm gerühmte ideale gesinnung ist nichts specifisch poetisches. wertvolle aufschlüsse hätte allein der andere weg geboten: eine aufbauende synthese mit der fragestellung: worin besteht bei aller entlehnung G.s schöpferische eigenart? dieser erforschung des individuellen schaffens dienen allerdings die aufgefundenen parallelen höchstens als fingerzeige, wichtiger sind schon motivübereinstimmungen, am wichtigsten aber lesartenverzeichnisse, weil sie oft tiefere einblicke in den schaffensprocess zur heranbildung einer dem stoffe völlig gemäſsen form bieten. an stoff zu solchen studien fehlt es bei G. nicht; die meisten der vom verfasser bloſs

zur äufsern vergleichung herangezogenen gedichte liefern einer genetischen untersuchung wertvolle aufschlüsse. allerdings müssen auch die nachlassgedichte aus G.s jugendzeit ausgebeutet werden, und ebenso ist die mitteilung der wichtigsten lesarten nicht zu umgehen. eine vergleichung des gedichtes 'Aperanthos auf Naxos' mit der 'Aperanthos' betitelten fassung in den jugendbriefen zeugt dafür, dass auf diesem wege tiefere einblicke in das künstlerische schaffen G.s geboten werden. inwiefern durch das bis jetzt zugängliche material die künstlerische eigenart des jungen dichters beleuchtet wird, mögen knappe ausführungen andeuten:

Unter Geibels nachgelassenen gedichten steht mit der jahreszahl 1840 auch eines, 'Musageten' betitelt, das mit Goethes gedicht 'Die Musageten' zweifelsohne zusammenzustellen ist. nicht blofs der originelle titel bekundet die entlehnung, sondern auch die metrische fassung (reimlose trochäische verse) und die ausdrucksweise. zudem spricht auch der umstand dass G. das gedicht seiner ersten sammlung nicht einverleibte, stark dafür, dass unserm dichter die abhängigkeit von Goethe nicht entgieng. was gibt nun Goethe? er geht, seiner art gemäfs, von einer anschaulichen situation aus. schon oft lag er in tiefen mitternächten schlaflos auf seinem lager und bat um den stillen besuch der musen. sie blieben aus. den späten wintermorgen folgten ungenutzte tage. der frühling kam. die nachtigallen sollten ihn zu früher stunde wecken, damit er seiner künstlerpflicht genüge. doch die lieberfüllten sänger sangen nachts vor seinem fenster. spät schlief der dichter ein, und kaum vermochte ihn der helle tag zu wecken. endlich wird es sommer. schon beim ersten frührot regt sich die geschäftige fliege. ungeduldig abgewehrt kehrt sie immer wider, bis der schläfer vom lager springt und hinaus eilt in den buchenhain. dort harren die geliebten musen schon auf ihn. '*Und den leidigen Insekten dank' ich manche gold'ne Stunde*'. so preist sie der dichter als die wahren musageten. das schalkhafte, kunstvoll einfache gedicht, das aus der fast unmerklich angedeuteten folge der jahreszeiten drei scharfe situationen heraushebt, um so das interesse steigernd schliefslich mit feiner pointe das lob der fliege zu singen, hat auf G. stark gewürkt und seine productive kraft angeregt. in Goethes gedicht ligt mithin das für Geibel entscheidende erlebnis, und zwar entnimmt er ihm, so weit ich sehe, drei verschiedenartige anregungen. er gewinnt einmal auf dem wege abstrahierender reflexion das thema seiner eigenen verse: wem verdanke i c h meine lieder; wie heifsen m e i n e musageten? und er merkt sich als technische kunstgriffe einerseits Goethes pointe am schluss, die etwas lästiges zum wertvollen umzudeuten weifs, anderseits des meisters art, durch anschauung zu würken. Geibel schafft nun gerade in umgekehrter richtung wie Goethe. diesem ergab sich der gedankliche gehalt intuitiv aus der an-

schaulichen situation: es war ein geistvolles aperçu, in der fliege eine musenführerin zu sehen; G. aber sucht für seinen auf discursivem, also begrifflichem wege gewonnenen gedichtskeim eine anschauliche gestaltung, und da er schöpferische kraft besitzt, vermag auch er durchfühlte bilder zu geben. allein das begriffliche schema blickt noch überall durch: während Goethe seine bilder an der bloſsen zeitlichen folge aufreiht, zählt G. die verschiedenen antworten auf die gestellte frage nacheinander auf:

Sollt' ich treu berichten, welche Dinge
Lieder schon mir in der Seele weckten,
Vieles wahrlich hätt' ich euch zu nennen.

nämlich 1. den frühling, der ein echo im herzen weckt, 2. ein frisches engelköpfchen mit blonden lockenringeln, 3. den duftigen wein im tiefgewölbten römer. dann folgt 4. nach Goetheschem muster die pointe, die nun allerdings bei G. prosaisch genug geraten ist:

Aber solchen schlimmen Verseinflüstrer
Kannt' ich nie, wie der mich heute nacht stört'.
Ach; der Zahnschmerz ist's, der mir zu Schlummer
Nicht erlaubt' die Augen zuzuschlieſsen.
Und nun sitz' ich Armer, Verse schreibend,
Um die stumme Schmerzenszeit zu kürzen,
Und verwünsch' in jeglicher Minute
Meinen ungebet'nen Musageten.

Nach Goethes vorbild gestaltet Geibel ebenfalls anschaulich, nur dass die einzelnen bilder der scharfen zeichnung ermangeln.

Geibel ist stark von Goethe abhängig[1]. aber gerade der verlauf seines schaffens weist doch auf individuelle eigenart hin. die reflectierende betrachtung eines erlebnisses war dem lyriker Goethe nie eigen, während sie den kern der künstlerischen persönlichkeit Geibels ausmacht. Geibel war ein ausgesprochener reflexionsdichter, der meist für gedanklich gegliederte stoffe erst den mantel der dichtung suchte. dabei kam ihm sein groſses reimtalent zustatten, das allerdings auch eigene gefahren in sich barg. da wo er naiv zu schaffen suchte, lassen seine gedichte allzu sehr die persönliche note vermissen.

Es ist nun für reflexionsdichter von der art Geibels bezeichnend, dass ihnen stimmungen anderer dichter zum eigenen erlebnis werden. wol beinahe unbewust vergleichen sie fremde

[1] Auch in dem durch Rückert angeregten gedicht 'Apologie' (vgl. Weigle s. 48) kehren einzelne wendungen Goethes wider, die sich associativ dem verwanten stoffe anschlossen. die beiden gedichte 'Musageten' und 'Apologie' zeigen das gleiche, bei G. ziemlich seltene versmaſs, liegen aber ihrer entstehungszeit nach zufolge der eigenen datierung des dichters etwa 5 jahre voneinander ab. in sprachlicher hinsicht führen sie, wie auch Rückerts gedicht 'Erwacht' (= Liebesfrühling 1 Strauſs nr 1, titel nicht bei Rückert), auf Goethe zurück.

zustände mit ihrer persönlichen lage, und der contrast verdichtet sich für sie zum lied. was sich durch die heranziehung des Goetheschen gedichtes erweisen lässt, lehren ebenso deutlich andere gedichte, so zb. Geibels: 'Der Traum in der Gewitternacht' (Nachlass s. 11) verglichen mit Heines 'Seegespenst' (im cyklus 'Nordsee'). je mehr es dabei diesen sentimentalischen dichtern gelingt, die ursprüngliche anregung zurückzudrängen, umso selbständiger wahren sie ihre eigenart. gerade Geibel hat sich mit eisernem fleiſse um eine eigene sprache bemüht.

Rhetorische gedichte gelingen diesen naturen am besten, und dies weist auf einen fernern mangel ihrer begabung hin: es fehlt die intuition, die fähigkeit der unmittelbaren gestaltung tiefer erkenntnisse in anschaulichen symbolen, wie sie Goethe, Storm, Keller u. aa. geschaffen haben.

Es wäre eine dankbare aufgabe, Geibels entwicklungsgang in den angedeuteten richtungen ausführlich darzustellen. in diesem zusammenhange wäre dann auch die frage zu behandeln, inwiefern Geibels poesie als erinnerungsdichtung anzusprechen ist, eine frage, deren beantwortung weit tiefer in das problem des dichterischen schaffens hineingreift, als der verfasser der vorliegenden schrift zu glauben scheint.

Basel. **Emil Geiger.**

LITTERATURNOTIZEN.

Heldenleben. mitttelalterliche kulturideale I von **V. Vedel.** [Aus Natur und Geisteswelt, 292 bändchen.] Leipzig, Teubner 1910. VI u. 138 ss. 8°. — Das prächtige buch Vedels, Helteliv, ein künstlerisch gestaltetes stück culturgeschichte mit ganz eigenartiger begrenzung des gebietes, wird in den sieben jahren seit seinem erscheinen auch in Deutschland seine leser gefunden haben. und nun wird es also eine nummer, 292, verfällt es den 'sammlungen' und 'reihen' und gemeinverständlichkeiten, die gegenwärtig luftraubend aber vermutlich geldeinbringend den deutschen bücherhimmel überziehen. der verf. hat den umfang auf weniger als die hälfte herabgesetzt: mit gewantheit hat er aus dem mosaik der beispiele die sprechenderen und zugleich die minder bekannten gewählt (so scheint das altdeutsche heldenepos fast planmäſsig ausgemerzt): man hat beim lesen der bearbeitung nicht den eindruck des dünnen und dürftigen; erst wenn man den urtext zuzieht, geht einem auf, wie viel schattierter das bild ursprünglich gedacht war. Vedels groſse kunst, das ferne seelenleben heraufzuzaubern durch ganz kurze proben, einzelne knappe repliken, commentiert durch ein, zwei zugespitzte sätze, kommt zb. bei der Isländersaga in den 20 seiten der urform ganz anders zur geltung als in den 6 der bearbeitung.

Die sprache der bearbeitung — wir erfahren nicht, wer für sie haftet — ist zwar erträglich, aber kein empfundenes deutsch. s. 133: 'im verhältnis zwischen der Gudrun der Laxdœlasaga und Kjartan wird in gründlicher psychologischer darstellung und mit gewaltiger tragik zweier stolzer und tiefer naturen schicksalschwere leidenschaft füreinander geschildert': der vorgestellte genitiv verrät die dänische construction, und wie kathederhaft ist die 'gründliche psychologische darstellung' neben der 'størst psykologisk uddybelse' des originals! ob Vedels fremdwörtermenge dem geschmack der Dänen eingeht, weiſs ich nicht: wir Deutsche suchen uns heute der übelsten art, den wichtigtuerischen und grell klingenden, zu entwinden. wörter wie charakteristik und individualität haben früher, noch zu groſsvaters zeit, so viel gesagt, dass sie unentbehrlich scheinen mochten: seit sie ihre schlichteren vertreter haben, sind sie ein rasselnder angriff auf das ohr des lesers, den sich ein künstler wie Vedel, falls er deutsch dächte und hörte, nur in notlagen erlauben würde. man merkt es dieser wie andern übertragungen an, dass ihre urheber das deutsch von vor 30 jahren gelernt haben: seither aber haben wir für den rhythmus und überhaupt den klang der sprache ein andres empfinden erworben. die gerühmten prosaisten aus Freytags und Mommsens zeit sind nicht mehr lebendes deutsch.

Nimmt man dazu den unterschied der ausstattung: im Helteliv alles vornehm, aus dem vollen, im Heldenleben schulbuchhaft, gemeinkäuflich, — dann denkt man an Nietzsche, Götzendämmerung s. 108 und kann nur wünschen, dass sich recht wenig liebhaber der heroendichtung von der quelle zur brunnenröhre weglocken lassen!

Berlin. **A. Heusler.**

The elder or poetic Edda, commonly known as Sæmunds Edda. part I. The mythological poems. edited and translated with introduction and notes by **Olive Bray**. illustrated by W. G. Collingwood. (Viking club translation series vol. II.) printed for the Viking club, King's weighhouse rooms, London 1908. LXXX u. 327 ss. 4°. — Diese englische Edda macht in ihrer äuſsern erscheinung, umschlag, format, druck und papier, einen geschmackvollen eindruck. welche dichterische würkung der englische text auf einen sprachgenossen ausübt, kann ref. nicht beurteilen; die übertragung nimmt sich verhältnismäſsig viel freiheiten, nicht nur in der sporadischen setzung der reimstäbe, sondern auch in der bequemen silbenreichen füllung der verse: Hym. 10, 1 *long tarried that monster, fiercemooded Hymir;* 12, 3 *but the column was shattered at the glance of the giant.* manche eigennamen sind kühn übersetzt: *Vafþrúðnir = the Mighty Weaver, Lodd-Fáfnir = the Stray Singer, Svipdagr = Day-spring.* Collingwoods bilder sind sehr ungleich nach auf-

fassung, und holzschnitttechnik. die derbere art, flachgründig, mit den breiten schatten, wie auf s. 25. 60, vermittelt mehr die vorstellung von nordischem altertum, als die mehr malerischen, tiefgründigen und feingestrichelten bilder auf s. 113. 126. 138. 202 f. der präraffaelitische hauch, diese gesichter die an Burn Jones und Rossetti erinnern, nehmen sich seltsam aus, wo es sich um Frey und Baldr, um Skaði und Menglǫð handelt. hier wie bei unserm Doepler d. j. gilt, dass man mit der altgermanischen weiblichkeit offenbar schwerer fertig wird. die heikle costümfrage ist auch hier nicht gelöst: es ist viel zu viel südliche nacktheit, wenngleich mit unverkennbarer englischer decenz (s. 139. 156) und ohne die naiv antikische muskelfreude, die in Lorenz Frølichs Eddabildern so fremdländisch anmutet. die neueren nordischen illustratoren scheinen mir das lebensgefühl ihrer vorzeit besser zu treffen. Louis Moes bilder zu Winkel Horns dänischem Saxo enthalten vortrefflich geglücktes, nordisch düsteres. auf die dauer aber behaupten sich am frischesten einige der norwegischen zeichner in Gustav Storms Heimskringla, die bis zur frechheit alle traditionen der schönen linie und des classischen menschenideals hinter sich lassen.

Die sehr ausführlichen einleitungen gehn fast ganz in den stofflichen, mythologischen fragen auf und suchen mit heiler haut durch den widerstreit der meinungen hindurchzuschiffen. s. VI sagt die verf.: 'we should like to have avoided all the vexed questions, which leave their scars behind and spoil appreciation of the art and spirit of the work'. es hätte wol in der tat einer Edda für die gebildeten kreise besser gedient, den leser ein wenig künstlerisch anzuleiten. aber die verf. fährt sogleich fort: 'but too often these questions ask themselves, and the many possible answers give depth and largeness to the subject'. und man muss sagen, sie versteht es besser, zwischen als in den zeilen zu lesen.

Berlin. **A. Heusler.**

Altnordische erzählungen (sagas). übersetzt und erläutert von **E. Wilken**. I. band. Leipzig, Verlag f. lit., kunst u. musik, 1909. 160 ss. 8°. brosch. 3 m. — Die verdeutschten sagas mehren sich. vorligendes unternehmen unterscheidet sich von andern durch seine gelehrten anmerkungen, die über das erläuterungsbedürfnis des laien hinausgehn; ein besonderes register führt in die nordische altertumskunde ein. den inhalt dieses ersten bandes bilden 6 stücke aus Jacobsens Austfirðinga sǫgur. sie sind so gut wie unverkürzt mitgeteilt, und die übersetzung scheint durchweg zuverlässig zu sein, wenn sie auch an glätte zb. hinter Bonus zurücksteht. der übersetzer behält überall, soweit ich verglichen habe, den wechsel von prät. und präs. bei, bewegt sich aber sonst oft freier als notwendig scheint. wenig glücklich sind auch hier die namensformen behandelt; 'Vestrtal'

u. dgl. ist weder fisch noch fleisch; für 'saga' sollte man nicht 'sage' setzen. dafür zeigt sich die philologische sorgfalt des verf.s in andern dingen, zumal in den sauber aufgereihten noten, die von gründlichem studium des textes zeugen. hier und da vermisst man bei den litteraturhinweisen wichtige neuere erscheinungen; so scheinen Valtýr Guđmundssons arbeiten nicht benutzt zu sein. ernster interessierte laien werden das buch gerne benutzen und besonders für die vollständigkeit der texte dankbar sein, und auch der fachmann schlägt vielleicht einmal mit nutzen darin nach.

Breslau. **G. Neckel.**

Några anmärkningar om de nordiska verben med mediageminata af **Elof Hellquist** [= Göteborgs högskolas årsskrift 1908. II]. Göteborg, Zachrissons boktryckeri 1908. 51 ss. 8⁰. — Die schrift bringt grofsenteils polemik und nachträge zu von Friesens arbeit über die mediengeminaten (Upsala 1897). schon früher hat Hellquist die these vertreten, dass die gemination in isl. *baggi*, *kubbi*, ae. *frogga* u. dgl. unmittelbar mit der bedeutung der betr. wörter zusammenhänge und mit kurznamen wie aschw. *Budde*, gr. Χοββεις auf eine linie zu stellen sei (vgl. Kauffmann, Zs. f. d. ph. 32, 256). dasselbe princip wendet er jetzt auf verben an. vFr. leitete zb. isl. *babba* 'stammeln' aus einem schwed. belegten *babbe* 'kleiner junge' her und dieses aus einem mutterparadigma urg. *ƀaƀ(a)n* (ahd. *Babo*). H. beleuchtet zunächst an vFr.s eigenen beispielen das gezwungene, unrealistische dieser anschauungsweise, bespricht im anschluss daran weitere fälle und kommt zu dem ergebnis, dass die gemination die widerholung oder intensität ausdrücke oder onomatopoetisch sei, und dass sie eben hieraus zu erklären sei. die verben werden in eine anzahl bedeutungsgruppen geordnet ('stofsen', 'klappern', 'schwatzen', 'springen', 'speien', 'wiegen' ua.), denen allen die modificierung im intensitäts- oder iterationssinne nahe ligt. auch auf die tenues und spiranten wird die untersuchung ausgedehnt. zum schluss findet der verf. die einheitliche formel für die geminationserscheinungen bei nomen und verbum: sie sind ausdruck für eine steigerung des gefühls oder interesses beim sprechenden. doch leugnet er nicht das vorhandensein 'lautmechanisch' entstandener consonantenlängung (*locken* aus *lugna* -, zu *lügen*; aisl. *snugga* zu *snúa*; dabei polemik gegen Trautmanns dissertation). — die betrachtungsweise des verf.s verdient beifall. sein bedürfnis, überall auf das sprachgefühl rücksicht zu nehmen, den beziehungen zwischen laut und bedeutung nachzuspüren, ist ein fortschritt gegen jene zu ausschliefslich rechnende, construierende methode, wie sie zb. vFr. vertritt. die skepsis gegen die ursprachlichen wurzeln jungbelegter wörter ist sehr berechtigt; in dieser gesunden tendenz berührt sich H. mit Axel Kock (vgl. dessen neueste, methodisch bedeutsame abhandlung über den

a-umlaut Arkiv 26, 97). so muss man denn auch in den meisten einzelfällen m. e. Hellquist recht geben, zumal er, wie gesagt, das andere erklärungsprincip keineswegs verwirft. wir werden nun zu warten haben, bis uns jemand die bedingungen für diese von H. zuerst im zusammenhange behandelte art partieller urschöpfung des näheren feststellt. die allgemeinen psychologischen tendenzen können auf die dauer schwerlich ganz befriedigen. — mehrfach wird auch der deutsche wortschatz berührt (*tatze* 9f, *klappern* 18, *wackeln* 24. 44, ahd. *rito,* anhd. *rite* 'fieber' 37f. 44, *klette* 44).

Breslau. G. Neckel.

Arne Magnussons i AM. 435 A-B, 4[to] indeholdte håndskriftfortegnelser med to tillæg. udgivne af Kommissionen for det Arnamagmnæanske legat. København, Gyldendalske bogh. 1909. 130 ss. gr. 8°. — Beim tode des berühmten handschriftensammlers Arne Magnusson lag kein vollständiger katalog über seine sammlung vor. er hatte beabsichtigt, einen solchen durch einen studenten ausarbeiten zu lassen, es war aber nichts daraus geworden. doch enthält der hier abgedruckte cod. AM. 435a der hauptsache nach ein eigenhändiges verzeichnis Arnis, angelegt 1707—9, später fortgesetzt, der wichtigsten isländischen handschriften seiner sammlung, 193 an der zahl. der zweite teil der handschrift, b, enthält Arnis verzeichnis der litterarischen hinterlassenschaft des isländ. geschichtsschreibers Þormóður Torfason (Torfaeus), die in den besitz Arnis übergieng, verfasst 1712. als zugabe ist abgedruckt 1. ein verzeichnis über die bücher und handschriften die Arni auf einer auction des buchhändlers Rostgård im jahre 1726 kaufte; 2. ein verzeichnis der altnorwegisch-isländischen handschriften, die im besitz des professors Resen waren, und die dieser († 1688) der universität vermacht hatte. wir erhalten durch diese, soweit sich beurteilen lässt, mit gewohnter genauigkeit ausgeführte arbeit des verdienstvollen bibliothekars der Arnamagæanischen sammlung Kr. Kålund, ein wertvolles bibliographisches hilfsmittel für die altnordische philologie, das uns einen interessanten einblick in die sammeltätigkeit des unermüdlichen Arni Magnusson gewährt, und dessen für die zeit bewundernswerte philologische genauigkeit ins hellste licht setzt.

Heidelberg. B. Kahle †.

Acht. eine studie zur älteren deutschen rechtssprache von **Eberhard frh. v. Künssberg.** Weimar, Böhlau 1910. VII, 67 ss. 8°. 1,80 m. — Die erste grofse artikelreihe des Wörterbuchs der älteren deutschen rechtssprache, *Acht* mit seinen zusammensetzungen und ableitungen, die vK. bearbeitet, leidet an der schwierigkeit, dass vier wörter verschiedenen stammes gleichen klang haben und in ihren bedeutungen einander beeinflussen, so dass sie oft kaum zu scheiden sind: ahd. **âhta* mit der grund-

bedeutung 'verfolgung', danach als juristischer terminus 'friedlosigkeit', ahd. *ahta*, das in die rechtssphäre eingreift mit den bedeutungen 'beratung, gericht, schätzung, art', sodann ein rheinisches *acht* 'grundstück, beunde, frondienst', das vK. geneigt ist zum verbum *eigan* zu stellen, und endlich das zahlwort. vK.s anspruchsloses wörterverzeichnis am ende seiner schrift umfasst allein 120 ableitungen und zusammensetzungen mit *acht* als erstem bestandteil: man ermisst daran, in welche wortwirrnis hier ordnung zu bringen war und versteht vK.s wunsch, sich kritisch mit den schwierigkeiten auseinanderzusetzen, um sich dann im wb. auf das gesicherte, wertvolle sprachgut beschränken zu können. er hat dabei das gesamte material des rechtswb.s verwertet, und man sieht mit genugtuung, wie hier die concentrische sammelarbeit langer jahre eine ideale vollständigkeit erreicht hat. aber auch in der ausnutzung der philologischen hilfsmittel ist kaum eine lücke zu bemerken, und das ist des verfassers eigenes verdienst. gegen vK.s klare und überzeugende beweisführung sticht grell die tastende unsicherheit mancher seiner vorgänger ab, der philologischen, die sich auf rechtsgeschichtlichem boden unbehaglich fühlen, und der juristen, die in sprachlichen dingen fehlgreifen. es sind nicht nur Adelung und Doornkaat Koolman; über deren misverständnisse man sich verwundert, sondern, um nur eine probe anzuführen, noch WWackernagel und GLvMaurer haben für *ahte rinder* und *acht pferdt* in Grimms Weistümern I 674. II 179 die bedeutung 'fronrinder, fronpferde' für möglich gehalten, da doch nur das zahlwort vorligen kann. vK. hat den vorteil und das verdienst, diese dinge in ihren grofsen zusammenhang zu rücken, und seine besonnene methode darf in allen puncten der zustimmung gewis sein. das büchlein ist zugleich als Heidelberger juristische habilitationsschrift erschienen.

Freiburg i. Br. **Alfred Götze.**

Vorlesungen und abhandlungen von **Ludwig Traube**, herausgegeben von Franz Boll. 2. band: Einleitung in die lateinische philologie des mittelalters, hrg. von Paul Lehmann. München, Beck 1911. VIII u. 176 ss. gr. 8⁰. 8 m. — Oft hört man die klage, dass es fernerstehenden an hilfsmitteln fehle, um sich über die wichtigsten fragen der lateinischen philologie des mittelalters schnell und gründlich zu orientieren. bis zu einem gewissen grade wird durch den zweiten band von Traubes Vorl. u. abh., der dem ersten dank der hingabe der herausgeber verhältnismäfsig schnell gefolgt ist, diesem übelstande abgeholfen. von nun an wird jeder zunächst nach diesem dünnen bande greifen müssen, und er kann sicher sein, dass er ihn nicht ohne vielfache anregungen und reiche belehrung über die wege und ziele dieser wissenschaft fortlegen wird.

Bis zu einem gewissen grade sagte ich, denn leider — und

das ist das einzige was ich an dem buche auszusetzen habe — weist es infolge der äufseren verhältnisse, über die der herausgeber in der vorrede berichtet, manche lücke auf. am empfindlichsten ist es, dass der vierte teil der vorlesung, die litteraturgeschichte, ganz fortfallen muste. dafür ist dann freilich der erste teil der vorlesung 'Geschichte der lateinischen litteratur von Cassiodor bis Dante' abgedruckt, aber er endet schon beim beginn der Carolingerzeit. das ist sehr dankenswert, bestätigt aber die befürchtung, dass wir auf das übrige verzichten müssen. doch darf man sich den genuss dadurch nicht stören lassen, denn ein genuss ist es in der tat den feinsinnigen ausführungen Traubes zu folgen, die überall das ganze im auge haben und, im gegensatz zu der eben in demselben verlage erschienenen 'Geschichte der lateinischen literatur des mittelalters', die leitenden ideen hervorheben. recht kurz, aber, wie grade bei diesem thema zu erwarten war, inhaltreich ist auch der dritte abschnitt 'Die römische litteratur im mittelalter (überlieferungsgeschichte'). weniger wichtig ist teil I, 'Die lateinische schrift im mittelalter', der naturgemäfs vielfache widerholungen aus dem ersten bande bringt, aber grade durch die knappe zusammenfassung des dort breiter behandelten reizvoll würkt. am wichtigsten vielleicht und jedenfalls eine am meisten empfundene lücke ausfüllend ist teil II 'Die lateinische sprache des mittelalters': 1. charakteristik der lateinischen sprache des mittelalters, a) das kirchliche, b) das volkstümliche, c) das gelehrte element. 2. die lateinische grammatik des mittelalters (mehr praktisch gehalten). 3. die mittelalterliche metrik und rhythmik (hier hätte man etwas gröfsere ausführlichkeit gewünscht). vielleicht wird dieser zweite teil einmal die grundlage zu einer umfassenderen bearbeitung des themas.

Auch für diesen zweiten band sei dem herausgeber der wärmste dank gesagt.

Berlin. **K. Strecker.**

Der rhythmus De Asia et de universi mundi rota. von **K. Strecker**. progr. d. Luisengymnas. Berlin 1909. xx ss. 4⁰. — Wider ein zeugnis von Streckers unermüdlichem fleifs und — seiner selbstverleugnung. denn die gehört wahrlich dazu, um solche arbeit zu leisten für eine fast hoffnungslose aufgabe. und so ist denn auch beinahe ein notschrei daraus geworden, eine dringende bitte um die mithilfe anderer bei der reconstruction dieses verzweifelten textes. man muss es selber einige stunden lang versucht haben, aus der grofsen fülle der fleifsig zusammengetragenen, nur leider recht wenig durchsichtig geordneten varianten einen einigermafsen brauchbaren text herauszubringen, der im sinn nicht gar zu töricht, im latein nicht völlig abstrus klingt, um diesen notschrei dann gründlich mit zu verstehn. eine minimale versificierung eines unbeholfenen anfängers, der einen Isidor-

text — mit glossen? — vor sich hat, offenbar nach den ersten strophen schon die geduld verliert, flüchtig das weitere entwirft, ohne dann später die nötige zeit und das nötige interesse weiter auf seine arbeit zu verwenden, er corrigiert nur mehrfach daran herum: und dies unfertige scriptum wird dann von mehr oder weniger gewissenhaften, auf jeden fall aber gleichmäſsig verständnislosen schreibern copiert; spätere jahrhunderte schreiben wider und wider ab und suchen in den unsinn sinn zu bringen: das ist ungefähr das bild, das man aus dem texteszustand herauslist. wie soll der ursprüngliche wortlaut widerhergestellt werden! Pertz hat das früher versucht, Strecker nimmt die arbeit wider auf. mit mehr glück, denn sein handschriftenmaterial ist bedeutend reicher, er wägt auch wol ruhiger ab. ausgangspunct ist natürlich der text Isidors; ob aber für diesen nicht noch nach anderem material zu suchen wäre? dann die schwierige frage der hsl. überlieferung des rhythmus selbst. das stemma scheint mir nicht ganz einwandsfrei. die beiden gruppen sind nichts weniger als gleichwertig: X ist viel wertvoller als Y, innerhalb der gruppe X wider hat entschieden Σ trotz seinen bösen fehlern den vorzug des alters und der naivetät, aber V scheint mir trotz seiner eigenmächtigen correcturen eine recht gute vorlage gehabt zu haben. doch sehr weit führt das noch nicht. rettung aus dem wirrsal muss die ruhige kritische erwägung bringen. man kann wol als erstes kriterium hier aufstellen, dass der Isidortext geradezu sclavisch, bis zum unverstand abhängig, benutzt ist. worte sind umgestellt, synonyme ausdrücke mit hochdruck und mit geringstem verständnis gesucht, mit dem allem muss man rechnen. erst die zweite frage ist der sinn des so entstandenen textes, darauf scheints diesem dichter nicht so ängstlich angekommen zu sein. dagegen scheint er die silben leidlich gezählt zu haben, freilich nicht immer, auf die prosodie nahm er nur wenig rücksicht oder besser, sie war ihm wol ziemlich fremd. hiate wurden in menge zugelassen, elisionen anscheinend selten, das *i* wird häufig vor vocalen consonantisch gesprochen, aber ohne regelmäſsigkeit. wo fände sich überhaupt hier regelmäſsigkeit! die reime sind nach meinem dafürhalten in Streckers text häufiger als im original; dass da, wo sie fehlen, immer wenigstens assonanz vorhanden wäre, will mir doch nicht ganz sicher scheinen. über das latein lässt sich noch schwerer urteilen, das der hss. ist unsagbar, das des Str. textes noch schlimm genug, aber einiges mag ursprünglich wesentlich besser gelautet haben. es ist aber völlig unangebracht, an einen solchen text noch mit ästhetischen gründen heranzutreten und zu corrigieren, wie es Str. gelegentlich versucht. poesie ligt hier nicht vor. nach alledem hält es unendlich schwer sich für eine bestimmte la. zu entscheiden oder gar conjecturen zu wagen. nur, glaube ich, darf man auch dem armen dichter nicht noch mehr fehler aufbürden, als er ohnedies

schon hat. das füllende *que,* das am bequemsten eine fehlende silbe für den rhythmus schafft, ist sicher häufig dem dichter, häufig aber auch dem hrsg. aufzubürden. auch manche unmögliche constructionen hätten wol nicht erst künstlich geschaffen zu werden brauchen. über die orthographie urteilt mir der hrsg. doch zu gleichgiltig, einen merovingischen text verlangen wir möglichst auch in seinem zeitgewande.

Ich geh noch auf ein paar laa. ein, die nach meinem dafürhalten einer eventuellen änderung bedürften. 1, 2 *funxit* ist weder kritisch gesichert noch sprachlich plausibel, ich vermute: V las *fulgsit* oder *fulcsit* und corrigierte danach *fulsit*; 1, 3 würde ich vorschlagen *hec, in tertia que parte . . .*; 2, 3 ist in dieser form unmöglich, ich vermute, es stand etwa da: *a septentrione lacu Tanaique cingitur*; 3, 2 würde ich gegen den Isidortext das *circumseptus* der überlieferung festhalten trotz 5, 1; 5, 2 vielleicht: *ita pene usque celos iuncta sunt incendia*; 5, 3 *angelorum et vallata cherubin presidia*; 8, 3 ist unbedingt statt *quos custodunt bestias* zu lesen *quos custodiunt bestie,* auch würde ich schon von 8, 1 ab die durch die überlieferung ebenso bezeugten nominative einsetzen; 9, 1—2 lies *simul et Asiria Medie est prope iuncta comminusque Persie*; 9, 3 *inter que sunt confuse lingue.* doch genug davon!

Wir wollen dem eifrigen herausgeber wünschen, dass seine bitte manchen bereitwilligen mithelfer wachruft, die wege hat er vorzüglich geebnet, trotzdem ist die noch zu leistende arbeit hart und wenig lohnend.

Charlottenburg. **H. Anz.**

Die deutsche satzlehre in schule und wissenschaft. eine kritische studie von **prof. dr. Robert Fritzsch.** Leipzig, Teubner 1910. IV u. 65 ss. 8°. 1,20 m. — Der verf. dieser mit sichtlicher liebe zur sache und nicht ohne scharfsinn verfassten studie ‘möchte in erster linie der schule dienen’ und hofft mit seinen gedanken auch bei den sprachgelehrten interesse und anklang zu finden (s. III). er beklagt es, dass der einfluss der Kernschen anregungen so wenig tiefgreifend und nachhaltig gewesen ist, dass ‘gegenwärtig an den meisten schulen Kernschen geistes kaum ein hauch zu verspüren sei’ (s. 2). da ihm aber ‘auch Kerns satzlehre weder vom wissenschaftlichen standpunct aus einwandfrei’, noch für die schule einfach genug erscheint, sucht er ‘gegen zwei fronten operierend’ (die ‘alte syntax’ und Kern) ‘stoff und plan für den aufbau einer neuen satzlehre zu gewinnen’ (ebda). leider ist dieser versuch meiner meinung nach wenig geglückt. von einzelnen treffenden bemerkungen (zb. s. 6. 18) abgesehen, kann ich dem verf. nur in seiner auffassung des begriffs prädicat (s. 32 ff) und einigen mehr nebensächlichen puncten beistimmen. vieles andere scheint mir verfehlt, wie dass infinitiv- und participialfügungen als würkliche

sätze anzuerkennen seien (s. 20 ff), was den verf. consequenterweise dazu bringt (s. 56), unter den formen des 'stehenden verbs' (nach Grimm = verb. fin.) auch 'infinitivische und participiale st. v.' aufzuführen. ich halte das, seinen ausführungen zum trotz, für widersinnig und fürchte, diese infinitivischen finiten verba würden in schülerköpfen eine heillose verwirrung anrichten. misglückt scheinen mir ferner die ausführungen über den infinitiv mit zu (s. 42), ablehnen muss ich die ausdehnung des begriffs adverbiale bestimmung auf die prädicatsadjectiva (wonach auch *sein* in *er ist sein* ein adverb ist: s. 40) und gar auf die nachgestellten attribute, wie in *ein ritter furchtlos und treu* (s. 37) uam. besonders aber muss ich mich gegen des verf.s neue satztheorie aussprechen, nach welcher der satz 'eine logische determination eines verbalbegriffs' ist (s. 15. 20). das subject ist ihm nicht nur kein notwendiger, sondern auch kein hauptbestandteil des satzes mehr, als eine 'bestimmung des verbalinhalts' ist es ein abhängiges (!) satzglied so gut wie das object usw., es ist 'ein anhängsel des prädicats' (s. 33). die satztheorie der 'alten syntax', nach der subject und prädicat 'die gleichwertig nebeneinander stehenden hauptsatzteile' sind, erklärt er für 'wissenschaftlich abgetan' (s. 10). hier macht es sich der verf. zu leicht. die (éine seite füllende) begründung ist unzulängich. dass 'das subject dem prädicat untergeordnet' sei, soll sich 'unwiderleglich und augenfällig daraus ergeben, dass es wie jede abhängige bestimmung durch einen nebensatz ausgedrückt werden kann, der doch unter allen umständen ein abhängiges glied ist' (s. 10. 11). das letztere, eine bloſse petitio principii, ist nicht richtig. die 'nebensätze' sind zwar sämtlich u n s e l b s t ä n d i g e sätze, darum aber n i c h t a l l e grammatisch a b h ä n g i g, wenn auch — leider! — beide bezeichnungen meist als gleichbedeutend und vertauschbar gebraucht werden. das subject kann die form eines unselbständigen satzes haben, nicht weil jenes ein abhängiges satzglied ist, sondern weil dieser mit der bedeutung und in der function eines nomens gebraucht wird.

Kämpft also der verf. — und bisweilen in ebenso berechtigter wie erfolgreicher weise — gegen einzelne Kernsche ansichten, so bleibt er doch völlig auf dem boden und in dem bereich des Kernschen gedankenkreises, denn er führt diesen kampf wider ausschlieſslich, worin gerade der hauptfehler Kerns lag, mit den waffen der logik; und so zeigt auch seine arbeit, wie geeignet zwar die methode rein logischer erwägungen ist, um fehler und unstimmigkeiten in definitionen und systemen aufzudecken, wie unfähig sie aber anderseits ist, das eigentliche wesen der syntaktischen gebilde richtig zu erfassen. in der hauptsache bringt diese schrift keine berichtigung und bereicherung der Kernschen lehren durch das, was ihnen vor allem fehlte, die

psychologisch vertiefte, zu den wurzeln der sprachlichen erscheinungen vordringende behandlung der syntaktischen probleme, sondern stellt sich eher dar als eine verschärfung und steigerung gerade ihrer charakteristischen mängel.

Strafsburg i. E., juli 1910. **John Ries.**

Rhetorik. richtlinien für die kunst des sprechens von **Ewald Geisler**. Leipzig, B. G. Teubner 1910. [Aus natur und geisteswelt nr. 310] 140 ss. 8⁰ 1,25 m. — Der untertitel berichtigt den haupttitel: es wird nur von der kunst des redens gehandelt, nicht von der kunst der rede (vgl. s. 19). im übrigen wird dies thema recht vielseitig angefasst: die hygiene (s. 15) bleibt so wenig aufser acht wie die symbolik (s. 105 über die 'ausschöpfung der inhaltlichen beziehungen'). leider bleiben die actuellsten fragen, so viel ich sehe, unbesprochen: Sievers sprachmelodik, Rutz 'Entdeckungen in der menschlichen stimme'. auch würden beispiele, von tonbildern begleitet, die würkung verstärken. aber zur besserung der sprachverwahrlosung in rhetorischer beziehung, unter der wir alle leiden, mag auch so das offenbar auf guter praxis ruhende büchlein helfen.

Berlin, 8 august 1910. **R. M. Meyer.**

The new Laokoon. An essay on the confusion of the arts by **Irving Babbitt**. London, Constable and co. 1910. xiv u. 259 ss. 8⁰ 5 sh. net. — Kommt Lessings seelenwanderungslehre zu ehren? kaum hat Alfred v. Berger seine Hamburgische dramaturgie veröffentlicht, folgt Babbitt mit dem Neuen Laokoon!

Immerhin hat der Amerikaner bessere gründe für die behauptung eines solchen 'avatar' als der Österreicher: denn Berger nennt sein buch nur aus persönlichen ursachen so, Babbitt im sachlichen. ja, ich möchte sagen: zu wenig aus persönlichen; denn er folgt der gegenwärtigen neigung, Lessings originalität im 'Laokoon' (s. 35 f), wie auch die tat die er vollbracht, zu unterschätzen. in beiderlei hinsicht ist seine scheidung der 'natürlichen' und 'künstlichen' mittel — obwol in der durchführung stark zu beanstanden — wichtiger als die von B. (und anderen) allein hervorgehobene des nebeneinander und nacheinander.

B. geht von der beobachtung aus, dass Lessing die 'beschreibung' doch nicht überwunden habe; wobei er (s. 150) Théophile Gautier — mit einschränkung — als beleg anführt, wie sonst Gottfried Keller genannt wird. er schreitet von da zu dem satz vor, dass es mit gesetzen überhaupt nicht getan sei, da zweierlei grundstimmungen sich ablösen: die 'neuclassische' und die 'romantische'. die erstere geht hand in hand mit dem 'wissenschaftlichen geist', und so sind es denn auch dessen excesse (s. 213 vgl. s. 217), die den romantischen geist bis zur pathologischen 'eleutheromania' (s. 196; hierher VHugo, RWagner, Ibsen

s. 121) gerufen und gesteigert haben; zumal die im wesentlichen wissenschaftliche idee des 'fortschritts' durch ihre einseitigkeit würklich gefahren für die kunst birgt (s. 237) — wobei freilich hätte angemerkt werden mögen, dass gerade Lessing dieser geradlinigkeit der entwicklung entgegen war. es bleibt schliefslich nur die erkenntnis, dass wir, wie die Hellenen (s. 250), die 'gattungen' anerkennen sollen, aber auch ihre übergänge.

Vielleicht hätte um dieses juste-milieu willen kein buch geschrieben zu werden brauchen. aber der wert der lebhaft und klar geschriebenen arbeit beruht auch weniger in dem legislativen (oder doch adhortativen) ergebnis, als in der illustration der beständig widerkehrenden neigung, die gattungen und sogar die künste zu vermischen. der verf. ist nicht nur in der älteren besonders italienischen ästhetik belesen, sondern er kennt auch — was in englisch geschriebenen büchern viel seltener ist — die deutsche wissenschaft, und setzt sich mit Lipps (s. 220) fast so ausführlich wie mit der interessantesten figur in der neueren ästhetik, mit Croce (s. 223f) auseinander; sein bester sturmgesell wider den Laokoon, Theodor A. Meyer, ist ihm leider unbekannt geblieben. wie B. nun für frühere romantik etwa den R. Castel und sein farbenclavier (s. 53f) anführt, so weifs er für die jüngstromantik aus der wortkunst (s. 115f; Stefan George hätte erwähnt werden sollen), programm-musik (s. 159), synästhesie (s. 172f) gute beispiele zu geben. sein eigener kampf gilt, wie aus unserm eingangsbericht ersichtlich, sowol den dogmatikern classicistischer neigung (Taine wird s. 210 als musterbeispiel der berauschtheit durch die formel genannt; Lessing glaubt, dass Aristoteles wie Euklid gelte) als den regelfreuden von der romantischen stimmungssucht (Rousseau) oder der naturalistischen eindruckswidergabe (wie Huysmans s. 180). zwischen beiden oder über beiden erhebt sich die evolution des schönheitsbegriffs (s. 217), die der verf. doch im ganzen mehr 'neuclassicistisch' als romantisch auffasst (Paris contra New York s. 233).

Es fehlt nicht an hübschen worten, wie dass die romantische schönheit 'ein heimweh nach der musik' sei, (so möchte ich 'a musical nostalgia' s. 220 übersetzen), oder dass Croce und der abbé Batteux beide 'ästhetic monists' seien (s. 226). im ganzen ist die reaction des common sense gegen den centrifugalen individualismus, die B. (s. 240) in aussicht stellt, mit seinem buch bereits in würksamkeit getreten.

Berlin 30. 9. 10. **Richard M. Meyer.**

Die Gralsage bei Wolfram von Eschenbach. rede zur feier des 28 februar 1910, gehalten von prof. dr. **W. Golther**, d. z. rector der universität. Rostock, universitätsbuchdruckerei von Adlers erben. 1910. — Mit Crestien trat der Gral in die dichtung ein; Crestien dachte bei allem was mit dem Gral zusammenhängt, nicht an tiefe christliche mysterien; einzig

und allein auf den gedichten Crestiens, Roberts von Boron, Wolframs von Eschenbach baut sich alle spätere Graldichtung auf; Wolfram schöpfte sein wissen vom Gral nur aus Crestien, und einen dichter Guiot, der einen Perceval verfasste, hat es nicht gegeben, mag Wolfram auch mit seinem Kiot dem Provenzalen den nordfranzösischen dichter Guiot aus der stadt Provins s.ö. von Paris gemeint haben, — das sind wol die hauptgedanken, die G. in dieser festrede zum ausdruck bringt. der erste gedanke ist G.s bekannter standpunct und wird nicht weiter ausgeführt, zu den anderen hat er sich erst 'nach widerholter durcharbeitung des stoffes bekehrt' (s. 4). — das beharrliche festhalten an dem ersten gedanken ist auffallend: mehr denn je ist jetzt besonders durch die ganz neue gesichtspuncte bietenden arbeiten der miss Weston die bedeutung Crestiens als schöpfer der Graldichtung sehr fraglich geworden. auch die behauptung s. 8, dass Robert von Boron eine vorgeschichte des Grals als einleitung zu Crestiens Perceval geschrieben haben sollte, lässt sich nicht aufrecht erhalten (vgl. darüber jetzt Weston Legend of Perceval II). — für die abhängigkeit Wolframs von Crestien geht G. besonders die partien durch, in welchen beide vom Gral handeln. die abweichungen Wolframs in der scene auf der Gralsburg und in der einsiedlerscene erklärt er, in anbetracht der wesentlichen übereinstimmung im gange der handlung und der fast wörtlichen gleichheit verschiedener stellen, für selbständige, mehr oder weniger ausführliche erweiterungen Wolframs; wo andere versionen mit Wolfram gegen Crestien stimmen (zb. im jammer bei dem umhertragen der lanze), denkt er an hss., die ein reimpaar mehr enthielten als die auf uns gekommenen texte Crestiens, oder (wie bei dem Gral als speisespender) an verschiedene entwicklungen, die zu ähnlichen resultaten führten. — Wolframs behandlung des Grals und der lanze sei eine ihm eigentümliche weitere heiligung dieser gegenstände. 'das neunte buch ist der ausgangspunct für alle erweiterungen und zusätze Wolframs'. — eine hübsche vermutung G.s ist, dass Wolfram zu dem namen Kiot gekommen wäre, indem vielleicht die von ihm benutzte hs. von Crestiens Graldichtung von demselben Guiot geschrieben sei, der sich am schlusse des Ivain in der hs. 794 der BN 'mit den versen verewigt': *explycit li chevaliers au lyon; cil qui l'escrist Guioz ot non, devant nostre dame del Val est le ostex tot a estal.* dieser Guiot hätte sich dann am ende der Graldichtung in ähnlicher weise geäufsert. — das verdienst dieser schrift ligt darin, dass sie den engen zusammenhang zwischen Wolfram und Crestien in den hauptzügen vorführt, und zu zeigen sucht, wie Wolfram mit seinem stoff verfuhr und denselben ergänzte. es fehlt aber dabei nicht an ansichten, für die etwas zu sprechen scheint, die aber auf die dauer unhaltbar sind. hätte zb. Wolfram das geschlecht der österreichischen Anschowe auszeichnen wollen, so

hätte er wol kaum von Anschevîn gesprochen, ihre hauptstadt nicht Bêâlzenân genannt, dem Feirefîz keinen französischen namen gegeben, die handlung des romans nicht in Frankreich localisiert und die phantasie seiner hörer durch die beschreibung des in chroniken suchenden Kiot wol nicht nach westen gelenkt.

Tilburg in Holland. J. F. D. Blöte.

Das rittertum in der darstellung des Johannes Rothe von **Julius Petersen** [= Quellen und forschungen zur sprach- und culturgeschichte der germ. völker 106]. Strafsburg, Trübner 1909. VII, 184 ss. 8⁰. 5 m. — Von romanhafter phantasieschilderung geht die deutsche dichtung des mittelalters aus. bei erstarkendem würklichkeitssinn gelangt sie zur satirischen schilderung der gegenwart und von da zur objectiven darstellung der würklichkeit. das bild des rittertums, wie es in dichterischer verklärung Hartmann oder Gottfried bieten, wird durch die controlle an würklichkeit und gegenwart kaum beeinträchtigt; anderseits ist die nüchterne darstellung des rittertums bei Johannes Rothe durch keine poetische nebenabsicht beirrt. wer darum Rothes Ritterspiegel zum gegenstand einer historischen untersuchung erhebt, tut gut, die aufgabe mehr culturhistorisch als litterarisch anzugreifen, nicht auf eine formale würdigung auszugehn, sondern den realen gehalt, den Rothe aus nüchterner beobachtung der würklichkeit darein verarbeitet hat, zurückzugewinnen. man hat dabei den vorteil, welt, zeit und stimmung, aus der das lehrgedicht entstanden ist, genau zu kennen. der im thüringischen Creuzburg geborene priester Johannes Rothe taucht 1387 als bischöflicher caplan auf, er ist um 1390 als stadtschreiber zu Eisenach juristisch tätig, 1393 ist er in urkunden als notar genannt, nachmals wird er domherr zu Eisenach, zwischen 1418 und 21 schulmeister des dortigen frauenstifts, am 5 mai 1434 ist er gestorben. zur schriftstellerei kommt er als stadtschreiber, und erst von prosaischer stoffsammlung dringt er zur dichtung vor. seine litterarische leistung beginnt um 1390 mit drei juristischen werken über *das reht von andirn steten*, ihnen folgen drei bücher *von den gûtin setin*, deren erstes, *von râtis czucht*, in leoninischen hexametern um 1398 geschrieben ist; *von der stete amechten* und *von der keuschheit* sind wol etwas jünger. es folgen zwei bücher für die fürsten: *von der forstin râtgebin* und *der ritter spiegel*, der, nicht vor 1412 entstanden, die erste hälfte von Rothes schaffen abschliefst: eine reihe ausgesprochen lehrhafter schriften, die mit bewuster manneskraft in das leben der zeit eingreifen und ein ausgedehntes compilatorisches wissen temperamentvoll in den dienst der allgemeinheit stellen. in resigniertem greisenalter fliefst fortan der strom breiter und müder: 1421 widmet er die *Düringische chronik* der landgräfin Anna, nach 1418 schreibt er eine *Passion*, nach 1421 die *heilige Elisabeth*, redselig und farblos, zufrieden mit der

tendenzlosen ausschmückung einer fabelhaften vergangenheit. nicht tendenzlos ist der Ritterspiegel, er will ein spiegel sein im mittelalterlichen sinne des sittencodex. in seiner auffassung von lehnsrecht und heerschild wertvoll als selbständiges rechtsdenkmal der spätzeit, in seinen äufserungen über wappen und farben der erste niederschlag heraldischer regeln in der deutschen litteratur, in seiner würdigung der ritterlichen abzeichen und vorrechte ein verständiger abdruck der schwierigen lage des rittertums einer sinkenden zeit, in seinem urteil von ritterlicher zucht ein zeuge für die allmacht scholastischer überlieferung, in den ausfällen gegen raubrittertum und verletzung der ritterpflicht in litterarischen traditionen lehrreich gebunden, in der würdigung des turnierwesens von einseitig nüchternem realismus, der im ritterspiel nur die nützliche vorübung für den krieg sehen kann, den er doch selbst mehr nach Vegetius als aus eigener anschauung schildert — so ist Rothes Ritterspiegel im ganzen ein glaubwürdiger zeuge für wichtige historische zustände. man wird ihn schon darum hören müssen, weil er in seiner zeit fast ganz allein steht. ohne historischen sinn und darum auch ohne rechten mafsstab für die vorgänge der eignen zeit, dazu für viele seiten seines gegenstands ohne eigne anschauung, bedarf er doch auf schritt und tritt der kritik, des commentars und der quellenanalyse. es ist Petersens verdienst, diese kritik besonnen und tactvoll geleistet zu haben, mit allseitiger kenntnis des schwierigen stoffes, die ihm willig in alle falten und winkel folgt, mit einem geschick, die früchte der untersuchung vor den augen der leser reifen zu lassen, das in jedem capitel aufs neue mit dem stoff aussöhnt, dem man sonst vielleicht einen solchen aufwand von fleifs und scharfsinn nicht überall gönnen würde. für eine neue ausgabe des zuletzt von Bartsch vor 50 jahren ohne kenntnis des verfassers herausgegebenen Ritterspiegels, die neben der in den Mon. Germ. zu erwartenden sammlung von Rothes historischen schriften durch AGebhardt zu wünschen bleibt, ist damit der boden im erfreulichsten sinne bereitet.

Freiburg i. Br. **Alfred Götze.**

Luther's variations in sentence arrangement from the modern literary usage. with primary reference to the position of the verb. by **Paul Curts.** a thesis of Yale university. New Haven 1910. XI u. 63 ss. 8°. — Wer die wortstellung bei Luther durch den vergleich mit dem litterarischen gebrauch des nhd. darstellt, lässt sich das ganze wichtige gebiet der erscheinungen entgehen, in denen Luther von der mhd. wortfolge, dem gebrauch der zeitgenossen oder der mundarten abweicht, aber mit der nhd. schriftsprache übereinstimmt, zt. weil er sie bestimmt hat. wer zudem kein sicheres, durch allseitige belesenheit verfeinertes sprachgefühl für das deutsche des 16 jh.s und für Luthers schwere sprache mitbringt, läuft obendrein ge-

fahr, gerade die feinheiten und schwierigkeiten seiner wortstellung schief zu beurteilen. beides ist leider bei Curts der fall. schwanken seines sprachgefühls verraten schon die vielen sonderbaren druckfehler, unter denen auch die gattung nicht fehlt, in der der autor archaischer ist als sein alter text. der eindruck wird unerfreulich bestätigt durch die falsch eingeordneten musterbeispiele, die das im ersten teil des buches aufgestellte schema der abweichungen Luthers vom nhd. erläutern sollen. als von der modernen wortstellung abweichend werden sätze verwertet wie s. 8: *drumb geburt einem yglichen christen, das er sich des glaubens annehm,* oder: *doch das ehr nit klag . . . solt vorordnet werden . . .*; das fortwürken einer spitzenbestimmung wird verkannt s. 6: *szo sein sie nymmer incompatibilia, und ist den heyligenn . . . recht geholffen;* s. 8: *dartzu die schlussel nit auff die larė . . . zupinden . . . geordnet sein, und ist eytel ertichtet ding.* der neue einsatz mit seiner notwendig geraden wortfolge wird s. 15 verkannt: *wilche auch die weltliche heydenische rechte verbieten als eyn offentlich schedlich ding aller wellt, i c h w i l l des gōtlichen rechts und christlichs* (nicht *christlichen!) gesetz schweygen.* als auslassung eines conditionalen *wenn* wird s. 16 misdeutet: *yhr liegt, szo treugt der babst . . . yhr zwingt mit falscher glossen auff die beycht, szo mag der babst keyn unbewusste . . . sund vorgeben. als* 'quivis' wird s. 17 fälschlich mit 'als ob' widergegeben und soll nach C.s erwartung inversion würken: *das sie nu fallen auff das geystlich weszen . . . lassen auch den glauben faren alsz der eyn zů schlecht . . . ding sey.* nach solchen proben steht man dem zahlenwerk, das in 20 tabellen und einer curventafel die zweite hälfte des buches ausmacht, mit dem unbehaglichen gefühl gegenüber, dass hier schiefe beobachtungen an falscher stelle zählen, und dass die mühsal einer massen- und procentrechnung aufgeboten wird, wo einzig mit kritischer und vergleichender versenkung in Luthers und seiner zeitgenossen sprachgebrauch sicherer gewinn zu erzielen wäre. nur nebenher wirft diese statistik einmal nützliche angaben ab, wie s. 51 und 59 die über das anschwellen des *weil* auf kosten von *dieweil* und s. 55 die über das zahlenmäſsige verhältnis der relativa *der* und *welcher* zueinander. was an der historischen syntax anziehend und des erforschens wert ist, wird sich niemals mit rechenmaschine und curvenlineal darstellen lassen.

Freiburg i. Br. **Afred Götze.**

S c h i l l e r s m e t r i k, erklärung der versmaſse Schillers in seinen gedichten und dramen von **H. Draheim**, Berlin, Weidmann 1909. VIII u. 102 ss. 2 m. — 'Die kunst gibt ihrem geistigen inhalt eine sinnlich wahrnehmbare form. wie die baukunst und die musik, so hat auch die dichtkunst ihre form', nämlich die metrische. welche perspectiven, die gleich dieser erste satz

eröffnet! ich empfehle die lectüre etwa von Th.A.Meyer, Das stilgesetz der poesie, Leipzig 1901.

D. will Schillers Metrik nach den antiken schematen behandeln, weil Schiller selbst sich an sie gehalten habe. gibt man das zu — aber er kannte die englischen balladen! — so wäre der grund noch nicht einmal zureichend, wenn wir nur Schillers metrische ansichten kennen lernen wollten; viel weniger, wenn es sich darum handelt, seine metrische kunst zu erfassen. indessen möchte es hingehen, wenn nun auch consequent ⏑ = x, — = x́, also x́x = trochäus, x́xx = daktylus, x́x́ = spondeus usw. gesetzt wäre. aber es heiſst sogleich s. 4 A.: 'dass für trochäen und jamben auch spondeen eintreten, kommt für die deutsche betonungsmetrik nicht in betracht'. 'spondeus' ist also weder deutsch noch antik verstanden, sondern gemischt: die eine silbe deutsch (betonung), die andere antik (länge). die folge ist natürlich confusion, besonders beim hexameter. und doch hat schon der alte Buchner die quelle dieses irrtums zu stopfen gesucht, ein jahrhundert vor Schillers geburt.

'Ein einziger versfuſs kann noch kein vers sein, denn der vers erfordert bewegung und gegenbewegung, accent (´) und gegenaccent (`); es sind also mindestens zwei versfüſse zu verbinden:

tíere wìmmern
únter trǜmmern'.

dieser 'gegenaccent' ist mir völlig unbekannt. ist es ein nachhall der 'dipodischen messung?' zugleich aber bedeuten die beiden angeführten scansionen ein beängstigendes zeugnis für D.s metrisches gehör. wie kann man hier nur die ersten icten über die zweiten erheben?! ein betontes *únter* löst doch unfehlbar den lächerlichen gegensatz *über* aus; es ist vielmehr von natur gerade ganz unbetont und wird nur durch den vers zu principieller gleichberechtigung mit *trümmern* erhoben.

'Die versmaſse müssen gleichartig sein; es lassen sich also nicht jambus und trochäus verbinden, auch nicht daktylus und jambus, wohl aber trochäen unter sich, jamben unter sich und daktylen unter sich'. gut dass das letztere zugestanden wird. das erstere schlieſst alle verse mit wechselnder tactfüllung aus. und so schreibt derjenige, der Schillers balladen metrisch zergliedern will! es folgt denn auch die einschränkung, dass man trochäen mit daktylen verbinden dürfe, wenn man ihre zeitdauer gleich mache. natürlich stimmt das für das deutsche, aber es zeigt sich auch gleich wider die durch beibehaltung der antiken terminologie genährte verwirrung, indem diese tactgleichheit auch den antiken logaöden (—⏑⏑ plus —⏑) untergeschoben, vielmehr sogar von ihnen hergeleitet wird. — wenn wir aber fragen, warum *zu Aachen in seiner kaiserpracht* aus auftact (deutsch!) + daktylus + 3 trochäen bestehe und nicht aus jambus + anapäst +

2 jamben, was doch mindestens ebenso unnatürlich wäre, so hören wir: 'eine derartige verbindung kannten weder die alten noch Schiller, auch wäre dann der oft vorkommende wegfall des auftactes unzulässig'!!

Harmloser als diese einleitung sind in ihrer überflüssigkeit die folgenden metrisch-statistischen beschreibungen der einzelnen gedichte, zb. 'Amalie. vier vierzeilige trochäische strophen von fünfhebigen versen mit gekreuzten reimen; in der dritten strophe stehen zwei sechsfüſsige zeilen; der reim *zitterten — liebenden* ist auffällig'. sie werden unterbrochen von 'zusammenfassungen', zb. 'in den gedichten der zweiten periode haben wir zum teil strophenbildung, zum teil freie abschnitte. die gedichte zeichnen sich auch durch ihren groſsen umfang aus. die versmaſse sind: 1. trochäisch: An die Freude, Die Götter Griechenlands; 2. jambisch: Die unüberwindliche Flotte, Resignation' usw. nichts als kindliches silbenzählen und fossile schemata, nirgends einmal die frage warum?

Es folgt noch ein zweiter teil über den dramenvers mit einer faseligen historischen einleitung. ich habe danach die letzten fünfzig seiten nicht mehr gelesen. man verliert sogar die lust darzulegen, wie die aufgabe angefasst werden müsste, zumal die vorarbeiten nicht benutzt sind und der verfasser sich sogar seine eignen hinweisungen (dass Schiller von Goethe Hermanns Metrik entlieh) entgehn lässt.

Charlottenburg, 29. october 1909. **Georg Baesecke.**

Boccaccio and his imitators in german, english, french, spanish and italian literature, 'The Decameron' by **Florence Nightingale Jones.** Chicago, University press 1910. IV u. 46 ss. — Einem verzeichnis von (s. IV) über 800 bearbeitungen der novellen ist eine kurze übersicht ihrer beliebtheit und ihrer hauptschicksale vorausgeschickt, es folgt eine übersichtstabelle der nachahmungen bei zehn autoren, worunter Hans Sachs, Montanus, Chaucer, Lafontaine und Lope de Vega. die populärste geschichte des Boccaccio ist die, die er würkungsvoll an den schluss stellte — die von Griselda (s. 3). — auch malerische 'nachahmungen' sind (s. 3) gestreift. wichtig ist (ebda) die bemerkung: 'dass die popularität dieser geschichten nicht allein von Boccaccios erzählertalent abhing, sondern auch von der geschichte selbst, wird durch die tatsache bewiesen, dass die zumeist nachgeahmt wurden, die in Landaus 'Quellen des Decameron' den längsten stammbaum aufweisen'.

Berlin, 1. 10. 10. **R. M. Meyer.**

Albert Emil Brachvogel und seine dramen von **Fritz Mittelmann.** [Teutonia. hrsg. v. W. Uhl. h. 14]. Leipzig, Avenarius 1910. XVIII u. 219 ss. 8°. 6 m. — Arbeiten zu denen die hinterbliebenen eines dichters bereitwillig das material beigesteuert haben, sind immer ein wenig verdächtig; es muss

aber zugestanden werden, dass M. es wenigstens an redlicher absicht der objectivität nicht fehlen lässt. er bewährt sie auch zumeist im einzelnen, um sie dann im gesamturteil unwillkürlich wider zu verläugnen. am seltsamsten geschieht das am schluss des vorworts (s. XVII): epigone sei der dichter des 'Narciss' niemals gewesen, denn er habe sich nie an so abgegriffene stoffe wie 'Nero' oder 'Iwan den Schrecklichen' gemacht. wunderliche definition des 'epigonentums', nach der die dichter des 'Faust' und des 'Don Juan' epigonen wären! merkwürdige begründung, da Brachvogel auf seiner liste einen 'Prometheus', eine 'Arria', sogar ein Jesusdrama, einen 'Cromwell' (in VHugos und Delaroches Zeit!) hat und zwar keinen 'Hohenstaufen-bandwurm' plante, aber doch — eine lange reihe von kaiserdramen (s. 154; vgl. s. 175)! dem ehrlichen eingeständnis, der dichter habe der effecthascherei nicht widerstehn können (s. 129, 131 u. ö.), steht eine unaufhörliche betonung seines 'redlichen bestrebens' gegenüber, die doch nicht bloſs dem unermüdlichen fleiſs des tapferen mannes gelten soll, dessen lächerlich geringe theatereinnahmen (s. 148) die nachdenklich machen sollten, die in den tantièmen ein verhängnis für das moderne drama erblicken! übrigens spielt auch in seinem leben der typische verlegerprocess (s. 142) eine betrübende rolle, wie bei Karl Goedeke oder JVScheffel. ähnlich die häufige entlassung aus dem amt (s. 123). überhaupt ligt Brachvogels bedeutung mehr im typischen als im individuellen (weshalb auch der gelegentlich im ausdruck etwas angestrengte verf. gern von dem 'drama seines lebens' spricht). der 'dichter des weltzorns' (s. 183), der gleichzeitig (ebd.) als kritiker 'fast das zeug hatte — ein deutscher Sarcey zu werden!' — steht doch trotz seinen programmreden (s. 23) und selbstcharakteristiken (s. 187), die übrigens beide an sich recht interessant sind, unter den dramatischen gesellschaftskritikern der zeit wahrlich nicht so isoliert da; oder sollten jene groſsen worte auf gröſsere, auf Grabbe und Büchner, ja auf die 'Titanen' in Berlin nicht besser passen? dass seine dramen ein 'vorausahnen einer neuen zeit' bergen (s. 182), vermag ich wenigstens aus den mitgeteilten proben nicht mehr zu ersehen, als aus manchem jungdeutschen scenenfragment; wie ich denn M.s begeisterung für die historischen dramen angesichts der schrecklichen rede auf Thankmar (s. 160) oder des unglaublich mislungenen rundgesangs (s. 160) nicht begreife — das prophezeit nur den mislungensten Wildenbruch.

Aber die liebevolle versenkung in Brachvogels art ist nicht unergiebig. für den 'Narciss' vor allem werden individuelle beziehungen (s. 23) hübsch nachgewiesen, das deutschtum der charaktere (s. 85) gut betont, das ganze 'Narciss-genre' (s. 105) nicht schlecht charakterisiert: es ist eben ein 'Berliner Hamlet' (s. 80).

Das merkwürdigste ist, wie genau des gealterten poeten klagen über das publicum (s. 115), die ausstattungs-epidemie (s. 176), die heutigen kritiker (s. 120) — die natürlich nur ein zerrbild der früheren sind — mit modernsten klagen übereinstimmen. auch die ungenauigkeit der biographisch-litterarhistorischen angaben des dichters (s. 55) ist nur zu typisch.

Berlin, 12. 2. 11. **Richard M. Meyer.**

Heinrich Zschokke, Heinrich Pestalozzi und Heinrich von Kleist. eine kritische biographie Heinrich Zschokkes von dr. **C. Wüest.** Chur, Manatschal 1910. 108 ss. 8°. 1,70 m. — Auf einem öffentlichen platze der schweizerischen stadt Aarau steht ein denkmal, das Heinrich Zschokke, 'den staatsmann, dichter und volksfreund', ehrt. dort wo sein name in einer stattlichen zahl angesehener nachkommen fortlebt, würkt Zschokke auch heute noch als persönlichkeit weiter, in der übrigen Schweiz aber und jenseits des Rheines kennt man ihn kaum mehr als schriftsteller: er ist ein toter mann.

Diese tatsachen erklären ton und haltung der vorliegenden schrift. dem in der Aarauer localtradition aufgewachsenen verfasser wurde Zschokke als das ideal eines staatsbürgers und menschen hingestellt, und er blickte wol verehrend zu ihm auf, bis er auf grund eigener studien und einer tiefer dringenden menschenkenntnis dunkle schatten in dessen charakter entdeckte. voll bitterer enttäuschung greift er nun zur feder, um zu beweisen, wie schändlich man ihn und uns betrog, und wie wenig der vergötterte mann unsere liebe verdient. in seiner verblendung merkt er nicht, dass uns der angegriffene schon lange gleichgültig war. der verfasser spricht als kritiker eigentlich nur zu einer kleinen schar eingeweihter, eben zu seinen engern mitbürgern.

Rasch durchgeht Wüest Zschokkes lebensgang, ohne zu versäumen, den finger auf manches seltsam berührende wort zu legen. eitle selbstzufriedenheit eigne schon dem kinde, heuchelei wird dem jüngling vorgeworfen, crasse selbstliebe und krankhafte überhebung bezeichneten den mann. die belege für seine behauptungen entnimmt der verfasser Zschokkes 'Selbstschau', wobei er es versteht, seinen anklagen überzeugende kraft zu verleihen. nachdem diese, hier im einzelnen nicht darstellbare vernichtung des scheinbar edeln mannes und grofsen politikers vollzogen ist, wird das opfer erst noch mit Kleist und Pestalozzi confrontiert und festgestellt, dass er jenen in unglaublichem eigendünkel verkannt und unterschätzt, diesen aber um sein lebenswerk betrogen und in die verzweiflung getrieben habe. so sieht der denkmalbedachte musterbürger nach des verfassers meinung in wahrheit aus!

Es ist in vorliegender schrift vieles scharf beobachtet und gut dargestellt; so Zschokkes selbstherrliches auftreten im Tessin (s. 33 ff — ein gegenstück dazu aus spätern jahren ist Zschokkes

brief vom 15 dec. 1834 an den abt Adalbert Regli von Muri), sein verhalten Pestalozzi gegenüber (s. 37 ff), der merkwürdige nachruf auf Heinrich von Kleist (s. 78). anderes widerum, wie zb. die breiten ausführungen über diesen dichter (s. 56 ff), gehörte wol eher in eine Kleistbiographie. hier hätten knappe angaben genügt. in manchem harten urteil hat der verf. sachlich recht; trotzdem wird man aber Zschokke mildernde umstände zubilligen müssen. als ausländer kannte er Schweizer art und sitte nicht genug, um überall richtig mafs halten zu können. wie kläglich muste ihm, dem selbstbewusten Preufsen, der im staate Friedrichs des Grofsen aufgewachsen war, die uneinige Schweiz erscheinen! und wie kamen ihm die zeitverhältnisse entgegen! kaum fühlt sich Zschokke in der Schweiz heimisch, so stürzt die alte eidgenossenschaft zusammen. die regierenden stände werden rechtlos, es gibt raum für neue herren. da brauchbare anwärter nicht allzu zahlreich sind, findet auch der eben erst eingewanderte Magdeburger rasch einfluss und würkungskreis. dass er sich auch später eine hervorragende stellung wahren wollte, kann man ihm nicht verargen, und wenn er sich dabei auf compromisse einliefs, so waren hierin die bürger seines adoptivvaterlandes die besten lehrmeister. als kind des 18 jahrhunderts war er rationalist. allerdings beweist die art, wie er seine weltanschauung vertritt, und wie er sie den wechselnden verhältnissen anzupassen versteht, dass ihm die grofse, aus zweifeln geborene unruhe tiefer geister abgeht. so hat der verfasser recht, wenn er in Zschokke kein genie, sondern den typus eines weltgewanten, oft zum strebertum hinneigenden talentes sieht.

Basel. **Emil Geiger.**

LACHMANNIANA.

Das auf der Königlichen und universitätsbibliothek in Königsberg befindliche exemplar der ersten Nibelungenarbeit Lachmanns 'Über die ursprüngliche Gestalt des Gedichts von der Nibelungen Noth. Berlin 1816, *bei Ferdinand Dümmler' [8⁰ sign.: Pbε 1353 (Gh)] ist mit zahlreichen randnotizen (in deutscher schrift) versehen, von denen mir der katalog nur angab, dass diese 'jedesfalls' vom verf. stammten. die art der verbesserungen des wortlauts (zt. stilistisch!) und die anmerkungen selbst überzeugten auch mich nach genauer prüfung davon, dass hier L.s handexemplar vorliegt. das buch stammt aus der bibliothek Gottholds, der, als L. lehrer am kgl. Friedrichscollegium in Königsberg war, diesem als director vorstand und zu L. in nähere beziehungen trat, die ununterbrochen blieben, als L. universitätsprofessor in K. wurde. dass L. längere zeit dieses exemplar benutzte, bevor es in Gottholds besitz kam, geht daraus hervor, dass citate sowol in vdHagenscher zählung, als auch schon in der eigenen L.s gegeben sind.*

die schrift ist äußerst zierlich und teilweise so fein, dass ich, um sie zu lesen, eines vergrößerungsglases bedurfte.

Dass diese handschriftlichen bemerkungen Lachmanns und gerade aus der zeit 1817—1822 (vielleicht mit einigen späteren notizen), in der die grundlagen zum bau seiner Nib.-theorie gefestigt wurden, äußerst wertvoll sind, erkennt jeder, der sich näher mit ihnen befasst. ich habe daher diejenigen von ihnen hier zusammengestellt, die mehr sind als citate oder stilistische änderungen. wollte man sie in ihrer gesamtheit vorlegen, so würde eine zweite auflage der ganzen schrift nötig sein: im hinblick auf eine solche scheinen viele der anmerkungen entstanden zu sein. — der direction der Kgl. bibliothek, die mir die publication bereits im vorigen jahre gestattete, sage ich auch hier meinen dank.[1]

S. 11. Ist folgender Grundsatz richtig?: Nur zu Anfang eines Liedes wird ausführlich erzählt, wer die darin auftretenden Personen sind. So ist im Liede von Brunhild anfangs umständlich von Brunhilden die Rede, nicht nachher von den übrigen. So im Liede von Siegfrieds erster Fahrt nach Worms, wo die Burgundischen Helden wie längst bekannte Personen plötzlich auftreten, ohne besonders eingeführt zu werden. Hält dieser Grundsatz Stich, so lassen sich danach noch manche Interpolationen nachweisen. [*auf derselben seite an anderer stelle.*] Dies ist richtig; aber man muß bei der Anwendung des Grundsatzes vorsichtig sein, weil in einzelnen Liedern aus einem größeren Fabelkreise natürlich oft bekannte Personen ohne weitere Erklärung genannt werden. So Günter und Gernot in dem dritten dänischen Liede Str. 16.

S. 13*f* [*zur kritik der str.* 1415—17 = *z.* 5913 bis 5924 *auf s.* 11—14]. Möglich ist auch, daß alles richtig ist, und erwiesen nur, daß diese Stelle mit allen übrigen Liedern unserer Sammlung streitet. Es ist [*gestrichen:* hier] nicht gewiß daß hier eine Interpolation sei, wohl aber daß Z. 6041 [*hier = str.* 1447 *beginnt lied* XIV] ein neues Lied anfange. S. auch S. 29 unten und Anm. 22. [*s.* 14.] Man hat aber ebn

[1] *Die bibliothek bewahrt unter MS* 2466 *[Pbε* 58 *(G).*4°*] ein exemplar des Myllerschen Parzival auf, das von L. 'behufs seiner eigenen ausgabe durchcorrigirt' wurde. die deckel und ränder sind dicht mit lesarten, citaten, notizen über hss. und kurzen anmerkungen beschrieben. auf s.* 1 *oben das datum* 'München, 5—27 juli 1824' *(mit bezug auf die collation von G (cgm.* 19). *auf einem einliegenden blatt sind ua. einzelne stellen notiert, deren herstellung offenbar noch besonders erwogen werden sollte. in der art jedesfalls, wie L. an der erkenntnis der richtigen lesart, der längen und kürzen in fremden namen usw. arbeitete, wie er zur teilung in* 30 *zeiler, zur chronologie der epen gelangte und heute geläufige dinge erst festlegen muste, ist auch dieser band für die entwickelung der deutschen philologie historisch bedeutsam.*

so viel Recht zu sagen, daß beide oder wenigstens die erste Strophe von Volker ursprüngl schon in diesem Liede gestanden. [*gestrichen:* Nicht] Selbst die letzte kann schon älter sein als aus einer Sammlung von Nibelungenliedern. [*das folgende bis* gestanden haben *steht an einer anderen stelle der seite, soll hier aber (wie ein zeichen lehrt) hineingefügt werden.*] obgleich dadurch wahrscheinlich wird daß sie hier zum Behuf einer solchen Sammlung eingeschobn [*gestrichen:* sei] u. aus einem andern Liede genommen sei, weil der Verfasser der Klage nicht dieses Lied aber doch den Inhalt dieser Strophe kannte. (s. Anm. 32) gewiß ist dieses, wenn der Grundsatz, Anmerk. zu S. 11 unten [*oben mitgeteilt*], richtig ist. Die erstere hingegen kann von Anfang an in dem Liede gestanden haben. Ich hätte hier also nicht entscheiden sollen. Nur soviel ist gewiß, daß diese beidn Strophen älter sind als unsere Nibelungensammlung und mit dieser streiten.

Innenseite des vorderen deckels oben J. Grimm Heidelb. Jahrb. 1816. No 69. S. 1095. [*folgt citat* Gab es aber *bis* vor sich gehabt haben *und dann die bemerkung*]. Das der Ordner unserer NN. schon eine Sammlung von Liedern, wenigstens der letztern Hälfte [*gestrichen:* vermuthl vo] vor sich hatte, beweist das bei S. 14 Bemerkte [*oben mitgeteilt*]. Der Verf. der Klage hatte auch eine Samlung theils derselben [*gestrichen*: theils auch andrer] Lieder. Ob sie eine andere als jene war, darüber s. zu S. 35 [*unten mitgeteilt*]. Aber unmöglich ist nicht daß auch einzelne Lieder aufgezeichnet wurden. So das uralte und das neue Lied von Hildebrand u. Alebrand. Das Buch der Fahrenden zu München enthält wenigstens eine Strophe aus Ecken Ausfahrt.

S. 100 [*zu anm.* 31]. Eigentlich paßt der Name recht wohl darauf. Der ganze Titurel, der ganze Tristan, der ganze Wilhelm von Orleans sind jeder [*aus* jedes *verbessert*] eine [*gestrichen:* eigene] einzige Aventüre. Nur in Liedern des deutschen Kreises heißen die einzelnen Abschnitte Aventüren, wie in den Nibelungen, im Otnit. Ein Nebenbeweis für meine [!] Hypothese

S. 34*f* [*zu den varianten von C gegenüber A in Klage* 9 *ff*; *die worte* als dem Hohenemser Ueberarbeiter *sind unterstrichen*]. Die Variante ist denn doch wohl älter. Denn auch die Münchner Hds. [*D*] stimmt mit der Hohenemser [*C*]. (Hagens Grundriss S. 86). Wir wissen, Dank sei's Hrn vd Hagen, noch nichts von dem Kritischen Verhältniß der Hdss. der Klage. Er wirds auch nicht herausbringen. [*ebd. zum citat* Uns seit der t i h t æ r e, der uns tihte diz mære.] T i h t æ r e könnte doch wohl allgemeiner sein und selbst auf Prosa passen. Und sollte nicht A v e n t ü r e wenigstens ein Lateinisches G e d i c h t (s. Anm. 27.) heißen können? Die p r o s a i s c h e Legende von Barlaam und Josaphat nennt Rudolf von Montfort freilich nie so; wohl aber e i n g e t i h t e 4, 29. Wenn aber auch diese Ausdrücke nichts beweisen, so muß die nachher folgende Ver-

gleichung sich selbst helfen. Es ist ganz gewiß, daß der Vf. der Klage deutsche Lieder kannte [*gestrichen:* und sogar eine ganze Lieder s a m m l u n g]. Vielleicht läßt sich doch streiten, ob er auch eine deutsche schriftliche Lieder s a m m l u n g vor sich hatte. Daß es [*gestrichen:* Für] eine [*s.* 35] solche [*gestrichen:* frühere] deutsche Sammlung gab, älter als unser Gedicht, dafür spricht die Bemerkung, daß die Lieder in u n s e r e r letzten Hälfte augenscheinlich schon länger vereinigt gewesen sind, als die der ersteren (vgl. S. 7. Z. 8. S. [S *aus einer runden klammer verbessert*] 67 unten.) Eine solche früher Sammlung; die der Ordner unserer NN hatte, beweist das bei S. 14 Bemerkte *[oben mitgeteilt]*. Daß der Vf. der Klage zum Theil dieselbn Lieder las ist auch erwiesen. Fragt sich also ob er 1.) bloß einzelne Lieder, oder 2.) die Sammlung welche unser Ordner gebrauchte, oder 3.) eine andere dieser nur ähnliche hatte. Im ersten Falle muß man annehmen, daß er ein Latein. Gedicht daneben hatte. In den beiden andern ist dies nicht nöthig u. man braucht ihn doch nicht Lügen zu strafen. An den z w e i t e n habe ich sonst kaum gedacht; die Annahme desselben spricht unserem Ordner ein sehr freies Kritisches Walten zu; doch ist er nicht gerade zu unmöglich, hat doch der Hohenemser Kritiker noch, nach Anleitung anderer Volkslieder, an der Fabel geändert. Wäre es bei der Erklärung geschichtlicher Tatsachen gewiß, daß man überall [*gestrichen:* bei ihr] nur das d u r c h a u s N o t h w e n d i g e voraussetzen müßte, so wäre die Annahme der d r i t t e n Voraussetzung d. h. einer dritten Sammlung (denn noch eine außer unserer ist, wie gesagt, zu S. 14 erwiesen) allerdings zu verwerfen, [*gestrichen:* Allein] und eine der beiden anderen Hypothesen vorzuziehn. Da nun aber bei der [*gestrichen:* zweiten] e r s t e n wieder ein Latein. Gedicht muß angenommen werden, so wäre dieser Grund für die vorher bezweifelte zweite. Allein der ganze Grund gilt gar nicht. [*gestrichen:* und so mögen denn alle drei fürs Erste in gleichen Würden bleibn.] G e g e n die e r s t e ist [*gestrichen:* indeß] Folgendes. Wenn der Vf. der Klage den [*gestrichen:* Inhalt] eigentlichen Inhalt seines Gedichtes erweislich (s. zu S. 66 am Ende [*unten mitgeteilt*]) aus einer schriftlichen Quelle (d. h. also aus dem Lat. Gedichte) nahm, so mußte doch darin die Reise der Burgunden wenigstens kurz und das Verbrennen des Saales ausführlich erzählt werden, zumahl sich der Verfasser des Lat. Gedichtes hernach darauf bezog. Warum verstand denn nun aber der Vf. der Klage diese Beziehungen nicht? (S. 50. 63). Dies erklärt sich aus den beiden anderen Hypothesen gar wohl; bei der dritten zwar am leichtesten (s. S. 67 oben); aber auch wenn man die zweite annimmt. Hiernach schwanke ich noch zwischen der zweiten und dritten Annahme. Doch gibt das oben gegen die zweite Gesagte der dritten ein großes Übergewicht, zumahl da unser Ordner mit den Liedern

des ersten Theils nicht so frei verfuhr. Doch diese fand er freilich vielleicht noch nicht gesammelt. Allein wenn er die Lieder der letzten Hälfte so bedeutend änderte, als man bei der 2tn Hypothese annehmen muß, warum räumte er denn nicht die Widersprüche weg? Noch ein Grund gegen die e r s t e zu S. 66.

S. 66 [*zum 1 abschn. von § 26:* eine reihe theils derselben teils anderer lieder]. 'Eine andere Reihe Lieder, ganz richtig. Ob aber bloß im Volksgesange oder schriftlich, ist zweifelhaft. S. zu S. 35 [*oben mitgeteilt*]. Die Einleitung und selbst der Schluß könnten aus dem Lateinischen Gedichte sein. Von dem Schlusse (s. S. 58) ist dies jedoch weniger wahrscheinlich, denn dann müßte nach diesem Schlusse noch die Erzählung von der [der *verbessert aus* den?] Klage gefolgt sein; weil sich der Dichters des Mähres von der Klage dabei noch Z. 1774 [= 800_2] auf des M e i s t e r s Zeugniß beruft, d. h. doch wohl auf die schriftliche Quelle. Hat er aber eine andere geschriebene Sammlung gehabt, so war wohl möglich daß nach dem Schlusse (wenn es auch wörtlich hieß daz ist der Nibelunge not) noch ein Anhang folgte, wie in der Klage nach den Worten Ditze liet heizet dú Klage, noch der Anhang nachkommt: Wie ez Etzeln sit ergienge.

Königsberg in Pr., juli 1910. **Kurt Plenio.**

PERSONALNOTIZEN.

Am 30 december 1910 starb zu Liegnitz, 53 jahr alt, prof. dr JOHANNES STOSCH aus Greifswald.

Am 29 januar 1911 bereitete ein brutaler zufall dem leben und der freudigen schaffenskraft von WILHELM WILMANNS (geb. am 14 märz 1842) ein jähes ende. mit ihm ward unserer wissenschaft die stärkste sittliche persönlichkeit entrissen, ein gelehrter der nicht müde wurde zu lernen und umzulernen, und der so, den siebzig nahe, der gefahren zu spotten schien, mit denen uns das alter am ehsten bedroht.

Am 9 februar setzte, 66 jährig, BERNHARD SUPHAN seinem leben das ziel, der 24 jahre an der spitze des Goethe- und Schiller-archivs gestanden hat. er schied von uns nahe vor dem abschluss der Weimarischen Goethe-ausgabe, und leider auch vor vollendung der monumentalen gesamtausgabe von Herders werken, die allezeit der vornehmste träger seines namens sein wird.

Zum nachfolger Suphans in der leitung des Goethe- und Schiller-archivs wurde der director des Goethe-nationalmuseums WOLFGANG V. OETTINGEN ernannt.

In Heidelberg hat sich Dr. FRIEDRICH GUNDELFINGER für neuere deutsche litteraturgeschichte habilitiert.

ANZEIGER

FÜR

DEUTSCHES ALTERTUM UND DEUTSCHE LITTERATUR

XXXV, 2 juli 1911

1. Germanische sprachwissenschaft, 2. aufl., von **Richard Loewe** [Sammlung Göschen nr 238]. Leipzig 1911. 151 ss. kl. 8°. — 80 pf.
2. Deutsches wörterbuch von **Richard Loewe**. [Sammlung Göschen nr 64]. Leipzig 1910 177 ss. kl. 8° — 80 pf.

1. Loewes 'Germanische sprachwissenschaft', die schon bei der ersten auflage den beifall der kritik gefunden hatte, ligt nun in zweiter auflage vor. es ist auch erfreulich, wie vortrefflich der verf. auf so kleinem raume über dies ziemlich complicierte gebiet orientiert, und wie objectiv er die resultate der forschung darzustellen sich bemüht: so hat das büchlein wol manchem studenten als erste einführung, manchem fernstehnden zur allgemeinen belehrung gedient. auch in dieser auflage ist L. redlich bemüht gewesen, den fortschritten, die an einigen puncten die letzten 6 jahre brachten, rechnung zu tragen und lücken auszufüllen; so sind neu aufgenommen die abschnitte über die suppletivcomparation, über die adverbialbildung der steigerungsgrade und über das gerundium. in der einleitung ist (s. 8. 14) auf das tocharische verwiesen, umgearbeitet ist die combinatorische lautentwicklung, hinzugekommen s. 57 f die hochdeutsche lautverschiebung. besonders freute mich der neue abschnitt 'consonantendehnungen als lautsymbolik' (64 f), da ich mir einbilde, etwas dazu beigetragen zu haben (s. Franck Afränk. gramm. s. 159), und ich finde es gerechtfertigt, dass L. auch hier das starke präteritum gemäſs seinen ausführungen KZs. 40, 266 ff erklärt: das princip der dissimilation und haplologie anzuwenden war zweifellos ein sehr glücklicher gedanke (vgl. Bezzenberger KZs. 42, 383): ich glaube, dass sich L.s theorie durchsetzen wird, wenn sie gegenüber anderen noch besser fundiert ist.

Ich geh im folgenden einigen einzelpuncten und anregungen, die ich der lectüre des büchleins verdanke, nach: vielleicht zieht L. für weitere auflagen einiges davon in erwägung und bemüht sich, im gegensatz zu den vulgatmeinungen, die in Brugmanns und Streitbergs werken genugsam zum ausdruck gekommen sind, auch anderer leute meinungen zu beachten.

S. 13 ff ist das verhältnis des german. zum balt.-slav., 18 ff der wortschatz nicht berücksichtigt. — s. 23 z. 13 l. *sāþe* 'er säte'. — s. 26 erscheint unter den hauptorten des ostfränkischen

Fulda, das rheinfränk. ist (Franck aao. 3). — s. 33 stellt L. eine neue ansicht über die behandlung des idg. *u* auf: *u* wird haupttonig *o*, kehrt jedoch got. in *u* zurück: got. *juk*, aisl. *ok*, ags. *ȝeoc* (*u* wird ags. nach *ȝ* zu *eo*). demgemäſs sollen nach s. 37 idg. *r̥*, *l̥*, *m̥*, *n̥* durch *or*, *ol*, *om*, *on* vertreten sein: ai. *mr̥tám* ‘tod’, aisl., ags. *morð* ‘mord‘ usw. dies *o* sei mit *o* aus idg. *u* zusammengefallen und werde wie dies nichthaupttonig *u*, zb. in *sibun*. daraus folgt (s. 37 f), dass germ. haupttoniges *o* in *u* verengt wurde, wenn in der folgenden unbetonten silbe *i*, *ī* oder *u* stand. zunächst repräsentiert ags. *ȝeoc* nicht altes **juk*, sondern **jok*, da nach Sievers Ags. gr.[3] § 74 ags. wol *ȝuȝuð* = ahd. *jugunt*, aber nur *ȝeoc* = ahd. *joh* erscheint. diese ganze concession zugunsten des nord- und westgerm. vocalismus und einer vermeintlichen parallelen behandlung des *e* (ich folge in der beurteilung von ahd. *situ*: gr. *ἔθος* usw. Paul PBBeitr. 6, 79 ff) ist recht unglücklich und macht die entwicklung zu compliciert: idg. *bhr̥tis* wäre demnach zuerst zu **borþi-*, *borði-*, dann zu *burþi-*, *burði*, weiter got. *gabaúrþs* geworden. ebenso idg. *bhúdhes* 2 sg. aor. zu *boðis*, ahd. *buti* usw. ich sehe hier gar keinen anlass von der bisherigen ansicht abzugehn, es sei denn, dass L. schlagende beweise hat.

S. 34: die regel, dass nichthaupttonig idg. *e* zu *i* wird, ist zu weit gefasst, s. Janko Idg.-Anz. 19, 43. — s. 36: *āu* soll germ. *au* ergeben im got. *sauil*: warum heiſst es dann nicht **sawil*? das beispiel ist auch deswegen schlecht, weil hier ja (gr. *ἀϜέλιος*!) heterosyllabisches *ā-u̯* vorligt.

S. 38: auch der satz, dass *i̯* nord.-westgerm. vor *a* zu *e* werde, ist zu allgemein, s. Franck aao. 28. — s. 44: att. *στήλη* entstand nicht aus urgr. *στάλᾱ*; 45: gr. *δάνος* gehört nicht zu lat. *datus*. — 45: in der annahme von idg. dehnungen folgt L. (ahd. *swāgur*) WSchulze und lehnt mit recht betreffs dor. *πώς* Streitbergs dehnstufengesetz ab. — 54 ff: im gebiet des grammatischen wechsels ist got. *hausjan* noch immer unklar (die vermutung Pauls PBBeitr. 6, 548 fand keinen beifall), ich glaube es aber als analogiebildung zu verstehn. nachdem im got. **nazjan* nach *nisan* zu *nasjan*, **gadrauzjan* > *gadrausjan*, **kauzjan* > *kausjan* geworden war (vgl. noch *lausjan* von *laus* mit schon urgerman. *s*), zog das sprachgefühl aus der zusammengehörigkeit des **hauzjan* zu diesen verben die consequenz und wandelte es in *hausjan* um, wobei die drei obigen reimworte besonders mitwürkten.

S. 60 f: idg. k^v und *kw* fielen urgerm. zusammen, indem *hw* zu *ƕ* wurde vgl. *ƕ* got. *saíƕan* und *aíƕa*; $ȝ^v$ (aus idg $g^v h$ oder älterem *ƕ*) ist urgermanisch aber allgemein zu *ȝw* geworden, das nach nasal erhalten blieb, sonst zu *ȝ* bzw. *w* wurde (Zupitza Gutturale 101; zum got. *gw* s. Collitz Zs. f. d. phil. 12, 481 f). der grund, warum hinter nasal *ȝw* erhalten blieb, ist augenscheinlich der, dass *-ȝ-* hier zum vollen verschlusslaut geworden

war, und so die assimilation des spiranten *ʒ* an *w* oder des *w* an *ʒ* nicht möglich wurde, oder — falls man eine assimilation für unmöglich hält — dass *-g-* sich selbst und das nachfolgende *w* vor dem verklingen schützte.

S. 62 f: aus der 1 auflage übernommen. ich halte noch heute an der Germ. lautges. 40 ff begründeten lehre trotz gelegentlichen widerspruches im wesentlichen fest, will aber zugeben, dass in einigen fällen, zb. im ahd. *iuwêr*, zwei etymologisch (in diesem falle durch assimilation) begründete *u̯*-laute vorliegen können (vgl. Brugmann Die distrib. und die collect. numeralia 55 f). nur erweitere ich die regel dahin, dass *i̯* und *u̯* im urgerm. hinter kurzem vocal überhaupt in vorhaupttonigen silben (nicht nur unmittelbar vor dem hauptton) geminiert wurden, vgl. die ähnlichen mind. verhältnisse bei Pischel KZs. 35, 140 ff. für mich sprechen doch die geminierten *u̯* in den *u*-adjectiven sehr. wenn im got. *bliggwan* usw. das *-u̯u̯-* aus dem ind. plur., opt. und part. prät. in das ganze paradigma übergeführt sind — schon urgerm. —, so ligt der fall wie im got. *bileiban* = ahd. *bilîban* (aus germ. *lîfô* — *laif* — *libum* — *libans* s. Paul PBBeitr. 6, 541), also: idg. *mléu̯ō* — *memlóu̯a* — *memluu̯*^{e}*mé* — *memluu̯onós* > germ. *bléu̯ō* — *bláu(a)* — *bluu̯u̯um* — *bluu̯u̯anáz* < *bléu̯u̯ō* usw. dass auch hier gelegentlich schwierigkeiten entstehn, dessen bin ich mir bewust, sie scheinen mir aber nicht unüberwindlich.

S. 76: lit. *-mis* ist nach den lit. auslautgesetzen *-mı́s*, unter keinen umständen *-mis,* s. Brugmann II, 2, 262.

S. 79 z. 19 ist aus der 1 aufl. stehn geblieben: lit. *ašwōs* (es heifst *ašwàs*).

S. 79 f wird eine *i̯ē*-declination angesetzt, die von anderer seite als nicht existierend erwiesen werden wird. einen beweis für einen acc. sg. auf *i̯ēm* im germ. soll nach Streitbergs apodiktischer behauptung (Urgerm. gr. 239) anord. *heiþe* bilden. aber dass man anord. *heiþe* lautgesetzlich auf **haiþīm* zurückführen kann, bemerkte schon Walde Germ. auslautges. 179 f. ein solcher acc. ist, unabhängig voneinander, auf mehreren sprachgebieten zum nom. auf *-ī* gebildet worden, und das verhältnis von an. *heiþe* : got. *haiþja* — an dem Walde stutzig wurde — ist genau dasselbe, wie bei preufs. *mārtin*: lit. *marčią* (Apreufs. sprachdenkm. 228), dh. das nord. hat zu einem n. sg. **haiþī* sich einen acc. sg. **haiþīm* (oder auch zu **haiþi* **haiþim*) geschaffen, der den alten *haiþiōn* verdrängte.

S. 80 f: neben ahd. *mere* dat. sg. begegnet zweimal der dat.-loc. *meri* (*ur meri* Ahd. gl. II 765, 14 in den Emmeramer und in *demo meri* ib. 628, 29 in den Tegernseer glossen, s. Schatz Abair. gr. 114); vgl. as. *hugi* usw. aus idg. loc. sg. *-ei̯i* (Sievers PBBeitr. 8, 332 f).

S. 87: L. vermutet mit recht, dass in dem bislang unklaren n. acc. plur. ags. *suna* (von haus aus nom. und auf den acc.

übertragen, während umgekehrt *sunu* acc. auch als nom. verwendet wurde) ein germ. *sunauz* aus idg. *sunou̯es* stecke. ich glaube, dass idg. *sūnou̯es* auch vorligt im aksl. *synove*; ferner in den lit. nom. plur. von den adjectiven *stumbùs, gražùs* in An. Szil. 233. 234 *stumbous, grõžous*, vgl. Bugà, Kalbos Dalykai (Kowno 1910), s. 53. zur lautlichen behandlung von idg. heterosyllabischem *-eu̯-* im balt.-slav. s. verf. Apreufs. sprachd. 146 f.; GGA. 1911, s. 249.

S. 98: anord. *sú* kann natürlich auch unmittelbar auf got. *sō* zurückgehn (Mahlow AEO s. 61). — s. 105: die hypothese Brugmanns IF. 10, 84 über die entstehung des germ. compar. auf *-ōzan* ist so befriedigend, dass man sich bei ihr beruhigen kann (parallele erscheinungen des preufs. und slav. stützen sie ja). bei L.s deutung bleibt schon das suffix *-iōson* unklar, formen wie **niu̯-i̯os, niu̯i̯-os* usw. sind nur papiererzeugnisse. sind diese comparative bei den *io*-stämmen entstanden, so sollte man sie auch gerade bei ihnen verbreitet finden; dem widerspricht aber der tatbestand im got., das von *alþeis* ein *alþiza* bildet, und im ahd., wo *miltiro : milti* usw. die regel ist, s. Wilmanns II 442, Schatz aao. 135.

S. 108: die got. adverbia auf *-ba* sind adverbielle accusative von abstraktis auf *-bhā*, s. Germ. lautges. 35. — 124 f. hätte die eigentümliche bedeutung der *ē*-verben bezeichnet und die ausführungen Bezzenbergers (Geras für Fick 204) gebührende berücksichtigung finden müssen. — s. 135: alem. *worhtōm, -ōt, -ōn* ist nach dem sing. **worhtō, worhtōs, *worhtō* (wo *-ō* später zu *-a*) gebildet worden. — s. 145: es ist unglaublich, dass L., der KZs. 40, 312 got. *kunnum* aus idg. *g̥nəmé* erklärt, hier got. *numans* aus idg. *n̥mmonós, baúrans* aus *bhr̥ronós* ableitet (wofür Brugmann jetzt die schreibungen *nn̥ᵐonós* usw. hat). es ist eins von dutzenden von beispielen, dass alles was nicht in Brugmanns Grundriss gelehrt wird, in den wind geredet ist, mögen — wie das hier der fall ist — auch männer wie Bechtel und JSchmidt dahinterstehn.

2. In den letzten jahren haben eine reihe deutscher wörterbücher neubearbeitungen und neuauflagen erlebt: es war da für L. nicht eben schwer, eine kurze skizze über die zusammensetzung des deutschen wortschatzes zu geben. wenn man bedenkt, dass L. diesen auf 164 seiten (13 ss. einleitung gehn voran) abhandeln sollte, so weifs man, dass dabei nicht viel zu erwarten ist: der verfasser hat sicher viel mühe mit dieser undankbaren aufgabe gehabt, und der verleger hätte besser zwei oder drei bändchen für ein so wichtiges thema bewilligen sollen. deswegen lohnt es auch nicht, über die auswahl der wörter mit L. zu rechten: sie ist relativ verständig geworden, nur ganz deutliche fremdwörter wie *Anis, Bankerott, Baron* usw. hätten des raumes wegen ausgeschieden werden können. für wen das

büchlein bestimmt ist, und wer diesem nebeneinanderstehn von worten ohne erklärungen ein verständnis abringen kann, ist mir unklar. genug, der verleger wollte es so. dadurch wird mancher irregeleitet werden: *Ambra* (s. 116) stammt natürlich nicht unmittelbar aus dem arab., sondern aus dem ital.; jemand der weiſs, dass westgerm. *r* auf *z-s* zurückgehn kann, wird womöglich in *rühren* (121) dies mit dem *σ* vom gr. *κρᾶσις* identificieren; ja s. 108 u. *Pfennig* hab ich den verdacht, dass sogar der verf. (ihm ist wie einstmals Stieler der pfennig das pfännchen) das *-nt-* des ahd. *phenting* mit *-nd-* in dän. *pande* identificiert. ich meine weiter, gerade in einem für weitere kreise bestimmten buche sollte unsicheres ganz weggelassen werden. aber hier erscheint zb. *beben*: sk. *bíbhēti*, *Hengst*: lat. *canterius*, *Auge*: ir. *úag* höhle, *keusch*: lit. *ziauksau*, *still*: lit. *tìlti*; *zerschellen*: lit. *skeliù* 'spalte' gestellt: in vielen dieser fälle wäre es ersprieſslicher gewesen, nicht über den kreis des german. herauszugehn, sondern sich in ihm gründlich umzuschauen. hübsch ist die erklärung von *Damm* aus **dhabhmó-*: got. *gadaban*, aber m. e. verfehlt, wenn *Adel* auf ein lallwort **at* 'vater' zurückgeführt wird trotz der beständigen gemination im got. *atta*, gr. *ἄττα*, und wenn *ahnden* als 'entgegen sein' zu gr. *ἀντί* gestellt wird. als ein zeichen der zeit mag es erwähnt sein, dass die streckformenerklärung ohne bedenken acceptiert ist.

Schlieſslich weis ich darauf hin, dass nhd. *lugen*, ahd. *luogên* nicht zu korn. *lagat* 'auge' gehört (Zupitza Germ. gutt. 209), weil der wurzelvocal dann germ. *-a-* sein würde (vgl. ahd. *dagên*, *habên*), sondern als idg. *lōukē-* = apreuſs. *laukīt* 'suchen' zu lit. *láukti* 'warten, harren', lett. *lûkût* 'schauen', slov. *lùkati* 'lugen', und schlieſslich gr. *λεύσσω* (s. Schade 578; verf. Apreuſs. sprachdenkm. 369). ferner glaube ich, dass asächs. *tins* (im Hel. und den Ess. gl.) ein hd. lehnwort ist (ahd. *zins* aus lat. *census*; Weigand[5] II 1330 wird um des as. *t-* willen ein unmögliches lat. **tensus* in anschluss an Schuchardt, Zs. f. roman. Phil. 21, 235 construiert), und dass hd. *z-* durch as. *t-* widergegeben wurde, da man sonst ja as. *t-* einem hd. *z-* gegenüber stehn hatte.

Göttingen. **R. Trautmann.**

Unsere mundarten. ihr werden und wesen von prof. dr. **O. Weise.** Leipzig und Berlin, Teubner 1910. XII u. 279 ss. 8°. 3 m.

Diese arbeit Weises verfolgt wie die früheren populären bücher des verf.s den zweck, in weiteren kreisen interesse für den gegenstand zu erwecken. dass ihm dies gelungen und damit gegen die alte, leider noch so tief wurzelnde auffassung von 'sprachrichtigkeit' sturm gelaufen ist, kann recensent aus seinem berufsleben bezeugen. selbst meine secundaner haben sich schon,

zt. aus eigenem antriebe, des buches für grammatische darstellungen bedient.

Als wissenschaftliche leistung aber kann ich das buch nicht für so bedeutend halten; selbst an eine stoffsammlung ist von diesem gesichtspuncte aus weitergehnde anforderung zu richten. einen abschluss wird natürlich kein kenner der verhältnisse, auch in 50 jahren noch nicht, verlangen, jedoch hat der wissenschaftliche forscher das recht und die pflicht, den stand der einzelfragen zu skizzieren, das erreichte zu betonen und die probleme zu umreifsen. daran aber fehlt es bei W. fast überall.

Wenn eine arbeit über die mdaa. einen erfreulichen und — will ich sagen — befreienden eindruck machen soll, wie es jede wissenschaftliche, den gründen nachspürende leistung tut, so muss das phonetische, grammatische, volkskundliche gerüst stärker gebaut werden. blofse aufzählung in der weise: hier ist es so, anders ist es dort, genügt nicht. vgl. für diese ausführung ss. 48. 87 (§ 62). 194 (§ 156). 212 anm. 1 ua.

Die grofse menge stoff, die mit lobenswertem fleifs und nie erlahmendem interesse zusammengebracht worden ist, hat denn doch noch nicht genügt, um der behandlung einzelner puncte eine ausreichende stütze zu bieten. das streben nach einem greifbaren ergebnis führt zu zuweitgehenden verallgemeinerungen. so trifft es nicht zu, dass anlautendes *g* in der Mark Brandenburg überall und in jedem wort als stimmhafter palatal gesprochen wird (s. 11), und *Vagelbunt* ist nicht allgemein ndd. für vagabund (s. 148). die folgerungen, die gezogen werden, muss man in vielen fällen modificieren, an anderen stellen ist nichtzugehöriges abzusondern. der verschiedene mafsstab, den die von W. benutzten einzelarbeiten seiner vorgänger besitzen, ist nicht ausreichend beachtet worden, sondern hat, indem der verf. auf phonetische schreibung, auch wenn sie seine quellen boten, verzichtet hat, vergröberung erfahren; dadurch sind lautliche und wol auch andere feinheiten verschwunden, die für die restlose lösung eines sprachlichen problems unerlässlich sind. ich halt es auch für ein populäres buch unter allen umständen für falsch, das material in einer dem hochdeutschen genäherten form anzugeben (s. s. 48 neumärkisch *teuerder* für *daierder;* dies letzte ist doch gewis ebenso verständlich!).

Manches hätt ich dem stande der heutigen forschung gern angepasst gesehen, so zb. die darstellung der accentverhältnisse. über den circumflex lässt sich nach den arbeiten über die ripuarischen und niederfränkischen mdaa. fast abschliefsendes sagen (vgl. besonders Leihener Cronenberger wörterbuch, Marburg 1908). schärfere geographische begrenzung der lauterscheinung wäre wünschenswert gewesen bei der diphthongierung im hiat (s. 38) und der veränderung von *-nd-* in *-nn-* (s. 41)[1].

[1] *-nd-* > *-ñg-* vermisst man ungern in diesem zusammenhange.

Wenn somit das Weisesche buch als ein zu frühzeitiges unternehmen bezeichnet werden muss, so ist doch anzuerkennen, dass es manche anregung bietet, und im ganzen gibt es eine vorstellung von dem jetzigen umfange der dialectforschung. auch findet sich manche neue erklärung schwieriger streitfragen, und wir beobachten mehrfach bestimmte stellungnahme zu controversen der letzten jahre. dass *stibitzen* (s. 92 anm. 1) nicht mit dem verschwommenen stempel einer streckform versehen wird, befriedigt besonders. die behandlung der wörter *schlampampen*, *Rumpumpel* ist wol auch als eine verurteilung der behauptung Schröders aufzufassen; vgl. noch die erklärung von *honipeln* verhöhnen aus **hohlhippen* (s. 168).

Interessant ist, dass der abfall der vorsilbe *ge-* in zusammenhang gebracht wird mit der palatalen aussprache des *g-* vor dem folgenden *e* (auch *i*) (s. 46), dass die erklärung von *mäuseturm* als *mautturm* abgelehnt wird, weil dies wort für den Mittelrhein nicht bezeugt ist (s. 139 anm 1); gut, dass historisch unsinnige formen des nhd. aus der mda. richtiggestellt werden, zb. *conditor* für *canditor* (s. 171), das *küttchen* gefängnis als 'kleine *kūte*' erklärt wird (s. 111), ebenso *priemtabak*, dessen *ī* in der neumärkischen mda. mir schon lange verdächtig vorkam, als 'tabak in gestalt einer kleinen pflaume' (s. 115) (vgl. rip. *prum* f. pflaume) und die würkung der ironie auf die wortbedeutung in salzungisch *flat* für einen unsauberen menschen nachgewiesen wird, wodurch auf das ostndd. *fläts* unhöflicher mensch licht fällt (s. 118).

Anerkennenswert ist die bezugnahme auf negative idiotismen (s. 136), die benennung von wörtern, die aus anderen dialecten stammen, als fremdwörter für die heimatmundart (s. 147).

Neu war mir die erklärung von *frei* in Luthers lied 'Ein feste burg' (*er hilft uns frei aus aller not*) als flickwort wie *halt*, *man*, *fein*, *gelt* (s. 221).

Ob sich mkl. *dūm* daumen (s. 178) würklich durch abfall des *-e* erklärt, erscheint mir zweifelhaft; möglich wäre jedesfalls auch entstehung aus *dūmen* > *dūmm* > *dūm*, wie es im neumärk. würklich der fall ist. bei *ofenröhre* (s. 56) ist an einwürkung des plurals auf den singular nicht zu denken, da eine selbständige bildung auf *-jô* von *rohr* vorligt. westf. umlaut bei *er käuft* (s. 69) ist regelrecht, da *kaufen* im ndd. *jan*-bildung ist.

Als druckfehler notier ich s. 30 fufsn. 1, 2 z. v. ob. *n* für *w*; s. 138 fufsn. 2, 3 z. v. ob. Priegnitzer für neumärkische; s. 156 z. 3 v. ob. lis *knirfix*.

Steglitz. **H. Teuchert.**

Die Gsiesser namen. orts-, flur- und personennamen, gesammelt und besprochen von **Val. Hintner.** Wien und Leipzig, AHölder 1909. IV und 91 ss. 8°. — 3.40 m.

Dieses onomatologische specialwörterbüchlein verzeichnet 644 lemmata auf 83 ss., doch stellt sich die zahl der behandelten, vorwiegend örtlichen bezeichnungen höher, da H. composita, zusammenrückungen, ableitungen mit gemeinsamen ersten teilen jeweils in éinen artikel vereinigt, wie zb. sechs composita und eine persönliche *er*-ableitung unter *hasel.*

Die vornehmlichsten quellen sind a) hsl.: 7 bände transportobücher des steueramtes von Welsberg 1845—47, die pustertalerische beschreibung von 1545, das Görzer urbar von 1329, b) gedruckt: die archivberichte aus Tirol, die Brixener, Freisinger, Neustifter urkunden, das amtliche postlexicon und die kartenwerke.

Der dialect des tales spricht *ā*, nicht *oa* für mhd. *ei*: *brāt,* das *rānl, wāzen, Klāst,* dh. er schließt sich den südlichen mdaa. Kärntens, des Pustertales und der friaul. sprachinseln an [1].

Aus dieser dialectischen stellung ergibt sich mir sogleich, dass die ältesten belege für den bach- und gegendnamen *Teisten,* mda. schon 1323 *Tasten*: *a rivo quae vocatur Tesido usque ad terminos Sclauorum* 769 und *in confinio loci Thesitin nominato* ca. 980, ahd. *ē*-schreibung für *ei* besitzen müssen, so dass sich der name, der in der tat eine participiale bildung ist, aus mhd. *diu deise* swf. 'darre, siccinum' als 'exsiccatus, dürrenbach' begreifen lässt.

Dagegen erweist sich mir der alte name des Talbaches: *de flumine quod dicitur Pudia* 1048, *Podyeprukke* 1285, auch in *Podinawiz* 993 (: aksl. *vьsь,* nsl. *vas*) als slavisch, zu aksl. *pąditi,* nsl. *podíti,* čech. *puditi* 'treiben, jagen' gehörig, offenbar eine nominale nebenform zu poln. *pąd,* čech. *pud* 'der schuss, sturz, trieb, das hineilen, hinströmen'. ich denke, er dürfte im unteren, dem Pustertale angehörigen verlaufe aufgekommen sein.

Den dritten altbezeugten namen, den des tales, ä. mda. *in Gasiesse,* 1187 *de Gesieze,* hat verf. zutreffend mit dem wort der Ahd. gll. II 345, 10 *possessionis kasiezzi* gleichgesetzt und als weiterbildung (neutrales collectivum!) aus dem einfachen worte in ahd. *Wolfpoldes siaza* a. 805, in den gloss. Fuld. 'praedia', mhd. *in der Syez* 1318 erklärt und dieses, offenbar nach JGrimm [2], den er citiert, der sippe des verbums ahd. *sizzen* — man vgl. lat. *possessio : sedere* — zugewiesen. da es aber innerhalb der ablautreihe dieses verbums kein $\bar{e}^2$ > *ea, ia, ie* gibt, so kann dieses wort im oberdeutschen nur alte entlehnung aus einem dialekte sein, der an stelle des hd. *ā* von mhd. *sāȥe* stf. und *gesǣȥe* stn. 'wohnsitz' das alte germ. *ǣ* bewahrte. dieses merkmal trifft auf das fränkische, wenigstens hinsichtlich der latinisierten

[1] vgl. Lessiak Die mda. von Pernegg, PBB. 28, 77—78.
[2] Zs. 2, 5—6.

eigennamen, noch im 6 und 7 jh. zu. der *u*-umlaut des schon von JGrimm verglichenen ags. neutralen plurals *geseotu* ist ja für den diphthongen des ahd. wortes überhaupt belanglos.

Die übrigen namen der sammlung sind, soweit sie aus den transportobüchern stammen, natürlich nur jungen datums, doch gewähren die anderen, minder ergiebigen quellen auch ältere formen vom 14 jh. herwärts. die toponymische nomenclatur des tales in ihrer gesamtheit ist deutsch mit einem ganz unbedeutenden einschlage lat.-roman. und slavischen sprachgutes.

Zu den wörtern lat.-roman. herkunft rechne ich den flurnamen *der Gaufen*, identisch mit deutschtirol. *der jaufen*, fass. *jouf* 'gebirgsjoch [1], ital. *giovo*, lat. *iŭgum*, sowie *die Kempfe* als deutsche weiterbildung des im tirolischen ortsnamen *Langkampfen* enthaltenen älteren lehnwortes ahd. **champh* (campus), wozu sich *gamp* im flurnamen *Gampacker* als jüngere entlehnung *(campo)* verhält. die bedeutung des lehnwortes *pfeife* in den flurbezeichnungen *pfeifenacker*, *-feld*, *-moos*, *-stück* hat sich dem verfasser entzogen. es handelt sich hier, entsprechend der besonderen bedeutung des mlat. wortes *pīpa* 'canalis, fistula', um entwässerungsrohre.

Slavisch, vom verf. nicht erkannt, ist das bestimmungswort in *Tarenfeld*, ä. *Taber Veldt* : nsl. *tábor* 'lager'

Im übrigen bemerke ich noch: der bergname *Biest* ist gleich mhd. *diu büeste* 'wüste, wildnis'. die grundlage des collectivischen ausdruckes *Porzach*, gleichbedeutend mit appellativischem *porzwerk*, vgl. nhd. *buschwerk*, erklär ich als vermutlich schon vorahd. metathese zu mhd *daȥ broȥ*, verbum *briezen* 'anschwellen, knospen, treiben', ags. an. mit anderem sinne *brot*, worunter ursprünglich ein noch ganz niederer jungwald verstanden sein mag. der flurname *das Drischmal* und *der Drischtolden* scheint mir jeweils eine nebenform mit wechselndem zweiten teile zu mhd. *drischûvel* 'diele' zu sein. für den namen *Verséll*, ä. *in Vansellenbach* 1329, *Vosellenperch* 1319 ergibt sich mir aus der einfacheren form *Seltenpacher* 1545, *Selbenbach* 1749, *Selmbach* 1845—47: zusammensetzung mit prothetischem mhd. *ver* = *vrouwe*, so dass ich als wahrscheinliche vorlage der bezeugten formen eine deutsche namensschöpfung mit mythischem hintergrunde **vrou Sældenbach*, *vrou Sældenberg* behaupten darf. die schreibung *selten-* aus **seln-* ist eine concession an das schriftdeutsche mit anlehnung an das adj. *selten*, die schreibung *selben-* ist falsche auflösung aus gesprochenem *selm-* (*m* aus *n* vor *b!*), mit rücksicht auf dial. *selm* = mhd. *selbe*. eine alte wortbildung allerdings, wie verf. sagt, ist *der Gagart*, gesprochen *gågůrt*, mit ahd. *gart* 'gehege, bezirk' im zweiten teile, dessen erster aber doch keineswegs das praefix ahd. *ga-* sein kann, sondern vielmehr eine reducierte form von ahd. *gagan* 'contra';

[1] Schöpf Tirol. idiot. s. 292 und Alton Die ladinischen idiome s. 240.

**gagangart* schlieſst sich demgemäſs den bei Förstmann II [2], 604—5 verzeichneten compositis *Gagenbach, Gaganhaim* an. aus *Guggenberg* folgere ich ein swf. nomen **diu gucke* zum verbum mhd., nhd. *gucken* mit der bedeutung 'auslug, warte', ganz im sinne des in der örtlichen nomenclatur mit demselben werte begegnenden lehnwortes *spiegel-, spil-*, dessen sachliche beziehung verf. in seinem éinen belege *Spill Pichl* 1749 durchaus verkennt. *ob der Hůrhawen* 1402 enthält ein adj. **hürwec.* unter *Inberg* verstehe ich einen innerhalb eines gemeindegebietes belegenen berg, ganz ähnlich wie *Haimbwaldt* vom verf. als 'einem einzelnen besitzer gehöriger wald' erklärt wird, wobei man aber doch zu erwägen hat, ob nicht dieser terminus, noch näher zum begriffe des Inberges stimmend, vielmehr den auf dem geschlossenen besitze eines grundwirtes stehnden wald bezeichne. der name der bergwiese, heute nur mehr steingeröll, *das Wangspär*, ist wahrscheinlich eine zusammensetzung von mhd. *daz gesperre* im sinne von 'saum' und *wang* 'berghalde', auch 'bachrain' (Schöpf 800). das grundwort kann ich auch in oberösterr. das *Haochgspörr*, walddétail am Hausruck [1], nachweisen.

Die sammlung enthält reichlichen stoff für interessante und belangreiche beobachtungen über bildung, übertragung, umbildung des oberdeutschen toponymischen wortbestandes, worauf doch hier nicht eingegangen werden soll.

[1] Gedichte in obderenns. volksmundart von Stelzhamer, II teil, Wien 1844, s. 5 u. 335.

Czernowitz, 6 februar 1911. **von Grienberger.**

Die accente in althochdeutschen und altsächsischen handschriften von **Paul Sievers.** [Palaestra LVII]. Berlin Mayer u. Müller 1909. 136 ss. 8°. — 4 m.

Die vorliegende schrift ist wertvoll vor allem als 'beschreibende und gruppierende übersicht' des behandelten materiales. der verfasser gibt, zumeist aufgrunde eigner anschauung, eine beschreibung der accentzeichen (s. 4—7), die durch einige beigefügte tafeln illustriert wird. er hebt dabei hervor, dass man sich hüten müsse, die acutartigen zeichen über *i* und *u* — eine entsprechende beurteilung ergibt sich weiterhin auch für acute und circumflexe über *uu* = *w* (s. 18. 121) — durchweg als accente mitzurechnen, da es sich hier zum teil um rein graphische zeichen handelt (s. 7 ff).

Die beiden hauptteile bieten übersichtliche darstellungen der accentverhältnisse in den zusammenhängenden litterarischen denkmälern (A) und in den glossenhandschriften (B). aus der beschreibung der ersteren ist für das 9 jh. hervorzuheben, dass die von ESievers unterschiednen 6 hände in der Tatianhs. G sich auch durch verschiednen accentgebrauch deutlich von einander abheben (s. 14 ff). im 10 jh. macht sich dann eine scheidung

im gebrauche von circumflex (tonzeichen auf länge) und acut bemerkbar (s. 20 ff), die weiterhin von Notker systematisch durchgeführt wird. die Notkerhss., die nicht mit gleicher consequenz wie die von Fleischer (Zs. f. d. ph. 14, 129 ff) behandelte Boethiushs. das accentsystem widergeben, werden nur kurz und ohne nähere untersuchung des gegenseitigen verhältnisses charakterisiert (s. 23 ff) für Notker allein bezeichnend erweist sich seine accentuierung der Diphthonge (*íu óu éi éu* — *ûo îe îa îo*), die weder in den älteren, sein system vorbereitenden, noch in den jüngeren sich ihm anschliefsenden denkmälern (s. 27 ff. 32 ff) in gleicher weise begegnet. in einer anzahl von hss. des 11 und 12 jh.s greifen dann acut und circumflex auch sonst über die von Notker abgesteckten grenzen hinweg (s. 28 ff. 34 ff).

Die untersuchung der glossenhss. führt zur aufstellung von vier verschiednen typen:

I. Circumflex und acut sind über einfachen vocalen, kaum aber über diphthongen (s. 47), nach Notkers weise geschieden. beispiele dafür liefert bereits das 9 jh. (s. 41 ff).

II. Der circumflex ist längezeichen, der acut dagegen tonzeichen schlechthin, da er auch auf lange vocale gesetzt wird. beispiele dafür finden sich vom 8/9 bis zum 13 jh. (s. 62 ff).

III. Der circumflex steht ebenso wie der acut sowol auf kurzen wie langen betonten vocalen. die meisten beispiele bietet das 12 jh. (Summarium Heinrici) s. 88 ff), doch sind solche auch früher schon, seit dem 9 jh. vorhanden.

IV. Es werden ausschliefslich acute als tonzeichen sowol auf langen wie auf kurzen vocalen verwendet. dieser typus, der auch in der ältesten gruppe litterarischer denkmäler vertreten ist (s. 13 ff), findet sich auf hd. boden vornehmlich im 9 jh. (s. 101 ff) und wird desgleichen in den as. poetischen und prosadenkmälern verwendet. der versuch, in der accentuierung der Heliandhss. und der Genesis ansätze zur bezeichnung des declamationsrythmus zu sehen (s. 120), kann bei dem aufserordentlich geringen material, das sich gleichwol nicht nach einem festen princip restlos aufteilen läfst, zu keinem sichern ergebnis führen.

Was das wesen und die herkunft der ahd. und as. accente betrifft, so bestätigt die sorgfältige zusammenstellung und prüfung des gesamten materiales erwartungen, die man hegen konnte. der verf. constatiert, dass die accente in erster linie tonzeichen sind und nur in einem der erkennbaren accentuierungssysteme der circumflex daneben auch als ausschliefsliches längezeichen gilt (s. 123). bemerkenswert erscheint es mir, wenn der verf. verschiedentlich darauf hinweist, dass gewisse eigentümlichkeiten der accentsetzung auch in gleichzeitigen lateinischen hss. sich finden (s. 15, dazu s. 18 unten; s. 31 unten; s. 50 oben). sollte vielleicht bei entschiedenem beschreiten des damit angedeuteten weges, der ja allerdings den germanisten zunächst etwas weit

abführen würde, noch weitere aufklärung über herkunft und geschichte der altdeutschen accentuierungstypen zu gewinnen sein, als dies durch den bloſsen hinweis auf die theorieen der lateinischen grammatiker geschehen kann?

Dass sich bei der accentuntersuchung noch ein reicher ertrag für die sprachwissenschaft ergeben würde, durfte man kaum erwarten. gleichwol ist der verf. zu einer anzahl erwägenswerter ergebnisse gelangt (s. 123 ff). es ist allerdings dabei stets zu bedenken, dass bei der groſsen mehrzahl der hss. die verhältnisse nicht so liegen, dass man aus der accentuierung gewisser wörter zwingende schlüsse ziehen dürfte. doch wo die folgerungen des verf.s sich durch anderweitige erwägungen stützen lassen, behalten sie gewis gültigkeit. so sind etymologisch kurze vocale häufig gerade vor liquida, nasal oder liquida und nasal + consonant circumflectiert (s. 123 ff). bedenkt man nun, dass gerade vor diesen lauten und lautverbindungen in mhd. zeit vielfach die reime von etym. kurzem auf etym. langen vocal und desgleichen in zahlreichen modernen dialekten die vocaldehnungen über die durch sonstige regeln gesteckten grenzen hinausgehn, so wird man die genannte accentuierung, zumal sie ganz vornehmlich in hss. des 11 und 12 jh.s (vgl. besonders s. 35 ff) auftritt, wol tatsächlich als ein zeichen für eingetretene dehnung ansehen dürfen.

Vielleicht darf auch in wörtern wie *suâm* (s. 59), *môs* (s. 59), *prôz* (s. 77), *spôt* und *gôt* (s. 126), *scrît* (s. 79), *sôc* und *rôc* (s. 86), *grâs* (s. 87), *hûf* (s. 91), *chnôpf* (s. 91), *tâc* (s. 29) und einigen weiteren in clm. 22201 (s. 92) und in der Vorauer hs. (s. 33) begegnenden beispielen (auch in den circumflectierten sing. prät. s. 126, soweit sie in jüngern hss. stehen) bereits die im obd. so weit verbreitete dehnung gerade einsilbiger wortformen vermutet werden.

Bei den folgerungen betreffs der betonung läſst der verf. sich besonders von Lachmanns grundsatze leiten und sucht deshalb für die danach nicht statthaften fälle vom typus ⏑́ ⏓̀ ⏓ (vornehmlich s. 108 ff. 129 ff) besondre erklärungen. die frage lässt sich an der hand des gebotnen materials nicht entscheiden. wenn aber auch bei zweisilbigen wörtern die ansicht geltend gemacht wird, dass nebenton auf der zweiten silbe eigentlich nur nach langer erster silbe statthaft sei (s. 111 ff. 128 ff), so kann ich das nicht billigen[1]. die westg. apokope (*gast—wini*) spricht doch dafür, dass in der westg. periode dem endungsvocal nach kurzer stammsilbe ein stärkeres tongewicht zukam als nach langer[2] (diese tatsache wird auch bei der von Wilmanns Gramm.

[1] daraus, dass wörter vom typus ⏑ ⏓ (oder ⏑ ⏓ ⏓) metrisch nicht den gleichen wert haben wie solche vom typus – ⏓ (oder – ⏓ ⏓), würde immer noch nicht hervorgehn, dass nicht sprachlich in wörtern mit kurzer erster silbe die zweite im verhältnis zur ersten einen relativ stärkeren ton trägt, als in wörtern mit langer erster silbe.

[2] damit ist natürlich nicht gesagt, dass es sich um einen nebenton

I² 402 angenommenen erklärung nicht geleugnet). dasselbe verhältnis galt auch in den nordischen sprachen, wie aus den runeninschriften und der entwicklung des umlautes hervorgeht (Pauls Grundr. I s. 562 § 51, 1). auch nach dem abschluss der synkopierungen findet hier widerum ein entsprechender unterschied der accentuierung in der vocalbalance seinen ausdruck und bleibt bis in heutige dialekte hinein lebendig (Axel Kock Die alt- und neuschwedische accentuierung, 1901 § 194 ff). Nimmt man nun an, im ahd. sei stärkere accentuierung der endung nur nach langer erster silbe gestattet, so bedeutet dies, dass das ahd. die ältere accentuierungsweise nicht nur aufgegeben, sondern gerade in ihr gegenteil verkehrt habe. der gedanke an ganz entsprechende vorgänge (westg.-nord. synkope und vocalbalance) in mittelsilben sollte auch davor warnen, in mehrsilbigen wörtern mit kurzer erster silbe unbedingt den typus ⏑́ ⏓ ⏓̀ fordern zu wollen.

Die annahme des verf.s, dass die präfixe *ka-*, *fur-* (*for-*, *far-*), *ur-* (*ar-*) im part., inf. und imp. von verbalcompositis betont gewesen seien (s. 131), erfordert wol stärkere beweisgründe, als das angeführte material gewähren kann. bei dem schreiber *β* von Tatian G (s. 15 ff) erhalten allerdings *ar-*, *fur-* und *int-* [die ein *i* enthaltenden präfixe scheidet der verf. sodann mit recht aus] verschiedentlich den acut in den genannten formen; aber sie erhalten ihn auch des öftern in indicativ- und conjunctivformen. und zudem darf man hier keineswegs in jedem acut ein zeichen für hochton erblicken, da der schreiber nach lat. weise auch kleine schwachtonige partikeln (s. 15) und selbst in mehrsilbigen wörtern silben mit dem accent versieht, 'deren ton dem gewöhnlichen ohre entging und die ihm daher gefährdet erscheinen mochten' (s. 18). in clm. 14747 (s. 70 ff) ist es allerdings sehr auffällig, dass *ur-* in einer bedeutenden procentzahl von fällen im infin. den acut trägt. aber auch hier ist gelegentlich *ur-* (wie auch *ar-* und *er-*) in reinen verbalformen accentuiert. und in der Düsseldorfer hs. F. 1 der Prudentiusglossen (s. 106 ff), die ein par einschlägige beispiele mit *far-*, *a-* und *te-* bietet, ist eine restlose erklärung der accente als hochtonzeichen nicht möglich. auch die beispiele *kápáit* (s. 81) und *káscaffaniu* (s. 103) sind nicht einwandfreie zeugen.

Marburg in Hessen. **Wolf von Unwerth.**

De korta vokalerna i och y i svenskan. undersökningar i nordisk ljudhistoria af **Bengt Hesselman.** [Uppsala universitets årsskrift 1909. filosofi, språkvetenskap och historiska vetenskaper 3 u. 5]. Uppsala, a.-b. akademiska bokhandeln, CJLundström 1909/10. xx u. 250 ss. 8°.

Eine einzeluntersuchung aus dem gebiete der schwed. laut-

von gleicher stärke handelt, wie er bei compositis und mehrsilbigen schweren suffixen vorkommt. ein schreiber der auch nicht haupttonige silben in reichem maſse accentuiert, kann sehr wol darunter auch solche mit levis oder levior (nach Kocks terminologie) bezeichnet haben.

geschichte kann in der deutschen gelehrtenwelt aus begreiflichen gründen nicht auf das interesse allzuweiter kreise rechnen. es sei daher besonders hervorgehoben, dass die vorliegende schrift nicht allein durch ihre sprachhistorischen ergebnisse, sondern vornehmlich auch durch die art, wie der verf. zu diesen ergebnissen gelangt, von bedeutung ist. sie ist ein glänzendes zeugnis von dem hohen werte der dialectforschung für die sprachgeschichte. und zudem ist das problem, das sie für das schwed. löst, auch vorhanden für die dän. und nd. sprachforschung.

Die frage nach der entwicklung des germ. kurzen *i* im schwed. schien bisher gelöst zu sein durch die arbeiten von Axel Kock (zuletzt ausführlich in Svensk ljudhistoria I § 29 ff). nach ihm wäre aschw. *i* erhalten geblieben in geschlossener silbe, in offener aber während des 15 jh.s in *e* übergegangen (vgl. nschw. *veta* wissen — *visste* wuste). es handelte sich also wesentlich um dieselbe entwicklung, die man auch für das dän. und mnd. annimmt. für aschw. *y* (entstanden vornehmlich durch umlaut von *u*) gilt dagegen die regel, dass es vor einer anzahl von consonanten in *ö* übergeht (Kock aao. § 537 ff).

Was die entwicklung von *i* zu *e* angeht, so kann man sich nicht verhehlen, dass die beispiele für einen dem gesetze entsprechenden wechsel von *i* und *e* innerhalb desselben paradigmas (aao. s. 26 ff) nicht eben zahlreich sind, und man wird zugeben, dass Hesselmans beispiele für eine ganz andersartige verteilung der wechselnden vocale in schriften des 16 jh.s (s. 158 ff) ein besseres beweismaterial bilden. hier steht *e* oft gerade in geschlossener silbe, zb. *gripin* gegriffen — *grepne* gegriffne usw. des weiteren spricht für des verf.s anschauung von vornherein der umstand, dass nach seinen regeln die entwicklung der verwanten vocale *i* und *y* vollkommen parallel verläuft, während die ältere erklärung für beide ganz verschiedenartiger lautgesetze bedurfte.

Der verf. geht aus von einer gründlichen untersuchung der heutigen dialectverhältnisse in den landschaften, die an der ausbildung der schwed. reichssprache vornehmlich beteiligt gewesen sind, und gibt im hauptteile seiner schrift auf grund moderner dialectaufzeichnungen und älterer litterarischer quellen[1] einen überblick über die entwicklung von *i* und *y* in den landschaften um den Mälarsee sowie in Östergötland, Gästrikland und den teilen von Dalarne, in denen nicht die eigentlichen, altertümlichen dalmål gesprochen werden. den von ihm gebrauchten ausdruck 'svensk' darf man, um irrtümer zu vermeiden, nicht kurzerhand mit 'schwedisch' widergeben, denn er bezeichnet hier wie schon in früheren schriften des verf.s nur die sprache der

[1] über die anordnung der reichhaltigen beispielsammlung vgl. man s. 2. 3, über die bezeichnungsweise s. xx.

mittleren landschaften Schwedens, also vornehmlich des alten Svealandes (vgl. s. 1).

Dass es möglich war, eine vergleichende übersicht für ein so grofses dialectgebiet herzustellen, dankt der verf. zum grofsen teil dem eifrigen betriebe localer dialectforschung, der durch die sprachwissenschaftliche schule zu Uppsala in aufnahme gekommen ist. den vergleich der verschiedenen aufzeichnungen erleichtert die einheitliche verwendung des Lundellschen landsmålsalphabets [1].

Die ergebnisse der reichhaltigen zusammenstellungen sind folgende:

1) Altes *i* und *y* bleiben erhalten in langer silbe dh. vor doppelconsonanz (aufser *rr*) und vor consonantengruppen (aufser cons. + *i̧*, *r*, *l*, *n*, *m* sowie *r* und cerebralem *l* + cons.): *ligga* liegen, *skynda* eilen (cap. VIII). ausnahmen erscheinen nur, wenn *r* oder cerebrales *l* dem *i*, *y* vorausgehn (s. 176 ff), wenn *n*, *m* + *s* folgen (s. 184 ff) und in lehnwörtern (s. 187 ff).

2) Vor *r* oder cerebralem *l* + cons. (ausfer *i̧*) gehn *i* und *y* in *e* und *ö* über: *herde* hirt, *sölja* (aus *sylgia*) schnalle (cap. IX). diese erscheinung erstreckt sich weit über das behandelte dialectgebiet hinaus und ist auch bereits im aschw. früher und viel reichlicher belegt als die unter 3) genannte entwicklung zu *e*, *ö* (s. 221 ff).

3) Ferner gehn *i*, *y* in *e*, *ö* über in folgenden fällen:

a) vor einfacher consonanz sowol in einsilbigen wörtern (cap. II. III) als in mehrsilbigen, soweit hier kein *i* oder *u* in der folgesilbe steht (cap. IV): *för* für, *smed* schmied, *spett* spiefs, *lefva* leben. vor *i* und *u* der folgesilbe bleiben dagegen *i* und *y* bewahrt (cap. V): *biten* (älter *bitin*) gebissen, *mycket* (älter *mykit*) viel, uppländ. *sinu* sehne. die dialecte südlich und nördlich des behandelten gebietes (vielleicht auch in grenzlandschaften des gebietes selbst, vgl. s. 113) lassen dagegen auch vor *i* und *u* den übergang zu *e*, *ö* eintreten (s. 112 ff).

b) vor einfacher consonanz + *i̧* (cap. VI): *bedja* bitten, *rödja* roden. hierbei zerfällt das behandelte dialectgebiet in zwei gruppen: die eine, als 'medelsvensk' bezeichnet (Närke, teile von Södermanland, Östergötland, Västmanland, sowie gegen den aufserhalb des behandelten gebiets überhaupt, s. 130. 135), zeigt regelmäfsig *e*, *ö*; in der andern, als 'uppsvensk' bezeichneten gruppe (Uppland, Gästrikland, Dalarne, Södertörn und die an Södertörn und Uppland angrenzenden teile von Södermanland und Västmanland, s. 129. 130) tritt der übergang nur teilweise in den verbindungen

[1] doch ist dabei auch des verf.s bedeutsame anmerkung auf s. 6. 7 zu beachten: 'man bör ej låta förleda sig af det större sken af vetenskaplighet, som alltid vill följa med en mer detaljerad ljudbeteckning, och tro, att sådana uppteckningar öfver hufvud äro mer att lita på.' dieser aus eigener erfahrung geschöpfte satz verdient aufmerksamkeit in den weitesten kreisen unsrer dialectforscher.

yri, *yli*, *yni* ein (s. 131 ff), sonst bleiben *i* und *y* erhalten (s. 130).

c) vor einfacher consonanz, auf welche *-er*, *-el*, *-en*, (*-em*) oder *r*, *l*, *n*, *m* folgt (cap. VII): *lefver* leber, *söder* süd, *lemna lämna* lassen. hier herschen widerum dialektgeographische verschiedenheiten: in einer gegend bleiben *i* und *y* vor *p*, *t*, *k*, *s* + liquida oder nasal erhalten (s. 153), in andern gilt dasselbe vor stimmhaften verbindungen wie *gr*, *gl* (*dn*, *gn*, *vn*, vgl. s. 147 ff).

Was das chronologische verhältnis der unter 3) genannten vorgänge betrifft, so scheint die entwicklung zu *e*, *ö* in 'offner' silbe (*lefva*) verhältnismäſsig jünger zu sein als in den andern fällen, wozu die tatsache stimmt, dass in nah verwanten ostschwed. (baltischen, finnländischen) und in gewissen norw. dialekten derselbe übergang zwar vor auslautenden kurzen consonanten (*smed*), nicht aber vor vocal (*lefva*) eingetreten ist (s. 227 ff).

Während die nach 3) aus *y* entstandnen *ö* gewöhnlich mit den sonstigen *ö*-lauten der betreffenden dialecte zusammenfallen (s. 25), ergibt sich bei den neu entstandenen *e*-lauten nochmals eine dialectscheidung: in Uppland fallen diese *e* mit dem aus aschw. *æ* (vornehmlich aus germ. *e* und germ. *a* mit umlaut, Ljudhistoria I § 140 ff. 248 ff) entwickelten *ä*, aber nicht mit *ē* (*ie*) aus aschw. *ē* (aus germ. *ai*, Ljudhistoria II § 843 ff) zusammen, während sie im übrigen gebiet gerade dem alten *ē*, nicht aber dem *ä* gleich geworden sind (s. 8 ff). wenn heutzutage in Uppland reime von altem *ē* auf altes *æ* (*feta—äta, eldar—gäldar*) gestattet sind, so ist das ein brauch, der nicht im bodenständigen uppländ. dialekte wurzelt und auch bei dichtern des 17 jh.s noch nicht für berechtigt galt, während reime von neuem, aus *i* entwickeltem *e* auf altes *æ* in neuer u n d älterer zeit erlaubt sind (s. 12 ff).

Die neue anschauung von der grammatischen und geographischen verteilung der aus *i* und *y* entstandenen *e* und *ö*, wie sie durch die vergleichende darstellung der dialectverhältnisse gewonnen ist, zieht aber, worauf der verf. schon früher hingewiesen hat, noch andre consequenzen nach sich.

Ebensowenig wie der übergang von *i* zu *e* vornehmlich und zuerst für 'offne' silben anzusetzen ist, ebensowenig gilt dies von der vocaldehnung. eher lässt sich sagen, dass die silbendehnung, sei es durch vocal-, sei es durch consonantenverlängerung[1] überhaupt früher in einsilbigen als in mehrsilbigen wortformen eingetreten sei, ein entwicklungsstadium, auf dem gewisse ostschwed. dialecte halt gemacht haben, während im mittleren Schweden die 'offnen' silben wenigstens unter gewissen bedingungen mit vocalveränderung und dehnung nachgefolgt sind (s. 228). demnach

[1] über die verteilung der verschiedenen dehnungserscheinungen vgl. man s. 5.

wäre die entwicklung der behandelten dialectgruppe, die in der schwed. reichssprache ihren niederschlag gefunden hat, gar nicht auf eine linie zu stellen mit den scheinbar gleichartigen vorgängen auf dän. und nd. boden, falls für diese würklich die übliche formulierung zu recht besteht.

Die resultate zu denen der verf. gelangt ist, konnten nur auf dem boden vergleichender dialectforschung gewonnen werden. die behandlung der ältern schriftlichen quellen (cap. x) zeigt deutlich, dass in ihnen zwar der kenner lebendiger sprachverhältnisse die wahren zustände angedeutet findet, dass man aber allein von ihnen aus kaum zur erkenntnis des tatsächlichen hätte vordringen können. gegenüber erscheinungen, die wie die hier behandelten anfangs nur äufserst spärlich, mit voller consequenz aber überhaupt niemals in der schriftsprache zum ausdruck gekommen sind, muste die methode streng philologischer ausnutzung der alten texte versagen, die ja sonst gerade die stärke der Kockschen forschungen im gegensatz zu anderen oft stark constructiven arbeiten skandinavischer sprachforscher ausmacht.

Marburg in Hessen. **Wolf von Unwerth.**

Om det indbyrdes forhold mellem heltekvadene i ældre Edda af **Henrik Ussing.** København, Gad 1910. 176 ss. 8°. —

Der verf. geht aus von den zahlreichen berührungen zwischen den einzelnen Eddaliedern. aus den parallelen schliefst er auf benutzung, und er gewinnt so ein bild von der arbeitsweise der eddischen dichter: sie haben ihre vorbilder sehr frei verwertet, vieles aus eigener phantasie beigesteuert, was dann gelegentlich besonders liebevoll ausgestaltet wird (s. 115 f über Helreiđ). aus der selbständigkeit der alten dichter folgt, so meint Ussing, die unzulässigkeit der versuche, deutsche quellen für gewisse Eddastrophen nachzuweisen. die Eddalieder, diesen 'höhepunct nordischer geistestätigkeit', diese 'echte urkunde der nordischen wikingzeit, lassen wir uns weder ganz noch halb wegnehmen' (s. 173).

Die arbeit erhält wert durch eine anzahl brauchbarer beobachtungen, die von der einzelnen parallele aufsteigen zum ansatz einer contrastierenden charakteristik (Hu. I u. Hu. II, s. 16 f). ein passus (s. 82 f) über einfluss der Helgidichtung auf die Sigurddichtung ist verdienstlich besonders deshalb, weil hier nicht blofs namen und personenbeziehungen ins feld geführt werden, vielmehr gerade die concrete formung des stoffes die handhaben bietet. einige streitfragen werden anregend discutiert. so begegnet s. 25 f eine berechtigte polemik gegen SBugge. was s. 132 f über das verhältnis der verschiedenen fassungen der witwenklage (Hu. II, Guđr. I. II) gesagt wird, lässt sich erwägen, wenn es auch nur ein leichtes gewicht in die wagschale wirft; Guđr. I weist auf Hu. II als directe quelle, insofern der gedankliche bau, mit ver-

weilen beim zweiten vergleichsobject, auffallend ähnlich ist und der 'leichte logische fehler' in Guđr. I durch die verschleierte gegenüberstellung von *dýrkálfr*: *dýr* in Hu. II veranlasst sein könnte, während die consequente durchführung mit je zwei gliedern sich in wahrheit nur auf der jüngsten stufe, in Guđr. II, findet. der verf. hat für seine betrachtungsweise sichtlich am meisten von Finnur Jónsson gelernt. was an andere muster erinnert, ist vielfach mit misverständnissen behaftet. so zb. die bemerkungen über sage und gedicht (s. 95 f uö.). auch im einzelnen schliefst U. sich öfters eng an FJ. an, und nicht zu seinem heil. die einheit von Hu. II und Hi. ist eine ganz unhaltbare these. nur die ausgaben begünstigen sie, der cod. reg. zeugt eher gegen sie! die metro-mechanische zweiteilung der Reg. wird durch U. s. 65 ff nicht plausibler. U. belastet das metrische kriterium noch weiter, indem er alle lióđaháttstrophen von Reg., Fáfn., Sigrdr. addiert, ebenso die fornyrđislagstrophen von Reg. + Fáfn. dieses experiment ist ja nicht neu; aber niemand gibt sich die mühe, die so entstehnden lieder ihren allgemeinen eigenschaften nach glaubhaft zu machen. überhaupt kommt das stilistische, im weitesten sinne, bei U. nicht zu seinem recht. gelegentliche ansätze zu stilbetrachtung bleiben im äufserlichsten stecken und vermischen ungleichartiges (d. 'graue wolf' ein naturbild, s. 29). der vf. verkennt das starke formelhafte element der altgerm. versdiction (s. 74 *hilmis arfi*, s. 93 *grœnar brautir,* s. 166 *fótr fœti veita*), er ist sich nicht klar über die springende darstellungsweise des heldendichters (s. 91), und er zeigt keinen blick für die gesamtbeschaffenheit eines textes, so dass er die Akv. mit 'hvilket som helst digt' textkritisch gleichstellen kann (s. 150).

Eine reihe von einzelfragen, in denen ich von dem vf. abweiche, übergeh ich. man hat fast durchweg den eindruck, dass er dem stoff rein logisch und gedächtnismäfsig gewachsen ist. nur der abschnitt über das problem der lücke (s. 97 ff) muss als ganz unzureichend bezeichnet werden; höchstens der eine hinweis ist förderlich, dass hie und da die saga möglicherweise ein prosastück der vorlage widergebe.

Was endlich jenen grundgedanken über den deutschen einfluss angeht — dessen polemische spitze hauptsächlich gegen mich gerichtet ist —, so stöfst sich U.s glaubensbekenntnis an den tatsachen. in keinem falle, wo wir die vorbilder eines dichters zu kennen glauben, sind wir in der lage zu behaupten, dass diese vorbilder seine einzigen waren. es ist uns also ganz unmöglich, das mafs seiner selbständigkeit zu bestimmen. was wir dagegen durch textvergleichung erreichen, ist die einsicht, dass sehr vieles, man darf sagen: das meiste, das wesentliche, traditionell weitergegeben wurde. jede neue übereinstimmung die wir finden, deuten wir im sinne dieser allgemeinen einsicht. nun sind ja die übereinstimmungen zwischen der nordischen und der

deutschen heldendichtung mit händen zu greifen. sie sind nicht nur primärer, sondern auch secundärer art (zb. Hagen als protagonist im Nl. und in den Am.). hier die vergleichung grundsätzlich ausschliefsen wollen, heifst freiwillig scheuklappen anlegen. nur die discussion des ganzen materials kann uns weiterbringen. gewisse 'abstracte verhältnisse' soll die eddische dichtung aus südgerm. quellen übernommen haben, weiter nichts (s. 173), und doch wird 'ein sagenstoff nur in der festen form der dichtung durch lange zeiten so überliefert, dass er er selbst bleibt' (s. 90). — sollten solche widersprüche nicht das nachdenken aufrütteln können, seine künstlichen — oder soll ich sagen: allzu menschlichen — grenzen zu übersteigen?

Breslau. **Gustav Neckel.**

Studien zur germanischen sagengeschichte von **dr Friedrich Panzer.** I. Beowulf. München, Beck 1910. X u. 409 ss. gr. 8°. — 12 m.

Das Beowulf-epos nimmt in der altgermanischen dichtung einen so wichtigen platz ein, dass eine neue arbeit hierüber viel interesse bei den germanischen philologen und litteraturforschern erwecken dürfte, und dies um so mehr, als der verfasser dieser arbeit ein forscher von Fr. Panzers bedeutung ist.

Verdienstvoll an sich ist der versuch des verfassers, eine neue erklärung von der entstehung der heldensage durch hinweis auf volksmärchen und volkssagen zu geben, und auch wenn sich vieles nicht stichhaltig erweisen sollte, wird die wissenschaftliche discussion hierüber der forschung sehr nützlich sein.

Die idee von der abhängigkeit der heldensage von dem volksmärchen hat P. schon früher ausgesprochen in seiner arbeit über die Hilde-Gudrun-sage. damals gewann er freilich fast gar keine zustimmung, da die von ihm ausgeführten übereinstimmungen zwischen dieser sage und dem Goldener-märchen nur scheinbar waren oder sich über unwesentliche einzelheiten erstreckten. wenn also 'Hilde-Gudrun', trotz grofser verdienste auf anderen gebieten, in dieser hinsicht für verfehlt angesehen werden muss, verdient die vorliegende arbeit mehr aufmerksamkeit, da die erzählung von Beowulfs kampf mit Grendel in mehreren wichtigen puncten würklich eine grofse ähnlichkeit mit dem märchen vom Bärensohn zeigt, wenn auch die übereinstimmung nicht so viel beweisen kann, wie P. meint.

Bärensohn-märchen. die ersten 245 seiten des buches geben eine ausführliche darstellung des 'Bärensohn'-märchens, welches nach der meinung des verfassers dem berichte von Beowulfs Grendel-kampf zu grunde ligt. der inhalt dieses märchens ist folgender: ein unhold, gewöhnlich als ein kleiner zwerg mit langem bart beschrieben, beunruhigt den helden und

seine kameraden. diese leisten dem zwerge keinen widerstand, während er vom helden besiegt wird, der sich mit der hilfe seiner kameraden in ein tiefes loch in der erde hinablässt, wohin der zwerg sich geflüchtet hatte. dort unten findet er ein schloss, worin der zwerg drei prinzessinnen gefangen hält, und mit hilfe eines zauberschwertes, welches er erst schwingen kann, nachdem er einen zaubertrank genommen hat, tötet er den zwerg. (in vielen varianten wird der zwerg geschont, und der held tötet statt dessen drei riesen oder einen drachen.) darauf werden die prinzessinnen heraufgezogen, da aber die reihe an den helden selbst kommt, wird er mistrauisch und bindet einen stein an das tau, das würklich von den kameraden abgeschnitten wird, welche dann bei dem vater der prinzessinnen sich selbst als ihre erlöser ausgeben. in den varianten, wo der held den zwerg geschont hat, führt ihn dieser wider auf die erde hinauf; oder es ist ein riesenvogel, der ihn nach oben trägt aus dankbarkeit dafür, dass der held seine jungen vor einem wurm rettete. er kommt nun zu dem königssitz, beweist, dass er der richtige retter ist, und verheiratet sich mit der jüngsten prinzessin. die hinterlistigen kameraden werden bestraft.

Dies ist der kern, der im grofsen und ganzen allen varianten gemeinsam ist. hierzu kommt aufserdem noch eine einleitung. diese ist jedoch nicht überall gleich. P. unterscheidet drei ausgesprochene sondertypen.

Der typus A beschäftigt sich ausschliefslich mit der vorgeschichte des helden und erzählt von seiner wunderbaren, oft tierischen geburt, indem entweder sein vater ein bär ist oder seine mutter eine stute. er verfügt also über aufserordentliche kräfte und schafft sich eine riesenhafte eisenstange als waffe. er befreundet sich mit zwei starken gefährten (baumausreifser und felsenwerfer), die ihm jedoch unterlegen sind. als sie sich einst in einem unbewohnten schloss im walde niedergelassen haben, kommt der zwerg (resp. riese) und überfällt sie einen nach dem anderen um die mittagszeit, als sie mit dem kochen beschäftigt sind, wobei die kameraden geprügelt werden. der Bärensohn fesselt aber den zwerg, oft dessen bart in dem spalt eines baumstammes festklemmend. der zwerg macht sich dadurch frei, dass er entweder seinen bart im stiche lässt oder den baum ausreifst, und verschwindet dann in einem tiefen schacht, wohin er von dem helden verfolgt wird.

Im typus B wird nichts über die vorgeschichte des helden berichtet, sondern nur, dass der unhold den garten eines königs heimsucht. als die drei söhne des königs nacheinander in der nacht wachen sollen, misglückt dies den beiden älteren brüdern, der dritte aber verwundet ihn. durch die blutspuren wird das loch in der erde entdeckt, wo sich dann der jüngste prinz hinunterlässt.

Der typus C beginnt damit, dass die drei prinzessinnen durch den zwerg geraubt verschwinden; ihr vater verspricht eine belohnung demjenigen der sie findet. da zieht der held, der in den meisten varianten niedriger abstammung ist, mit seinen beiden kameraden aus und kommt zu einem haus im walde, wo sie dann mit dem zwerg dasselbe abenteuer haben wie in typus A.

Von diesen drei typen zeigt B die gröste ähnlichkeit mit Beowulfs Grendelkampf. gemeinsam für beide ist, dass der held in der nacht wacht, um einem unhold zu begegnen, der bisher ungestört im königssitze gehaust, er verwundet ihn, folgt den blutspuren zu seiner wohnstätte, sucht ihn dort auf und erschlägt ihn mit einem dort gefundenen zauberschwert. zum B-typus gehört aufserdem eine kleine gruppe von märchen, worin der unhold ebenso wie im Beowulf nicht im garten, sondern in einem neugebauten schloss auftritt: die drei prinzen haben nacheinander ein prächtiges schloss von ihrem vater bekommen, der unhold vernichtet jedoch ihre schlösser, da dieselben über den wohnungen seiner töchter liegen. der jüngste verfolgt und verwundet den unhold.

Aufser den in der sage hervortretenden hauptähnlichkeiten weist P. auch auf einige übereinstimmende einzelheiten hin: ebenso wie Beowulf mit Grendels mutter zu kämpfen hat, trifft der held in vielen varianten des volksmärchens ein weib in der unterwelt, von der er auskünfte erhält, und in ein paar varianten wird erzählt, dass das weib die mutter des unholds war. ebenso wie dem Grendel der arm weggerissen wird, lässt der zwerg in einigen varianten seinen bart im stich, und in andern verliert er andere körperteile.

Nachdem der verfasser auf diese weise eine ausführliche darstellung der sage mit allen ihren verschiedenheiten gegeben und überall auf das hingewiesen hat, was sich mit Beowulf als besonders übereinstimmend zeigt, geht er zur frage nach dem alter des märchens über. durch die existenz dieser erzählung bei dem griechischen autor Konon kann deren alter bis auf das jahrhundert vor Christus zurückgeführt werden. nach gewissen andeutungen zu urteilen kann man vielleicht dieselbe bis in das avestische zeitalter zurückführen, und P. meint sogar, dass es bis in die zeiten des indo-iranischen gemeinschaftslebens zurückverfolgt werden kann, was mir jedoch zweifelhaft vorkommt, da die verbindung zwischen Indern und Iranern sicher aufrecht erhalten ist, auch nachdem jene sich in Indien niedergelassen hatten.

Wenn das märchen also sehr alt ist, gibt es doch keinen beweis dafür, dass dasselbe in der zeit vor der dichtung des Beowulf-liedes in Nordeuropa vorhanden gewesen wäre, wenn man nicht mit P. diese dichtung selbst

als beweis dafür ansieht. denn dass für den streit zwischen dem helden und Grendel und dessen mutter das betreffende märchen eine notwendige voraussetzung sei, das sieht eben P. als bewiesen an, nicht nur durch die allgemeinen ähnlichkeiten, die wir schon hervorgehoben haben, sondern auch durch einzelheiten, die er bei seiner analyse der Grendel-episode (s. 249—290) findet, und die seiner meinung nach durch das märchen erklärt werden müssen.

Es ist eine grofse und mühevolle arbeit, die P. in diesem teile seiner Beowulf-untersuchung niedergelegt hat. das kann ich am besten beurteilen, der ich eine mehrmonatliche arbeit angewant habe, um die von P. benutzten märchensammlungen zusammenzusuchen und die von ihm citierten märchenvarianten zu studieren. es ist auch eine wertvolle arbeit, die dazu beitragen wird, die forschung vorwärts zu führen. aber wenn P. auch ein hervorragender philologe sein mag, so kennt er nicht die methoden der märchenforschung und hat sich deshalb viele versehen zu schulden kommen lassen.

Um zu einem sicheren resultat zu gelangen, müssen die verschiedenen varianten geographisch-psychologisch studiert werden. es genügt hierbei auch nicht, sich durch vergleichung eines noch so grofsen materials eine vorstellung von der ursprünglichen form des märchens zu verschaffen. man muss auch die wanderwege aufsuchen, soweit dies möglich ist, und dadurch festzustellen versuchen, welche form das märchen in den ländern gehabt haben kann, unter denen man hoffen darf, die urheimat der Beowulf-sage zu finden, also in den ländern an der Nordsee. dieses hat P. aber nicht versucht. hätte er dies getan, hätten viele vergleichspuncte zwischen volksmärchen und heldensage fortfallen müssen.

P. gibt selbst zu, dass die kleine märchengruppe innerhalb des B-typus, die den helden sein schloss gegen einen dämon bewachen lässt, von secundärer art ist, was an und für sich noch nicht hindert, dass dieselbe bereits vor der Beowulf-dichtung hat existieren können. diese kann jedoch nicht zu grunde gelegen haben, weil sie auf Südost-Europa beschränkt ist. sie ist für die Balkanländer typisch und auf den dort stark hervortretenden glauben gebaut, dass jede gegend von ihrem dämon beherscht wird, ohne dessen einwilligung man nicht ungestraft den boden als baugrund in besitz nehmen darf. durch auswandernde Albanesen ist diese märchenform von der Balkanhalbinsel als ausgangspunct nach Sicilien verpflanzt; gleichfalls ist sie über den Bosporus und auch nach Böhmen gedrungen. es gibt aber keine wahrscheinlichkeit dafür, dass diese form sich jemals bis Nordeuropa den weg bahnte.

Die ganze ähnlichkeit zwischen Beowulf und dem märchen beruht in diesem fall nicht auf directer zusammenhörigkeit, sondern auf selbständiger parallelbildung: dass

in der Beowulfdichtung der held des nachts das haus bewacht, erklärt sich leicht aus der allgemeinen vorstellung, die nacht sei die zeit des spuks und der unholde, und erzählungen und märchen von spukhäusern findet man überall, ohne dass dieselben in genetischem zusammenhang miteinander zu stehn brauchen. man vergleiche zb. Grimm KHM. nr 4 und viele andere märchen von verhexten schlössern.

Wenn P. einen vergleich mit einem indischen märchen zieht (das mir ein selbständiges werk ohne näheren zusammenhang mit dem Bärensohnmärchen zu sein scheint), wo der held in das meer taucht, nimmt er eine variante zu hilfe, die nicht mit der Beowulf-sage in verbindung gestanden haben kann. im grofsen und ganzen sammelt er ähnlichkeiten zwischen den verschiedensten varianten, ohne daran zu denken, dass es im höchsten grade unwahrscheinlich ist, dass solche in der märchenform existieren können, die eventuell dem verfasser der Beowulf-sage bekannt gewesen wäre.

Ein anderer fehler in der methode Panzers, der in engem zusammenhang mit dem schon erwähnten steht, ist, dass er nicht untersucht, ob eine übereinstimmung wesentlich und also auf gegenseitigem zusammenhang beruhend sei, oder ob sie als eine parallelbildung erklärt werden müsse, was doch ganz notwendig für eine würklich wissenschaftliche sagenuntersuchung ist.

Die vorstellung von einem kampf mit einem unhold ist allgemein menschlich und kommt darum in einer menge untereinander nicht verwanter märchen und sagen vor. so ligt dann sehr nahe, den helden seinen feind nach dessen eigener behausung verfolgen zu lassen, und diese ähnlichkeit zwischen Beowulf und dem Bärensohn kann darum auch auf parallelbildung beruhen. die ausführung ist übrigens von so verschiedener art, dass von einem näheren zusammenhang schwerlich die rede sein kann: der zwerg des märchens wohnt in der unterwelt, Grendel im wasser, in dem einen falle wird der held hinuntergelassen, in dem anderen taucht er hinunter.

Was dem in der märchenforschung uneingeweihten als der stärkste beweis für den zusammenhang mit Beowulf vorkommen mochte, ist das schwert, das der held in der höhle des unholds findet. wenn es in dem Beowulf-liede mit einem zaubertrunke verbunden gewesen wäre, wäre man gewis auch gezwungen gewesen, die zusammengehörigkeit zwischen den beiden schwertmotiven als sicher zu betrachten; da aber dies nicht der fall ist, hat man zu dieser annahme keinen zwingenden grund, wenn auch dieser trunk in manchen varianten des volksmärchens fehlt. es ist nämlich ein allgemein verbreiteter volksglaube, dass ein unhold nur mit seinen eigenen waffen verwundet werden kann, und daher kommt es, dass das motiv in mehreren unter

sich nicht verwanten märchen begegnet, und dessen vorhandensein im Beowulf erklärt sich ebensogut als eine auf der grundlage des gemeinsamen volksglaubens beruhende parallelbildung. übrigens scheint das motiv nicht ursprünglich in dem zusammenhang zu sein, denn in sagen mit zauberschwertmotiv wird das schwert immer vor dem kampf gefunden, nicht während desselben.

Die ähnlichkeit zwischen Unferd und den Dänen einerseits und den falschen kameraden anderseits ist so gering, dass man in diesem puncte keine verwantschaft, aber auch keine parallelbildung finden kann. ebensowenig hat das weib, das der held des märchens in der unterwelt antrifft, etwas mit Grendels mutter gemeinsam. sie ist nämlich offenbar nur ein 'deus ex machina', der dazu dient, den helden mit rat und leitung beizustehn, und dass sie in einigen ganz wenigen varianten zu der mutter des zwerges und einer gefährlichen hexe gemacht wird, dürfte nur auf der begierde des erzählers beruhen, eine concrete angabe von ihr, eine erklärung ihrer erscheinung in der unterwelt zu geben. irgend ein hohes alter dürfte wol diese einzelheit nicht beanspruchen können. dass in den russischen varianten der männliche zwerg durch einen weiblichen unhold ersetzt wird, beweist wenig oder nichts, da dieser austausch durch den dort bestehnden volksglauben (vgl. die Babayagen) veranlasst wurde.

Überhaupt lässt sich der verfasser allzuviel auf einen vergleich von ganz unwesentlichen und zufälligen zügen ein, wobei er sich zufrieden gibt, wenn er eine übereinstimmung mit Beowulf nur in einer oder einigen wenigen der über 200 varianten findet, unangesehen wo diese varianten aufgezeichnet sind, ein verfahren, welches irreführend ist und das daher hier sowol wie in 'Hilde-Gudrun' die ganze darstellung auf falsche wege geleitet hat.

Drachenkampf. den streit Beowulfs mit dem drachen behandelt P. wesentlich kürzer (s. 291—313), was teilweise auf dem ziemlich geringen umfang des materials beruht (38 varianten). er tritt den beweis an, dass derselbe auf einer volkssage basiert ist, die besonders auf skandinavischem und deutschem gebiete vorkommt. ich bin nicht sicher, dass alle sagen desselben inhaltes (Thor-typus) derselben quelle entspringen, da der grundgedanke ja einfach ist (der held tötet einen drachen, aber stirbt selbst nach dem streite) und die einzelheiten ganz wechselnd sind. dagegen bin ich mit P. einig darin, dass Beowulfs drachenkampf am ehesten mit skandinavischen vorbildern verwant ist, wie auch darin, dass die darstellung der heldendichtung auf verschiedene skandinavische quellen zurückgeht, die zusammengeschmelzt worden sind: der volksglaube von der verwandlung der gierigen menschen zu schatzhütenden drachen + dem Thortypus des drachenkampfes. ich kann ihm aber nicht bei-

stimmen betreffs der verwantschaft der episode mit dem berichte Saxos von Frothos drachenkampf, welchen ich in übereinstimmung mit Olrik als scharf von ihr getrennt ansehen muss. die ähnlichkeiten sind unwesentlich und derart, dass sie sich einem, der einen solchen kampf ausmalen will, ganz natürlich darbieten, und man braucht sich diese nicht als auf eine gleichzeitige poetische tradition zurückgehend zu denken, welche wol, was die Frotho-sage betrifft, vollständig ausgeschlossen sein dürfte.

Überhaupt unterschätzt P. das vermögen der prosa-sage, ursprüngliche details festzuhalten. die von ihm benutzte dänische sage dürfte mit ziemlich grofser sicherheit als volkslied nicht vorgekommen sein. wenn diese sage einen inhalt festhält, der der Beowulf-sage so nahe kommt, so kann das besser dadurch erklärt werden, dass diese in ihrem ursprünglichen heimatsland so oft widergegeben worden und so vielen bekannt gewesen ist, dass möglicherweise auftauchende gedächtnisfehler leicht an ort und stelle berichtigt werden konnten.

Verwante altnordische und irische tradition. hiernach nimmt der verfasser einige isländische sagen-episoden zur behandlung vor, deren nicht geringe übereinstimmung mit dem Beowulf schon früher bekannt war: episoden der sagen von Gretti, Grim Helguson und Orm Storolfsson[1]. dass diese übereinstimmung nicht zufällig sein kann, ist deutlich genug; wenn Panzer aber einen 'liedmäfsigen zusammenhang' sehen will, kann dies nicht richtig sein. sicherlich hat sich keine der angeführten sagen auf poetische tradition gestützt. die 'rimur' von Orm sind nämlich alle jünger und beweisen nichts in dieser beziehung. die erklärung ist anderswo zu suchen, nämlich in dem gemeinsamen urquell der irischen tradition mit ihren vielen stehnden formeln. ich stütze mich hierbei nicht auf Deutschbein, dessen sonst so vorzüglicher aufsatz [in Germanisch-romanischer Monatsschrift 1, 103] in der beziehung verfehlt ist, dass er in Cuchullins streit mit dem meerriesen in der sage von Bricrius festgelage das vorbild sehen will, während die ähnlichkeiten hier ganz vereinzelt und gering sind.

Das würkliche vorbild ist, wie ich an einer anderen stelle zeigen werde, ein irischer sagentypus, zu welchem auch die von P. besprochene sage von Beanriogain na Sciana Breaca gehört. von dieser und damit verwanten irischen sagen stammen sowol die sage von Beowulfs kampf mit Grendel und seiner mutter wie auch die genannten isländischen sagen-episoden. ich will besonders auf die eigentümlichkeit aufmerksam machen, dass Orm

[1] verdienstvoll scheint mir Panzers hinweisung auf den zusammenhang zwischen der Grettis-saga und dem volksmärchen, wenn ich auch gar nicht einverstanden sein kann damit, dass diese ähnlichkeiten auf einen näheren zusammenhang mit dem Bärensohn-märchen hinweisen.

mit einer zauberkatze zu kämpfen hat, ein typisch keltischer sagenzug, dem das pendant aufserhalb des keltischen gebietes mangelt. dass diese umstände Panzers aufmerksamkeit entgangen sind, dürfte auf seiner mangelhaften kenntnis des keltischen sagenstoffes beruhen: er hat die irische sage nur in einer form kennen gelernt, die verhältnismäfsig geringe übereinstimmung mit der Beowulfsage zeigt, und auf grund kleiner und zufälliger ähnlichkeiten hat er diese als eine veränderung des Bärensohn-märchens betrachtet.

Bodvar Bjarki. die sage von Bodvar Bjarkis kampf mit dem bären oder dem unhold setzt Panzer in ein bestimmtes verhältnis zu Beowulf und dem Bärensohn-märchen. auch diese meinung muss ich bestimmt zurückweisen. in übereinstimmung mit Olrik find ich keine sagenhistorische verbindung zwischen Bjarki und Beowulf. die beiden episoden haben sich unter ganz ungleichen voraussetzungen entwickelt. ebensowenig find ich irgendwelche verbindung zwischen Bjarki und dem Bärensohn. dass der bär in beiden eine rolle spielt, beweist nichts. die in der Bjarki-sage vorkommende verhexung durch die stiefmutter hat nämlich ganz andere zusammenhänge mit dem volksmärchen, wie P. selbst zeigt. aufserdem hat der nordische fylgjeglaube dabei einfluss geübt.

Die Bjarki-sage scheint ihre ursprüngliche form bei Saxo zu haben: das erschlagen eines aufsergewöhnlich gefährlichen bären und das bluttrinken ist der kern dieser sage. dieselbe ist in Dänemark erstanden und hat dort ihre ursprüngliche form beibehalten können, weil eine sage in ihrer heimat sich selbst controlliert: alle kennen sie, und sollte jemand dort durch einen gedächtnisfehler oder absichtlich eine veränderung vornehmen, so kann dies augenblicklich von anderen berichtigt werden. wenn die sage aber die grenzen ihres landes überschreitet, wird sie leicht verändert. für den norwegisch-isländischen erzähler, der das motiv aufgenommen hatte, lag es nahe, dasselbe in phantastischer richtung umzuändern, schon aus dem grund, dass der nordische volksglaube gern unholde in bären- oder wolfsgestalten auftreten lässt — hierfür findet man in norwegischem und schwedischem sagenstoff viele beispiele. aber das phantastische lag auch sonst für die nordischen wiedererzähler nahe, denn es kam für sie in erster linie nicht darauf an, eine würkliche, sondern eine interessante geschichte zu berichten, und sie hatten nicht das corrective der festen tradition für ihre darstellung.

Wenn ich also auf der einen seite in diesem falle stellung gegen Panzer nehme, scheint es doch eine nicht geringe möglichkeit dafür zu geben, dass Bjarkis kampf mit dem bären dabei mitgewürkt haben kann, dass der wesentlich irische bericht von dem kampfe mit Grendel in die Beowulf-dichtung mit hin-

eingezogen worden ist, die sonst nur skandinavischen stoff hat, denn die ähnlichkeit gibt es ja zwischen beiden, dass ein dänisches königsgehöft durch einen fremden helden von einem gefährlichen ungeheuer befreit wird. wegen ihres dramatischeren und spannenderen inhalts kann die irische sage sehr leicht einen ursprünglicheren und einfacheren skandinavischen stoff ersetzt haben. dieses ist jedoch nur eine möglichkeit, auf die ich hinweisen will, ohne sie in irgend einer weise als bewiesen anzusehen.

Schlussbemerkungen. dass ich in der obigen darstellung Panzers auslegung und herleitung des stoffes bestimmt entgegentreten muste, beruht doch nicht auf einer grundsätzlichen verschiedenheit der anschauung. ich kann mich vollständig seiner meinung anschliefsen, dass die heldensage als eine erdichtung angesehen werden sollte, die unter anderem volksmärchen und sage als grundlagen hat, und sein ganzes buch wird dazu beitragen, diese meinung zu befestigen, wenn auch der verfasser wegen ungenügender bekanntschaft mit dem material und den methoden der märchenforschung fehlschlüsse gemacht hat. und ich will die hoffnung aussprechen, dass Panzers buch durch seine mängel ebensowol wie durch seine vorzüge zu einem besseren verständnis für die eminente bedeutung der volksmärchenforschung nicht nur als selbständiger wissenschaft, sondern auch als einer notwendigen hilfswissenschaft der philologie, kräftig beitragen möge.

Lund. **C. W. v. Sydow.**

Rede und redescene in der deutschen erzählung bis Wolfram von Eschenbach von **Werner Schwartzkopff.** [= Palästra LXXIV]. Berlin, Mayer und Müller 1909. XI und 148 ss. 8⁰. — 4,50 m.

Das buch zerfällt in zwei teile: der erste bespricht die directe rede, ihr fehlen oder vorhandensein, ihre masse und verteilung und einige ihrer unterarten (cap. I—III), der zweite behandelt die frage, wie und mit welcher verschiedenen würkung directe rede mit den übrigen teilen der dichtung verbunden ist (cap. IV—VI). Schwartzkopff schliefst damit an Rudolf Fischers beobachtungen 'Zu den kunstformen des mittelalterlichen epos' und an Andreas Heuslers arbeit 'Der dialog in der altgermanischen erzählenden dichtung' (Zs. 46, 189 ff) an. ausgehend von der erkenntnis, dass die mhd. epischen gedichte für den lauten vortrag bestimmt waren, betrachtet er erscheinungen, die weder durch den stoff noch durch die deutlichkeit immer und unbedingt gerade so erfordert sind, aber auf das ohr des hörers würken.

Gegenstand der untersuchung sind vornehmlich die in reimpaaren abgefassten deutschen dichtungen von der ahd. zeit bis in

die periode der mhd. blüte; die stabreimerzählung ligt, im ganzen aufserhalb des rahmens', doch zieht S. auch das Hildebrandslied, Muspilli, Beowulf und Heliand gelegentlich heran. er lässt die gedichte der Edda nicht unbeachtet, ja er weist auf die Ilias und die Aeneis hin und blickt anderseits auf den modernen roman und auf die umgangssprache der gegenwart aus. wenn die deutschen dichtungen auf fremden vorlagen beruhen, so werden auch diese verglichen, so die Heilige schrift, die Chanson de Roland, die höfischen epen der Franzosen. die wichtigkeit, die inhaltlich belanglose, aber formell einschneidende änderungen für das urteil über die eigene leistung der deutschen dichter haben, hebt S. besonders s. 76 f nachdrücklich hervor.

Innerhalb seines engeren gebietes hat S. anderseits vollständigkeit natürlich nicht angestrebt; seine auswahl umfasst auch nicht immer dieselben werke, sie ist aber immer so reich, dass sie überblick, vergleiche und gruppierungen ermöglicht.

S. unterscheidet zunächst aufser der directen oder indirecten rede noch erzählte rede (zb. *'ich bat ihn darum', 'er sagte es mir zu'*). dass in der alten epik (und in der künstlerischen erzählung unserer zeit) die directe rede so ausgedehnte verwendung findet, erklärt er nicht daraus, dass diese art, die worte eines andern widerzugeben, natürlicher sei (dem 'Helianddichter zb. ist die erzählte und indirecte rede leichter und natürlicher', s. 7), sondern daraus, dass sie stimmgestaltung verlange und durch diese künstlerische würkung ermögliche. je nachdem directe rede bevorzugt wird oder zurücktritt, zeigt sich ein 'bedeutender stilunterschied der deutschen erzählung, den die wissenschaft noch nicht genügend betont hat' (s. 8). S. erkennt zwei grofse gruppen: auf der einen seite steht Otfried und die meisten dichter der mhd. blütezeit, besonders Gottfried und die schöpfer der Nibelungen, auf der anderen der verfasser des Heliand und der gröste teil der alt- und frühmhd. erzähler, auch Wolfram.

Der verf. betrachtet dann, wie sich die directe rede der masse nach zu den übrigen teilen des gedichtes verhält: eine tabelle (s. 13) [1] soll zeigen, wie die directe rede vom Heliand

[1] hier sind mir einige unebenheiten aufgefallen: für 'Christus und die Samariterin' ist durch ein versehen die zahl der redeverse mit 62 statt mit 48 angegeben: 62 ist die gesamtzahl der verse des gedichtes, wenn man die langzeile als zwei verse rechnet, wie S. sonst tut. Memento mori hat 152, nicht 310 verse, Ezzos gesang 420, nicht (399 + 3 =) 402. für die Nibelungen ergibt die addition von 13 038 erzähl- und 6638 redeversen 19 676, während das epos in Lachmanns gestaltung, die S. zugrunde legt, 2316 × 4 × 2 = 18 528 (halb)verse zählt. umgekehrt haben die ersten 7 bücher des Parzival 397 × 30 = 11 910 verse, die addition von S.s ziffern ergibt 11 869. auch bring ich (auf grund der zahlen der tabelle) mehrmals einen etwas verschiedenen procentsatz heraus, so für die ältere Judith nicht ganz 32 (statt 33) procent redeverse, für Rother 42, 1 (statt 42, 9), für Salman etwas weniger als 46 (statt 48,3), für Herzog Ernst 18 bez. 32 statt 21 bez. 35), für die Nibelungen 33,7 (statt 36,7). ich merke diese

und Otfried an abnimmt, um in der mhd. blütezeit wider anzuschwellen. die zusammenstellung des verfassers, die 37 dichtungen verschiedenen umfanges vorführt, zeigt in der tat sehr auffallende unterschiede: im Heliand sind 40, in den ersten drei büchern Otfrieds 42 procent redeverse, dagegen hat zb. das Georgslied gar keine, Ezzos gesang und das Annolied fast gar keine directe rede, frau Ava übergeht mit unverkennbarer absicht reden der vorlage (s. 10). noch Herbort von Fritzlar empfindet die rede als unwesentlich und gibt nur ihren inhalt an (*daz ich die rede kurte*[1]) (s. VII). im gegensatze dazu enthält das Rolandslied, das schon 'die neue zeit einleitet', 43, Hartmanns Iwein 52·2, Meier Helmbrecht 59·5 procent redeverse. allerdings weist die tabelle auch für 'Christus und die samariterin' 78 prozent auf, und die jüngere Judith übertrifft nach S. mit 34 procent zb. Gottfrieds Tristan, in dem nur 26 procent der gesamtmasse auf die directe rede entfallen. einige interessante ergebnisse dieser statistischen zusammenstellung[2] sind auf s. 8 ff gedeutet und wider zu gruppierungen verwertet: so werden insbesondere in der zwischenzeit redelose oder redearme und redereiche dichtungen unterschieden. an einzelne bezeichnende stellen sind feine beobachtungen und folgerungen geknüpft.

Allein 'erzählungen können das gleiche verhältnis von erzähl- und redeversen haben, ohne dass irgend eine stilverwantschaft damit verbunden sein müste. beispielsweise haben der Beowulf mit 38 und die Nibelungen mit 36 procent redeversen ein sehr ähnliches verhältnis', aber 'der Beowulf hat . . . 38, die Nibelungen haben auf die gleiche verszahl rund 300 reden' (s. 36). S. unterscheidet e i n z e l reden und reden, die mit einander zu einem gröfseren ganzen, zur redescene klanglich ver-

kleinigkeiten an, weil der umstand, dass S. mehrmals auch decimalen angibt, darauf hindeutet, dass ihn auch geringe unterschiede interessieren.

[1] als gegenstücke hiezu könnte man stellen aus den classikern der höfischen poesie anführen, wo e r z ä h l u n g oder s c h i l d e r u n g gekürzt wird, so Iwein 1029 f *Ich machte des strites harte vil mit worten, wan daz ich enwil*, vgl. ebda 4709 ff. 6939 ff; Gottfried Trist. 5871 *waz lenge ich nu mê hie an?* vgl ebda 6569 ff.

[2] um ein bild von den schwierigkeiten der zählung zu gewinnen, hab ich die absoluten zahlen im Meier Helmbrecht nachgerechnet. es stellt sich dabei heraus (was wol für das verständnis der ganzen tabelle von bedeutung ist), dass als 'erzählvers' alles gilt, was nicht directe rede ist, also zb. auch die einleitung und die schlussaufforderung (v. 1—8. 1913—1934), ausrufe des dichters (wie 839). aber auch dann gewinn ich die von S. gefundene zahl von 783 erzählversen nur, wenn ich die aus directer rede und einem andern stücke zusammengesetzten verse (*er sluoc den knecht: 'nû habe dir daz . . .', der vater sprach: 'nû vrâge . . .'*) — es sind 41 — als g a n z e erzählverse einsetze. dagegen ist das sprichwort 1568—1570 wol zu den 'redeversen' zu rechnen. das material ist eben nicht leicht ganz rein zu sondern. — besonders unbequem ist natürlich die arbeit, wenn ein herausgeber die verse weder als zeilen absetzt noch zählt, wie Diemer. ich hab es mit der älteren und der jüngeren Judith versucht und dabei 63 bez. 573 redeverse gezählt (S. 60 bez. 516).

bunden sind. damit eine solche zustandekomme, genügt es nicht, dass mehrere personen anwesend sind, es müssen auch mehrere würklich zu worte kommen; es reicht ferner nicht aus, dass ihre worte inhaltlich zusammengehören, sie dürfen auch 'nicht durch gröfsere erzählungsstücke getrennt' sein. diese forderungen sind streng, aber durch den standpunct des verf., der von der würkung auf das ohr ausgeht, vollkommen gerechtfertigt, ja notwendig. die redescenen nun überwiegen in der nordg. erzähldichtung und in der mhd. blüte, einzelreden aber in der altengl. epik und in frühmhd. werken (s. 38). 'mit der zunahme der redescene gegenüber der einzelrede nimmt . . . die länge der reden ab' (s. 43). zwischen beiden steht der 'halbdialog' (von Fischer 'ansprache' genannt): 'nur einer spricht, die antwort wird berichtet oder in kurzer indir. rede gegeben' (s. VII), oder es folgt auf ein glied in indir. rede eins in directer (s. 42 ff). in der redescene wider kommt es auf die zahl der sprechenden personen an, ferner darauf, wie oft jede das wort ergreift. eingehend betrachtet wird zunächst der Beowulf: von seinen 38 reden stehn 20 einzeln (s. 38), dh. sie sind selbstgespräche oder bleiben unbeantwortet, was als besonderheit des stiles auffällt, da es nicht immer durch die sachlage oder den charakter begründet ist. die redescene geht über zwei sprecher und dreimalige redefolge nicht hinaus (s. 48), auch halbdialog findet sich (s. 42). Alexanderlied und Herzog Ernst entwickeln selbst in beratungen eines volkes mit seinem könig nicht scenen mit mehr als zwei sprechern (s. 51), das Rolandslied dagegen erreicht eine sehr hohe stufe und gelangt, seine vorlage selbständig umgestaltend, zu scenen von 10 gliedern mit 7 sprechern, von 16 gliedern mit 6 sprechern (s. 51). 'freie und geschickte verwendung der rede' zeigen auch Rother, Orendel, Oswald und Salman, im Or. und Osw. kommt es sogar zu scenen mit 3 sprechern (s. 52), mit zweien dagegen begnügt sich Heinrich von Veldeke, 'auch Eilhard, Herbort, Graf Rudolf, Moritz von Craon, (Chrestiens und) Hartmanns Erek' (s. 53) und Gregorius. 'ein trio bringt der Arme Heinrich', der Iwein deren 4, von denen aber nur das erste würklich durchgeführt ist, während eins formal in zwei duette zerfällt, die anderen die 3 person nach einmaligem sprechen verschwinden lassen. quartette und quintette findet S. (aufser im Rolandsliede) nur in den Nib., bei Wolfram und Gottfried. letzterer bezeichnet die höchste entwicklung. s. 58 ff legt S. scenarien der scenen mit mehr als zwei sprechern aus dem Tristan Gottfrieds (24) und dem Parzival (17) und in der zweiten tabelle nach s. 148 aus den Nib. vor[1]. er bespricht

[1]) in diesen scenarien geht S. aber manchmal von seiner oben erwähnten strengen forderung ab. so ist die 8 scene aus dem Parz. (s. 78) gewis inhaltlich ein ganzes, aber durch ein episches stück 352,27—353,12 (also durch 16 verse) unterbrochen, in die 10 (s. 79) fällt nicht nur die

besonders eingehend die composition der grofsen scene Trist. 9775 bis 9981 (s. 70—75), zieht hier die nordische fassung, anderwärts (s. 68 ff) diese, die altengl. und Eilhard zum vergleiche heran, stellt Gottfrieds kunst der Wolframs gegenüber (s. 77) und findet einen fortschritt in der zweiten hälfte des Nibelungenliedes gegenüber der ersten: jene verwendet — noch über Gottfried hinausgehend — auch das sextett und septett[1].

Das IV capitel (s. 87 ff) spricht 'über die verknüpfungen von erzählung mit rede und von rede mit rede'. Ernst Kossmann (Q.F. 57, s. 20) unterscheidet 'epischen', 'parenthetischen' und 'dramatischen' eingang directer rede. dem entsprechen bei S. die namen: redeankündigung (*dô sprach Heinrîch der kneht: . . ., er sprach: . . .*), redeerläuterung (*gerne, sprach Heinrîch, . . .*), fehlende ankündigung. 'als fehlende ankündigung gilt nur, wenn eine rede uneingeführt auf die . . . rede eines anderen einsetzt' (s. IV). wenn aber vor der rede etwas von dem sprecher erzählt ist (*Gaschier in mit dem zoume nam: iwer wilde wirt vil zam . . .*), so nennt dies S. 'freie ankündigung' (s. II u. 88)[2]. je nachdem nun die ankündigung

einführung des Liddamus 416, 17—30, die S. selbst s. 80 als 'groteske' unterbrechung bezeichnet, sondern auch erzählte rede Gawans 418, 23—26 und abermalige längere einführung von worten des Liddamus 418,27—419,1. — in der 27 scene der Nib. ist 'erzählung' von S. ausdrücklich vermerkt; dies sollte dann aber auch an anderen orten geschehen, so 1031. 1824,4. 2035. 2134 f. 2139. auch die von S. (s. 86) erwähnten 'epischen stellen' 2129,2—4. 2035 sind im scenar nicht angegeben. ganz folgerichtig scheint es mir überhaupt (trotz s. 86 z. 4 ff) nicht, dass S. 'hier' ungeachtet dieser einschaltungen, die sich doch gewis dem ohre bemerkbar machen, nicht 'eine kette mehrerer scenen', sondern eine zusammenhängende scene annimmt. — im scenar der Nib. wäre einiges richtigzustellen: sc. 2 muss es heifsen 149 Gernot (nicht Siegfried), 153 Siegfr. (fehlt bei S.), 154 Gunth. (nach meiner meinung beginnt jedoch mit 153 ein dialog zwischen Siegfried und Gunther). — nach der 9 sc. fehlt die beratung 638 ff: 638 die drei könige der Burgunden, 639 Giselher allein, 640 Siegfried, 641 Kriemhild, 642 Gernot. — in der 15 sc. ist nachzutragen 1075 Giselh. dagegen gehören 1084. 1085 nicht hieher, sondern schon zu 16. 1381 spricht nicht Ezel, sondern Gunther. — die 25 sc. beginnt schon mit 1398, 4. — in sc. 27 ist zu ergänzen 1477 Hadb., der name Siglint gehört zu 1479, 'erzählung' zu 1478. — warum heifst es vor 1531 nicht 29, sondern 28a? — 1828 ist ein druckfehler für 1928.

[1] jedoch unterbrochen durch 'kurze epische stellen'. (s. die vorige anm.) — dass in scenen der zweiten hälfte 'die bühne von anfang an voll ist' (s. 85), bedeutet wol keinen durchgreifenden unterschied. das kommt auch im ersten teil vor, so gleich in S.s 1 redescene 119 ff. S. sieht ferner 'die aufgabe . . ., das eintreten einer neuen person episch würkungsvoll zu gestalten, . . ., nur in scenen der zweiten hälfte gelöst. so wenn das gedicht das kommen Rüdigers vorbereitet dadurch, dass uns in gesprächsform vorgeführt wird, wie die Burgunden ihn sehen und sein kommen als ein glückliches oder unheilvolles deuten 2109 f'. ich meine, ebenso würkungsvoll und mit ganz ähnlichen mitteln wird doch auch die ankunft Siegfrieds in Worms (80—103) oder die ankunft Gunthers und seiner begleiter in Isenstein (393—395) angekündet.

[2] in der 1 tabelle nach s. 148 macht S. diese unterscheidung nicht, sondern rechnet offenbar die ausdrückliche und die freie ankündigung zu-

einen ganzen vers füllt, mit dem versende schliefst oder innerhalb des verses, je nachdem die erläuterung im ersten verse gegeben wird, auf diesen oder mehrere verse folgt, und je nach ihrem umfange ergeben sich mannigfaltigkeiten rhythmischer gliederung. ebenso macht es einen unterschied, wo die rede schliefst: im verse, mit dem ersten verse eines reimpaares oder mit dem reimpaare. S. macht darauf aufmerksam, dass in einführung und schluss directer rede schon Virgil weit mehr freiheit und abwechslung zeigt als Homer (s. 94 ff). wie verschieden nun die deutsche dichtung vom 9 bis zum 12 jh. hierin verfährt und welche besonderen würkungen hiedurch erzielt werden, ist gegenstand der weiteren erörterungen und zusammenstellungen des verf.s. die von ihm gebrauchten ausdrücke sind gut gewählt und erweisen sich als brauchbar, die bunte und zunächst verwirrende fülle der hieher gehörigen erscheinungen in wenige übersichtliche kategorieen einzuordnen. — vielleicht darf ich zu diesem puncte einen beitrag liefern: der dichter hat nicht nur mittel, den beginn directer rede anzukündigen, er kann auch ausdrücklich — uzw. natürlich ganz knapp oder breiter — sagen, dass sie nun aus ist und dass nun die erzählung fortfährt. am einfachsten mit einem *ἦ καὶ* . . ., dixerat et . . .; ein hinweisendes wort kann hinzutreten: *ὣς ἔφατ᾽, ὣς φάτο, ὣς εἰπὼν* . . ., *ὣς ἄρα φωνήσας, sic ait, sic fatus, haec ita fatus, talia voce refert;* auch hindeutungen auf inhalt oder umfang des eben gesprochenen, auf begleitende umstände sind dabei möglich: *ὣς ἔφατ᾽ εὐχόμενος, ὣς φάτο δάκρυ χέων* (*χωόμενος*), *ὣς τώ γ᾽ ἀντιβίοισι μαχησαμένω ἐπέεσσιν ἀνστήτην, ὣς φάτ᾽ ἀπειλήσας, quae postquam vates sic ore effatus amico est, talibus orantem dictis, sic ait inlacrimans, Juppiter haec paucis, tantum effata* (oder Ovid in den Metam.:) *iusserat, finierat monitus.* derartiges gibt es auch in der germ. epik: Beow. 1160 f *Leóđ wäs âsungen gleómannes gyd.* 1493 *Äfter þæm wordum* . . . 2268 f *Swâ giômor-môd giohđo mænde ân äfter eallum.* 2818 f *Þät wäs þâm gomelan gingeste word breóst-gehygdum.* 3029 f *Swâ se secg hwata secgende wäs lâđra spella.* sehr häufig ist solches im Heliand, zb. 949 *Sô sprac thô jung gumo* . . . 1325 ff *Sô habde thô uualdand Crist for them erlon thar ahto getalda sâlda gesagda.* 1984 f *Habda thô te uuârun uualdandes sunu gelêrid thea liudi* . . ., 2658 f *Sô farmunste ina that manno folc endi sprâkun im gimêdlic uuord*; seltener bei Otfried, zb. II 24, 1 *Thiz lêrta Krist in uuâra joh managfalto mêra.* auch in der folgezeit stirbt diese erscheinung nicht aus. in der jüngeren Judith find ich 150, 10 f *du div rede gendeti wart,* 154, 19 f *unde also div rede ergan was,* 155, 9 *Dů si geruften genůge,*

sammen im gegensatze zu 'uneingeführter' rede. ich kann ihm darin nach meinen wahrnehmungen nur recht geben. ausführlicheres über die freie ankündigung und ihre verbreitung bringt S. s. 109 ff.

161, 2 *dv si du erwant uon dem gebete*, im Rother 3434 f *sus vermaz sich in deme ringe der hêre von Tengelingen*, in den Nib. 1689, 3 *sus reiten mit ein ander die zwêne küene man*, Kudr. 1437, 1 *Nâch dem selben worte . . .*, Virg. 168, 1 *Mit disen mæren . . .*, Erec 661 *Mit dirre rede . . .*, 7023 *Dô man der rede gar gesweic*, Wolfram, Parz. 457, 1 *Dô disiu rede was getân*, Tit. 73, 1 f *Diz was der anevanc ir geselleschefte mit worten.* Gottfried, Trist. 5198 *mit diser rede . . .*, Konrad, Herzem. 213 *Hie mite was diu rede hin.* — vielleicht wär auch dies[1] einmal einer untersuchung wert.

Unter den arten directe rede vorzubereiten, hebt S. die erläuterung besonders hervor: sie hat bisher nicht die gebührende beachtung gefunden, erst Heusler aao. würdigt sie eingehend; sie ist 'wol das declamatorisch würkungsvollste kunstmittel der redetechnik der mhd. erzählung' (s. 104). S. wendet sich gegen Behaghels meinung, dass die grofse anzahl dazwischengeschobener *sprach er* und *sprach si* ein blofses 'füllmittel' sei: sie tritt vielmehr bei guten dichtern 'an die stelle der natürlichen sprechpause', dient also der gliederung der rede, dem bedürfnisse, 'einen redeteil oder auch die ganze rede nachdrücklich zu betonen oder zu beschliefsen' (s. 107). die in der zeile einsetzende erläuterung (*ouwê, sprac si, ich dombe*) nennt S. die 'höfische' im gegensatze zur 'volkstümlichen', die nach der ersten zeile eingefügt ist (*wol vergolten hân ich thir, sprach der helet Olivier*). letztere ist 'für das Rolandslied, Herzog Ernst, Nibelungen, Gudrun, Wolfram die regel im gegensatze zum stil Veldekes, Hartmanns und vor allen Gottfrieds' (s. 107). dies zu erweisen ist eine übersicht über den sachverhalt in 14 dichtungen vom Rolandslied bis zum Tristan vorgelegt (s. 108)[2]. — auch die wahl des redeschlusses mit reimpaar oder mit reimzeile (oder innerhalb des verses) erfolgt bei dichtern die diesen namen verdienen, nicht willkürlich oder aus reimnot, sondern ist ein mittel der charakteristik und gliederung, was S. an treffenden beispielen (besonders aus dem Tristan) deutlich macht (VI cap., s. 120 ff).

Schon das II cap. hat die chorrede, das selbstgespräch und die gedankenrede behandelt. auf feiner empfindung beruht die sonderung dreier arten der chorrede s. 14 f. in ihrer ver-

[1] man könnte die erscheinung, die sich natürlich auch in der modernen erzählung findet, etwa redeerledigung nennen. sie ist nicht zu verwechseln mit jener erläuterung, die auf die rede folgt: *'gerne', sprach Heinrich.* (die rede ist meist kurz)

[2] ich bringe hier allerdings (mit S.s zahlen) für das Rolandslied 39 und 61 (statt 41 und 59) und für Eilhards Tristrant 33 und 67 (statt 31 und 69 procent heraus. auch gibt S. für die gesamtzahl der fälle auf s. 108 mehrmals andere ziffern an, als in der tabelle am schlusse des buches, so für das Rolandslied einmal 38, dann 34, für den Herzog Ernst zuerst (ohne angabe der fassung) 15, das andere mal für die älteste fassung 11, für die strophische bearbeitung 1, für Veldekes Servatius (S + 13 =) 21, dann 19, für Hartmanns Iwein anfangs 15, später 20.

wendung erkennt S. starke unterschiede oder gegensätze zwischen der Chanson de Roland und dem werke des pfaffen Konrad, zwischen dem franz. volksepos und Chrestien sowie Hartmann, zwischen Gottfried und Wolfram und führt sie auf geschichtliche und persönliche gründe zurück. selbstgespräch kennt schon das Hildebrandslied, die Edda, der Beowulf und der Heliand. im monolog der mhd. blüte ist neu: 1. dass die einleitung oft von der der gewöhnlichen rede verschieden ist, und 2. dass nun auch gedachte oder doch nur ganz leise gesprochene monologe aufkommen. nahe verwant ist das gebet. in der höfischen gedankenrede fällt als stofflich neu die liebesdialektik am meisten auf, ist aber künstlerisch am wenigsten wertvoll (s. 31). — anhangsweise bespricht der verf. im VII capitel (s. 131 ff) den 'fingierten dialog [zb. zwischen dem dichter und frau Minne oder frau Aventiure oder zwischen Zorn und Wîpheit] und das gespräch des dichters mit seinen hörern bei Hartmann, Gottfried und Wolfram' und weiſs auch aus der anwendung dieser 'die erzählung anmutig unterbrechenden und belebenden stilmittel' schlüsse zu ziehen, die sich in die bekannten charakterbilder dieser drei groſsen höfischen epiker gut einfügen.

Die grundgedanken des buches, das nach Fischers und Heuslers untersuchungen einem wirklichen bedürfnis entgegenkommt und selbst wieder zu neuen arbeiten anregt, halt ich für richtig. dass eine seiner stärken in den 'wertvollen stilanalysen einzelner stellen' ligt, hat schon Rosenhagen in einer besprechung in der DLZ. 1910 nr 9 sp. 550 ff mit recht hervorgehoben. dem wunsche des verf., es möge auch die dichtung des 13 und 14 jh.s unter seinen gesichtspuncten untersucht werden (s. 86), kann ich mich nur anschlieſsen. ua. wird es, mein ich, interessant sein, zu sehen, wie sich — etwa in der entwicklung der redescene — die andern fassungen der Nibelungen verhalten. anerkennenswert ist die frische der darstellung, die unter dem mühsamen durcharbeiten und durchzählen des ungemein reichen materials nicht gelitten hat, und die wärme mit der der verf. seinen gegenstand behandelt, und die auch auf den leser würkt. das rein statistische wird freilich noch der nachprüfung und der mitwürkung mehrerer hände bedürfen. um hiezu auch etwas beizusteuern, leg ich zum schlusse zusammenstellungen über die redeeinführung im Rother, im Iwein und in Gottfrieds Tristan vor. sie mögen deshalb nicht überflüssig sein, weil S. nur die ergebnisse seiner zählungen abdruckt, nicht aber, wol mit rücksicht auf den umfang seines buches, die belege. das macht das nachprüfen und eine entscheidung, wenn sich ein anderes resultat ergibt, recht schwer. in den genannten dichtungen zb. stellen sich die ergebnisse des verf.s, verglichen mit den meinigen, die ich in klammern folgen lasse, in der reihenfolge von Schwartzkopffs columnen so dar:

	rede schl	
	380	765
	420	813
	434	938
	450	944
	454	964
	462	982
	484	2000
	534	20
	542	60
	564	66
	626	82
	637	88
	681	112
	781	11
	743	126
	755	130

ßst im reimpaar (i		
503	27	479
521	31	487
511	43	489
611	79	*490*
669	101	491
755	*179*	493
955	209	495
977	211	509
983	519	529
983	[565]	547
019	[607]	745
299	[633]	859
501	[663]	865
583	739	883
593	759	923
517	781	947
519	913	*948*
543	5183	951
593	225	963
021	239	995
22	291	6061
	174 (= 51 °	

redeankündigung mit dem verse schließend					im verse		paar (im vers
493	5 376	542	626	504	176	157
740	385	661	951	752	466	169
743	487	720	984	777	834	177
771	579	801	991	786	976	185
979	651	857	16 033	1392	10 206	199
1237	6 230	11 207	190	2246	286	205
2357	362	232	221	248	424	225
394	603	269	372	821	500	233
438	824	322	544	3013	529	287
652	983	346	17 520	76	650	313
664	*7 653*	537	530	156	687	361
678	789	573	744	462	770	409
687	843	784	18 046	646	11 229	413
749	8 167	986	188	719	285	423
773	438	12 017	291	954	636	483
795	509	59	494	4145	674	499
909	527	127	657	319	12 032	537
3041	663	283	997	360	80	583
94	774	484	19 145	400	131	587
195	876	562	216	444	790	591
256	880	623	257	5040	796	593
360	9 168	727	412	117	882	629
363	276	757		124	888	637
370	311	919		185	13 194	639
596	352	13 300		383	216	649
638	382	310		390	225	*667*
687	453	334		6142	360	675
707	478	346		337	389	*676*
829	480	414		357	734	689
889	636	711		393	15 007	707
936	787	884		411	423	737
982	837	[14 125]		454	432	739
4014	901	480		811	522	745
24	977	714		966	16 226	773
76	10 012	720		7412	231	779
166	79	[828]		623	232	863
169	232	959		8362	17 488	887
282	288	983		391	18 194	11 075
310	314	15 476		482	883	77
328	471	583		695	885	231
376	484	616		9107		*233*
396	489					
Gesamtzahl: 147 (= 21 %)				81 (= 12 %)		)).

1) 5603 ist vielleicht besser als nach

TRISTAN.

s):

rede schliefst mit dem reimpaar.

235	887	105	506	368	384	446	836	768	746	952
243	*888*	177	750	374	406	492	848	778	756	956
249	909	219	754	376	448	508	850	806	766	958
277	917	221	758	462	452	520	856	842	788	968
345	921	225	776	540	602	538	900	888	794	978
347	925	425	782	544	836	548	956	11 048	852	984
361	13 137	521	1074	598	6138	564	958	58	892	15 002
417	141	585	226	658	196	678	968	72	898	20
483	195	619	236	680	224	732	976	220	922	422
577	*201*	633	284	682	232	790	10 036	230	926	472
579	209	727	392	686	258	798	110	234	13 200	530
581	215	733	508	712	336	886	112	236	218	610
582	217	*15 734*	542	718	356	888	146	268	224	948
595	221	957	996	830	392	9110	150	284	246	950
635	225	999	2230	832	410	170	186	286	302	960
675	301	16 015	246	856	432	250	194	296	316	990
751	309	193	366	922	476	286	204	304	322	16 040
787	359	225	398	924	608	296	206	312	344	228
967	377	231	530	968	810	312	210	352	360	230
969	391	235	686	972	826	330	220	420	388	232
973	397	251	728	974	830	368	230	478	400	242
031	415	391	752	978	836	386	270	538	406	266
61	693	17 467	782	980	980	402	340	578	410	624
81	719	469	806	990	7084	416	374	580	426	17 466
89	749	*471*	820	4018	134	426	390	602	454	468
91	881	471	840	58	610	464	408	608	702	470
93	931	487	912	92	618	474	462	622	736	472
129	14 007	529	924	100	626	484	476	648	890	488
130	69	535	932	138	634	496	488	710	910	532
285	401	749	3040	150	770	520	500	988	950	534
483	479	18 189	134	154	788	548	518	992	[14128]	18 048
487	481	195	156	162	790	556	522	12 010	142	260
489	493	261	164	168	802	562	528	14	224	362
493	497	289	194	210	808	590	530	32	464	404
495	499	673	204	312	812	596	626	100	574	604
495	601	885	270	320	884	616	640	126	586	648
763	713	19 259	274	330	8188	640	642	160	660	884
765	895	265	350	402	218	736	656	490	716	19 044
787	977		352	486	304	738	662	506	796	170
789	15 025		362	5038	368	794	672	572	[832]	218
383	31		366	382	436	828	694	632	910	414
										552

329 = (47 %).

Rother	158 (*145*) = 68 (*62*)%	22 (*31*) = 10 (*13*)%	
Iwein	68 (*84*) = 23 (*25*)%	148 (*168*) = 51 (*49*)%	
Tristan	113 (*147*) = 22 (*21*)%	54 (*81*) = 11 (*12*)%	
Rother	48 (*54*) = 20 (*23*)%	4 (*4*) = 2 (*2*)%	23(*18*)%
Iwein	20 (*17*) = 7 (*5*)%	55 (*73*) = 19 (*21*)%	43(*51*)%
Tristan	236 (*325*) = 46 (*46*)%	106 (*145*) = 21 (*21*)%	71(*53*)%

Ich lege, damit nicht bloſs behauptung gegen behauptung steht, meine stellen vor, um damit eine ergänzung zu der ersten tabelle S.s nach s. 148 zu bieten. das streben, recht zu behalten, zumal im bloſsen zählen, ligt mir fern: vielmehr erkenn ich des verf. verdienst um die ganze frage bereitwilligst an. ich möchte nur der sache dienen um die er sich so bemüht hat, und anderen die an ihr ebenso viel interesse finden, die arbeit erleichtern. — vorausgeschickt sei, dass unter redeankündigung immer der der directen rede unmittelbar vorangehnde vers citiert ist, auch wenn das verbum dicendi schon früher steht, zb. Iwein 814 (nicht 810), ebenso beim übergang aus indirecter rede in directe. [vgl. nunmehr die tabellen auf s. 139*. 139**, und für 139** auſserdem die nachfolgenden]

Bemerkungen zum Tristan: Die ankündigung 7653 ist ein fall des überganges aus indirecter in directe rede. — mehrmals geht einer durch erläuterung eingeführten rede auſserdem noch eine ankündigung voran, so in den oben citierten fällen 2693 3715. 4052. 6257. 8466. 10505. 10628. 10742. 11038. 11408 (freie ankündigung!). 11451. 14169. 14396. 14595 (aus indir. rede!). 15087. diese ankündigungen sind oben nicht ausgewiesen, weil sie nicht unbedingt directe rede erfordern und diese eben durch erläuterung einbegleitet ist. als doppelte einführung derselben rede ergeben sich aus meiner tabelle nur die fälle 1213 und 1214, 1452 und 1502. sonst hab ich überall wo in die schon einbegleitete rede derselben person noch eine einführung eingeschaltet ist, pause und somit zwei reden angenommen, zb. mit 7438 beginn neuer rede angesetzt, obschon Tristan von 7412 an spricht. die berechtigung hiezu glaube ich im inhalt der stellen zu finden (vgl. auch Schwartzkopff s. 128, dem ich hierin nur zustimmen kann). — einmal gehört ein redeschluss zu zwei ankündigungen: mit 14832 endet nämlich directe rede, die in directe rede aufgenommen worden ist. -- 2783. 4019. 9470. 10641. 10780. 13138. 14979 sind nachgestellte erläuterungen. — 1733 und 2480, wo der dichter sich selbst fragt, hab ich nicht als rede gezählt, auch nicht 4794, wo '*ein sælic man*' zwar zu einer antwort aufgefordert ist, aber die antwort nicht gibt (vgl. Schwartzkopff s. 140), wol aber 6984 ff, weil hier '*ein man*' (allerdings zugleich mit dem dichter) als würklich sprechend eingeführt ist. — diese fälle, in denen es schwer ist streng folgerichtig zu scheiden, verschwinden aber jedesfalls gegenüber der zahl jener, die sich glatt und rein erledigen lassen. — schlieſslich möcht ich noch an einem kleinen beispiel zeigen, wie sich derartige zusammenstellungen verwerten lassen: im verse schlieſsende redeankündigung find ich in zwei aufeinander folgenden zeilen nur an der stelle 16231. 16232: *Gilân sprach aber: . . ., Tristan sprach: . . .* das fällt in Gottfrieds werk geradezu auf. in dem viel kürzeren Iwein kommt es nicht nur öfter vor (1218. 1219; 4044. 4045; 5883. 5884), sondern es findet sich derlei auch dreimal hintereinander: 4210. 4211. 4212; das stärkste ist wol 3617 *sî sprach . . .*, 3618 *er sprach . . .*, 3619 *sî sprach . . .*, 3621 *sî sprach.* man vergleiche auch anfänge aufeinander folgender strophen in der Kudrun 401 *Si sprach . . .*,

402 *Er sprach* . . ., 403 *Si sprach* . . ., 404 *Er sprach* . . ., 405 *Si sprach* . . ., 406 *Er sprach* . . ., 407 *Si sprach* . . ., 408 *Dô sprach der degen Môrunc* . . ., 409 *Er sprach* . . . auch an so geringfügigen erscheinungen lässt sich die höhe der kunst Gottfrieds ermessen.

Graz. **Justus Lunzer.**

Gundackers von Judenburg Christi Hort. aus der Wiener handschrift herausgegeben von **J. Jaksche.** mit einer tafel in lichtdruck [= Deutsche texte des mittelalters, herausgegeben von der Königlich preufsischen Akademie der wissenschaften. band XVIII]. Berlin, Weidmann, 1910. XVIII u. 91 ss. g. 8⁰ — 4 m.

Mit aufserordentlicher raschheit erfüllt die Kgl. preufsische akademie ihr vor kurzer zeit gegebenes versprechen und beschenkt uns mit bisher unveröffentlichten deutschen texten des mittelalters in sorgfältig hergestellten handschriftenabdrücken, von denen uns jetzt, nach kaum sieben jahren, schon der XVIII band gedruckt vorligt. der vorliegende text erzählt in rührend naiver weise von der menschwerdung Christi, von seinem leben und wirken, und schliefst mit der bekannten halblegendarischen tradition, wonach die Römer unter Vespasian den tod Christi an den juden zu rächen kommen und der *vâlant Pilâtus* eines grässlichen todes stirbt. der bearbeiter des bandes hat demselben die einzige vollständige handschrift der Wiener Hofbibliothek zugrundegelegt, u. zw. nach einer ursprünglich von Weinhold angefertigten, dann widerholt collationierten abschrift.

Nach den von der akademie ursprünglich für diese editionen ausgegebenen 'Bestimmungen' sollte die einleitung jeweils nicht mehr enthalten als 'die nötigsten angaben über das publicierte werk', ferner 'eine genaue beschreibung der handschrift, in der über ihren inhalt, ihre provenienz, ihre graphischen eigentümlichkeiten usw. eingehend berichtet wird'. dass an dieser beschränkung nicht pedantisch festgehalten wird, sondern dem herausgeber ein gröfserer spielraum eingeräumt wird, muss anerkennend hervorgehoben werden. es wird dadurch (wie gerade im vorliegenden fall) dem herausgeber gelegenheit gegeben, gleich im anschluss an die hs.-beschreibung in gröfserer oder geringerer ausführlichkeit beobachtungen kritischer art anzufügen, wie sie sich ja bei der sorgfältigen bearbeitung eines textes naturgemäfs ergeben und als eine erste frucht der eigentlichen wissenschaftlichen verarbeitung des textabdrucks (die ja doch erst der hauptzweck des abdrucks ist) angesehen werden können. mit recht hat darum Jaksche im vorliegenden band, nachdem er die hs. ausführlich beschrieben, ihre lücken, die ziemlich regellose orthographie usw. gewissenhaft erörtert hat [1], auch vereinzelte phone-

[1] ob die capitelüberschriften der hs., was wahrscheinlich ist, vom schreiber derselben oder einem späteren herrühren, ist mir aus Jaksches einleitung nicht klar geworden; auch die beiden facsimiles geben darüber keinen aufschluss. — es ist dies nicht ganz uninteressant zu wissen, weil ja die verse des gedichts nicht abgesetzt sind, sondern fortlaufen.

tische oder sprachliche dinge, fälle von apokope, enklise, assimilation, sandhi udgl. (auf s. xvii) hervorgehoben. vom standpuncte des benützers muss man sagen: leider nicht ganz vollständig, um ein klares bild zu geben. es zeigt sich gerade hier, wie schwer die grenze zwischen blofs empirischer beschreibung und wissenschaftlicher verwertung zu ziehen ist: manches was auf den ersten blick als marotte des schreibers erscheint, besitzt schon sprachgeschichtliche bedeutung. ein paar solcher fälle hab ich ich mir notiert. die s. ix (freilich in anderem zusammenhange) erwähnte form *begrvbē* (= *begruob in*), überschrift nach v. 2144, ist eine sprachlich wichtige erscheinung, wichtiger als die viel schwächeren fälle der enklise, die J. auf s. xvii gesammelt hat, und hätte jedesfalls unter dieser erwähnt werden müssen. — dass die s. xi hervorgehobene form *tv̊nge* (= *dû twüege*) v. 1075 blofs graphisch zu beurteilen ist, scheint auch mir wahrscheinlich: der daneben verzeichnete zweite fall aber *gwengen* (= *si gewüegen*) v. 3087 lässt sich wol eher lautlich begründen; ein ganz analoges vordringen der nasalierung findet statt in v. 1463 *streuntens* (= *streuten si*) und 1468 *haindnisch* (= *heidnisch*). dies hat der herausgeber als sprachlich erkannt und daher mit recht im texte beibehalten.

Auch textkritische arbeit ist natürlich selbst bei solchen handschriftenabdrücken niemals ganz zu umgehn: die vielen besserungen oder besserungsvorschläge, die Jaksche, ferner vKraus, Sievers und Roethe im texte vorgenommen haben, sind nur zu begrüfsen; unter dem text ist jedesmal genaue rechenschaft gegeben.

Die lesartenbezeichnung wäre wol manchmal weniger umständlich und consequenter zu machen gewesen: 'v. 47. *dv.* hs. statt *den*' drückt man doch einfacher so aus: '47 *den*] *dv*'. oder zu v. 805 würde man doch schreiben: '*er* K] *dv*'; denn dass es sich auf das im text stehende wort bezieht, ist ja aufserdem durch die cursivschrift im text ganz unzweifelhaft deutlich gemacht. zu v. 449. 508 ua. ist dies dann auch richtig durchgeführt. — warum steht bei einzelnen lesarten (zu v. 47. 109. 116. 309. 611. 714 . . .) ausdrücklich 'hs.', während in den meisten fällen, wo doch sicher dasselbe, nämlich die zugrundegelegte Wiener hs. gemeint ist, dies wort mit recht fehlt (zu v. 28. 50. 59. 61. 95. 255. 258 usw.)? 'sandhi'-beobachtungen, wie v. 142 usw., wünschte man wol auch (neben dem s. xvii erwähnten einen fall v. 1833) in der einleitung übersichtlich zu sammengestellt. ebenso die verwanten fälle der 'lautsparung': v. 611. 4161. 2225 uö. die beiden fälle v. 991 und 993 fehlen in der s. xvii (scheinbar vollständigen) liste der 'ausstofsungen'. so hätte sich gewis ein noch deutlicheres bild von den schreib- und sprechgewohnheiten des schreibers gewinnen lassen. aber wer wollte dem herausgeber daraus einen vorwurf machen, dass

er aus der fülle des sich ihm unwillkürlich während der arbeit aufdrängenden stoffmaterials nicht alles mit gleicher wichtigkeit behandelt hat?

Nicht unterlassen sei es, auf die förderung hinzuweisen, die unsrer kenntnis von der mittelalterlichen schriftkunde durch die (gemäfs den bestimmungen der Preuss. academie) jedem bande beigegebenen ausgezeichneten facsimiles zuteil wird: an die 30 solcher widergaben in lichtdruck liegen uns bereits vor; die dem vorliegenden bande beigegebene bietet in der peinlichen exactheit, mit der sie das schriftbild der hs. in ihren verschiedenen zügen reproduciert, einen wertvollen beitrag zur mittelalterlichen paläographie.

Wien, september 1910. **Victor Junk.**

Erasmus Alber, das kämpferleben eines gottesgelehrten aus Luthers schule, nach den quellen dargestellt von **Emil Körner.** [= Quellen und darstellungen aus der geschichte des reformationsjahrhunderts hg. von Georg Berbig 15]. Leipzig, M. Heinsius 1910. VIII u. 203 ss. 8°. — 6,40 m.

Erasmus Alber hat, nach vielem unglück in seinem leben, in neuer zeit unter den litterarischen helfern der reformation das seltene glück gehabt, in Franz Schnorr von Carolsfeld den sorgsamsten biographen, in Wilhelm Braune einen idealen herausgeber zu finden. man hat beider werke abschliefsend genannt; das war nicht buchstäblich gemeint und ist auch nicht buchstäblich richtig, aber jede neue arbeit über Alber wird in ihrer daseinsberechtigung an jenen beiden gemessen werden müssen, zumal jede neue biographie an Schnorrs classischer studie. in zwei richtungen ist da ein fortschritt über den vorgänger hinaus denkbar: entweder so, dass die neue darstellung formell die alte weit hinter sich lässt und künstlerisch zur biographie abrundet, was sich bei Schnorr bescheiden als 'biographischer beitrag' bietet, oder aber, dass sie neue forschungen und funde bringt und damit unser wissen über Alber sachlich bereichert.

Ein akademischer beurteiler von Schnorrs buch hat (Anz. XXIII 175) einen tadel von dessen darstellung mit dem satz eingeleitet: 'Wenn ichs nicht wüste, dass der verf. einer grofsen bibliothek in musterhafter weise vorsteht, und wenn diese amtliche stellung nicht auf dem titelblatt angegeben wäre, ich würde es erraten, dass die schrift von einem hervorragenden bibliothekar herrührt'. eine beziehung zwischen beruf und darstellungsweise soll damit gewis nicht hergestellt sein, sonst könnte eine späte abwehr solcher kritik allerhand spitze fragen tun: ob nur trockene darsteller bibliothekar werden? oder ob nur sie es in diesem beruf zu etwas bringen? ob auch der einer guten darstellung geneigte und fähige stilist in diesem stande seinen tugenden ent-

fremdet wird? und ob, wer bibliothekar und akademiker zugleich ist, mit der einen feder flüssig, mit der andern hölzern schreibt? aber wir brauchen diese fragen nicht zu stellen; auch das ist ja bekannt, dass die bibliothekarische arbeit dem aufsenstehnden zu viel schreibwerk, pein- und pünctlichkeit zeigen muss, als dass sie gerechter würdigung auch ihrer wertvolleren und tieferen eigenschaften immer gewis sein könnte. das alles ist hier nicht zu entscheiden, in dem fall Alber aber, der hier allein zur rede steht, ist von zwei stilisten der bibliothekar entschieden der bessere gewesen, und kein leser, der die beiden bücher neben einander list, wird die sorgsam abgewogene darstellung Schnorrs, seine besonnene art für Körners teils wortreichen, teils abrupten, immer aber unerfreulichen stil und für sein mehr der kanzel als dem druck gerechtes pathos hergeben wollen. wer Luthers kampf um das abendmahl beschreibt wie K. s. 73: 'Luther verbarg nicht sein misfallen darüber, dass es die papisten nur unter einer gestalt zulassen wollten', wer einen satz stehn lässt wie s. 164: 'die ausführung des gesangbuchs ist nicht die einzige, die unterblieb', oder s. 150: 'er schwieg nicht etwa: das konnte und durfte er nicht; aber fein verteidigte er sich', dem ist es um darstellung als kunst nicht zu tun. wir werden dem buche wol nur gerecht, wenn wir auf den sachlichen gewinn blicken den es verspricht.

K. bietet sein werk als die frucht dreifsigjähriger mühen. er ist 1893 durch das erscheinen von Schnorrs Alberus überrascht worden und hat sein buch nach weiteren 17 jahren herausgegeben, erst nachdem er überzeugt sein konnte, dass nennenswertes über Alber nicht mehr zu finden sei. damit hat er gewis recht, und wenn sein fortschritt über Schnorr hinaus nirgends grofs ist, so gereicht das zunächst Schnorr zur ehre, nicht K. zum tadel: was an den orten wo Alber als lehrer, pfarrer, flüchtling geweilt hat, in den archiven der herren und städte denen er gedient hat, in der litteratur über die gegner, die ihm das leben schwer gemacht haben, irgend zu finden war, was in den zeitschriften historischer vereine über Albers umwelt aufschluss geben konnte, hat K. auf reisen, durch umfragen und mit einer wie es scheint erschöpfenden belesenheit zusammengetragen. dass er nicht alles in sauberer verwertbarkeit vorlegt, ist zt. gewis die schuld des druckfehlerteufels, mit dem auch andere bände von Berbigs sammlung in besonders hartnäckigem kampfe liegen. wir verbessern nur die störendsten: s. 2 z. 36 lis *Nidda* statt *Nidder*; 37 *östlichen* st. *westlichen*; 12, 5 *fro* st. *frow*; 20, 1 *stäupt* st. *stäup*; 45, 2 *Ausschluss* st. *Auschluss*; 47, 20 *aufsgelassen* st. *auffgelassen*; 48, 25 *welche* st. *welcher;* 62, 13 *hier* st. *sie;* 64, 22 *nicht wahr* st. *wahr*; 38 *mensch* st. *menschen;* 93, 5 *er die* st. *die*; 117, 9 fragezeichen st. punct; 121, 32 *Colacem* st. *Colagem*; 126, 29 *blumen* st. *beumen;* 128, 11 *on falsch* st. *vn falsch*, 22 *eine* st. *ein*, 28 3/4 st. 5/6, 36 z.

66 st. z. 67, 39 *vnuerzagt* st. *onuerzagt*; 130, 7 *waffens* st. *wappens*, 12 *waffen* st. *wapen*, 14 *jhrem* st. *jhren*, 16 *fahr* st. *gefahr*; 133, 19 *einholten* st. *einholte*; 139, 28 13 st. 33; 143, 14 fehlt hinweis auf note [1]); 161, 27 *frewt* st. *frevet*; 177, 4 *fabel* 48 st. 49; 185, 38 *Braune* st. *Braun*; 188, 47 *Leitzmann* st. *Beitzmann*; 192, 9 s. 270 st. 269; 10 *quosuis* st. *quouis*, 32 *sperare* st. *operare*; 193, 37 *O. Clemen* st. *A. Clemen*; 196, 41 *Egenolphum* st. *Egenolphrum*; *suarum* st. *sacrarum*; 197, 12 *ratsschulbibliothek* st. *ratsbibliothek*.

Näher beteiligt ist der verf. notwendig an der behandlung der citate: in den stellen aus Albers fabeln ist fast regelmäfsig *drumb* in *darumb* geändert (4, 37. 120, 28. 30. 37) und damit jedesmal der rhythmus zerstört. gleiches ergebnis haben die änderungen 8, 38 *sie dräwten vns des fegfewrs pein*, statt *sie drawten vns fegfewers pein*; 18, 9 *wer im lehrampt ist, der sey ...* statt: *wer nun im lerampt ist, der sey ...*; 25, 23 *gottes wort wirdt da gepredigt recht*, statt: *gotts wort wirdt jhn gepredigt recht*; 39, 12 *wann eim in seinem standt ist wol*, statt: *wann eim in seim standt ist zu woll*, uam. ganze verse sind in den citaten 40, 7. 56, 14. 120, 26 ausgefallen, umstellungen stören 174, 14 und 177, 19, ganz von versehen ist fast keines der längeren fabelcitate frei; der charakter von Albers sprache wird verwischt: 4, 25 lis *gezogen* st. *erzogen*; 39 *Zu mitter nacht, zu mittem tag* st. *In . . . mitten*; 39, 12 *seim* st. *seinem*; 17 *Thürnen* st. *Thürmen*; 19 *sicht* st. *sieht*; 56, 14 *ein* st. *einen*; 120, 9 *sihstu* st. *siehestu*; 34 *nieman* st. *niemand*.

Wider tiefer greifen bedenken gegen schlüsse, die K. aus seinem material zieht. aus den fabeln 11, 7 f *der ablafs war ein schwinder mann, wer jhn veracht, der war im bann* möchte K. s. 9 fast vermuten, Alber habe seiner evangelischen überzeugung wegen aus Mainz fliehen müssen. aus der beschreibung von Breslau fab. 19, 4 ff schliefst K. s. 44, Alber sei dort gewesen, er übersieht, dass der vers über die Oder 19, 15 *für Crossen fleufst die Neufs darein* widerspricht, denn vor den toren Crossens fliefst nicht die Neifse, sondern der Bober in die Oder, und wer von Küstrin aus nicht diese gegend hat kennen lernen, ist auch nicht in Breslau gewesen. s. 55 zählt als motiv für Albers übersiedlung vom lande Dreieich nach Butzbach der wunsch, seinem lieben Ursel nahe zu sein. aber Dreieich ligt etwas näher bei Oberursel als Butzbach. Brandenburger kämmereirechnungen sprechen von dem *frommen pfarrherrn E. Albero* — die stehnde redensart genügt K. s. 63 zu dem schluss: 'innerhalb der gemeinde hat er sich stets eines vorzüglichen rufes erfreut'. s. 175 überrascht der satz: völlig fremd ist ihm (Alber) der aberglaube'. Alber wäre der einzige Deutsche des 16 jh.s, von dem die behauptung gewagt werden könnte. aber er hat ein buch geschrieben 'Vom basilisken zu Magdeburg', das davon ausgeht, wie ein kapaun

ein ei fallen liefs ohne schale mit harter haut. hätten die leute das ei nicht gar zerknirscht und in die erde vergraben, so wäre ein basilisk daraus geworden, an dessen blick jeder hätte sterben müssen, der ihn sah. K. berichtet s. 139 selbst über dieses buch mit den worten: 'und Alber teilt ernstlich diese meinung'. zeugnisse für Albers massiven teufelsglauben hab ich Beitr. 28, 233 f gesammelt.

Nicht besser steht es mit K.s verhältnis zu den forschungen anderer. ein zusammenfassendes buch, das in den wichtigsten puncten seiner darstellung von dem zehrt was andere erarbeitet haben, sollte mit deren ergebnissen ratsam umgehn — das gegenteil ist der fall. Albers 40 fabel nimmt sich die nr 9 der neuen dunkelmännerbriefe zum vorbild, sie wäre dadurch ganz zum satirischen zeitbild geworden, entnähme der dichter nicht die schlusswendung aus seiner gewöhnlichen fabelquelle, der fabel des lateinischen Aesop 'De rana et vulpe'. Braunes ausgabe s. LIV f gibt denn auch beide quellen nebeneinander an. damit ist der quellenwert des stückes für Albers eigenes leben methodisch beschränkt: wer daraus schliefst, dass Alber in seinem frosch einen marktschreierischen quacksalber dieses namens habe verspotten wollen, ignoriert den lateinischen Aesop; wer aus den darin genannten universitätslehrern schliefsen will, wann Alber in Mainz studiert hat, setzt sich über das enge verhältnis zu Huttens satire hinweg. beides tut K. s. 6 f. — Erasmus hatte längere zeit das 'Judicium Erasmi Alberi de spongia Erasmi Roterodami' für den angriff eines pseudonymus und Hermann Busch für den verfasser gehalten. er wird aufgeklärt und schreibt am 10 dec. 1524 an Melanchthon: *Alberus ille censor Erasmi isthic agit ludi literarii magistrum in oppido Smach opinor.* Alber war ende 1524 schulmeister in Eisenach. da sich Erasmus jetzt über seinen gegner unterrichtet zeigt, kann man gar nicht umhin, in *Smach* fehler oder verdrehung oder witzelei für *Isnach* zu sehen, in *opinor* ligt die ganze bosheit des grofsen spötters, sein ganzes behagen an dem gelungenen witz. auf den zusammenhang hat Schnorr s. 14 überzeugend hingewiesen, von K. s. 22 wird die gute beobachtung bei seite geschoben. — Kawerau hat Hist. zs. 73, 492 gezeigt, dass sich Albers 'Newes tedeum' ebenso eng an Luthers 'Herr gott dich loben wir' anschliefst wie seine lateinische vorlage an den hymnus Ambrosianus, er hat damit die entfernung vom original bündig erklärt. K. s. 64 lenkt zu Albers hoher achtung vor dem geistlichen volkslied und zu seinem sittlichen ernst zurück und erklärt damit unzureichend, was bei Kawerau restlos gelöst war.

Die erforschung von Albers leben bietet uns hundert schwierigkeiten namentlich durch seinen steten ortswechsel. an dutzenden von orten hat er geweilt, und überall muss man auf spuren seines würkens gespannt sein; die zahl vervielfältigt sich, wenn man die

flüchtigern berührungen mitzählt, zb. den druckstätten seiner schriften nachgeht. Albers leben verrät nirgends eine beziehung zu Hagenau, seine übersetzung der 'Auslegung d. Johannes Brentzen über das buch Ruth' ist 1536 dort gedruckt, worauf K. s. 187 hinweist. anderes der art findet sich in Goedekes und Schnorrs nachweisen. ferner weitet sich die aufgabe dadurch, dass man darauf gefasst sein muss, auf anonyme schriften zu stofsen, die Alber zum verfasser haben können: das 'Judicium' ist ohne Albers zutun veröffentlicht, und nie gedenkt er seiner (K. s. 22). K. erkennt als echt schriften an, zu denen sich Alber nie bekannt hat: das lied von dem bock zu Leipzig s. 14. 90. 97, spottreime auf das interim s. 123, eine reihe kirchenlieder s. 160, das spottlied 'Vom Grickel interim' s. 121. 194. man mag in einem teil der fälle mit besserem recht Albers autorschaft ablehnen, die möglichkeit einer solchen anonymen tätigkeit ist zuzugeben, und sie erstreckt sich nach K.s eigner annahme von seinen anfängen bis in die späten kämpfe hinein. K. schlägt aber seinen eignen grundsätzen ins gesicht mit der art, wie er Albers anteil an den beiden frühen flugschriften leugnet, die ich ihm Beitr. 28, 228 ff und Archiv f. ref.-gesch. 5, 48 ff zugewiesen habe, dem 'Dialog von Luther und der geschickten botschaft aus der hölle' (1523) und dem 'Gesprächbüchlein von einem bauern, Belial, Erasmo Rotterodam und Fabri' (1524). K. wendet ein, worüber er sich sonst mit recht hinwegsetzt: Alber bekenne sich nirgends dazu, wie sonst zu seinen früheren schriften: damit wäre jeder indicienbeweis auf diesem gebiet unmöglich, das heer der flugschriften für uns in alle zukunft namenlos, die besten untersuchungen von Hartfelder, Böcking, Kück, Clemen, Lucke, Brecht, Lemcke, Burckhardt hinfällig. ferner: mit Speyer, das als druckort des gesprächbüchleins angenommen werde — zur druckerbestimmung führt vielmehr ein methodisches verfahren, das in fällen wie diesem durchaus sichere ergebnisse liefert und das der reformationsforscher schon um seiner nützlichkeit achten sollte, wenn er es nicht zu handhaben versteht — habe Albers nie beziehungen gehabt: dann wäre eine reihe schriften nicht von Alber, die seinen namen auf dem titel tragen. gewis wird man fragen, ob der druckort zugleich der entstehungsort einer flugschrift sein kann, man wird aber im falle des gesprächbüchleins die frage verneinen müssen. Gustav Bossert, der gründliche kenner des damaligen Speyer, der übrigens Alber als verfasser des Dialogus bedingungslos gelten lässt, weifs als die einzigen Speyrer persönlichkeiten, die vielleicht als verfasser des gesprächbüchleins in frage kommen könnten, die domvicare Jacob Beringer und Johann Schwind zu nennen (Theol. litztg. 34, 273). für beide spricht nur die eine instanz, dass sie in Speyer lebten, wo das gesprächbüchlein gedruckt ist. bei Beringer wird diese instanz dadurch aufgehoben, dass sein verleger Grüninger in Strassburg ist (Zs. f. gesch. des

Oberrheins 56, 420), gegen Schwind spricht, dass er nach kurzer ablenkung durch die reformation sehr bald wider als katholik erscheint (das. 424). dagegen spricht für Alber ein complex von gründen, die ich auch heute noch für entscheidend halte. die sprachliche berührung der beiden schriften mit Albers sicherem eigentum und ihre rheinfränkische heimat muss K. zugeben (s. 14 und 184) — er irrt, wenn er meint, beides als zu allgemein bei seite schieben zu dürfen: die beiden indicien stehn mit anderen in einem beweis, dessen stärke in seiner geschlossenheit ligt, den zu widerlegen er nicht einmal versucht, dessen überzeugende kraft kenner Albers wie WBraune und OJensch anerkannt haben und dessen methode in vielen andern fällen zu sicheren ergebnissen geführt hat. mutwillig beraubt sich K. des wichtigen ausgangspuncts von Albers litterarischer tätigkeit — zum schaden seines buchs, das von hier aus einen anlauf zu selbständiger auffassung seines helden hätte nehmen können.

Freiburg i. Br. **Alfred Götze.**

Grillparzers Werke. im auftrage der reichshaupt- und residenzstadt Wien herausgegeben von **August Sauer.** erster band: Die Ahnfrau. Sappho. Wien und Leipzig, Gerlach & Wiedling 1909 [richtiger 1910]. CXII u. 481 ss. 8°. (mit Grillparzers bild nach einem aquarell von Moritz Michael Daffinger von 1827.) — 7,20 m.

Dass eine kritisch-historische, auf gründlicher durcharbeitung des gesamten handschriftlichen und gedruckten materials beruhende ausgabe von Grillparzers sämtlichen schriften ein wissenschaftliches bedürfnis sei, ist längst erkannt und ausgesprochen worden, zuletzt wol und am entschiedensten 1909 von Stefan Hock in dem herb tadelnden überblick über die bisherigen gesamtausgaben (Germanisch-romanische monatsschrift 1, 721 ff). wenn jetzt im auftrag der stadt Wien, der besitzerin von Grillparzers nachlass, August Sauer, der unbestritten beste kenner des dichters, als litterarhistorischer forscher und besonders als kritischer herausgeber vielfach glänzend erprobt, das lang erwartete und vorbereitete werk uns schenkt, so wollen wir zunächst seine gabe mit herzlicher freude und aufrichtigem dank willkommen heifsen.

Vorläufig ligt nur der erste band des grofsen unternehmens vor. eine knapp zusammenfassende, prachtvolle charakteristik von Grillparzers wesen und dauernder bedeutung eröffnet ihn. dann folgt eine kurze geschichte der bisherigen gesamtausgaben seiner werke und eine darlegung der grundsätze, die für anordnung und textgestaltung der neuen ausgabe gelten sollen.

Diese zerfällt in zwei getrennte abteilungen. die erste soll die werke der reifen zeit (seit 1816) enthalten, also die dramen, dramatischen fragmente, satiren und übersetzungen, die gedichte

und epigramme, die erzählungen, satiren und zum druck bestimmten aufsätze in prosa, die spanischen studien, die selbstbiographie und die andern schriften zur eignen lebensgeschichte. alles übrige kommt in die zweite abteilung: so die jugendwerke, die tagebücher, in die auch die litterarischen studien und die nicht für die öffentlichkeit bestimmten aufzeichnungen in prosa eingereiht werden sollen, die briefe und amtlichen documente. wie sich diese gliederung bewähren wird, wie weit sich zb. die ungleiche behandlung der studien zum spanischen theater und der sonstigen litterargeschichtlichen aufzeichnungen innerlich wird rechtfertigen lassen, darüber müssen uns erst die späteren bände vollen aufschluss bringen; so lange bleibe denn auch das urteil über diese fragen ausgesetzt. dagegen verdient das princip der chronologischen reihenfolge innerhalb der einzelnen gruppen unbedingte billigung. die kritischen bemerkungen und lesarten sollen diesen gruppen in selbständigen bänden angereiht werden. was ich gegen eine solche trennung von texten und lesarten einzuwenden hätte, hab ich vor einigen jahren bei besprechung der grofsen Wieland-ausgabe erwähnt, die dieses verfahren zuerst durchführte (Anz. xxxiii 294f). auch der misstand ist nicht zu unterschätzen, dass dabei die bände mit den lesarten gefahr laufen, erst einige jahre nach den texten zu erscheinen, dass also geraume zeit eine würklich kritische benutzung dieser texte nicht möglich ist. so lässt sich denn auch in unserm fall die wichtigste leistung des herausgebers, die textkritische arbeit, noch nicht ordentlich nachprüfen.

Die grundsätze, an die er sich zu halten verspricht, sind in der hauptsache unstreitig richtig. besonderer beifall gebührt der peinlich genauen sorgfalt, die Sauer der interpunction Grillparzers widmet, und seinem bestreben, die echte interpunction des dichters, die in den drucken oft willkürlich verändert erscheint, so viel als möglich aus den handschriften widerherzustellen. ein schönes beispiel, wie recht er daran tut, bietet gleich im ersten bande vers 243 der Ahnfrau. die handschrift liest hier *Mit dem Dolch, den Augen dräuend* (die räuber bedrohen Bertha mit dem dolch und den augen); die drucke lassen das komma weg, so dass die augen Berthas durch den dolch der räuber bedroht scheinen. noch in der fünften gesamtausgabe fehlte das komma; erst jetzt ist es wider in seine rechte eingesetzt worden.

Dagegen kann ich Sauers behandlung der Grillparzerschen rechtschreibung nicht glücklich finden. die reifen werke in der ersten abteilung lässt er in der jetzt geltenden orthographie drucken; für die ganze zweite abteilung hingegen, die dramatischen entwürfe und fragmente und alle lesarten will er die originalschreibung des dichters unverändert beibehalten. und selbst bei dieser inconsequenz bleibt er noch nicht stehn, sondern auch in jenen reifen werken richtet er sich bei den zu-

sammengesetzten wörtern und den grofsen anfangsbuchstaben nicht nach modernem gebrauch, sondern nach dem wechselnden verfahren der handschriften. wozu diese halbheit, dieses compromiss zwischen Grillparzers schreibung und der heutigen orthographie, das sich auch mit den von S. angeführten worten Karl vRaumers nicht mehr verteidigen lässt? hätte würklich die etwas ältere, echte rechtschreibung des dichters das grofse publicum, soweit es nämlich überhaupt eine teure, historisch-kritische ausgabe kauft, ernstlich abschrecken können?

Die einleitungen und anmerkungen zu den einzelnen werken, die vornehmlich der quellengeschichte und der erforschung von Grillparzers sprache und stil dienen sollen, sind eine sehr erwünschte zugabe, doppelt willkommen, wenn sie inhaltlich so reich und für die weitere forschung so anregend sind wie in diesem ersten bande.

Er bietet die Ahnfrau in doppelter fassung: nach dem letzten vom dichter selbst durchgesehenen druck (1844) und der allerersten handschrift (vom august und september 1816), und Sappho nach der vierten auflage (1856). die erste handschrift der Ahnfrau ist hier ohne jede spätere änderung des verfassers, daher genauer nach ihrem ursprünglichen wortlaut widergegeben, als in der früheren veröffentlichung von Josef Kohm (Wien 1903), in der die rechtschreibung und interpunction dem modernen gebrauch angepasst und vielfach auch nachträgliche änderungen Grillparzers an die stelle der ersten niederschrift getreten sind. Schreyvogels bemerkungen zu vielen versen der hs. verzeichnet S. getreulich; den weisungen des älteren freundes folgte Grillparzer meistens, doch nicht immer: oft genug hielt er trotz ihnen an dem einmal geprägten ausdruck fest.

Sehr eingehend beschäftigt sich die einleitung zur Ahnfrau mit den wichtigsten quellen des dramas, der geschichte des französischen räubers Mandrin in deutscher bearbeitung (vermutlich nach einem druck von 1815 oder 1816) und dem einem englischen muster nachgebildeten schauerroman 'Die blutende Gestalt mit Dolch und Lampe'. S. untersucht, gestützt auf die reichsten bibliographischen kenntnisse, diese vorlagen Grillparzers und zugleich auch die quellen, aus denen sie wider schöpften, ja selbst die bearbeitungen und übersetzungen, die diese quellenschriften erfuhren, weit über die grenzen hinaus, die für die Grillparzerforschung im engeren sinne zu ziehen wären. dabei wird aber deutlich, wie ergiebig diese vorlagen auch andern, berühmten und unberühmten schriftstellern erschienen. auch sonst weist S. auf die mannigfachsten anregungen hin, die der junge dichter aus der unmittelbar vorausgehnden litteratur gewinnen konnte, ohne jedoch unvorsichtig aus äufseren ähnlichkeiten sogleich auf einwürkungen solcher verwant scheinenden werke zu schliefsen. eigne und fremde frühere forschung verwertet er dabei gewissen-

haft, bald zustimmend, bald berichtigend (auch eignen ehemaligen vermutungen gegenüber, vgl. s. L); das ganze soll, indem es das bisher geleistete kritisch zusammenfasst und abschliefst, zugleich den anfang zu neuer litterargeschichtlicher untersuchung auf zuverlässigerer grundlage bilden.

Die hinweise auf eine solche künftige forschung sind fast noch mehr in den anmerkungen als in der einleitung zu suchen. eine ungeheure fülle der fleifsigsten, meist auch der treffendsten beobachtungen schüttet hier S. vor dem dankbar nachprüfenden leser aus. wir finden zahlreiche sprachliche bemerkungen zu grammatischen freiheiten, mundartlichen und landschaftlichen wendungen, ausdrücken der umgangssprache, veralteten wörtern oder wörtern, die Grillparzer in ungewöhnlicher bedeutung braucht. dann wider stellt S. nachbildungen von Bibelworten, von versen Schillers, Goethes, Zacharias Werners, Müllners, AWSchlegels (in seinen übersetzungen aus Calderon) ua. zusammen, anklänge an sonstige dichtungen Grillparzers, besonders auch an die zeitlich nahe liegenden dramen und dramatischen fragmente, überhaupt lieblingsausdrücke des dichters, häufig widerkehrende worte und wortverbindungen, die er zur ausmalung bestimmter empfindungen, stimmungen, gedanken, situationen verwendet; bisweilen erhalten wir auch einen wink, wie spätere sänger einzelne seiner wendungen nachzubilden suchten. auf mehrfach vorkommende reimverbindungen, auch auf unreine reime, beabsichtigte assonanzen, gelegentlichen dreireim, auffallend metrisch-strophische gestaltungen werden wir aufmerksam gemacht. besonders aber decken die anmerkungen manche kleine inhaltliche übereinstimmung der Ahnfrau mit älteren werken auf, deuten auf antike anspielungen des dichters, auf allerlei anregungen durch seine lectüre, die sich in den einzelheiten der scenischen vorgänge wie der charakterzeichnung verraten. namentlich der zusammenhang der Ahnfrau mit den schicksalsdramen wird so auf das allerdeutlichste erhellt: bald trägt S. alles auf den äufsern schicksalsapparat bezügliche in Grillparzers drama, bald besonders beliebte worte, bilder und gleichnisse, vorstellungen, empfindungen, anschauungen zusammen, die es mit den älteren schicksalstragödien gemein hat, bald beobachtet er die verschiednen fälle, in denen das wort *Schicksal* oder eine seiner umschreibungen vorkommt, bald die abwechselnden ausmalungen des criminalistischen, und was dergleichen mehr ist.

Auch hier wider verwertet er sorgfältig alle brauchbaren vorarbeiten (von JMinor, GWaniek, OELessing, HKüchling ua.), führt aber die forschung durchweg selbständig und erfolgreich weiter. zwar mag man zweifeln, ob alle die fleifsigen zusammenstellungen, die er bietet, notwendig waren und wahrhafte förderung der wissenschaft versprechen; so wenn er zu v. 33 einige dutzend beispiele für den gebrauch der eigenschaftswörter *dunkel, düster, finster, schwarz* in der Ahnfrau sammelt oder ein andermal alle

substantiva der furcht und des schreckens oder sämtliche bezeichnungen für sünde und strafe, die in dem drama begegnen, aufzählt usw. mag sein dass hier öfters des guten zu viel getan ist; in den meisten fällen aber erkennt der schärfer zusehende sofort den wissenschaftlichen zweck und den sichern oder wenigstens wahrscheinlichen gewinn, den die sprach- und litteraturgeschichte von diesem mit unermüdlichem fleiſs aufgespeicherten material ziehen kann.

Wo S. gegen frühere erklärer, besonders JAKilb, ankämpft, hat er immer augenscheinlich recht; seine eignen erklärungen geben nur selten anlass zu einer berichtigung. im anfangsvers der Ahnfrau *(Nun wohlan, was muſs geschehe!)* ist nicht, wie er meint, das verbum 'sein' ausgefallen, sondern der infinitiv 'geschehen', der aus dem folgenden conjunctiv 'geschehe' leichter zu ergänzen ist. zu v. 38—41 bemerkt er zweifellos richtig, dass der stil der Ahnfrau auf grellen gegensätzen beruht. dass aber gerade diese verse 'die widerholten ansätze zum neuen leben' in dem drama 'symbolisieren' sollen, scheint mir den einfachen worten Berthas gegenüber, die sich aus dem zusammenhange des gesprächs ganz natürlich erklären, mindestens nicht glücklich ausgedrückt zu sein. irreführend ist bei v. 3124 *(Hab' ich doch gehört, gelesen Von der Stimme der Natur)* der hinweis auf zwei stellen in Werners Vierundzwanzigstem Februar, wo es von Kunz und seiner frau heiſst, sie könnten lesen und schreiben; gewis wollte Grillparzer mit seinen versen nicht andeuten, dass Jaromir kein analphabet sei.

Die einleitung und die anmerkungen zu Sappho sind (abgesehen von ähnlichen sprachlich-stilistischen glossen wie zum vorigen stück) hauptsächlich dem nachweis der quellen gewidmet, auf die S. hier teils zuerst, teils bestimmter als frühere forscher unsre blicke lenkt. er zeigt einleuchtend die von Grillparzer selbst geleugnete abhängigkeit seines dramas von dem roman 'Corinne' der frau vStaël; noch mehr aber betont er im einklang mit einer von ihm angeregten, vorerst aber noch nicht veröffentlichten abhandlung des professors Anton Träxler in Budweis die auſserordentlich starken und zahlreichen einflüsse, die Grillparzer von Wieland empfangen habe. aus seinen romanen sei die ganze schilderung des griechischen lebens in der Sappho geschöpft, aus ihnen und andern schriften Wielands seien die meisten frauennamen des trauerspiels genommen; zahlreiche einzelheiten in den äuſsern verhältnissen, aber auch in den empfindungen und deren ausdruck, in der sprache des dramas überhaupt werden unmittelbar auf Wieland zurückgeführt.

Unleugbar sind diese zusammenhänge zum groſsen teile richtig beobachtet und überzeugend nachgewiesen, und man wird künftig in Wieland tatsächlich einen 'centralautor' auch für Grillparzer sehen müssen. aber im einzelnen wie im ganzen schieſst S. da-

bei oft über das ziel hinaus, am weitesten wol, wenn er für die hauptcharaktere und die handlung des dramas die wichtigsten motive aus dem Agathon und Aristipp, einige auch aus andern dichtungen Wielands entlehnt sehen will. viele züge dieser art, die Grillparzer jenen romanen verdanken soll, fand er schon in der antiken überlieferung vor; andere bedurften wahrlich keines litterarischen vorbilds, um von einem echten dichter erfunden und herausgebildet zu werden. man möchte da gegen S. die treffenden worte anführen, mit denen er selbst 1893 Schwerings hypothese eines vermeintlichen vorbilds für Sappho zurückwies (Anz. XIX 320): 'da in den meisten fassungen der sage der sprung Sapphos dadurch motiviert ist, dass sie bei Phaon keine gegenliebe fand oder von ihm verlassen wurde, so setzen sie zugleich stillschweigend oder ausdrücklich die liebe zu anderen oder zu einer anderen voraus. tatsächlich nehmen alle gröſseren modernen dichtungen, das melodrama von Huber, der roman der Mereau, das drama der frau vStaël, eine andere geliebte Phaons an, und für ein modernes drama scheint der stoff ohne eine solche erfindung fast unverwendbar. auch die flucht Phaons findet sich bei Huber und Mereau: das meer- und inselhafte des stoffes forderte dazu gleichsam auf. gerade die einfachheit und natürlichkeit der motive macht die annahme von fremden anregungen überflüssig'. so sind denn auch gar manche ähnlichkeiten zwischen Wielands romanen und Grillparzers drama, die S. nachdrücklich betont, recht äuſserlich und aller wahrscheinlichkeit nach nur zufällig. schon der — von S. keineswegs übersehene — umstand, dass es sich bei den angeblichen vorbildern Sapphos stets um hetären handelt, muss unsre zweifel erregen, auch wol der weitere umstand, dass sich der gegensatz der künstlerin und des liebenden weibes bei diesen vorbildern nirgends auch nur angedeutet findet. völlig unverständlich ist es mir, wie S. bei Sapphos flehen zu den göttern (v. 381f) '*Löscht aus in dieser Brust vergangne Leiden, Vergangner Freuden tiefgetretne Spur*' an 'Danaes hetärenjugend' denken kann!

Gewis mögen manche äuſserlichkeiten den romanen Wielands nachgebildet sein; aber auch da scheint mir S. oft zu weit zu gehn. so soll Sapphos aussehen, wenn sie als siegerin in die heimat zurückkehrt (vor v. 43), an die schilderung Apolls im Agathon (II 17 bei Hempel) erinnern. die ähnlichkeit besteht darin, dass beide eine goldne leier in der hand halten. im übrigen ist Sappho 'köstlich gekleidet'; Apoll ist von einem silbernen gewand umflossen, das von tausend edelsteinen funkelt — von silber und edelsteinen sagt aber Grillparzer nichts. Apoll hat 'goldene locken', die ihm um die weiſsen schultern flieſsen, und eine krone von strahlen auf dem haupte. Sappho trägt nur den siegeskranz (von dürren blättern, vgl. v. 410); von ihren haaren ist

zunächst überhaupt nicht die rede, aber später (v. 233) werden sie rabenschwarz genannt. was bleibt nun hier, aufser dem wenigen das sich ganz von selbst aus der situation erklärt, an ähnlichkeiten zwischen der dichterin und dem gott übrig? zu fragen derselben art können die anmerkungen zu v. 70ff. 80ff und vielen andern stellen herausfordern: schon das äufsere verhältnis in welchem die personen zueinander stehn, ist hier so grundverschieden, dass in diesen fällen an anregungen Grillparzers durch Wieland nicht wol zu denken sein wird.

Wie gefährlich das suchen nach parallelen bisweilen werden kann, zeigt die anmerkung zu v. 123f: *'Nur Eins verlieren könnt' ich wahrlich nicht, Dich, Phaon, deine Freundschaft, deine Liebe!'* bei den unmittelbar vorausgehnden worten Sapphos verweist S. auf entfernt ähnliche reden der Danae im Agathon, bei den folgenden auf verwante gedanken der Lais im Aristipp. die eben angeführten zwei verse aber erinnern ihn an Agathons bekenntnis gegen Danae, dass er vor der blofsen möglichkeit, ihre liebe jemals verlieren zu können, wie vor der vernichtung seines ganzen wesens erzittere. ist es sehr wahrscheinlich, dass im geiste des dichters, dem die gestalt einer liebenden frau aus Wielands romanen vorschwebte, der dieser frauengestalt seine Sappho nachbilden wollte, plötzlich diese frau durch ihren liebhaber verdrängt wurde, der aber nach einem kurzen augenblick, nachdem er dem dichter zwei verse eingegeben hat, seinen platz wider an das weibliche vorbild abtritt? arbeitet die phantasie des würklichen dichters so äufserlich?

Auch wo S. einzelne worte auf Wielandische anregungen zurückführen möchte, ist nicht selten vorsicht geboten. so bedarf man für das von Sanders und Schwering kleinlich getadelte *lichtversagt* (v. 226) die stelle aus dem Agathon, so verlockend sie scheinen könnte, nicht zur erklärung, weil sich diese schon aus einem fragment von Sapphos eignen gedichten, das S. gleichfalls anführt, bequem ergibt. ebenso dürfte für die mehrfache verwertung des wortes *blöde* in der Sappho seine auch von S. (zu v. 245) erwähnte 'erweiterte bedeutung im dialekt' wichtiger als die vorliebe Wielands für diesen ausdruck gewesen sein. wenn Grillparzer ebenso wie Wieland die herrin von ihren sclaven 'gebieterin' nennen lässt, oder wenn bei beiden dichtern die liebende den geliebten einige male 'mein freund' anredet, so stellen sich diese und ähnliche bezeichnungen so ungesucht ein, dass sie für einen anschluss des jüngeren an den älteren dichter sicher nichts bedeuten können. S. ist überreich in der erwähnung aller solcher worte und stellen, aus denen man, wenn auch oft nur mit mühe, so etwas wie einen anklang heraushören könnte; die grofse menge der von ihm so zusammengetragenen parallelen erhöht aber die kraft des beweises nicht.

Ein äufserlicher irrtum ist ihm bei der anmerkung zu

v. 534ff untergelaufen. die scene, wie Melitta den becher verschüttet, den sie Phaon credenzt, scheint ihm 'gewis beeinflusst durch Wielands 'Diana und Endymion' XL 787 ff, wo Hebe den göttern credenzt'. die von S. näher geschilderte, lüstern-freche stelle befindet sich jedoch in 'Juno und Ganymed', wozu auch das citat aus der Hempelschen ausgabe stimmt. um eine einwürkung von diesen versen erfahren zu können, müste Grillparzer die 'Komischen Erzählungen' nicht in einer gesamtausgabe von Wielands werken, sondern in den ersten einzeldrucken gelesen haben, da 'Juno und Ganymed' in die späteren ausgaben nicht mehr aufgenommen wurde. das erschwert natürlich die annahme eines zusammenhangs der beiden scenen, deren ähnlichkeit ohnedies nicht grofs ist.

An kleinigkeiten sei zu s. 435, anmerkung über *Eppich*, eine hauptstelle für dieses wort aus Goethes diwansgedicht '*In tausend Formen*' usw. nachgetragen. ferner sind folgende druckfehler zu verbessern: s. 403 ist statt 'v. 1664ff' zu lesen: 'v. 1654ff'; s. 409 zu v. 2430f muss es 'Boleslavs' statt 'Borotins', s. 450 z. 3 '*tes*' statt '*te*' heifsen.

Ein sorgsam detailliertes register für alle im Grillparzerschen text enthaltenen namen schliefst den band ab. im ganzen wie im einzelnen ist er die frucht gewissenhaftester, wissenschaftlich überall fördernder arbeit; die zweifel, die hier gegen verschiednes geäufsert werden musten, sollen seinem hohen werte keinen eintrag tun. mögen bald weitere, ebenso reichhaltige, die künftige forschung ebenso anregende bände folgen! unser dank ist dem herausgeber schon jetzt gewis.

München, im april 1911. **Franz Muncker.**

Novalis, essai sur l'idéalisme romantique en Allemagne par **E. Spenlé** (Bibliothèque de la fondation Thiers, fascicle 2). Paris, Hachette & Cie, 1904. 373 ss. 107 ss. 8°.

Hebbel, Kleist und Novalis — das sind die drei am meisten umworbenen unter den modernen dichtern, über die ein buch geschrieben zu haben zum guten ton gehört. unter ihnen ist nur scheinbar Novalis der einfachste, weil von ihm nur ein paar schmale bände durchzuarbeiten sind, während Hebbel ein paar dutzend ausmacht. aber diese wenigen bände bestehn aus ein paar tausenden von fragmenten, aus denen ein jeder wider von neuem den versuch machen muss, den roten faden herauszuziehen; denn die vorarbeiten anderer kommen ihm nur wenig zu gute, nicht blofs weil sie nicht viel überzeugendes und unentbehrliches zu tage gefördert haben, sondern noch viel mehr, weil sich mit jedem neuen ausgangspuncte und mit jeder neuen themastellung auch die ganze aufgabe verändert. so ist eigentlich ein jedes neue buch über N. sui generis, ein versuch auf eigene hand, und

man wird vielleicht keinen andern autor in der weltlitteratur finden, der in jedem andern buch in so vielen hundert andern facetten spielt. das gilt nicht allein von dem indefiniblen charakter des helden selbst, sondern noch mehr von den gestirnen unter denen er steht: oder gibt es ein einziges buch unter den vielen, in dem etwa das verhältnis von Novalis zu Fichte, oder zu Schelling, oder sogar nur zu Friedrich Schlegel, soviel gutes und beachtenswertes auch im einzelnen gesagt worden ist, ich will gar nicht sagen abschliefsend, aber in den grundlagen überzeugend dargestellt wäre? und an diesen grundlagen fehlt es nicht blofs in dem philosophischen teile der arbeit, sondern auch in dem philologischen überall. daher denn auch etwas dilettantisches den meisten darstellungen mehr oder weniger anhaftet, während man umgekehrt wider zu loben hat, dass der fluch des bequemen nachsprechens sich hier vielleicht weniger bemerkbar macht, als sonst so oft in unserer wissenschaft, die so ganz auf einem inneren, künstlerischen und persönlichen erlebnis beruhen sollte, und doch gerade diesem fehler so gern verfällt. im ganzen muss man sagen, dass sich die Novalisforschung und die einzelnen forscher, widerum ganz im gegensatz zu unsern sonstigen erfahrungen, an viel zu grofse und schwierige aufgaben gemacht haben, für die die vorbedingungen noch nicht gegeben waren, und die nun immer wider aufs neue in angriff genommen und wider unerledigt bei seite gelegt werden. dazu kommt noch, dass Novalis sicher kein autor ist, mit dem man sich so ab und zu zur abwechslung auch einmal mit nutzen beschäftigen kann, oder aus dem man gar, wie es heute ja auch schon gelehrte gewohnheit ist, ein paar fleischstücke für den häuslichen suppentopf herausschneiden kann. Novalis fordert seine leute auf eine lange strecke des lebens ganz für sich, und meiner erfahrung nach muss man nach längerer unterbrechung immer wider aufs neue ganz von vorn bei ihm anfangen. ich darf hier mitreden, denn ich hab es schmerzlich genug erfahren, wie meine eignen, nicht blofs auf den philologischen teil der arbeit, sondern auf den ganzen Novalis systematisch angelegten arbeiten nicht blofs durch zeitliche unterbrechungen, sondern noch vielmehr durch die quer- und seitensprünge der forschung aufgehalten und aus der bahn gelenkt worden sind. und das ist auch heute wider der fall, wo ich mich endlich anschicken kann, die lesarten zusammenzustellen, und mir einer mit einer knall und fall inscenierten sammlung der briefe, ein andrer mit den von mir längst gesammelten lesarten der fünf originalausgaben der werke, die ohne die handschriftlichen lesarten natürlich nicht den geringsten wert haben und zweimal verzeichnet eine ungeheure zeitvergeudung darstellen würden, in die quere kommt. kann man sich überhaupt einen bessern beleg für das oben gesagte wünschen, als die tatsache, dass die für den inhalt, die form und die entstehung der Hymnen an die

nacht und der Geistlichen lieder so hoch bedeutsamen lesarten heute noch unbekannt sind? ja dass die meisten von ihrer existenz überhaupt nichts zu wissen, und zu meinen scheinen, dass Heilborn alles was in den handschriften enthalten ist mitgeteilt hätte? wir gelehrte brauchen nicht bloſs ein gesetz zum schutz des litterarischen eigentums, wir brauchen heute noch viel nötiger ein anderes gesetz zum schutz der interessen der wissenschaft; denn wenn die gelehrte buchmacherei so fort geht, werden wissenschaftliche arbeiten die mehr als ein halbes jahr in anspruch nehmen, überhaupt nicht mehr in angriff genommen werden.

Das buch von Spenlé ist die ausführlichste und umfänglichste monographie die wir bis heute über N. haben. sie beruht durchaus auf selbständigen und eingehenden forschungen und verliert sich nach der gewohnheit unserer geschätzten französischen fachcollegen nur gern in die breite, weil die verfasser nicht bloſs mit einem nichtdeutschen, also auch wol weniger sachkundigen leserkreise zu rechnen haben, sondern auch die eigene gelehrsamkeit nicht unter den scheffel stellen, und alles was sie gelesen und gelernt haben, auch gern wider an den mann bringen möchten, und wäre es auch bloſs in form einer bibliographie oder eines appendix. Sp.s monographie ordnet die äuſseren erlebnisse den innern unter; den eigentlichen faden der darstellung bilden nicht die relativ wenig ausgiebigen biographischen daten, sondern die geistige entwicklung des denkers und dichters. und es geht ein einheitlicher zug durch seine ganze darstellung, sowol des äuſseren als des inneren lebens. selbstverständlich gibt auch Sp. eine ausführliche darstellung des verhältnisses von Novalis zu den ästhetischen doctrinen der Schlegel; aber diese partieen seines werkes sind es doch nicht, wie man nach dem titel meinen könnte, die ihm die signatur geben. er selber legt vielmehr das hauptgewicht auf den geheimnisvollen hinter- und untergrund, den Novalis denken und fühlen aus den dunklen regionen der mystik, des Herrnhutertums, der freimaurerei, des occultismus und der psychopathischen richtungen, die damit im zusammenhang stehn, erhalten habe. gleich im eingang betont er glücklicher und kräftiger als seine vordermänner den starken einfluss des Herrnhutertums, von Zinzendorf, Lavater, Stolberg, auf den knaben. den zustand des Novalis nach dem tode Sophiens von Kühn sucht er mit der methode Krafft-Ebings zu ergründen und stellt die diagnose auf hysterische melancholie, die dann freilich auch für den helden Jean Pauls zutreffen müste, auf den auch Sp., wie früher ich in diesem Anzeiger (XXVIII 48), hinweist. in den Hymnen an die nacht sieht Sp. die krankhafte erscheinung des monoideismus, die er unter gar zu peinlicher ausdeutung des in nachthymnen doch sehr naheliegenden bildes von den mohnkörnern auf opiumgenuss zurückführen möchte. bei den Lehrlingen von Sais wird dann das freimaurertum stärker in anspruch genommen, als die

im 18 jh. so allbekannte sage vom tempel zu Sais und auch die dichtung von N. nötig machen, die doch auf ganz modernen naturphilosophischen voraussetzungen beruht. in der naturphilosophie nimmt Sp. zwar Ritter und seine Fragmente gebührend in anspruch, den er aher freilich noch mit den augen von Steffens und von Haym sieht und einen confusen kopf nennt, während ihm schon Du Bois-Reymond und Ostwald gerecht geworden sind; stärker aber scheint er doch den einfluss von Mesmer anschlagen zu wollen, der, so viel ich sehe, bei N. niemals direct genannt wird und nur durch seine anhänger und schüler auf ihn eingewürkt haben könnte. ich habe hier überall das gefühl, auf unsicherem boden zu stehn. das erste was nottut, scheint mir eine systematische ausnützung der massenhaften quellen die N. selber nennt und kennt, und seiner bibliothek, deren verzeichnis uns glücklicherweise erhalten ist. das ist der weg, auf dem wir litteraturhistoriker in diesen schwierigen fragen werden die hand anlegen und zu einigermafsen sicheren resultaten kommen können. den andern weg, die einzelnen gedanken von Novalis an die ganze entwicklung der naturwissenschaften anzuknüpfen, werden wir erst dann gehn können, wenn eine geschichte der naturwissenschaften vorligt, die uns die anknüpfung ermöglicht. aufs geratewol parallelisieren nützt hier nicht, da uns zu viele zwischenglieder unbekannt sind, und wir nie die sicherheit haben, dass wir vor der rechten schmiede stehn. und so kann ich gerade dem, worin Sp. selber das eigentlich neue seiner tüchtigen arbeit sehen will, am wenigsten abgewinnen, obwol sich nicht blofs die wissenschaftliche marotte eines einzelnen, sondern eine zeitstimmung, vielleicht auch nur eine mode darin ausspricht. denn auf dem wege von Sp. ist seitdem bewust oder unbewust Johannes Schlaf in der psychopathie von Novalis fortgeschritten, und auch Walzel operiert jetzt mit den trancezuständen; und die ganze litteratur des 18 und 19 jh.s unter das freimaurerzeichen zu stellen, waren in der jüngsten zeit mehr als einer bemüht.

Das buch von Sp. wird trotzdem als eine gründliche arbeit, und obwol es in manchen dingen rückständig oder überholt ist (der verf. glaubt noch immer an eine frühere redaction der Hymnen[1], gegen die die beschaffenheit des manuscriptes verwahrung einlegt), immer einen ehrenvollen platz in der litteratur über Novalis einnehmen und behaupten.

[1] bei erwähnung der Hymnen sei es mir erlaubt, auf einen merkwürdigen verstofs aufmerksam zu machen, der Spenlé in dem Appendice s. 66 bei dem citat der briefstelle passiert ist, auf die er, wie übrigens vor ihm schon Schubart, die datierung der Hymnen an die nacht gründen möchte. er redet hier von einer neuen poesie und religion der nacht; in dem briefe selber aber ist nur von einer religion der nacht die rede. das wort 'poesie' ist ein zusatz von Spenlé, der, wenn er würklich im briefe stünde, die sache allerdings sehr zu seinen gunsten wenden würde. er steht aber eben nicht in dem briefe.

Wien 29 märz 1911. **J. Minor.**

LITTERATURNOTIZEN.

The Minnesingers by **Jethro Bithell**, lecturer in german at the university of Manchester. vol. I translations. Halle, Waisenhaus 1909. XIV u. 208 ss. 8⁰. 5 m.

Minnelieder und sprüche von **Friedrich Wolters**. Berlin, vHolten 1909. 159 ss. 7,50 m. geb. 8 m. — Es ist bekannt, welche besonderen schwierigkeiten der übersetzung aus dem mhd. ins nhd. entgegentreten. die teuschende nähe der formen verführt zu gleichsetzungen, die abscheulich anachronistisch und stillos würken. in einer kunst nun die ganz stil ist, lässt sich das schwer ertragen. wie peinlich würkt es daher, wenn Wolters auf eine einleitung voll warmherziger einfühlung in das wesen des minnesangs und auch nicht ohne treffende charakteristik zb. Reinmars eine übersetzung folgen lässt, die fast nur wort für wort neue ausdrücke für die alten einsetzt. hat es einen zweck, zu schreiben:

Reitest du nun hinnen,
Der allerliebste Mann?
Du bist in meinen Sinnen
Für alle, die ich je gewann.
Kommst du mir nicht balde,
So verlier' ich meinen Leib.
Den möchte in allen Welten
Gott nimmer mir vergelten,
Sprach das minnigliche Weib?

Hier ist kaum eine zeile reines neuhochdeutsch; und '*so verlier ich meinen Leib*' ist grässlich, wenn man es als nhd nimmt. diese vom 19 in das 12 oder 13 jh. schielende compromisssprache geht noch hinter Simrocks anpassungsdeutsch zurück, und Simrock war doch ein dichter! aber nun list man dichter, die in nie wider erreichter kunst sich in der ausgleichung von syntax und prosodie frei bewegten, mit allen inversionen der reimnot widergegeben:

Die ist so künstereich, dass man ihr muss die meisterschaft gestehn . . . (s. 129).

was heifst, aus dieser sprache ins deutsche übersetzt:

Doch neigte sie mir dulden (s. 93)?

übersetzungsfehler wie im Spervogel 30, 30 (s. 24) oder Wolfram 6, 10 (s. 119) sind unschuldiger als diese entstellung einer freien und hohen verskunst in ein mühsames stammeln. wie durfte W. dieses *verkêren* unter den namen Stefan Georges stellen — eines grofsen meisters des strengen stils und der klaren sprachbeherschung?

Nicht nur die gröfsere leichtigkeit, vom mhd. zum englischen zu kommen, macht Bithells übersetzung ganz anders geniefsbar. dieser treffliche vermittler zweier nationen, deren litterarische

zusammengehörigkeit so merkwürdig schmal geworden ist, darf ein geborener übersetzer heifsen; als solcher hat er sich an modernsten deutschen poesieen bewährt (Contemporary German Poetry, London 1909, The Walter Scott publishing company). den raum den Wolters an eine zu schöne ausstattung verschwendet, nutzt er für eine ganz anders reichhaltige auswahl; ist es doch bezeichnend, dass diese von Neidhart nur ein gedicht aufnimmt, was denn doch dem urteil der Blätter für die Kunst über Heinrich Heine zu sehr entspricht. vor allem aber weifs B. sich vortrefflich in den individuellen stil hineinzuversenken. man vergleiche etwa, wie er Spervogels (s. 18) und Walthers sprüche (s. 90), Neidharts (s. 111) und Wolkensteins (s. 118) lieder übersetzt! oder man halte seine widergabe Reinmars von Zweter (s. 135) gegen die von Wolters (s. 129), der mit künstlicher nachbildung der strophe doch nichts von dem ton und stil des originals übermittelt! dabei ist dies keines der bestgelungenen stücke bei Bithell; das sind die volkstümlichen gedichte Walthers wie '*Under der linden*' (s. 68).

Mit altenglischer belesenheit setzt B. gern motti aus mancherlei sprachen wie obertöne über die gedichte; mit einer nicht mehr neuenglischen gibt er parallelen in den anmerkungen unter und nach dem text und manche gute erläuterung. das buch ist ein wahres vergnügen nach so viel mühseligen herüberstümmelungen. endlich beginnt sich jenseits des canals wider etwas interesse für deutsche gedichte zu regen; möge diesem buch eine ähnliche bedeutung beschieden sein wie Bürgers Leonore in W. Scotts widergabe! dazu wird denn hoffentlich auch der zweite band helfen, den vermutlich eine darstellung des minnesangs füllen wird.

Berlin, 24. 1. 10. **R. M. Meyer.**

Die entwicklung des politischen und exotischen romans in Deutschland. von oberlehrer dr **Robert Riemann** (beilage zum Jahresbericht der Oberrealschule und I realschule zu Leipzig, ostern 1911). 33 ss. 4°. — Eine gute arbeit, die in klarer kürze die entwicklung des romantischen romans (cap. 1) und des ihn beerbenden politischen und exotischen romans (cap. 2) überschauen lässt; offenbar ein teilstück einer beabsichtigten gröfseren darstellung, die etwa die gesamtentwicklung des romans seit der romantik in grofsen zügen zu schildern sich vorgesetzt hat. das für die herausgehobene linie wesentlichste ist mit geschmackvoller prägnanz gesagt, das alte mit einigem neuen zu einem lebendigen bilde vereinigt. besonders gelungen ist, in ihrer knappheit, die charakterisierung der 'Wahlverwantschaften' als eines romantischen werkes (s. 9 f), sowie die charakteristik der entwicklung Tiecks (s. 13 f), dessen teetischgespräche mit fug einmal verteidigt werden. eine gene-

ration, die sich an Fontanes romangesprächen entzückt, muss dem gesprächvirtuosen einer anders gearteten zeit auch sein recht lassen. sehr eindringlich und plausibel wird der einfluss von 'Dichtung und Wahrheit' auf Tieck hervorgehoben. das urteil über Eichendorff als romandichter (s. 17) ist hart, aber nicht ungerecht; technisch versagt der stimmungszauberer im roman denn doch gar zu sehr, und der geringe umfang seiner so intensiven begabung wird auf diesem weiten felde gelegentlich peinlich fühlbar.

Wie selbstbewust gegensätzlich trat der politische und exotische roman dem 1832 ('Maler Nolten') bereits überlebten romantischen roman gegenüber, und in wie vielem zehrte er noch von ihm! dies tritt im zweiten capitel mit wünschenswerter deutlichkeit heraus. wie schwer es der im guten sinne politische und sociale roman hatte zu sich selber zu kommen, wie langsam sich der wertvolle realistische kern aus dem exotischen roman herausschält, wie aber schliefslich doch eine aufsteigende linie von 'Wally' und 'Seraphine' und von den 'Epigonen' zum roman des nebeneinander, und weiter von Gutzkow zu Spielhagen, von Spielhagen zu Freytag führt, in dessen roman ('Soll und Haben') der freudige anschluss an die 'nüchterne' deutsche gegenwart erreicht ist: das alles wird nicht gerade in durchweg neuer auffassung (was auch kaum möglich wäre), aber in geschickter behandlung, mit treffender charakteristik und vielem guten im einzelnen (namentlich bei Gutzkow s. 29) vorgeführt. nicht fehlen durfte allerdings Immermanns Münchhausen mit dem 'Oberhof', in dem der fast romantikfreie (ganz ohne romantik kommt ja auch Freytag nicht aus) anschluss an die gegenwart wenigstens in bezug auf das landleben schon erreicht ist, und neben Gutzkow hätte Laube mit seinem so sehr typischen 'Jungen Europa' schon der stofflichen beziehung zu Freytag wegen (Polen!) mehr als nur genannt werden müssen. dass das neben vielem unzulänglichen in Gutzkows grofsen romanen gewis vorhandene gute und zukunftreiche (mut zur massenstoffbeherschung, manches geglückte in der charakteristik uam.) beifällig hervorgehoben wird, ist nur gerecht. principiell verdienstlich ist die behandlung des meist noch vernachlässigten exotischen romans (von Sealsfield bis Duimchen), in dem der alte abenteurerroman fortlebt.

Posen. **Walther Brecht.**

Der volksdichter Gottlieb Jakob Kuhn 1775—1849. von dr **Heinrich Stickelberger.** [Neujahrsblatt der Literarischen gesellschaft Bern auf das jahr 1910]. Bern. KJWyss 1909. 95 ss. 4°. 3 m. — Während Hebel immer als der eigentliche alemannische dialektdichter betrachtet wird, darf neben ihm GJKuhn nicht übersehen werden, der in manchen beziehungen sich als gerader gegensatz des Wiesentalers zeigt, und der besonders ein

talent besitzt, das diesem abgeht, nämlich das des liederdichters. seine besten producte sind bis heute lebendig geblieben, während ihr verfasser mehr und mehr der vergessenheit anheimfiel. St. bietet uns nun mit benützung des handschriftlichen nachlasses im ersten teil seiner arbeit eine biographie des conservativen pfarrers, dessen fester, aber etwas einseitiger charakter sich am klarsten zeigt, wie er im sogenannten Stecklikrieg als vicar von Sigriswyl mit seinen bewaffneten bauern zusammen auszieht, um die gegenrevolution zu unterstützen. die darstellung des lebens hat St. öfters gelegenheit geboten, ungenauigkeiten — sogar die angabe des todesjahres variierte bis dahin um 4 jahre — zu berichtigen; sie ist für die betrachtung des dichters insofern interessant, als sie ihn uns als eifrigen anhänger der alten regierung zeigt, der eine politische bevormundung des volkes durch staat und kirche verlangt und es bis an sein lebensende nicht reif genug für eine demokratische verfassung gehalten hat. diese seite seines charakters wird sich auch in seiner dichterischen tätigkeit nicht ganz verleugnen lassen.

Der zusammenhang zwischen leben und dichten ist bei ihm schon am anfang deutlich zu bemerken, da die politischen ereignisse ihn zu seinen ersten dialektliedern begeistern, da ferner sein wol am weitesten verbreitetes lied '*Ha amen Ort es Blüemeli gseh*', nach dem nachweis von St. als niederschlag eines persönlichen verhältnisses des vicars zu der pfarrerstochter Charlotte Masse, entstanden ist.

Von den poesieen Kuhns blieben seine meist politischen epigramme und fabeln manuscript. vergessen sind seine hochdeutschen lieder, in denen er sentimentalen vorbildern, wie Hölty, Matthisson und Salis folgte. doch möchte ich diese gedichte nicht allzuscharf von den spätern, mundartlichen getrennt sehen, da jene muster doch schon ein volkstümliches element enthalten, und da anderseits auch in seinen volksliedern der sentimentale ton nicht fehlt (vgl. 2 aufl. [1819] s. 40, 86, 91, 131; vor allem das 'Blüemli', dann auch die 'Sehnsucht nach der Heimat' und den 'Gemsjäger').

Lebendig geblieben ist Kuhn dagegen bis heute als dichter mundartlicher lieder, und als solchen stellt ihn St. im zweiten teil seiner interessanten arbeit mit recht neben oder über Hebel. er ist nicht erst durch diesen angeregt worden, vielmehr durch die unvollkommenen versuche eines JBHäfliger, werkmeister Haller uaa., hat aber wie die meisten dialektdichter später auch den einfluss des Wiesentalers erfahren, indem er dessen gemütlich-idyllischen ton und dessen humor, der dem politisch scharfen Berner weniger angeboren war, aufnimmt. der fortschritt den Kuhns lieder darstellen, beruht darin, dass er sich bei seiner hinwendung zum volkstümlich-mundartlichen liede würklich gesungene volkslieder, deren er eine gröſsere anzahl gesammelt hat. zum

muster nimmt: er denkt sich in die lage des volks (bei ihm = bauern und sennen) hinein, tiefer als seine vorgänger, und dichtet aus dessen empfinden, glauben und aberglauben heraus mit benutzung der ihm eigentümlichen sprachwendungen. wie er bewust künstlerisch arbeitete, hat St. aus einer vergleichung der 1 und 2 auflage dargetan, deren änderungen meist verfeinerungen, aber oft auch verflachungen bedeuten. nicht wenig zum erfolg der lieder hat Kuhns musikalisches talent beigetragen, das ihm erlaubte, die gedichte selbst zu componieren, wenn auch nicht alle auf die charakteristische weise wie sein erstes entstanden sind, wo ton und text zugleich geboren wurden. auch in den mannigfachen rhythmen die er zum ausdruck seiner empfindungen gefunden hat, erkennen wir diese musikalische gabe. wie schon angedeutet wurde, hat der volksdichter mit seinen liedern auch moralisch nützen wollen, hat auch in manchen diese absicht merken lassen; meist jedoch scheint ihm bei der production selbst dieser gedanke nicht maſsgebend gewesen zu sein.

Wenn noch ein versehen erwähnt werden soll, so möchte ich darauf hinweisen, dass s. 59 wol nicht von einer volksmäſsigen nachahmung des Kuhnschen ‘Chilter’ zu sprechen ist, da jene zwei strophen (mit einer dritten anfangsstrophe) sich schon in Kuhns hdschr. sammelheftchen von liedern, die aus dem volksmund geschöpft sind, finden; wir können also eher an eine nachahmung Kuhns selbst denken.

Basel. **Paul Geiger.**

Allerlei von theater und kunst. von dr **Rudolf Tyrolt.** mit dem bilde des verfassers. Wien und Leipzig, Wilhelm Braumüller 1909. 260 ss 8°. 5 m. — Auch heute, da der weg zur bühne, mindestens für den spielleiter, häufig durch die germanistischen seminare der universitäten führt, ist ein schauspieler der den doctortitel tragen darf, keine alltägliche erscheinung. Rudolf Tyrolt hat den dr phil. erworben, eh er zur bühne gieng. die gelehrte bildung war dem wurzelechten Steirer kein hemmender ballast, solange er auf den brettern sich bewegte. wol verlieſs er die bühne sehr früh, kurz nach dem anbruch der fünfziger, aber noch lebt in den dankbaren herzen der zeitgenossen die erinnerung an den lebensvollen, ernst und scherz gleichmäſsig beherschenden künstler, dessen starkes, durch buchgelehrsamkeit nicht gebrochenes temperament ganze menschen auf die bühne zu stellen verstand. Tyrolt ist ein denkender künstler im guten sinn des wortes. sein humor wurde von des gedankens blässe nie angekränkelt, und doch wuste er auch stets mit der feder seiner kunst zu dienen. von seinen schriften, die sin der bibliographie der theatergeschichte an wichtiger stelle stehn, fand vor allem der band ‘Aus dem tagebuche eines Wiener schauspielers, 1848—1892. erinnerungen und betrachtungen’

(Wien und Leipzig 1904) viel beifall. eine nachlese folgt jetzt nach, liebenswürdig und anheimelnd, auch wenn T. eifervoll gegen misbräuche auf dem felde seiner kunst sich wendet und etwa innere übelstände des Wiener Burgtheaters, dem er selbst angehört hat, aufdeckt, oder im sinne seines geliebten und geschätzten lehrers Heinrich Laube gegen den 'undramatischen quark' neuesten datums zu felde zieht, 'der ohne jede theatralische würkung sich auf den bühnen breit macht'. Laube ist Tyrolts abgott, und die zeit die Tyrolt unter Laubes leitung am Wiener Stadttheater verbrachte, gilt ihm als die schönste und ergebnisreichste phase seines lebens. die jahre von Tyrolts reifster kunst gehörten dem Wiener Volkstheater; inzwischen war er am Burgtheater tätig gewesen. doch das liebe anheimelnde haus an der Seilerstätte, das 1884 durch einen dummen zufall ein opfer des feuers wurde und dann nur als tingeltangel wider erstand, war ihm das land der jugend. die chronik dieser bühne hat er geschrieben; und wenn er auf ihren begründer und ersten leiter Laube zu sprechen kommt, wird ihm warm ums herz. auch diesmal bringt er eine charakteristik Laubes, einen bericht über Laubes ende und eine sammlung 'Laubeana', aussprüche aus Laubes munde und aus dessen schriften. die 'Aphorismen' Tyrolts, die am ende des buches stehn, denken Laubes gedanken weiter; und wenn er kundig und einsichtsvoll vom rollenstudium spricht, fühlt der leser die schule Laubes. noch die charakteristik Theodor Lobes hat von Laube mehr zu sagen, als von dem widerborstigsten mitglied das der leiter des Stadttheaters unter sich hatte. von Tyrolts Burgtheatercollegen sind Baumeister und Meixner mit besonderen aufsätzen bedacht; hinzu kommen die Gallmeyer und Ludwig Martinelli, der sich mit Tyrolt in den ruhm teilt, Anzengrubers menschen den Wienern in echt künstlerischer auffassung lebendig und lieb gemacht zu haben. der geschichtschreiber des theaters wird da allenthalben lernen. freilich drängt sich das anekdotische vor, und weniger der künstler als der mensch wird vergegenwärtigt, und dieser wider mehr in den schwachen stunden des alltags. anregende, humorvolle, witzig zugespitzte unterhaltung gibts ja auch zu hören, wenn T. von seinen gastspielfahrten erzählt. was indes heute vor allem zu wünschen wäre, belehrung über die entwicklung der schauspielkunst, kommt nicht oder nur selten heraus. ganz vereinzelt steht (s. 197) ein wort über die art, wie zu Raimunds zeit dessen Verschwender dargestellt wurde: ideal, in den posen den plastiker hervorkehrend, vornehm und edel, im dritten acte als bettler von einer unsagbaren, mitleidserweckenden wehmut; Emmerich Robert habe ihn noch so gespielt. solche eindrücke sind im kopfe T.s wie bei seinen altersgenossen sicher noch in fülle lebendig; einer echteren theatergeschichte aber sind sie unbezahlbar. warum treten sie so spärlich hervor? gern gäben wir sie für

die unzähligen berichte hin, die einen grofsen schauspieler meist nur von einem standpuncte aus kennzeichnen, den er auf der bühne nie eingenommen hat. theatergeschichte will doch nachgerade etwas besseres werden als anekdotensammelnde erzählung vom äufseren leben des mimen. so gern ich dem stets unterhaltenden erzähler Tyrolt lausche, dankbarer wär ich ihm noch, wenn er, in diesem sinne, einer echteren theatergeschichte noch mehr gedient hätte. die historisch gedachten aufsätze über Raimund und über die entstehung des 'Alpenkönigs' möcht ich nicht als theatergeschichte im höheren sinne bezeichnen.

Dresden. **Oskar Walzel.**

Erklärung zu s. 99f. Herr dr Ernst Zschokke belehrt mich in einer zuschrift darüber, dass meine annahme, sein vorfahr Heinrich Zschokke sei aufserhalb Aaraus auch als schriftsteller kaum mehr bekannt, nicht zutreffe. seinen bibliographischen angaben entnehme ich gerne, dass in den letzten Jahren ua. neuauflagen der 'Stunden der Andacht' und der 'Selbstschau', sowie zwei ausgaben ausgewählter werke erschienen sind.

Dagegen vermag ich mein urteil über die persönlichkeit Heinrich Zschokkes nicht zu ändern. es gründet sich in erster linie auf den eindruck, den dessen 'Selbstschau' auf mich machte, keineswegs aber auf das buch von CWüest, gegen welches herr dr Zschokke in heft 14 der zeitschrift 'Wissen und Leben' in einem offenen briefe an prof. Harry Maync in Bern heftige anklagen erhebt: s. 142—156; vgl. dazu Mayncs antwort ebda heft 16 s. 305—307.

Basel. **Emil Geiger.**

EIN VERWANTER CAEDMONS: WALTHER VON MELROSE.

Der heilige Waltheof [Walthen] starb etwa 1160 als abt des cistercienserklosters Melrose [vgl. Manrique, Cisterc. annal. 1143 v. 1160 III 7. IV 7; Acta Sanctorum 3 aug. 241ff., Dict. of nat. biogr. 59, 267].

Die 'Vita Walleni (Waltheni) auctore Jordano vel Joscelino[1] . . ex ms. passionali pergameno mensis Februarii fol. CCXVIII, quod servatur in coenobio Bodecensi canonicorum regularium sancti Augustini in dioecesi Paderbornensi' ist abgedruckt Acta SS aao. 248 ff = *A*.

Cap. VII berichtet von dem in der überschrift genannten Waltherdichter. soviel ich weifs, hat die geschichte der englischen literatur der stelle noch keine aufmerksamkeit geschenkt. sie steht auch, nach einer andern hs., bei Manrique 1163 VI = *M*.

Ich lasse *A* erzählen:

Erat . . conversus in eodem[2] *coenobio nomine Walterus, cujus cor sathanas tam diu cribravit, sicut triticum, donec pene*

[1] vgl. Dict. of nat. biogr. 21, 314. [2] scil. Meilrosensis.

totam fidei medullam excuteret; et animam ejus, tamquam paleam exsufflatam a facie venti igni inextinguibili comburendam traderet: subtilibus argumentis fallaciae suae illum supplantare, ac subvertere nisus; quasi sub sanctitatis studio decipulam palliavit et velut in calice aureo virus propinans, hominem illiteratum veteris legis caerimoniis et prophetis ad literam discendis insudare faciebat; coepit ergo paulatim mentis oculis circa cultum Christianae religionis et vitae regularis custodiam caligare, donec lumen rationis pene perderet, et Judaicam sectam veritati Catholicae credendo praeferret.

'Schliefslich glaubte er nicht einmal mehr an das leben im jenseits; auch was die heiligen schriften über die bestrafung der bösen und die freude der gerechten melden, verachtete er als unwahr. in diesem wahne blieb er etwa sieben jahr, aber in geistlichem gewande, und er hatte nicht den mut, dem abt oder einem der väter seinen zustand zu offenbaren. bisweilen aber nahm er sich vor, das geistliche gewand abzuwerfen und in das weltliche leben zurückzukehren. der allmächtige Gott jedoch, welcher schon oft die gefäfse des zornes in solche der göttlichen gnade verwandelt hat, beschloss, diesen mann von seinem irrtum zu heilen.

Eines nachmittags, als Walther auf seinem bette ruhte, erschienen zwei strahlende männer, ergriffen ihn und führten ihn in einen grünenden, duftenden garten. dort aber bedrohten sie ihn ob seiner gottlosigkeit mit harter strafe. und sein gewissen sagte ihm wol, dass sie im rechte seien, und dass er alles übel verdient habe. er schaute sich nach hülfe um und sah den heiligen Walthen an einem glänzenden orte sitzen, von den gerechten umgeben. diesem warf er sich zu füfsen und fragte ihn um rat in seiner not. doch der heilige war streng und sprach, nun sei das böse offenbar geworden, was er lange in seinem herzen verborgen getragen habe; und er überantwortete ihn den beiden führern, damit sie ihn straften. sie legten ihn auf ein rad, an dem orte der verdammnis, dessen höhe den himmel berührte, dessen tiefe durch einen wilden flammenstrom fuhr, und das mit nägeln besetzt war. darauf wurde er lange gekreuzigt gehalten, und das rad drehte sich.

Endlich fiel er wie tot herunter. als er sich erhob, sah er nicht weit von sich ein hell erleuchtetes haus, dessen bewohner ihn mit lautem schrei zu sich riefen; sie versprachen ihm ruhe und befreiung von allen schrecken. er lief auf das haus zu, zwei schwarze quälgeister aber eilten ihm nach; im laufe sprang ihm das blut aus nase und mund. an der schwelle des hauses stürzte er nieder . . weifse gestalten zogen ihn nach innen, die schwarzen nach aufsen . . da erwachte er und fühlte, wie das blut von ihm floss, und es wurde auf wundersame weise an seinem leibe offenbar, was seine seele im schlafe erduldet hatte' [1].

[1] 'Endlich — hatte' nach M in A hsl. lücke, vgl. s. 271 A.

Nachdem Walther nun die strafe kennen gelernt und die wahrheit der hölle erkannt hatte, sollte er auch die wahrheit der himmlischen belohnung einsehen. auf die erste vision folgt eine zweite.

Post haec cum in lecto decumbens daret somnum oculis et palpebris suis dormitationem, . . da sah er widerum jene beiden männer, die ihn alsbald zu Walthen in den garten führten. er fürchtete, abermals und schlimmer als vorher gemartert zu werden, und wollte sich entfernen. aber der heilige sprach mit freundlichem antlitz und lächelndem munde zu den beiden führern: 'bringt ihn an den ort der freude und der ruhe, auf dass er lerne, das üble zu meiden und zu verwerfen und das gute zu erwählen'. darauf führten die beiden Walther nach einem gen himmel ragenden berge, dessen gipfel von schimmernden häusern erglänzte, die aus edlem metall und kleinodien erbaut waren. die bewohner waren herrliche jünglinge: von freude erhellt, sangen sie göttliche lieder, und er sah, dass mehrere unter ihnen waren, die auf der erde gedarbt hatten. er erblickte dort auch einen fluss aus nektar und schöne bäume und blumen. als er nun wünschte, an dieser stätte für immer zu bleiben, führten ihn die beiden männer über eine mauer hinaus in eine landschaft so strahlend und herrlich, dass die eben geschaute klein und ärmlich dagegen erschien.

Als Walther vor freude starr und überwältigt stand, war plötzlich der heilige Walthen zugegen und sprach zu ihm: 'du hast nun die qualen der verdammnis und die belohnungen der gerechten gesehen, sei hinfort nicht mehr ungläubig, sondern glaube; wende dich ab vom übel und tu das gute, und übe treu die heilige regel des ordens, in den du berufen bist. *his dictis, ductores ejus per viam ignotam usque ad portam de Melros eum reduxerunt et continuo ab eo discesserunt, qui statim evigilans se sentit sanum et immensa laetitia perfusum.*

Mira res! ille[1] *frater ante visionem istam erat valde simplex, hebes et impeditae linguae; sed post subtilis effectus est et eloquens; ita ut in promptu haberet r h y t h m o s c o m p o n e r e r h e t o r i c e e t v e n u s t e, sicut nos consuevimus loqui quotidiano ac plano sermone*[2]: *unde et*[3] *postea e u a n g e l i a p l u r a et e x p o s i t i o n e s e o r u m, ac h i s t o r i a s e t s e r m o n e s o r t h o d o x o r u m p a t r u m e t v i s i o n e s i s t a s e t a l i a s A n g l i c â l i n g u â, n o b i l i s t y l o r h y t h m i c e d i c t a v i t, et audientes etiam*[4] *abbates et alias excellentes personas in admirationem et multoties in lachrymas resolvit.*

Ipse in reliquum vitam suam in magna religione composuit abstinentiae et lachrymis assuefactus et ceterarum virtutum exercitiis dies suos in bonis consummavit. wenige jahre vor seinem tode — dessen jahr und tag man nicht weifs; jene beiden visionen hatte er einige jahre nach dem tode Waltheofs — hatte Walther

[1] M: *is.* [2] *sicut — sermone* fehlt M. [3] fehlt M. [4] fehlt M.

eines nachts die wache im dormitorium. da sah er die heilige jungfrau, von zwei frauen und einem schreiber begleitet, durch das dormitorium schreiten, und zuerst bei den mönchen, dann bei den conversi anhalten: der schreiber muste die namen einer reihe von mönchen und conversi aufschreiben, 'die schon bereit sind'. zuletzt kam sie auch an Walther, und auch sein name wurde aufgezeichnet. alle jene brüder starben, und als er selbst krank wurde, erzählte er das gesicht einigen vertrauten und kündete ihnen seinen nahen tod: er starb heiter und mit freundlichem antlitz.'

Schon im 12 jh. gaben die wunder am grabe Waltheofs anlass, ihn '*socium Cuthberti, quondam Meilrosensis monachi*' zu nennen. Joscelin stellt einen begeisterten vergleich zwischen beiden an [vgl. Manr. 1173 v. 1207 III 11. *A* 274 ff]. es mag erlaubt sein, Walther an die seite Caedmons zu setzen[1]. ich wundere mich, dass Joscelin es nicht schon tat, der doch gewis IV 24 von Bedas Historia ecclesiastica gentis Anglorum kannte.

Durch einen traum wurde bei Walther jene innere wandlung angebahnt, die ihn zum dichter machte[2]. was genau unter '*rhythmos*' und '*rhythmice*' zu verstehn ist, wird nicht eher festzustellen sein, bis eines der vermutlich nordhumbrischen werke aufgefunden wird, die der englischen litteraturgeschichte bis jetzt unbekannt sind.

In den beiden inhaltlich von Joscelin bewahrten visionen Walthers waltet eine dichterische einbildungskraft und anschaulichkeit, die in der lateinischen prosa nicht verloren gegangen ist. ob und wieweit sie zu der visio Tundali, die dieser irische ritter im jahre 1149 gehabt haben soll, und die mit Walthers visionen manche ähnlichkeit zeigt, in einem abhängigkeitsverhältnis stehn, mögen andere entscheiden. jedesfalls aber dürfen wir Joscelin glauben und den dichtungen Walthers von Melrose eine nicht gewöhnliche schönheit und kraft zutrauen. vielleicht ist es einem kundigeren möglich, diese dichterpersönlichkeit einzugliedern.

[1] ich will nicht unterlassen, auch auf die mancherlei parallelen zu dem bericht der 'Praefatio' und der 'Versus de poeta' des 'Heliand' aufmerksam zu machen, deren ähnlichkeiten mit Bedas bericht über Caedmon bekannt sind.

[2] die kunde von einem so ungewöhnlichen ereignis muste bald nach Cîteaux dringen. und solche wunder hatten sich an einem orte begeben, der einst Cuthbert und Beda sah. man muste ja vergleichen: und jener bericht konnte recht wol die indirecte ursache sein, dass eine neue hs. in Cîteaux entstand, die aufser Bedas Hist. eccles. die Vita Cuthberti und eine compilation der Miracula Cuthberti enthielt — nach vorlagen die wol aus Melrose stammen konnten, und worunter die hs. der Hist. eccles. Caedmons hymnus auf ags. enthielt. eine solche annahme widerspräche auch nicht der datierung der Dijoner hs. 574 [334]: vgl. meine abhandlung Zwei neue hss. von Caedmons hymnus, Zs. 48, 205 ff.

Düsseldorf. **Paul Wüst.**

PERSONALNOTIZEN.

Am 2 mai starb zu Erfurt im 80 lebensjahr der herausgeber des 'Vulfila' professor dr Ernst Bernhardt.

Am 13 juni fiel, 45jährig, einem eisenbahnunglück zum opfer der ord. professor der vergleichenden sprachwissenschaft an der universität Bonn dr Felix Solmsen. die feste philologische basis seiner vielseitigen arbeiten lag in den classischen und slawischen sprachen.

Prof. dr Carl vKraus in Prag leistet zum 1 october einem rufe nach Bonn als nachfolger von Wilmanns folge.

Der ao. professor der neuern deutschen sprache und litteratur an der univ. Freiburg i. d. Schweiz dr Wilhelm Kosch wurde in gleicher eigenschaft an die univ. Czernowitz berufen.

Der privatdoc. prof. dr Ferdinand Wrede in Marburg wurde zum ord. honorar-professor ernannt.

Als ao. professor der nordischen philologie siedelt der privatdocent dr Gustav Neckel von Breslau nach Heidelberg über.

Der privatdocent der englischen philologie an der universität Leipzig dr Hans Weyhe wurde zum ao. professor ernannt; der privatdocent dr Richard Jordan von Heidelberg als professor der englischen sprache und litteratur an die akademie Posen berufen.

Den charakter als professor erhielt der privatdocent dr Georg Baesecke an der universität Berlin und der privatdocent dr Karl Alt an der technischen hochschule in Darmstadt.

Der ao. professor der vergleichenden sprachwissenschaft dr Paul Diels in Prag folgt einem rufe als ordinarius der slawischen philologie nach Breslau, wo er den auf einen neubegründeten lehrstuhl der slawistik nach München berufenen prof. dr Erich Berneker ersetzen wird. — für die ao. professur der vergleichenden sprachwissenschaft zu Marburg wurde der privatdocent dr Hermann Jacobsohn von München berufen.

Der durch Zimmers tod erledigte lehrstuhl der keltischen philologie an der universität Berlin wurde durch prof. Kuno Meyer von Liverpool neu besetzt.

ANZEIGER

FÜR

DEUTSCHES ALTERTUM UND DEUTSCHE LITTERATUR

XXXV, 3. 4 december 1911

Danmarks Heltedigtning, en oldtidsstudie af **Axel Olrik.** anden del: Starkad den gamle og den yngre Skjoldungrække. København, Gads forlag, 1910. 322 ss. 8⁰. — 5,50 kr.

Man darf sagen, dass dieser zweite band gröſsere schwierigkeiten zu überwinden hatte als der erste. das lag einmal an der art der quellen. was wir über Starkad und die fünf könige Dan—Ingeld wissen, steht zum allergrösten teile bei Saxo. das isländische schrifttum stellt sich eigentümlich zu Starkad: vielleicht wird auſser Sigurd dem drachentöter kein zweiter heldenname so oft genannt, aber meist sind es magere anspielungen, und die paar ausführlicheren berichte gelten nur jüngern schösslingen des Starkadkreises, führen uns nicht zu den wurzeln hin. die im ersten bande untersuchten 'ältern Skjöldunge' waren anders gestellt. ein lied wie der Grottasǫng hat als sagenquelle mehr gewicht als der Víkarsbálk; Snorris abschnitte von Hrólf kraki geben ungleich mehr her als seine paar seitenblicke auf Starkad; bei Arngrím endlich und in der Hrólfs saga kraka finden wir nur für die älteren Skjöldunge ein breites material, das uns vielfach über die dänischen chronisten hinausführt. für die 'jüngern Skjöldunge' ist Saxo und immer wider Saxo der gewährsmann: mag man die treue seiner berichterstattung höher oder tiefer einschätzen — Olrik schätzt sie sehr hoch ein —, darin ist man einig, dass sein latein keine einfache übertragung der landessprachlichen quellen ist; dass er alles in allem eine quelle zweiter hand bedeutet.

Sodann aber war für Starkad weniger vorgearbeitet als für die Hálfdangruppe. einzelne seiten hatten Sophus Bugge und Ranisch aufgehellt; die Starkadgestalt im ganzen hatte Müllenhoffs letztes werk mit eindringender energie herauszuschälen gesucht. Olrik zollt diesem vorgänger reiches lob, aber es bestätigt sich, dass Müllenhoff in der analyse der Saxonischen liedtexte und dann besonders in dem nachzeichnen der entwicklungsstufen in die irre geraten war. die zusammenhänge musten von grund aus neu erschlossen werden; ganz abgesehen davon, dass Olrik alles einzelne unvergleichlich genauer durchforscht und dass das letzte drittel seines buches, den königen Dan, Frodi, Fridleif gewidmet, auf fast unbebauten boden hinaustritt.

Was der bericht über Olriks ersten band (Anz. xxx 26 ff) von seinen forschertugenden rühmen konnte, dürfte man alles hier widerholen. einzig ist Olrik in der vielseitigkeit, womit er den sagenstoffen beikommt. jetzt glaubt der leser, die culturgeschichtliche fundierung sei das letzte ziel, wenn der verf. das *nexile aurum* des Ingjaldsliedes in grabfunden und porträts der Ottonenzeit nachweist; aber auf dem nächsten blatte kommt eine künstlerische erfassung eines gedichtes, wie sie nur der gewiegte litterarhistoriker zu geben vermag; dann wider führt er uns in die ihm so heimischen gefilde der ortssagen und märchen, und vertrauend lassen wir uns belehren, dass sagen von dem und dem typus nur in Nordseeland vorkommen, oder dass schwedische volksüberlieferung keine spur von Skjöldungischem aufweist aufser Frodis tod (s. 249). aber auch sprachliche und metrische einzelheiten fasst er mit festem griff. so allseitig er seine fragen stellt, nirgends hat er es nötig, den leser mit den losen vermutungen des nichtfachmanns abzufinden, und wo slavische und finnische namen begegnen, hat er sich und uns die sichere hilfe Thomsens und Holger Pedersens geworben (s. 100. 301). ein paar abschnitte, die tiefer in die folklore hineinführen, wie die von Dan und von Frodis ende (s. 232 ff. 239 ff), sind vielleicht am besten geeignet zu zeigen, wieviel mehr die Olriksche betrachtung dem stoffe ablockt als die sonstige heldensagenforschung. nur wenige zeilen sind von diesen 'stammvätern' überliefert; es ist keine starke poesie, mancher würde mit einem achselzucken an diesen unentwickelten knospen oder entblätterten blüten vorbeigehn, während O. durch ein feinhöriges befragen der volkssagen und mit hilfe geschichtlicher erwägungen würkliche gestalten herausarbeitet.

Darin bedeutet der gegenwärtige band noch eine steigerung über seinen vorgänger, dass O. noch unerschrockener construiert, noch leidenschaftlicher nach den letzten gründen und den versteckten zusammenhängen forscht und so zu einem gesamtgebäude gelangt, das der leser als eine seltene verbindung von forscherscharfsinn und dichterinspiration bewundert. in dem gesagten ligt auch, dass dieser band öfter und auf längere strecken hin dem mitforscher zweifel aufnötigen wird.

Starkad ist unter den helden mit nordischer sagenwurzel der geschichtenreichste. die südgermanische dichtung kann ihm nur Dietrich von Bern an die seite stellen. aber der sagenreiche Dietrich hat einen einfachen charakter; man würde nicht darauf verfallen, dass er aus mehreren, ungleichen gestalten zusammengefügt sei. bei Starkad kann man sich die frage nach synkretismus vorlegen.

Folgende seiten treten an seinem porträt hervor. St. ist der dem königshause verbundene krieger, der g e f o l g s m a n n, und zwar nach den entgegengesetzten seiten hin ausgestaltet: der t r e u e dienstmann, der strafend oder schützend für die

ehre des hauses eintritt, und der verräter, der gegen seinen *dróttin* die waffe erhebt. in zahlreichen, aber poesiearmen, schablonenhaften episoden ist St. der berufswiking, der auf eigne faust oder in der truppe irgend eines führers grofstaten vollbringt gegen fremdländische, mit vorliebe östliche (finnische und slavische) kämpen. St.s reckentum wird mit einer realistischen crassheit gezeichnet, die sonst der germanischen heldenwelt ferner ligt als der homerischen: seine wunden werden gehäuft und mit anatomischem detail ausgeführt; noch von dem geköpften erzählt man convulsionen des kriegertums. St. ist ein Odinsheld, zu vergleichen mit Harald Kampfzahn und Sigmund dem Völsung. das motiv von dem schicksallenkenden gotte hat sich freilich die längst vorhandenen sagen nicht mehr zu unterwerfen vermocht; es ist ein jugendprogramm mit wenig verwürklichung, anders als bei Harald Kampfzahn, dessen lebenslauf aus dem Odinsmotiv componiert ist. endlich ist dieser bärbeifsige krieger auch der dichter, den man in dramatischen ansprachen oder in beschaulichen rückblicken die handlung spiegeln lässt. die typischen Starkadlieder, die elegischen rückblicke mit mehr oder weniger memorialstoff durchsetzt, bilden ihre besondre species in der nordischen dichtung [1]. ja man wird sagen dürfen, erst in diesen handlungslosen rückblicken (Víkarsbálk, Jugendgedicht) hat St. die rolle des dichters in seiner heldenwelt. wenn er Ingeld anfeuert oder den goldschmied niederdonnert, spricht er zwar auch verse, aber die haben hier die geltung von gewöhnlicher heldenrede, und St. ist hier ebenso wenig dichter wie Sigurd oder Gunnar oder Bjarki, wo sie redend eingeführt werden.

Bei all dieser vielseitigkeit muss man doch zugeben, dass St.s sagen nicht auseinander fallen. man erkennt den alten

[1] Dass die aus Starkads rolle gedichteten lieder ein kennzeichnendes versmafs gehabt hätten, ist im blick auf den Víkarsbálk, den helming EM. XI D und Háttatal nr 98 nicht zu ersehen. ob es schon vor Snorri den begriff des 'Starkaðarlag' gab? dass die von Snorri so überschriebene, im commentar aber 'Stikkalag' genannte strophe, Hátt. nr 98, eine regelung der stäbe durchführt, die nie von ganzen gedichten befolgt wurde, ist nach dem sonstigen verfahren des Hátt. wahrscheinlich. die recht willkürliche vermutung, Snorri stilisiere in dieser strophe speciell den versbau der Brávallaþula (s. 213), entspringt nur der annahme, das sogenannte 'Brávallagedicht' sei 'ohne zweifel' das berühmteste Starkadgedicht gewesen. ich traue Snorri den trugschluss nicht zu, dass er aus sagastellen wie Fas. I 383 z. 5 v. u., 384 z. 8 v. u. den Starkad als schöpfer der genannten þula folgerte. zum 'Bálkarlag', Hátt. nr 97, ist zu bemerken, dass nicht nur das zeilenpaar EM. XI D in seiner stabsetzung widerspricht, sondern auch die in Rǫgnvalds Háttalykil mit Bálkarlag betitelte nr 19. soll die unbenannte strophe Háttatal nr 99 noch unter das 'Starkaðarlag' fallen, so könnte man allerdings an zusammenhang mit jenem Starkad-helming denken (s. Olrik aao.); der eingang hat gleichen tonfall. die gehäuften superlative, die wol die eigentlichen artbildner in nr 99 sind, haben vielleicht ihr muster in solchen Starkadstellen.

immer wieder — den 'alten', denn schon am schlusse seines ersten lebensabschnittes, im Víkarsbálk zu ende, ist er zerfurcht und verwittert, und schon sein erstes, wenn man will prähistorisches epitheton ist ja *'eald'* (Beow. 2042). auch wo er seine neidingstaten begeht, kann man sich, ohne das phantasiebild zu stören, daran erinnern, dass dieser selbe Skarkad andremale für ehre und geheiligtes herkommen aufflammt. um mit dem ungefügen kämpen den dichter innerlich zu einigen, wird man sich wie von selbst an die Egils saga erinnern, deren realistische erzählungskunst uns in ihrem helden diese paarung fasslich macht. ja ich gesteh, im ganzen umkreis des germanischen altertums gibt es für meine phantasie kein näheres seitenstück zu Starkad als Egil Skallagrímsson, und wenn ich schon den ausbau der Starkadfigur in der nachheroischen zeit auf geschichtliche anregungen einer jüngeren vergangenheit zurückführen sollte, so wäre mir das modell Egil glaubwürdiger als die mancherlei politischen actionen, die O. heranzieht (hauptstelle: s. 192). die ähnlichkeit ligt in den nachheroischen zügen, und im zuständlichen, nicht in der fabel. wol hat auch der heroische St., wie er in Ingjalds halle sitzt, eine gewisse stimmungsverwantschaft mit dem grollenden Egil an könig Adalsteins hofe. hier wird aber, wenn ein zusammenhang bestehn sollte, der heros der gebende, der bauer der nehmende sein.

Doch schauen wir, welchen entwicklungsgang der Starkadfigur O. vor uns entrollt!

Olrik componiert seine werke bedachtsam und mit kunst, und er hatte seine gründe, diese reihenfolge zu wählen: St. als treuer gefolgsmann — St. als wiking — St. als verräterischer gefolgsmann — St.s tod — St. in Norwegen. aber erst allmählich kommt der leser dahinter, dass diese anordnung nicht der von O. erschlossenen genetischen abfolge entspricht. s. 173 ff handelt O. zusammenhängend von dem 'Ursprung der St.-dichtung' (sieh auch den zusammenfassenden überblick in 'Sophus Bugges minde', 1908, s. 268 ff).

Die älteste schicht findet O. in der sage von St.s tod. er erblickt darin erinnerungen an den durch Prokop bezeugten brauch der Eruler, wonach man die alt oder krank gewordenen ceremoniell abtat. dieser St., der dem sohne des von ihm gefällten den hals darbietet, und dessen abgeschlagenes haupt noch in den staub beißt, ist der 'ausgangspunct'. O. weist auf die rückwanderung jener Erulerschar nach gautischen landen (s. 172), hält aber die 'sterbesage' (dødssagn) am ehesten für dänisch (s. 159).

Als zweites kommen St.s ostfahrten. seine kämpfe gegen Hama, Wisin, Waze und im bunde mit Win 'spiegeln das erste vordringen der Nordländer in Osteuropa um die mitte des 9 jahrhunderts'. schwedische Waräger haben diese taten dem helden der sterbesage angedichtet; der typus des starken, un-

besieglichen ostkämpen 'lässt sich mit leichtigkeit erklären aus dem St. der sterbesage: er vollbringt was die sterbesage voraussetzt: eine reihe siege über die stärksten gegner; auch ist er derselbe wandernde kämpe . . .' (s. 174).

Die dritte stufe bezeichnet der St. des Ingjaldsliedes, der treue gefolgsmann, der den königlichen herrn zur vaterrache mahnt. das Ingjaldslied, gedichtet um 950 in Dänemark, setzte St. gleich dem *eald æscwiga* der Beowulfepisode; dadurch trat er ein in die königsburg von Hleiðra (Lejre) und in die stellung des dienstmannes. damit erlebte die St.-dichtung 'ihre zweite und eigentliche geburt' (s. 312).

Es gab fortan die zwei strahlenquellen in der St.-poesie: den sterbenden St. und St. bei Ingjald. das 'Helgalied', dh. die züchtigung des mit der königstochter buhlenden goldschmiedes, ist ein kleiner trabant des Ingjaldsliedes. die geschichte von Helgo-Helga und St.s berserkerkampf verschmelzt harmonisch die übermenschliche abhärtung der sterbescene (nr 1) und die warägischen kämpentaten (nr 2) mit dem dienstmannenideal (nr 3). diese beiden dänischen Helgadichtungen setzt O. (mit fragezeichen) um 960 bzw. 970; sie folgen also dem Ingjaldsliede auf dem fuße. wenig später denkt sich O. den zweikampf Sts. mit dem Sachsen Hama. darin erblickt er eines der östlichen wikingmotive, übertragen auf den nationalfeind der Dänen und beleuchtet als grofstat im dienste des heimischen herrn (also verbindung von nrr 2 und 3).

Eine wesentliche neuerung und bereicherung war es, dass man St. zum mörder Ális machte. die falschheit und geldgier, die der held in dieser sage betätigt, glaubt O. aus der sterbedichtung (nr 1) ableiten zu können; doch neigt er auch zu dem gedanken (s. 145), dass diese Áligeschichte einst ohne St. bestand und 'ein namensanklang oder ähnliches den anlass gab, St.s namen hineinzuziehen'; zugleich rechnet er mit der möglichkeit, dass die Iringdichtung ihrem allgemeinen umrisse nach vorschwebte (s. 148). diese erste neidingstat St.s nimmt O. nicht in seine zeittafel auf (s. 220), doch wäre sie wol in die zeit zwischen 990 und 1050 zu setzen, und zwar auf dänischen boden.

So weit reichte der ostnordische Skarkad. einen fühlbaren einschnitt bildete die verpflanzung der sage nach Norwegen. zwar haben die norwegischen dichter einerseits rückblickslieder verfasst, die in ziemlich ideenloser abhängigkeit die erfindungen der dänisch-schwedischen periode sammeln: Sterb., Jug.[1]. anderseits aber haben sie neues herzugebracht. St. wird zu einem der hervorragenden kämpfer in der Brávallaschlacht (das vermeintliche Brávallalied aus dem jahre 1066); man flicht ein-

[1] ich gebrauche im folgenden die abkürzungen: Sterb. = Sterbelied bei Saxo s. 397ff; Jug. = Jugendlied (Ungdomskvad), bei Saxo s. 273ff in prosa aufgelöst; Vík. = Víkarsbálk in der Gautreks saga, EM. nr v.

zelne britische taten in die rückblickskataloge ein (s. 190 f): dinge die freilich keine bereicherung seines porträts bedeuten. mehr zu sagen hat es, dass man St. zum riesenabkömmling machte und damit zu seinen unheimlichkeiten und maſslosigkeiten den genealogischen hintergrund gab. zugleich wurde St. ein Norweger; und in norwegischem rahmen schuf man ihm seinen zweiten herrenverrat, die opferung Víkars (um das jahr 1100). auch diese geschichte bestand einmal vor und ohne Starkad (s. 183). durch diese rolle wurde St. zum Oldinshelden, — auch zum dichter? (dem dichter St. hat O. keine betrachtung gewidmet). wie es sich mit der feindschaft Thors verhielt, ist einer der dunkleren puncte: sie ist würksam lediglich in der Víkarsgeschichte, aber ihrem ursprung nach kann sie nicht das contrastbild zu dem Odinsschutze sein, sie muss vielmehr aus der riesischen abkunft des helden flieſsen; St. erbt diese gegnerschaft von seinem gleichnamigen groſsvater. dass dieser ältere Stǫrkuðr schon in einer isl. strophe von 1000 auftaucht, fügt sich in O.s stammbuch nicht bequem ein; denn zufällige namensgleichheit ruft O. hier nicht zu hilfe, der von Thor gestürzte St. *(áludrengr)* hätte diesen seinen namen erst nach dem Dänenhelden empfangen. war es damals noch eine bloſse namenübertragung (auf dem tertium comparationis der stärke beruhend), und erst viel später zog die Víkarsdichtung die consequenz der riesenabstammung? es ist mir nicht klar geworden, in welchen etappen O. die gegenseitige einwürkung zwischen dem *áludrengr* und dem menschlichen St. vollzogen denkt. auffällt, dass auch der deutsche Wate in der Hilde- und Kudrundichtung, ein hauptvertreter der dienstmannen, einen doppelgänger hat in dem wasserriesen Vaði (þiðr. s.) — Wada (mengl.).

Für die Isländer bleiben dann übrig ein paar harmlose schlussschnörkel — denen O. verhältnismäſsig viel raum und feine beobachtungen gönnt (s. 212—19).

Danach wäre der anfängliche Starkad, nämlich der des *dødssagn,* dreimal mit schon vorhandenen gestalten zusammengeflossen, in fertige rollen eingetreten: bei Ingjald, bei Áli und bei Víkar. eine dreifache synkrasis. das übrige wäre zu dem gegebenen kern neu hinzugedichtet worden.

Diese entwicklungsgeschichte St.s ruht bei O. auf so viel schlagenden oder bestechenden einzelargumenten, und sie wird mit so überzeugender, oft prophetisch begeisterter beredsamkeit vorgetragen, dass es schwer fällt, sie nicht in ihrer schönen ganzheit anzunehmen. die tiefgehnden zweifel die der ref. hegt, darf er, einmal zum recensieren bestellt, nicht ganz verschweigen; aber ungern stellt er dem breit und stolz begründeten, wahrhaft schöpferischen werke eine verneinung entgegen, die erst fruchtbar würde, wenn sie von einem zweiten Olrik ihre ausführung erhielte.

Zunächst tritt O. mit litterargeschichtlichen voraussetzungen an seine arbeit heran, die ich nicht zu teilen vermag. O. nimmt, wie sein lehrer Grundtvig, die auf Island überlieferten (und die von den Tylenses zu Saxo gelangten) poetischen gattungen als gemeinnordisch; man darf bei einem vertreter jedweder gattung fragen, ob man ihn in Dänemark oder Schweden oder Norwegen unterbringen soll; nur isländische herkunft ist bloſs auf grund zwingender, unzweideutiger merkmale anzunehmen, in dubio steht Island auſserhalb des wettbewerbs. ich glaube mehr mit Jessen uaa., dass unsere altnordische dichtung nicht durch äuſsere zufälle auf Island überliefert ist, sondern dass Island in und schon vor der schreibezeit eine pflanzstätte der dichtung war, wie wir ihresgleichen nirgends bei den stabreimenden Germanen kennen; dass die eddische und skaldische poesie neben den gemeingermanischen und den gemeinnordischen gattungen auch nur-norröne und nur-isländische aufweist, und dass es besonderer, starker gründe bedarf, um eine nur in isl. überlieferung vertretene gattung für andere länder in anspruch zu nehmen. dass die Tylenses, die Saxo als seine quellen preist, nicht die zwischenträger zwischen Norwegen und dem Dänen waren, sondern eignes, isländisches erzählgut spendeten (was in selteneren fällen auch O. annimmt), wird m. e. durch die erhaltenen litteraturen Norwegens und Islands dargetan, so gern ich zugebe, dass die andere hypothese sich auch auf einiges berufen kann.

Im falle St. äuſsert sich diese verschiedenheit der voraussetzungen ua. darin, dass O. sehr leichten herzens, wie mir dünkt, ein schwedisches Rückblickslied des Starkad für die zeit um 860 ansetzt, ein lied, das dem Sterb. und Jug. ähnlich sah, ihnen mittelbar als erste quelle diente und überhaupt eine bedeutsame stelle im St.-stammbaum einnimmt. ich halte diese 'Starkadelegien' (um den kurzen ausdruck zu brauchen) für gattungsmäſsig jung; es scheint mir erkennbar, wie die gattung sich aus dem alten epischen liede allmählich entwickelt — und zwar, wie ich glaube, in nachheidnischer zeit auf Island. dass andre nordische länder, abhängig und unabhängig davon, ähnliche kunstformen erreicht hätten, dafür kenne ich keinen wahrscheinlichkeitsgrund. wenn O., um das gemeinnordische, wo nicht gar vornordische alter der gattung annehmbar zu machen, auf den Wíds., das Ynglingatal, die Röksteinverse und andere grabinschriften hinweist, so nimmt er litterarische unterschiede als unwesentlich, die mir als groſs vorkommen.

Ferner scheint mir O. beim Vík. die gründe Ranischs für isländischen ursprung nicht entkräftet zu haben. 'der ausgeprägt bergensische gesichtskreis' (s. 210) besteht mehr in O.s gelehrtem commentar (s. 197 über die topographie Bergens) als im gedichte selbst; dieses hat éin motiv aus der Bergener

gegend, den inselnamen Askr, und O. selbst (s. 202) nimmt hier nicht volkstümliche ortssage an (was übrigens einem isl. verfasser des liedes nicht entgegenstünde). alle gründe O.s für Norwegen wiegen mir leichter als der eine kurzvers 8,1: *Styr ok Steinþór.* wo diese beiden seltenen namen gepaart werden, da muss doch eine anspielung auf die Eyrbyggja saga gemeint sein! — eine jener eigenartigen klanganspielungen, hinter denen keine sachliche gleichsetzung steht: sie wuchern dann in der Brávallaliste. aber freilich, da O. die reiche isl. gelehrsamkeit dieser liste einem norwegischen kriegsmann von 1066 zutrauen kann, wird es für ihn auch keine schwierigkeit haben, dass einem Bergenser, wo er stabende namenpaare bringen soll, die zwei nur in der Eyrbyggja verbundenen Styr und Steinþór einfallen.

Eine frage der poetischen gattung erhebt sich auch bei der geschichte von der Brávallaschlacht. O. hält fest an dem 'Brávallaliede' als dem einheitlichen dichtwerke, das den epischen hergang und die namenliste umfasst. er erklärt jetzt (s. 125), man müsse ein 'breites epos' annehmen, das 'im gegensatz zum knappen stile der Eddalieder' geschaffen sei, ein 'norwegisches nationalepos' nennt er es (s. 126). in seinem streben zur epischen breite sei es ein ähnliches phänomen wie der Beowulf, der Waltharius, die Nibelungenot. als mafsstab der ausführlichkeit diene die einleitende namenreihe mit ihren 27 strophen — wovor in der tat auch die namenwütigen mhd. Dietrichsepen bescheiden zurücktreten. O. verhehlt sich nicht, dass er mit diesem erschlossenen epos ein unicum in der altscandinavischen poesie aufstellt: nicht weniger als viermal gebraucht er das beiwort 'enestående' (S. 126f).

Selbstverständlich teilt O. den quellenkritischen grundsatz, dass die erschliefsung einer vorlage soweit wie möglich im kreise der kunstformen bleiben muss, die für die betr. litteratur nachgewiesen sind, ganz besonders wo diese litteratur uns in so reicher überlieferung bekannt ist wie die altnorröne. ohne diesen grundsatz würde ja das quellenerschliefsen zu einem spiel mit unbegrenzten möglichkeiten. lässt sich denn nun würklich die erzählung von der Brávallaschlacht nicht anders herleiten als aus einem breiten epos? soll das, was bei Engländern und Deutschen nur mit hilfe von Virgil und der französischen epik gelang und auf der grundlage einer schriftcultur, dem thelemärkischen illiteraten vom jahre 1066 ohne diese hilfen gelungen sein? ich glaube, diese fragen dürfen wir verneinen, und wir entgehn dem litterargeschichtlichen unicum, wenn wir die Brávallaerzählung an drei gesicherte isländische voraussetzungen anknüpfen. das Island des 12 jh.s hatte einerseits die sagakunst mit breiten schlachtschilderungen, namentlich in den historischen sögur, anderseits die gesteigerte pflege der alten merk-

versgattung, auch in der neuen spielerischen weise, dass man überlieferte namen aus sage und geschichte zusammentrug: nicht einfach sammelnd (wie im Wíds. und anderwärts), sondern so, dass diese namen in neue zusammenhänge gestellt wurden; dazu kam drittens der reiche schatz an sagenhaften und geschichtlichen überlieferungen, der einem solchen unternehmen den nötigen namenstoff bestritt. dass sich die saga vom Brávallakampf nebst ihrer einlage, dem groſsen merkvershaufen, aus diesen überlieferten vorbedingungen erklären lässt, ohne das unicum eines norwegischen, vorlitterarischen nationalepos, habe ich im Arch. f. n. spr. 116, 257 ff zu zeigen gesucht. mir scheint, nur die übereilte folgerung, die Brávallasaga als ganzes sei aus versen, einer Starkaddichtung, umgeschrieben, führte zu der annahme des phantoms, das man das Brávallalied oder -epos nennt. indessen verspricht O. eine erneute behandlung der frage in seinem dritten bande, und wir dürfen gespannt sein, ob er diese 'alleinstehnde' dichterschöpfung dann wahrscheinlicher machen kann.

Auſser diesen scrupeln allgemein litterargeschichtlichen inhalts habe ich gegen O.s aufbau der St.-sagen diese bedenken.

Die Ingeldepisode im Beowulf (nebst den anspielungen Bw. 82 ff und Wíds. 45 ff) glaub ich nach wie vor in der bisher üblichen weise auffassen zu sollen. O. s. 37 ff stellt dieser deutung, ohne sie zu bekämpfen, eine sehr abweichende gegenüber. danach würde sich die mahnrede des 'alten speerkämpen' nicht an den könig richten, sondern an einen ungenannten gefolgsmann, den nachmaligen mörder des jungen Dänen; um rache für Ingelds vater handle es sich nicht, Ingeld stehe auſserhalb dieses conflictes, — und dennoch verstöſst er nachher seine braut, weil an einem ihrer landsleute eine private vaterrache vollzogen wurde. soweit ich O.s andeutungen verstanden habe, ist mir ein solcher hergang an einem germanischen fürstenhofe nicht glaubhaft; noch weniger glaubhaft, dass die heldendichtung, mit ihrer abneigung gegen absonderliche, zufällige rollenverteilung, einen so abnormen fall durch die jahrhunderte weitergegeben hätte. geht man von der bisherigen deutung der Beow.-stelle aus, dann ist die fabel des Saxonischen Ingjaldsliedes in ihrer hauptlinie schon für die dänische dichtung des 6 jhs. gegeben. für den dichter des Ingjaldsliedes um 950 blieben immer noch schöpferische neuerungen genug übrig, auch abgesehen von der technischen umgieſsung des stoffes in die reine redeform; doch gehn die berührungen mit dem Beowulf-excerpt weiter ins einzelne, als bei O. ersichtlich wird. dass die Dänen vom 6 bis 10 jh. die alte verteilung der nationalen rollen beibehalten hätten (die beiden hauptpersonen, Ingeld und sein ermahner, als gegner der Dänen), ist nicht eben wahrscheinlich.

Wie dem sei, den liedmäfsigen zusammenhang zwischen dem *eald æscwiga* und Starkad, dem ermahner Ingjalds, hält auch O. fest. also diese eine von St.s hauptrollen geht in die älteste uns erreichbare dichtung zurück, und man darf wol fragen, ob wir in diesem St., dem treuen dienstmann, nicht den ersten kern der ganzen gestalt, den Urstarkad, besitzen. wir sahen, dass O. diese rolle erst als nr 3 aufführt. aber es handelt sich dabei eigentlich nur um die äufserliche frage, wer zuerst den namen St. geführt habe; denn auch nach O. war diese rolle nr 3, die St. um 950 übernahm, schon seit alters im heldenliede vorhanden. der name St., nach herkunft und bedeutung, entscheidet nicht, wer sein erster träger war. O. zeigt (s. 155), dass der name vielleicht ein sinnvoll erdichteter war: **Stark-hǫđr* 'der starke kämpe', aber ebenso leicht ein geschichtlicher (westgermanischer) name, der über die eigenschaften seines trägers nichts aussagt. in dem zweiten falle würde nichts entgegenstehn, dass der gefolgsmann, der *æscwiga,* von anfang an so hiefs. aber auch im ersten falle bestünde diese möglichkeit; der *æscwiga* kann ja schon mit den zügen des überstarken, unbesiegbaren kämpen ausgestattet gewesen sein. man kann daran erinnern, dass auch waffenmeister der südgermanischen dichtung sich durch eine stärke, derbheit und bärbeifsigkeit auszeichnen, wie sie an den fürstlichen helden nicht zu erscheinen pflegt; so namentlich Wate, aber auch Hildebrand, zt. Hagen. alles erwogen, scheint es mir die nächstliegende annahme, dass der anfänglich hadebardische, dann dänische waffenmeister Starkhǫđr, der treue gefolgsmann könig Ingelds, der erste St. der heldendichtung ist. St. gehört demnach von hause aus in das geschlecht der gefolgsmannen, und zwar der ergrauten 'meister', die ihrem jungen herrn zur seite stehn. ein gesellschaftlicher typus, dem die heldendichtung der Germanen einige ihrer besten gestalten entnommen hat: aufser den schon genannten noch Berhtung bei Wolfdietrich (und danach Berhter bei Rother), Eckehart bei den Harlungen, Regin bei den Hálfdanssöhnen.

Das was nach O. die älteste stufe ist, die 'sterbesage', denkt er sich 'halbwegs als motiv aus der heroischen welt und halbwegs als wurzelnd in der breiteren vorzeitserinnerung der volkssagen' (s. 304). in der tat, als eigne heldensage, als selbständigen liedstoff kann man sich diesen tod St.s kaum vorstellen. O. sagt s. 174: 'hier sind die starken plastischen situationen, entsprungen aus uralten culturbräuchen und gleichzeitig der klare ausdruck für einen der mächtigsten gedanken der heldendichtung: die macht des willens in der todesstunde'. gewis! idee genug, aber wenig fabulistischer, liedfüllender körper. denn die darstellung bei Saxo verdankt ihre fülle einmal dem motivreichen rückblick: der setzt inhaltlich schon einen entwickelten St.-kreis voraus und technisch die form des halb-

lyrischen, halbdramatischen einscenenliedes. aufserdem bildet die neidingstat an Áli den würksamen hintergrund zu dem erkaufen des eignen todes. man muss zugeben, dieses ethische vergeltungsmotiv steht in Saxos text nicht eigentlich beherschend da, und man kann O. nachfühlen, wenn er mit wärme betont, dass die 'sterbesage' das neidingswerk gezeugt hat, nicht umgekehrt (s. 177). war aber diese 'sterbesage' nur als prosaische ortssage überliefert, dann wäre doch nicht sie es gewesen, die den helden in die dichtung einführte: der Ingeldsmann St. hätte den kämpen der schlichten volksüberlieferung an sich gezogen und in seine vornehme höhe gehoben, und man fragt sich trotz allem, ob diesem acte nicht die hereinziehung der Álisage, des herrenverrates, vorangegangen ist. übrigens muss ich bekennen, dass mir der zusammenhang von St.s tode mit der erulischen greisentötung nicht ganz gesichert erscheint: auf der einen seite fehlt der zug, dass der gealterte zum tode genötigt wird, und fehlen die äufseren formen (der holzstofs ua.); bei Prokop widerum fehlt der wichtige zug mit der hingabe des goldes (vgl. die vermutung O.s s. 159).

Die zweitälteste seite St.s findet O. in den finnischen und russischen Abenteuern; er datiert sie vor 860. wo der verf. mit scharfsinn und grofser gelehrsamkeit die vier namen Hama, Wisinus, Waza, Winus auf ihre geschichtlichen urbilder zurückführt, folgt man ihm gerne. die gründe für die genannte datierung dagegen reichen nicht aus. gesetzt diese namen stammen aus versen, so wissen wir doch nicht, wieviel in dieser versquelle gestanden hat, das nicht in unsre St.-gedichte übergieng; wissen auch nicht, wieweit jene versquelle überhaupt die absicht hatte, die Warägertaten in Russland vollständig zu buchen. daher hat das argument nichts zwingendes: die nach 860 unternommenen züge gegen Slaven und Griechen haben in Sterb. und Jug. keine spuren hinterlassen. auch das vorkommen der betr. namen in den geschichtsquellen erlaubt, ja begünstigt sogar die annahme, dass sie erst im 11 jh. aufgegriffen wurden. die vorausgesetzten ostnordischen verse würd ich mir am ehesten als kurze merkversgruppen denken, vielleicht von epigraphischer art. dass sie sich schon auf St. bezogen, braucht man nicht anzunehmen; der schluss auf einen altschwedischen Starkadrückblick ist äufserst kühn. sodann kann man sich dem eindruck nicht verschliefsen, dass diese kämpentaten herzlich wenig poetische und menschliche spannung enthalten: sie werden begreiflich als bereicherung, ausfüllung eines heldenlebens, dem ältere, lebendigere dichtung die teilnahme gesichert hat; zu rechter geltung kommen sie erst, nachdem der geschmack an den aufzählenden ansprachen sich gebildet hat. das wikingische ist — hier wie im allgemeinen — der nachzügler des heroischen. dass St.s rückblick im Ingjaldsliede diese ostfahrten

nicht kennt, findet mithin seine einfachste, nächstliegende erklärung: sie waren um 950 noch nicht vorhanden. O. s. 175 denkt an ein absichtliches verschweigen, weil der dichter nicht den bekannten St., sondern eine neuschöpfung habe geben wollen.

Hätten würklich die schwedischen dichter jahrhunderte lang die Starkadgestalt gepflegt, so müste doch wol der schwedische königshof in andrer weise in die St.-sagen hereinragen, als er es tut (sieh die treffenden ausführungen s. 142 ff). bedenkt man, dass die Isländer durch eigne fahrten und durch ihre königssagas, auch familiensagas vom 10/11 jh. ab in phantasiemäſsiger fühlung mit dem 'ostwege' standen, und dass ihnen dieser schauplatz gar nicht 'uninteressant' war (vgl. s. 97), so wird man recht wol erwägen dürfen, dass sie es waren, die dem bilde St.s diese fremdländischen zierden einfügten.

Ist es möglich, die beiden bei Saxo überlieferten dichtungen: 'Starkad und der goldschmied' und 'Starkad als schützer von Helgas brautnacht' in die nächste zeitliche nähe des Ingjaldsliedes zu rücken? gehören diese dichtungen noch dem frühmittelalterlichen lebensgefühle an? — mir will das nicht einleuchten. ich finde den abstand groſs zwischen diesen zwei Helgastücken und dem Ingjaldslied. der genrehafte realismus, womit beide die unheldischen stände beleuchten; überhaupt der blick, die aufmerksamkeit auf die banausen, die für die alte heldendichtung nicht da waren: das kann ich nur einer jüngeren, innerlich umgewandelten cultur zutrauen. und die vielheit der scenen bei Helgo-Helga, die stoffliche buntheit, das widerum realistische mancherlei: das kann m. e. erst entstanden sein, nachdem Europa in seinem erzählergeschmack den groſsen schritt getan hatte zum vielen, kleinen, sinnlichbunten. eine wendung, die für den norden nicht vor 1100 fallen wird. der vf. weist in dem flohsuchen eine entlehnung aus der Cuchullinsage nach; aber diese irischen entlehnungen kennzeichnen doch sonst die werke einer jüngeren periode. ich kann die beiden Helgastücke nur im 12 jh. unterbringen. ist die auftrittreiche erzählung von Helgo-Helga eine isl. saga — oder am ende ein dänisches spielmannsepos? (sie hat etwas von spielmännischem übermut). aber da würden wir wider ein litterargeschichtliches unicum aufstellen! dass die scandinavischen spielleute im 12 jh. noch keine organe der litteratur waren, hat O. vorlängst in einem lichtvollen aufsatz gezeigt; deutsche spielleute sind für Dänemark im 12 jh. bezeugt (Saxo s. 638. 722. 733), aber dass sie dänische sagen behandelten, wissen wir nicht. zugunsten der saga spricht ua., dass der auftritt mit dem im schnee sitzenden St., wie O. zeigt (s. 66), in die isl. Ketils saga hængs übergegangen ist; wol das einzige sichere zeichen, dass unser stoff auf Island bekannt war; denn bei dem Sterb., das auf beide Helgageschichten an-

spielt, ist ja eben der isl. ursprung umstritten, und ein skeptiker könnte einwenden, erst Saxo habe die anspielungen hineingebracht. an dem ursprung aus dänischer ortssage (s. 67) brauchte eine ausgestaltung zur isl. saga nichts zu ändern; schon Saxo weifs, dass die Tylenses '*alienorum operum notitiam excoluerunt*', und auch O. lässt seinen Arnoldus Tylensis im 12 jh. dänische motive aufgreifen. — dass St.s verse an den goldschmied ein lied widergeben, davon hat mich O. nicht überzeugt; ich kann mir nur ein paar lausavísur dahinter denken. das weist auch nach Island. die beiden Helgageschichten stammen wol aus éiner saga.

Dann würden sich die erhaltenen St.-dichtungen (in versen und prosa) auch zeitlich anders verteilen. bei O. ist der zeitraum von 950 bis herab in die schreibezeit mit kurzen lücken von den einzelnen gedichten bepflanzt. nach der anderen auffassung würden die zwei gruppen zeitlich weit auseinander treten: die heroische, die wesentlich in Dänemark erwuchs, 10 jh. — und die nachheroische, die loser oder enger mit der isl. sagakunst verknüpft ist. denn gedichte wie Sterb., Vík. und vollends Jug. haben sich doch wol an mündliche Starkaðarsögur angerankt (vgl. O. s. 89. 199). das Sterb. hält O. wol mit recht für das älteste dieser reihe. ich möchte fragen, ob es nötig ist, für die dem Sterb. und Jug. gemeinsamen züge eine verlorene liedquelle anzusetzen; ob nicht das Jug. diese züge dem Sterb. entlehnt haben kann. dass der Vík. tief ins 12 jh. herabzurücken ist, hat O. mit äufseren und inneren gründen wahrscheinlich gemacht. das Jug. wär ich geneigt an die jüngste stelle zu verweisen, weil es viel mehr als die beiden andern zum unlyrischen fahrtenkatalog entartet ist, ohne kräftig zusammenhaltende dichterische idee: darin ist es der nächste verwante von Ǫrvar-Odds sterbelied. aber seine sagenform ist freilich älter als die des Vík.: es hat, im anschluss an Sterb., den östlichen schauplatz und weifs nichts von St.s norwegischer neidingstat (denn Saxos Víkarbericht, der dem der Gautreks saga so nah steht, kann ich nur aus einer älteren gestalt eben dieser saga herleiten: hätte diese geschichte schon im Jug. gestanden, dann hätten sich Vík. + Gautr.s. doch schwerlich um eine dublette bemüht). endlich St.s einführung in die Brávallaschlacht kam in der saga zuwege, die den einstigen liedstoff von Harald Kampfzahns glück und ende mit den mitteln der prosaerzählung auszuformen begann; es mag geraume zeit vor der Brávallaþula geschehn sein, die dann zu einer letzten ausweitung der saga neuen stoff herzubrachte; denn die teilnahme St.s an der schlacht kennt schon das Sterb., während zu dem weitschichtigen material das der þulusmiðr excerpiert, augenscheinlich auch der Víkarsbálk gehört. also diese reihenfolge:

(prosa:)

St. in der Brávallaschlacht		Jug.	
	Sterb.		Bráv.-þula
St. und Helga		Vík.	

(bei den untereinandergesetzten werken ist mir das altersverhältnis fraglich.)

Die ganze isl. St.-dichtung kann sich auf einen verhältnismäfsig kurzen zeitraum zusammendrängen; zb. 1120—80. damals muss St. auf Island sehr bekannt gewesen sein. aber auch die art, wie noch die Landnáma, Snorri und die Laxdœla auf 'Starkaðr gamli' oder die Ingjaldssage anspielen, hat etwas eigen vertrauliches und setzt den stoff bei den hörern als gut bekannt voraus. wenn die Skjöldunga saga, nach 1200, grade die hauptsage, Ingjalds vaterrache, so wunderlich verkrüppelt und verrenkt darbietet, so darf man dafür kaum die allgemeine isl. tradition jener zeit behaften, da der eigenmächtige urheber dieser schrift auch sonst mit der Ingjaldsfigur zu ihrem schaden geschaltet hat. die tatsache, dass der vor und nach 1200 auf Island so bekannte St. in keiner stattlichen Starkaðar saga auf uns gekommen ist, kann darauf beruhen, dass in der zweiten hälfte des 13 jhs., als die niederschrift der fornaldarsögur im allgemeinen begann, die gunst des alten helden beim isl. publicum aus uns unbekannten gründen erblichen war. eine völlig leere vermutung ist das nicht, da ja der Nornagests und der Þorsteins þáttr skelks tatsächlich mit befremdendem übelwollen an dem heros herumfabeln. auch O. hebt hervor, dass der privatname St. auf Island in den 100 jahren von 1143 bis 1242 seine gröste dichtigkeit erlebt (s. 85): fünf fälle in diesem zeitraume; aus dem 10 und 11 jh. je einer, dann allerdings wider 1318—43 drei fälle nah beisammen. aber schliefslich braucht man sich auch gegen die annahme nicht so sehr zu sträuben, dass eine geschriebene umfassende Starkaðar saga auf Island verloren gegangen ist. gewis möchten wir die 'zweifelsucht des realismus gegenüber den verschwundenen herrlichkeiten' (s. 9) nicht verleugnen! aber in einem falle wie diesem hat doch auch ein zweifler gründe, das 'quod non est in actis, non est in mundo' nicht allzu laut zu betonen.

Ich breche ab, soviel ich noch auf dem herzen hätte, und versage mir auch, auf den zweiten hauptteil (s. o.) einzugehn, dessen gedankenfülle fast noch blendender würkt als die des ersten. nur ein flüchtiger blick noch auf die erneute behandlung von Scyld, Sceaf und Beow, s. 249 ff, der die Anglisten hoffentlich ihre aufmerksamkeit schenken (ein kritisches referat bei Neckel Germ.-rom. monatsschrift 2, heft 12). O. kommt jetzt der einstigen culturmythischen erklärung des Scyld weit entgegen, allerdings mit neuer begründung auf den ritus. die garbe soll der urkeim der ankunftssage sein — und dennoch

will O. an seiner früheren wertung der denkmäler festhalten, wonach der Beowulf, der die garbe gar nicht nennt, die älteste form hätte, Wilhelm von Malmesbury mit seinem '*posito ad caput frumenti manipulo*' eine abgeleitete. aber hier kommt man um das entweder — oder nicht herum. nach O.s erster erklärung — die ich nicht so leichthin preisgeben möchte — steht in unserer ältesten quelle weder eine korngarbe (sondern ein mann, der aus verwechslung zu einem sohne des Sceaf gemacht wurde) noch ein schild (sondern ein namengeber, der aus dem namen **Skeldungōz* abstrahiert wurde): mit dem Abingdoner grenzritus, der jene erklärung übern haufen werfen sollte, besteht also nur eine neckische ähnlichkeit des klanges. erst wenn man aus WhvMalmesbury die garbe aufnimmt, lässt sich sagen: die berührungen können nicht zufall sein. bei dem finnischen Sampsa sodann, der die beweiskette schliefsen soll, hat das schlafen anscheinend eine ganz andre bedeutung als bei Sceaf (widerum erst bei WhvMalm.!), und das schiff tritt sehr zurück; aus O.s mitteilungen scheint sogar zu folgen, dass Sampsa gar nicht als kleines kind gedacht wird! kurz, die ähnlichkeiten zwischen der heroischen sage und der niedern mythologie sind auch hier nicht so grofs, dass man sich eines sicheren beispiels für die herleitung der ersten aus der zweiten erfreuen könnte.

Mit Olriks werk kann sich an specifischem gewicht nichts vergleichen, was in der germanischen sagenforschung geschrieben worden ist — bis zurück zum jahre 1903, zum Rolf Krake! dass wir nicht mehr den Müllenhoffschen blick auf die dinge haben, das ist vielen, älteren und jüngeren, klar geworden; aber die schöpferkraft, den heldenstoffen ganz neues abzufragen, ihren sinn unbefangener zugleich und inniger nachzuerleben, sodass sich der moderne dem romantiker gegenüber gar nicht verarmt fühlt: das hat sich eigentlich nur in O.s werken offenbart. diese werke sind eine ausgeburt feinster geistescultur. sie erheben den leser über den schulmeisterlichen, beklemmenden wissenschaftsbetrieb, wie wir ihn sonst gewöhnt sind; sie sind durchgedrungen zu einer leichtigkeit der bewegung, die sonst der kunst eignet. und von dem vorliegenden bande gilt, glaub ich, noch mehr als von dem früheren: wer sich darein vertieft, der fühlt sein können wachsen; er wird sich auch ganz andern stoffen mit geschärftem auge nähern.

Behielten auch alle oben angedeuteten zweifel recht, das ändert nichts daran, dass ich aus dem buche gelernt habe wie selten aus einem. verhält es sich so, wie Goethe sagt: 'eigentlich lernen wir nur von büchern, die wir nicht beurteilen können; der autor eines buches, das wir beurteilen könnten, müste von uns lernen', dann hätte diese recension ungeschrieben bleiben müssen.

Berlin, august 1911. **Andreas Heusler.**

Quellen und verwantschaften der älteren germanischen darstellungen des jüngsten gerichtes von **Gustav Grau** [= Studien zur englischen philologie hsg. von Lorenz Morsbach XXXI]. Halle a. S., Max Niemeyer 1908. XIII u. 288 ss. 8°. — 10 m.

Die entstehungsgeschichte des buches zeugt von ernstem wissenschaftlichen streben, das keine mühe scheut um zur erkenntnis zu gelangen. wie die einleitung besagt, war die untersuchung zunächst nur auf das ahd. Muspilli gerichtet, das so viele textkritisch und litterarhistorisch offene stellen aufweist. aber es ergab sich, dass dieses gedicht, wie überhaupt jedes historische denkmal, nicht isoliert behandelt werden kann, sondern nur im zusammenhang des culturgebietes zu dem es gehört zu beurteilen ist. diesen weg haben Müllenhoff und Scherer in den Denkmälern beschritten und der künftigen forschung gewiesen, Zarncke (Berichte über die verhandlungen der kgl. sächs. gesellschaft der wissenschaften 1866, bd 18, 191—228) hat speciell für unser gedicht, indem er es als ein kirchengeschichtliches object behandelte, die geistigen bedingungen gefunden, aus denen es hervorgegangen ist, und Grau hat nun diese 'quellenmethode' mit den umfassendsten mitteln angewendet. in weit stärkerem maſse als je bisher hat er die lateinische und griechische patrologie benutzt und dazu alle einschlägigen angelsächsischen poetischen denkmäler verglichen. so ist sein buch in weiterem umfang ein beitrag zur angelsächsischen litteratur denn zur althochdeutschen geworden.

Eine reihe neuer grundlagen für die geistliche litteratur der Westgermanen hat der verfasser eingeführt, vor allem die werke Ephraems des Syrers, die bis jetzt nur wenig berücksichtigt wurden, und ein noch nicht beachtetes lateinisches gedicht 'De judicio domini' (auch 'De resurrectione mortuorum' und 'De die judicii' betitelt). und er hat den einfluss dieser quellen sehr hoch bewertet. eine beurteilung seiner arbeit wird in erster linie fragen müssen, ob diese hohe einschätzung berechtigt ist. im folgenden soll sich diese prüfung nur auf Ephraem erstrecken, denn für die ahd. litteratur, die hier eingehender erörtert werden soll, kommt nur er in betracht.

Für den angelsächsischen teil des buches geb ich zunächst zusammenfassend die resultate. Elene, Crist 2 und 3, Guđlac, der mit Crist ein sammelwerk bildet, Phönix, Andreas, Beowulf und Juliana haben sämtlich Cynewulf zum verfasser, und Ephraem ist sein 'lieblingsautor' (s. 48). die bisher aufgestellte chronologie (s. 163 ff) ist nicht haltbar, denn sie geht von der falschen voraussetzung aus, dass Elene ein alterswerk Cynewulfs sei. es ergibt sich aber aus der quellenvergleichung, dass der inhalt der ausschlaggebenden verse 1237 ff aus Ephraem stammt und im allgemeinen den von buſswerken abgezehrten leib des

asketen meint, also gar keine persönliche äufserung des dichters ist. Elene ist aber ein frühwerk und ist benutzt in Cr. 3. den ausgang für die chronologischen bestimmungen bildet das 'homiletisch-epische sammelwerk' Crist-Guđlac, aus Guđlac hat Phönix stark entlehnt, Andreas wider schöpft aus dem Phönix, Crist, Phönix und Andreas sind im Beowulf nachzuweisen, und Juliana 'scheint nicht vor Beowulf denkbar'. an der hand dieser chronologie wird dann die geistige entwicklung Cynewulfs aufgerollt.

Diese ergebnisse stehn und fallen mit der quellenuntersuchung des verfassers. nach dieser beruhen die runenschlüsse von Elene, Crist, Andreas und Juliana in grofsen teilen auf lamentationen Ephraems (s. 16), ebenso der schluss von Crist 2 (s. 31), aufserdem hat, wie auch in anderen ags. gedichten, das lateinische 'Carmen de judicio domini' stark eingewürkt, und zu den vielen quellen von Cr. 3 treten jetzt noch in besonderm mafse eine homilie des Pseudo-Chrysostomus, das IV buch Esra und jenes lateinische Carmen (s. 52). bei Guđlac ist widerum der einfluss von Ephraems predigten und der des Carmen von bedeutung (s. 88 ff). Phönix, Andreas, Beowulf, Juliana bilden 'eine widerspruchslose entwicklungsreihe' und haben dieselben vorlagen wie Crist-Guđlac (s. 98).

Einige beispiele mögen die quellenmethode des verfassers dartun.

Eür den schluss der Elene gibt er selbst zu, dass die benutzung Ephraems schwerer nachzuweisen ist 'wegen der beträchtlichen freiheit in der ausschöpfung' (s. 16). v. 1237—40: der gedanke in der Elene ist: 'ich habe *frôd and fûs* gedichtet und lange *(þrâȝum)* nachgesonnen, ängstlich *(nearwe)* in der nacht' — der bei Ephraem: 'ihr sollt mit allem eifer *(omni studio)* streben, Gott zu gefallen; vor ihm weint tag und nacht *(die ac nocte)* und bittet beständig *(assidue)*, dass er uns befreie.' es sollen sich entsprechen *frôd and fûs* = *omni studio*, *þrâȝum* = *assidue*, *nihtes nearwe* = *die ac nocte*. selbst angenommen dass diese gleichsetzungen richtig wären, so sind sie nicht beweiskräftig, denn es sind keine selbständigen sinnwörter sondern nur verstärkungswörter. man kann sie weglassen, und der g e d a n k e bleibt derselbe, sie verstärken nur den eindruck, die empfindung; anregung zu dem inhalt der Elenestellen konnten sie nicht gegeben haben. ein geistiger zusammenhang zwischen Elene und Ephraem besteht hier nicht. — aber auch zugegeben, dass *frôd and fûs* soviel ist wie 'weise und bereitwillig', so stehn diese beiden attribute doch nicht für sich allein, sondern in verbindung mit *þæt fǣcne hûs*, und der sinn wäre also dann etwa: weise und bereitwillig gemacht durch den elenden leib. wenn sie soviel als *omni studio* sein sollen, müsten sie für sich allein stehn und adverbial zum verbum *wæf* gehören.

Die nächste parallele ist Elene 1240—43: 'ich wuste nichts

vom kreuz, ehe Gott mich belehrte' — Ephraem: 'in geistiger trägheit habe ich meine tage dahingebracht, ich elender habe nicht eingesehen, wie sie entronnen sind'. von dem hauptgedanken der stelle der Elene, dem kreuz, ist bei Ephraem nicht die rede, aber der verfasser vereinigt die beiden durch eine sehr weitgehnde gedankenassociation: die lamentatio verlangt etwa einen begriff wie 'rechtzeitige sorge für die seele', das aber sei die kreuzeslehre. aber auf diese weise kann man alle mittelalterlich-christlichen lehren miteinander verbinden, denn ihr zweck ist immer zuletzt das seelenheil.

Elene 1243—49: 'ich war von sünden und sorgen geplagt, ehe Gott mir belehrung verlieh *þurh léohtne hâd'* — Ephraem: '[wie werde ich meine innere verwirrung ertragen, wenn in der letzten stunde meine freunde mich umstehn,] welche mich in diesem religiösen stand *(in hoc religionis habitu)* glücklich priesen'. die gleichsetzung von *þurh léohtne hâd* mit *in hoc religionis habitu* verdient erwägung, aber die umgebenden gedanken sind ganz verschieden, und ein einzeln herausgerissener ausdruck kann nicht unmittelbare abhängigkeit zweier im übrigen nicht übereinstimmender stellen beweisen. — aber *þurh léohtne hâd* kann auch bedeuten 'auf lichte weise, lichtvoll, clare, lucide', wie *þurh. hǽstne hâd* 'violenter', *þurh horscne hâd* 'ingeniose' (Grein II 4f), also: 'Gott verlieh mir lehre lichtvoll', was dann in *torht ontŷnde* 1249 eine parallele hat. für diese bedeutung spricht auch *léohtan lâre* Met. 5^{22} und besonders Crist 43f. . . . *wearð inlîhted lâre longsume þurh lîfes fruman,* wo v. 42—49 ebenfalls wie in Elene 1239—52 ausgesagt wird, dass Gott die zuerst verschlossene weisheit durch erleuchtung offenbarte und den sinn erhöhte denen, die ihn in der welt *(þurh horscne hâd)* preisen. auch zum ags. stil, der das individuelle meidet, passt besser die allgemeine bedeutung 'durch erleuchtung' als die persönliche 'von religiösem stand' (priesterweihe, mönchskleid, geistlicher rang, Grau s. 19).

Elene 1250f: *bâncofan onband, bréostlocan onwand, leoðucræft onléac,* 'Gott stärkte meine kraft, d. i. die kraft der rede und der dichtkunst' — Ephraem: 'voll von unreinheit habe ich dessen vergessen, der herzen und nieren prüft'. die gedanken haben nichts gemein.

Diese wenigen beispiele dürften die methode des verfassers zeigen (sie wird unten beim Muspilli eingehnder zu behandeln sein). in der annahme von übereinstimmungen ist er so frei als möglich, ja er findet solche auch da, wo andere kaum nur andeutungen erkennen werden.

Und doch hat der verfasser, wie ich glaube, durch die eingehnde verwertung Ephraems sich ein grofses verdienst um die kenntnis der grundlagen der ags. litteratur erworben; nur ligt das gemeinsame zwischen Ephraem und Cynewulf nicht so sehr

in den einzelnen gedanken als in der lebensanschauung; es kommt nicht auf die einzelnen gedanken an, sondern auf die gemütslage. ein ausdruck für diese ist zb. Elene 1264 ff: 'zerronnen ist der wahn, die freude mit den jahren, die jugend ist vergangen, der alte übermut; einst war glanz der jugend, nun sind die tage nach der bestimmung fort gegangen, die wonne des lebens ist dahin . . . reichtum ist vergänglich jedem unter der luft, des landes zierden schwinden unter den wolken dem winde gleich'. die vergänglichkeit alles irdischen ist ebenso ein grundzug in den lamentationen Ephraems, und Grau hat selbst die parallelen mit dem schluss der Elene zusammengestellt (zb. *Nû synt ȝeârdaȝas forđ gewitene* — 'defecerunt dies mei', s. 22 ff).

Man hat die gefühlsweichheit der ags. dichtung auf das christentum zurückgeführt, und wir sehen eben an den untersuchungen Graus, wie sich Cynewulfs Elene und Ephraems lamentationen in der centralempfindung, der erkenntnis der irdischen vergänglichkeit, berühren. aber die färbung ist verschieden. bei Ephraem ist diese empfindung eine herbe verachtung der welt, ausgedrückt als mönchisch-asketische verdammung des früheren weltlebens, das nur sündenelend und gedankenschmutz war, und das ziel ist flucht aus dieser irdischen nichtigkeit; bei dem ags. dichter ist die anklage der eigenen vergangenheit viel maſsvoller (1237—45. 1257—64ª. 1264ᵇ. 1266ª) und von weichen, wehmütigen gefühlen durchzogen. in Ephraem also, oder sagen wir allgemeiner im orientalischen christentum (über verwantschaft der ags. seelenstimmung mit der in Gregors von Nazianz elegieen s. PBBeitr. 35, 214 anm.) lägen demnach die ursprünge für die weltverneinende lebensauffassung der ags. dichtung, die aber bei den Angelsachsen einen wol bereiteten boden fand. aber doch eben nur die idee wäre dorther übernommen, die auffassung dieser idee im gemütsleben ist verschieden: bei dem ags. dichter sentimentaler weltschmerz, bei dem orientalischen asketen eine fast grausame freude, die welt verdammen zu können. im tiefsten grunde ist es die volksseele, die den beiden auffassungen den charakteristischen ausdruck verleiht.

Die quellenvergleichung der festländischen litteratur nimmt den kleineren teil des buches ein (s. 199—260).

In dem abschnitt über den Heliand (s. 200—219) wendet sich der verfasser zuerst gegen die hypothese vom ags. ursprung, weist dann, energischer als Grüters (Bonner beitr. 17, 1 ff), beziehungen zwischen dem Heliand und der ags. litteratur nach (Crist, Guđlac, Phönix), besonders im Hel. 1032—1048 und 3592—3619, und fasst sie als reminiscenzen, die sich naturgemäſs ergeben musten durch die einwürkung, die die as. dichtung

von der ags. empfieng. diese ruhige und sachliche auffassung erklärt die frage nach dem ags. einfluss auf den Heliand durchaus einwandlos.

Die frage nach den quellen des Muspilli bildet, wie den ausgangspunct, so eins der wichtigsten capitel der gesamten abhandlung.

Als quelle des ersten teils, v. 1—30, sucht der verfasser den sermo Ephraems 'in eos qui in Christo obdormierunt', als quelle des zweiten, v. 31 bis zum schluss, Ephraems predigt 'De cruce' nachzuweisen. auch hier hat die nachprüfung einzusetzen.

Teil I, v. 1—30, hat im Muspilli als motiv den kampf der engel und der teufel um die seele. bei Ephraem aber kommt ein kampf beider parteien gar nicht vor, vielmehr ist hier der leitende zug das bild von den häschern, welche die seele vor gericht führen, wo sie unter den ungerechten beschuldigungen der teufel steht; die engel aber kommen und führen sie weg. diese vorstellungen sind so verschieden untereinander, dass es schwer einzusehen ist, wie die bei Ephraem jene im Muspilli hätte hervorrufen können. mit Ephraem stimmt vielmehr überein die pseudoaugustinische predigt 'De symbolo' cap. 3 u. 4, eben jene, welche den inhalt der hs. ausmacht, in welcher Muspilli eingetragen ist. der verfasser weist selbst parallelen zwischen dieser predigt und Ephraem nach (s. 243f u. 254—56). die motive im Muspilli und bei Ephraem sind also inhaltlich verschieden und haben auch verschiedenen ursprung. der stoff des ersten teils des Muspilli, der kampf zwischen engeln und teufeln, ist eine vision (alle stellen bei Zarncke sind visionen oder lassen sich als solche erklären), und zwar, wie Grau richtig nachweist (s. 223), im letzten grunde die Visio S. Pauli, also eine biblische stelle. der stoff von Ephraems predigt geht zum teil (überantwortung der seele an den gerichtsdiener) aus von Matth. 5, 25, also ebenfalls von einer bibelstelle.

Nun wären die einzelnen, vom verfasser angegebenen parallelen zwischen Muspilli und Ephraem zu prüfen.

Musp. 1: *sîn tac piqueme, daz er touuan scal* — Ephr.: *veniet enim dies . . . quando relinquet homo omnia et omnes et solus abibit.* gleich ist hier nur *sîn tac piqueme* = *veniet dies.* aber das ἔσσεται ἦμαρ, 'einst wird kommen der tag', ist eine weit verbreitete, auch ganz rein sachliche, nicht einmal metaphorische formel (der biblische ursprung ligt in *ecce enim dies veniet* Malach. 4, 1, vgl. auch *kumit the dag mannun* Hel. 4360, *þâ se dæȝ bicwom* Guđl. 1071, *ǽr se dæȝ cyme* Sal. u. Sat. 478).

Musp. 2. 3 lässt die seele den leib liegen, bei Ephraem ist der tod die trennungsstunde von seele und leib. die gedanken müssen sich berühren, da in beiden gedichten die trennung von seele und leib den ausgangspunct der darstellung bildet.

Für Musp. 4. 5 zieht der verfasser zwei stellen Ephraems

bei. an der ersten (s. 223) ist nur die rede von den schrecklichen boten Gottes, die die seele vor gericht führen, nicht von teufeln oder gar von engeln oder von einem kampf zwischen beiden. die zweite (s. 224) lautet: *quando divini exactores in medium prodierint excepturi animam ex aëre supervenientes, in quo principatus consistunt ac potestates mundique rectores adversariarum copiarum* ... eine scheinbare gleichheit besteht zwischen *ex aëre supervenientes* und *quimit ein heri fona himilzungalon*. aber das von den himmelsgestirnen kommende heer sind die engel, die aus der luft kommenden bei Ephraem sind umgekehrt die ankläger des menschen, es sind teufel, und die stelle ist eine reminiscenz an Ephes. 6, 12: *sed adversus principes et potestates, adversus mundi rectores tenebrarum harum, contra spiritualia nequitiae, in caelestibus;* und an Ephes. 2, 2: *secundum principem potestatis aëris hujus.* die bösen geister des jüdischen und auch noch paulinischen dämonenglaubens, nach welchem der mensch auf schritt und tritt von feindlichen mächten umgeben ist, sind gedacht in der luft, in den räumen des himmelsgewölbes, so auch in den worten des heil. Maximus in Zarnckes citat aao. s. 209 (das gericht der teufel wird in der luft gehalten, es ist dasselbe wie bei Ephraem). — *dâr pâgant siu umpi* soll sein = Ephraems *in quo consistunt,* aber *consisto,* das sich auf *ex aëre* bezieht, kann nach dem ganzen zusammenhang nur bedeuten 'sich aufhalten'.

Musp. 6. 7 ff die himmel- oder höllenfahrt der seele ist bei Ephraem ebenfalls erwähnt *(quomodo se habeant eorum* [der verstorbenen] *animae utrumque apud superos an apud inferos existant),* sie gehört notwendig zu einer predigt, die vom tod und von der zukunft nach dem tode redet. aber der zusammenhang ist ein anderer als im Muspilli: hier kämpfen engel und teufel um die seele, und von dem ergebnis des kampfes wird es abhängen, in welche region sie gelangt, bei Ephraem aber möchten die hinterbliebenen von den gestorbenen erfahren, wo sie sind oder wie sie sich befinden, ob sie in der obern oder in der untern welt sind.

Musp. 9. 10 führt das gesinde des Satans die seele dahin, wo ihr leid sein wird, entsprechend dem motiv vom kampf der engel und teufel; bei Ephraem wird der tote wie ein verurteilter abgeführt zur strafe dahin, wohin die häscher ihn wegbringen werden, entsprechend dem motiv vom teufel als ankläger.

In Musp. 15ᵇ. 16. 17ᵃ weicht nach dem verfasser der sinn allerdings von der entsprechenden stelle Ephraems ab, aber diese sei gleichwol anlass für die deutschen verse gewesen. nun ist 14—17 eine schilderung des glücklichen zustands im himmelreich, bei Ephraem aber schauen wir beim anblick eines toten ein grofses und furchtbares geheimnis, wir sehen, dass grofs und klein, herr und knecht und alle andern eine asche, ein staub geworden sind. so müste also der deutsche dichter dadurch, dass Ephraem über

die verwesung des leichnams schrieb, zur schilderung der freuden des himmels veranlasst worden sein.

Wie weit der verfasser geht, um Muspilli aus Ephraem ableiten zu können, zeigt folgende gleichstellung. Musp. 26. 27 schreit der mensch aus der finsternis und dem feuerbrand der hölle zu Gott um hülfe, Ephraem aber redet über den tod: wir betrachten das geheimnis des todes, wir sehen dass alle eitle mühe des menschen mit dem tode zur ruhe gelangt; wir sprechen, aber die toten hören uns nicht, wir klagen, aber sie beachten es nicht usw. das tertium comparationis ligt hier nur in den worten *harêt* und *loquimur*, und lediglich die ähnlichkeit des gesamtinhalts, wo es sich um tod und zukunft handelt, kann überhaupt den gedanken an einen innern zusammenhang aufkommen lassen.

Selbst die in der tat unmittelbare übereinstimmung Musp. 13 *die* (die engel) *pringent sia sâr ûf in himilo rîhi* mit Ephr. *angeli excipientes animam secum in caelum abducunt* (Grau citiert nach Vossius, in der allerdings schlechtern ed. Assemani tom. III, 277 A, die mir allein zu gebote steht, fehlt '*in caelum*') beweist noch nicht notwendig eine verwantschaft der beiden texte, denn dass die engel die seele in den himmel führen, ist allgemeiner glaube (ausgangsstelle ist die geschichte vom armen Lazarus 16, 22, vgl. Zarncke aao. s. 203). und wenn in beiden stücken eine ermahnung gegeben wird, dass die seele die hölle meiden soll (Musp. 18 ff), bezw. dass die menschen an die höllenstrafen glauben sollen (Ephraem), so ligt das in der beiderseitigen absicht, die zukunft nach dem tode zu schildern und der sündhaften menschheit die schrecken des jenseits auszumalen.

Nach solchen erwägungen kann ich nur zu dem schlusse kommen, dass im ersten teil des Muspilli Ephraem nicht benutzt wurde. die quelle bildet, und zwar für das ganze gedicht, ich möchte nicht sagen: eine lateinische predigt, sondern der seit Augustin (und vulgarisiert seit Gregor d. Groſsen) traditionelle vorstellungskreis der lateinischen predigt. darin mögen gedanken von Ephraem aufgegangen sein, ja im zweiten teil des Muspilli können solche stärker vertreten sein. in dem deutschen gedicht würkt, allerdings schwächer, noch ein anderes moment mit: die nationale auffassung, die geistliche predigtweise hat stellenweise volkstümliche färbung angenommen (s. unten).

Dass das deutsche gedicht die lateinische predigtlitteratur zur voraussetzung hat, das ist nun durch Guntermann (Zs. f. d. philol. 41, 401 ff) festgestellt. er hat in predigten des Eligius (bruchstücken) und des Cäsarius stellen nachgewiesen, die wörtlich mit Muspilli übereinstimmen; auch die grundlehre findet sich hier mehrfach, *daz er kotes uuillun kerno tuo* Musp. 20. und auch die gröſsere historische wahrscheinlichkeit hat ein einfluss dieser und verwanter lateinischer predigten für sich, denn die

predigten des Cäsarius waren, wie Guntermann geltend macht, 'das wichtigste homiliar und predigtmagazin für die ganze erste hälfte des mittelalters' (Cruel Gesch. d. deutschen predigt s. 30). nur insofern Cäsarius vieles aus Ephraem gelernt und dieser überhaupt auch auf die abendländische theologie eingewürkt hat, also nur mittelbar, kann er für Muspilli als geistige quelle in betracht kommen.

Der zweite teil des Muspilli hat nach Grau Ephraems predigt 'De cruce' zur vorlage. principiell ist bei prüfung der parallelen dieses teils vorauszusetzen, dass der weltuntergang und das gericht in der christlichen litteratur in feste vorstellungen geprägt ist. hier müssen wir von vornherein gleiche gedanken und gleiche sprache erwarten, auch bei verfassern, die ganz unabhängig voneinander sind. nur ganz auffallende gleichungen können für unmittelbare gegenseitige beziehungen beweiskräftig sein.

Die einleitenden verse Musp. 31—36 entsprechen nach dem verfasser auch dem eingang von Ephraems predigt (s. 231 ff). das ist richtig, *az rahhu stantan* ist sogar fast nahezu übersetzung von *rationem exacturus.* aber sie entsprechen auch der urstelle des gedankens, nämlich II Cor. 5, 10, wozu Röm. 14, 10 u. 12 kommen (vgl. auch Matth. 12, 36. 18, 23): *rationem reddet Deo* Röm. 14, 12, ähnl. Matth. 12, 36. die ganze scene mit der vorstellung des versammelns der menschheit vor dem richterstuhle *(vora demo rîhhe)* stimmt mehr zu II Cor. 5, 10 und Röm. 14, 10 *(omnes enim nos manifestari oportet ante tribunal Christi)* als zu Ephraems *rex regum a throno gloriae suae exsurgens descendet visitaturus cunctos habitatores orbis.*

Dass zweimal vom gericht erzählt wird, Musp. 31—36 u. 63 ff, stimmt zu der gruppierung in dem akrostichon der erythräischen Sibylle, das eine ältere quelle als Ephraem darstellt (im VIII buch der sibyllinischen weissagungen, Friedlieb Oracula sibyllina s. 151—153, Geffcken Die Oracula sibyllina s. 153 ff), ins lateinische übertragen in Augustins Gottesstaat (De civitate Dei XVIII cap. 23) und daraus in jener pseudoaugustinischen predigt 'De symbolo'. dieses gedicht ist überhaupt für die weltgerichtsdarstellungen von gröster bedeutung und seine disposition ist vorbildlich geworden. es wird nämlich nicht einfach der reihe nach zuerst der weltuntergang mit seinen verschiednen schrecknissen, dann das gericht erzählt, sondern beide vorstellungen durchschlingen sich: Sib. v. 1—6 gericht, v. 7—12 schicksal der welt, v. 13 f gericht, v. 15—22 schicksal der welt, v. 23. 24. 26 gericht, v. 25. 27 schicksal der welt. diesem akrostichon hat Grau wenig beachtung geschenkt, aber es ist historisch eher wahrscheinlich, dass von diesem bekannten, in einem der wichtigsten werke Augustins enthaltenen gedicht auf die abendländische litteratur ein einfluss ausgegangen ist, als von der predigt des Syrers.

Die Antichristepisode, v. 37—49, fehlt bei Ephraem. Grau (s. 233 f) versteht die stelle so, dass Elias siegt und dies das einzige resultat des kampfes ist (so allerdings auch Müllenhoff in den Denkmälern und Zarncke aao. s. 220 f). aber es ist kein zweifel: es handelt sich nicht um einen einzigen vorgang, nur darum, dass Elias den Antichrist besiegt, sondern um zwei (Steinmeyer MSD II³, 34 zu v. 46). deutlich stellt der dichter zwei berichte über den ausgang des kampfes sich gegenüber. der eine ist der der *uueroltrehtuuîson*, wonach Elias den Antichrist besiegt, v. 37—47: es ist ein regelrechter zweikampf, ein gottesgericht, wo das recht, das heiſst Gott, entscheidet (PBBeitr. 32, 266 f). der andere, der der *gotmanno*, steht im gegensatz zum ersten (der gegensatz ist sprachlich ausgedrückt durch einleitendes *doh* v. 48): danach wird Elias vernichtet. die erste meinung, die vom gottesgericht, die der *uueroltrehtuuîson*, ist volkstümlich, nicht officiell kirchlich, denn die kirche verurteilt ja den zweikampf; weil sie nicht kirchlich ist, findet sie sich auch sonst nicht in der geistlichen litteratur (Zarncke aao.). die *uueroltrehtuuîson* sind weltliche gewährsmänner (vgl. Beitr. 32, 267 anm.), bezw. der vers ist nur eine formel, die die volkstümliche auffassung des hier mitgeteilten betonen soll. sobald diese statt hatte und der kampf zwischen Elias und dem Antichrist als gottesgericht aufgefasst wurde, muste Elias siegen, das verlangte das recht, und das eben hatte er auf seiner seite. bei voraussetzung eines zweikampfs, bei dem auf jeder seite doch nur e i n partner stehn kann, erklärt es sich auch, weshalb nur e i n e r gegen den Antichrist kämpft, nicht zwei, Elias und Enoch zusammen. überhaupt ist anzunehmen, dass das germanische frühchristentum stark mit heidnischen und nationalen, also doch auch aus der mythologie entstammten elementen durchsetzt war; dass christliche vorstellungen volkstümliche auslegung erfuhren, oft wol gerade durch die geistlichen, welche den christlichen stoff der auffassung des volkes anzupassen strebten. — es liegen also hier zwei 'conjecturen' über das thema vom kampf zwischen Elias und dem Antichrist vor. dass zwei sich so sehr widersprechende fassungen in einem kirchlichen stoffe überhaupt möglich waren, das versteht man aus Augustin De civitate Dei xx cap. 30, der zugibt, dass über die einzelheiten des jüngsten gericht sicheres nicht feststeht (s. Zarncke aao. s. 223). wie leicht gerade diese nichtbiblische mythe verändert werden konnte, zeigt die as. Genesis v. 139 ff, wo gelegentlich der erzählung von den nachkommen Seths Enoch, und er allein, der vertreter der christenheit im kampf mit dem Antichrist ist; und der schluss dieser fassung, wonach das volk wider zu Gottes reich sich bekehrte und seitdem das land gesund war, ist unkirchlich, denn es sollte doch im gegenteil der weltuntergang folgen.

Grau nimmt an (s. 233 f), dass die Antichristepisode des

Muspilli entlehnt sei aus eben dieser stelle der as. Genesis oder dieser nachgebildet, ein zusammenhang werde durch die gleichen ausdrücke *aruuartit — auuerdit, scal er ... uunt pivallan — thie fiund biuellid* wahrscheinlich. aber der inhalt ist bei beiden so sehr verschieden! in der as. Genesis tötet der Antichrist den Elias, das entspricht nur v. 49 des Muspilli, von dem hauptteil, Musp. 39—47, ist in der Genesis nichts gesagt, und was dann Gen. 144—150 folgt, steht widerum nicht im Muspilli. der dichter derselben müste also doch das meiste dazu erfunden haben, wenn er nur die as. Genesis benutzt hätte. unter allen umständen könnte also der einfluss der Genesis nur sehr gering gewesen sein. das umgekehrte wäre psychologisch eher verständlich, nämlich dass der Genesisdichter den text des Muspilli gekürzt und mit einigen zusätzen versehen hat, wobei irgendwie die erinnerung an Apokalypse 20, 2. 3 und 21, 1 mitgewürkt haben könnte. bei dem namen des kämpfers, Enoch, ist die Genesis sicher secundär, denn Enoch, und nicht Elias, ist eingeführt, weil etwas von den nachkommen Adams erzählt werden sollte. das wahrscheinlichste wird schliefslich sein, dass beide, Genesis und Muspilli, eine gemeinsame quelle hatten (Kögel Die as. Genesis s. 26), bezw. aus der conventionellen darstellung dieser scene schöpften, denn sicher wurde sie in predigten, gedichten oder auch in missionsgesprächen öfter vorgetragen.

Die nun folgenden verse vom weltuntergang knüpft der verfasser wider an Ephraem an, indessen nicht nur aus dem 'Sermo de cruce' entnimmt er die parallelen, sondern auch aus andern predigten Ephraems, da dieser seine gedanken häufig variiert; diese parallelen hätten sich wol gegenseitig beeinflusst. aber wie ist dieses verhältnis, diese gegenseitige beeinflussung, dann würklich gewesen? der Muspillidichter muss doch eine bestimmte fassung vorgefunden haben.

Musp. 51—55ᵃ. von den einzelnen rasch aufgezählten ereignissen treffen mit Ephraems darstellung überein: 51ᵃ (berge), 52ᵇ (wasser), 53ᵃ (meer), 53ᵇ (himmel), 54ᵃ (mond), 54ᵇ (erde); dieselben bestandteile kommen auch in dem sibyllinischen akrostichon vor. es fehlen bei Ephraem und im akrostichon: 52ᵇ + 53ᵃ (baum) und 55ᵃ (stein). *poum* ist vom dichter hinzugefügt, indem er die allitterierende formel *poum und pereg* (vgl. Wessobr. gebet v. 3) im gedächtnis hatte.

Die verse 55ᵇ—62 enthalten, mit ausnahme von 57, nur anklänge an Ephraem, zum teil nicht einmal solche, und die verglichenen stellen stammen zudem nach Grau noch aus andren predigten Ephraems als dem Sermo de cruce.

Zu v. 57 *dâr ni mac denne mâk andremo helfan vora demo mûspille* stellt der verfasser drei parallelen aus Ephraem (s. 239—241). bei der ersten *'Ubi tunc, qui principibus assistebant et a latere discurrebant famuli'* ist der sinn verschieden:

assistere bedeutet nicht helfen, sondern es sind die diener gemeint, die zum gefolge des herrn gehören, und es ist nicht von hilfe die rede, sondern von der pracht und der hoffart der fürsten. dagegen das zweite und besonders das dritte citat aus Ephraem sprechen denselben gedanken aus wie v. 57 des Muspilli. ein zusammenhang ist sicher, aber zu einer bestimmteren entscheidung müste das motiv in der altchristlichen litteratur weiter verfolgt werden.

Für *wasal* v. 58 ist der verfasser geneigt (s. 238) als grundbedeutung 'feuchten schmutz, feuchte erde' anzusetzen, und bringt es dadurch in zusammenhang mit *faciem terrae* (= 'latus orbis') bei Ephraem. aber die übersetzung der ahd. glosse 'pluvia' (Ahd. gll. I 506, 39), die er selbst anführt, passt ganz gut in den sinn. der regen, der alles verbrennt, ist ein feuerregen (vgl. das von Grau citierte aber als irreführend bezeichnete *brêda lôgna* Hel. 2462), und dies passt viel besser zu dem sibyllinischen *recidet a coelis ignisque et sulphuris amnis* (der letzte vers des akrostichons) als zu Ephraems *faciem terrae*.

Eine sehr ansprechende erklärung gibt Grau für v. 60, indem er auf Wulfstan 159, 15 ff verweist, wo über die verletzung der sippe geklagt wird, in echt germanischer auffassung der untriuwe als der schwersten schädigung der volksgemeinschaft (Be Dômes dæᵹe 24 f: *þâm þe sibbe ful oft tômǽldeð mid his mûþe* dagegen scheint auf Matth. 5, 22 zu gehn: *qui autem dixerit 'fatue', reus erit gehennae ignis*). auch in den zusammenhang passt die deutung gut: wie bei Wulfstan ist die verheerung des landes (der brand der welt) eine folge der sündhaftigkeit der menschen, aber während Wulfstan in ermahnendem predigerstil redet, hat der dichter des Muspilli den gedanken in ein anschauliches bild gekleidet. jedenfalls ligt im v. 60, wie Grau bemerkt, eine anspielung auf zeitverhältnisse. er gehört zu den volkstümlichen bestandteilen des gedichtes wie die auffassung des kampfes des Elias mit dem Antichrist als eines gottesgerichts, und wie die ganze situation des jüngsten gerichts vom dichter aus seinem eignen vorstellungskreis, aus der erfahrung der gegenwart heraus, geschöpft ist.

Hingewiesen sei hier auch noch auf andere ergebnisse der untersuchung, die für das verständnis des gedichtes wichtig sind: dass die polemik gegen die höhern stände (s. 223 anm.) und die mahnung an die ungerechten richter (s. 242, so schon Kraus Zs. f. d. österr. gymn. 1896, bd 47, 343) schon im ursprünglichen stoffe liegen, also nicht aus deutschen verhältnissen heraus entstanden sind.

Mit recht führt Grau bei v. 63—72 und dann für 73 bis schluss wider die pseudo-augustinische predigt an (s. 243 f und 254—56). die gerichtsscene von v. 73 an steht in viel engerer beziehung zu Ephraem als die vorhergehenden abschnitte,

und auch die citate die Guntermann aus Eligius und Cäsarius bringt, liegen meist weiter ab, aber doch stimmen einige parallelen wider mehr zu diesen lateinischen autoren. Ephraems sermo scheint für die darstellung des jüngsten gerichts ein verbreitetes vorbild gewesen zu sein.

Nach diesen erörterungen kann ich nur zu dem schlusse kommen, dass Ephraem, wenn auch sein einfluss auf die abendländische geistliche litteratur nicht gering gewesen sein mag, doch nur in beschränktem maſse und lediglich für einige teile des Muspilli den ausgang gebildet hat, und zwar vor allem für das jüngste gericht (v. 73 ff); dass für die übrigen verse des zweiten teils einzelnes aus seinen schriften stammen kann, dass der erste teil aber ganz unabhängig von ihm ist; dass er jedoch nirgends die unmittelbare vorlage bildete, sondern dass dies eine lateinische predigt oder, weniger bestimmt ausgesprochen, die lateinische predigtlitteratur war.

Zum schluss spricht sich der verfasser über die litterarische stellung des Muspilli aus (s. 254 ff). er nimmt starke beeinflussung durch den Heliand und die ags. Genesis an und citiert eine groſse zahl parallelen. manche derselben werden aus der gemeinsamen germanischen erzählungstechnik stammen oder durch den gleichen inhalt veranlasst sein. aber die zahlreichen engern übereinstimmungen in ausdrücken und formeln sind doch nur durch unmittelbare einwürkung erklärbar.

Der verfasser des Muspilli war mönch, aber doch wol nicht mehr klosterschüler, wie Grau vermutet (s. 258 f). dazu waren seine theologischen kenntnisse zu groſs. und dann auch die überlieferung. die niederschrift scheint mir nicht das original zu sein (s. 254), sonst wäre das gedicht wol mehr von dem sermo, in den es eingetragen ist, beeinflusst, es wäre eben durch ihn veranlasst oder in hinsicht auf ihn verfasst worden. und widerum, wäre es original, so würde der schreiber wol nicht schüler gewesen sein. denn wenn wir auch nicht mehr an den könig - Ludwig als schreiber glauben, so ist es doch umgekehrt auch nicht wahrscheinlich, dass ein klosterschüler einen so verunzierenden eintrag in eine sorgfältige und darum im kloster doch gewis geschätzte hs. hätte machen dürfen. gewis auch war es zur verbreitung bestimmt, es sollte die christliche lehre von der zukunft des menschen predigen, eine frage, welche einst die heiden stark beschäftigte (vgl. Beitr. 35, 209); und zwar in einer sprache und in einem stil, um auf die hörer zu würken. allzu tief in das 9 jh. darf es wol nicht herabgesetzt werden.

Eine überraschende vermutung spricht der verfasser betreffs Otfrid aus (s. 259 f), nämlich dass auch er die ags. dichtungen Crist, Guđlac und Phönix benutzt habe. seine umfassende kenntnis der einschlägigen litteratur würde ihn jedesfalls zu einem geeigneten bearbeiter dieses problems machen.

Anhang I (s. 261—280) handelt von den quellen und der entwicklung der legende von den fünfzehn zeichen des jüngsten gerichts, wobei die arbeit von Nölle (PBBeitr. 6, 413—476) vielfach berichtigt und erweitert wird. nach einer dankenswerten, vollständigen zusammenstellung der litteratur über Muspilli (anhang II, s. 280—283) folgt als anhang III (s. 283 bis 286) eine zurückführung des Hamburger jüngsten gerichts auf eine predigt des Pseudo-Chrysostomus (natürlich doch wol ist lateinische vermittlung vorauszusetzen).

In wichtigen puncten ist die vorliegende besprechung zu andern ergebnissen gelangt. ein abschliefsendes urteil müste von den ags. teilen ausgehn. jedesfalls ist aber die arbeit eine tüchtige wissenschaftliche leistung und zeugt von dem geschick des verfassers, grofse gebiete zu beherschen und die masse der einzeltatsachen zu allgemeinen schlüssen zu verwerten.

Greifswald. **G. Ehrismann.**

Mittelhochdeutsches Wörterbuch zu den deutschen sprachdenkmälern Böhmens und der mährischen städte Brünn, Iglau und Olmütz (XIII—XVI jh.) von **Franz Jelinek.** gedruckt mit unterstützung der Gesellschaft zur förderung deutscher wissenschaft, kunst und litteratur in Böhmen. [Germanische Bibliothek, hsg. von WStreitberg, Wörterbücher III bd]. Heidelberg, Carl Winter 1911. XXV und 1028 ss. 8°. — 20 m., geb. 21 m.

Die besprechung des stattlichen buches von Jelinek muss man mit einem lobe beginnen: sowol für den aufgewanten fleifs als auch für den erzielten erfolg. die aufgabe, den alten wortbestand für ein bestimmtes gebiet in einem buche zu vereinigen und dadurch eine wertvolle ergänzung zu unsern handwörterbüchern zu bieten, kann reizen, und ihre durchführung wird des dankes der fachgenossen gewis sein. dass die lösung der aufgabe durch Jelinek nicht ideal ist, soll kein vorwurf, sondern nur eine einschränkung des lobes sein. vorerst in bezug des stoffgebietes des wörterbuches. der umfang der deutschen denkmäler Böhmens und Mährens vom 13 bis ins 16 jh. ist fast unerschöpflich, trotzdem wol die gute hälfte des vorhandenen verloren gegangen ist. was von den kleinern mhd. erzählungen in dieses ostmd. gebiet gehört, übersehen wir zwar heute noch nicht, wenn ich auch die Wiener mervart, das Rädlein und den Bergmann ungern unter den quellen vermisse; aber auch die spruchdichtung und die politische dichtung, sowie die gelehrte dichtung des 15 und 16 jh.s, die uns Wolkan vermittelt hat, hat Jelinek nicht in den bereich des buches gezogen. auch ein ziemlicher teil der meist religiösen übersetzungslitteratur, die in den öffentlichen und geistlichen büchereien des gebietes ligt und durch einzelne monographieen und katalogisierungen — vgl. den Katalog der deutschen hss. der

Prager universitätsbibliothek von Dolch und die gedruckten stiftskataloge — bereits zugänglich geworden sind, ist nur in wenigen vertretern herangezogen. ebenso find ich in den rechtsdenkmälern lücken. es ist kaum zweifelhaft, dass die urkundenlitteratur der Prager kanzlei und der deutschen städte des 14 jh.s in den bereich der arbeit gehören, da sie wegen ihrer besondern stellung zur deutschen schriftsprache eigenwert besitzen; nicht einmal bekannte urkundenbücher (so von Goldenkron, Krummau, Saaz) treten unter den quellen auf, von grofsen sammlungen zu geschweigen. und von den aufgenommenen urkundenwerken ist ein sehr dürftiger gebrauch gemacht. auch die stadtbücher und formelbücher enthalten soviel bodenständiges und wertvolles, dass sie, allerdings aus zt. ungedruckten hss., einen platz hätten finden mögen. was nun noch zb. die 49 bde der Mitteilungen des vereins für gesch. d. Deutschen in Böhmen an einzelnen, wenn auch kleinern stücken vermitteln, kann einem lexikographen willkommen sein, wenn auch die arbeit vielleicht die kräfte des einzelnen übersteigt.

Jelinek hat aber anderseits bisher ziemlich unbekannte denkmäler für das wörterbuch erschlossen und reiche ausbeute gebracht, so besonders die berühmte Wenzelsbibel der Wiener hofbibliothek, dann zwei deutsche hauptwerke des Joh. vNeumarkt, des für die deutsche kanzleisprache hochbedeutenden kanzlers Karls IV, sowie die umfangreichen Iglauer deutschen rechtsquellen des 14 und 15 jh.s, so dass er mehr als 2000 wörter anführen kann, die unsere mhd. wörterbücher nicht belegen; und auch zu geläufigen wörtern werden viele brauchbare und erhellende belege beigebracht.

Der grad der benutzung der 36 von Jelinek angeführten, zt. recht umfangreichen denkmäler ist verschieden; manches ist mit grofser sorgfalt ausgezogen, anderes mehr eklektisch behandelt. es sei mir gestattet, diese wichtige frage eingehnder zu beleuchten. hier ein verzeichnis von 272 wörtern HvFreibergs, die nicht im wörterverzeichnis Bechsteins zum Tristan und auch bei Jelinek überhaupt nicht oder doch nicht aus HvFreiberg belegt erscheinen[1]: *abesteln* 3026, *algemeine* Schret. 114, *allachende* 5179, *alweinende* 6781, *anderswâ* Leg. 689, *ankaffen* Ritt. 217, *anlachen* 3769, *ast* 3403, *banc, bant* (n.) 3131; 3135, *barmherzikeit, begern, begin* Leg. 71, *behaft* Ritt. 204; Leg. 567; 764, *Bêhemlant, bein, bekumen* Leg. 359, *beladen* 5434, *belegen* 2525, *benedîen, benemen* 4162; Schret. 94, *ber, bereiten, beschern* 1571; 3730, *beschrîben, bestouben* 2086, *besunderen* (v.) 2016, *bette, beweinen, bezeichenheit* Leg. 457, *bier, bilde, blech, blî, blüemelîn, bluot, bolster* 2909, *boum, brennen* Ritt. 200, *brôt, bücken* 1186,

[1] die zahl allein bedeutet eine Tristanstelle, bei manchen wörtern erspar ich die belege; dass viele wörter wenig wichtig erscheinen dürften, ist natürlich, doch wird die zusammenstellung hier nicht unnötig sein.

dienstlich 325, *drîen* Leg. 10, *drîvaltikeit, dürfticlîche* Leg. 692, *edel, einvalt* (adj.) Leg. 32, *eit* 504, 652; 3529; 3865; 4597, *ellenboge* 732, *enpfâhen, entrinnen* 3208; 5004; Schret. 230, *entspringen* 3360; Leg. 419; 499, *erhëllen* Schret. 245, *erjagen, erliuchten* Leg. 270, *ermorden* Schret. 342, *erslahen* 2997; 5552, *erstrîten, ertrachten* Ritt. 171, *ertrîch, ertrinken, ervinden* 1375, *erwachen, erzürnen* 2736; 3046; 3245; 5654, *êwikeit, exempel* Leg. 728, *ganc, gebërn, gebot, gedigen* Leg. 302, *gedult, gehôrsam* Leg. 156; 875, *geist, gelenke* (adj.) Schret. 107, *gemîden, gerecht, gereit* (adj.) Ritt. 149, *gesanc, geschehen, geschrift, geselle* 3827, *gesinde* (n.) 1295; 2164; 4981, *gespenste* Schret. 93, *gestalt* (f.) 2236; Leg. 21; 43; 49, *gesteine, gesterben* Leg. 367, *gesunt, getreten, getrinken, getriuwe, getuon, gewant* (n.), *gewar, gewis, gewonheit, giezen, golt, gotheit, grap, gras, grim* (m.) Schret. 243, *griulich* Schret. 201, *grôz, grüene, grunt, gruoz, grûs* Schret. 168, *güete, guotlich* 4795; Schret. 58, *helen* 4818, *hermelîn* Ritt. 117, *himelrîch, hirz, hoffenunge* 3205; 3690; 4909, *horn, hose, houbet, hundelîn, hunt, huot* (m.) 2908, *îngiezen* Leg. 45, *înrinnen* 3758, *îsenîn, jâr, joch, jugent, junc, juncvrouwe, katze, klage, kleiden* 1930; 4352; 4409; Ritt. 109, *knie, korn, kranc, kratzen, krefticlich, kreftlich* Ritt. 259, *kriechen* Schret. 264, *krône, kumpanîe* 1150, *künden* 2017; Leg. 149; 275, *künicrîch, kunt, kurzewîle, lachen, laden* 3405; 3427, *latîn, lêre, licht* (n.), *lichtgevar* Leg. 306, *liuchten* 4416, *lobebêre* Ritt. 153, *lôn, lônen, louf, loufen, loup, luogen* Schret. 267, *mager, marderkel* Ritt. 143, *martrerîn, menscheit, mer* (n.), *mîden, misselingen* Leg. 445, *missetât, morgen, müede* (f.) Schret. 176, *mûl* (n.), *muoter, nac* Schret. 212, *nicken* Ritt. 233, *niuwe, oben, ôre, pflege, pfunt* Ritt. 306, *plân, ragen* 1948, *rasten* Ritt. 266; Schret. 278, *recke* Ritt. 22; 45, *reif* (m.), *riuwe, rôt, rüebe, ruote* Leg. 588; 629, *salz, sanc, sât, schade, schande, scheiden, schouwen, schult, sigen* 152, *sinken, smac* Leg. 266, *smalz, sorge, spâte, stam, stengel, streben, sucht* Leg. 570, *süeze* (adj.), *süezikeit, sunderlich, suochen, sûre, swachen* Ritt. 79, *swîn, talier, tatze, tempel, toben* Schret. 251, *tœten, trachten, trinitât, tugenthaft, tugentrîch* 3544; 3915; 4990; 5956; 6380, *überstrîten* Leg. 162, *ûfgên* 1366, *ûfstên, undertân, unervorcht* Ritt. 136, *ungedult* 3540, *ungenême* Leg. 132, *ungetriuwe* 3160, *untriuwe* (f.), *unverdaget* Ritt. 160, *unverholn* Ritt. 161, *unvuoge* Schret. 268, *ursprinc* Leg. 498, *ûzbiegen* 5106, *vâhen, vechten* Schret. 271, *veder, velt, verdagen* 2580; Leg. 826, *vergulden* Ritt. 129, *verhelen, vermîden, versinken* 1068; 1798, *verswinden* Schret. 347, *verzagen* Schret. 206, *figûre, vihe, viurîn* Leg. 180, *vlammic* 1794, *vliezen, vlîzen* Ritt. 66, *volkumen, volkumenheit, volzeln* Ritt. 47, *formen* (v.) 1333, *wâz* Leg. 461, *uegen* (swv.), *weinen, wickeln* Leg. 320, *widerstreben* Ritt. 280, *widerzême* Leg. 131, *wîp, wîssagende, wüeten* 2907, *zelen* Ritt. 22; 210, *zerbîzen, zerbrechen, zerrütten* Schret. 130, *zierde, zieren, zoum, zunge.*

Dabei hab ich den reimbestand vollständig, das versinnere nur eklektisch behandelt und keines jener zahlreichen wörter angeführt, die Bechsteins verzeichnis aufweist, aber Jelinek aufzunehmen unterlassen hat; dass Bechstein selbst auch in den angeführten zahlbelegen nur eklektisch vorgeht, sei nur nebenbei gesagt[1].

Im folgenden seien aus dem Ackermann aus Böhmen die von Jelinek nicht ausgehobenen wörter nur für die buchstaben *a* und *b* angeführt, wobei die in klammer stehnden in Jelineks wb. überhaupt fehlen; auch hier sind viele wörter von mir nur aus principiellen gründen mitgenommen: *abbrechen, (abgesniten), abgrunt, ablâzen, (abziehen), achtbêr, achten, (ackern), adel, (âder), affe, (aldâ), (alhie), (allenthalben), (allerlei), allermenniglich, (allzeit), allzuhant, (almechtig), (alpe), (alphabet), alweg, angeboren, angst, anhang, (anhangende), anheben, (anker), anlegen, anmûten, (anrûfen), (ansehen), antwurten, anvechten, (anweiser), (apfel), arbeitsam, arg, (arglistiglich),* (*arm,* adj.), *(arzet), âs, (ast), aue, (aufbinden), aufgeben, aufgeen, (aufgehôren), aufhalten, (aufhôren), aufnemen, (aufrecken), (aufsehen), (aufziehen), augenblick, (auserwelt), (ausgraben), (auslegerin), (aussenden), (austilgen), ausziehen; (bâbst), (backe),* (*balde,* adv.), *(balg), (bannen), (barmherzig), (barmherzikeit), bass, (bat), bauen, (bedürfen), (begâben), begeen, begeren, (begraben), behalden, Bêhemerlant, (bein), beispil, (beiwonen), beleiben, benemen, benûgen, ber, (berauben), berg, beschaffen, beschauen, (beschedigen), (beschirmen), besliessen, besorgen, besserunge, bestellen, (bestreiten), beswêrunge, (betriegen), betrûben, betrûbnusse, betwingen, befelchen, (beweibet), beweinen, beweisen, (bilden), (billich), bin* f., *binden, (binstock), (bir), (bitten), blat, blâw, (blei), (bleich), blitzen, blüende, blûme, (blût), (bock), bodenlôs, bôse, (bôsewicht), bôsheit, (braun), bringen, brinnen, bruch, brunne,* (*bûch* n.), *bûchstabe, burde, burg, burge.*

Wie wertvoll irgend eine städtische aufzeichnung für den sprachschatz sein kann, bezeugen folgende rechtsausdrücke des buchstabens *a,* die ich aus dem Jelinek nur durch einen aufsatz Linkes bekannten Böhmisch-Kamnitzer stadtbuch des 14 und 15 jh.s herschreibe: *abegeen, aberichten, abeslahen, altsezzen, anersterben, angelangen, angereden, angefallen, angefelle, angreifen, anhaben, anhegen, anlangen, anreden, ansprache, ansprechen, ansterben, antworten, anfal, anfallen, ausrichtunge, ausspruch.*

Auch aus der von Jelinek fleifsig benutzten sprachkräftigen verdeutschung der pseudoaugustinischen Soliloquien von Joh. vNeumarkt wäre noch manches für das wb. nachzutragen; ich habe

[1] von wörtern, die Jelinek unabhängig von Bechstein aus dem Tristan genommen hat, find ich *gehilze, gevilde, kirchel, minnewunt, ruomwort, schifman, schrenken, sorgenrich, spiegelvar, sunnenschin, tôtlich, überladen, verlâzen, wezzerlin, widerwegen.*

mir angemerkt: *abeweg* 11, 5; 12, 6; 12, 23. *alten* (senescere) 96, 23. *anvechten* 31, 19. *anvechtung* 46, 9; 46, 20. *beschelken* (illudere) 46, 12. *besitzung* 53, 15f. *bewinden* noch 88, 27. *darm,* dat. plur. *dermen* 18, 28; aber acc. *dermer* 62, 39. *dônen* 89, 14. *enpfêhenlich* (capax) *werden* 72, 33. *erbarmiger* 89, 6. *ergeilen* 43, 6. *genze* (f.) 36, 2. *guottât* 17, 26; 19, 2; 31, 21; 33, 12; 34, 37 uö. *hefe* 16, 29. *heiliger* (sanctificator) 56, 28. *kempfer* 85, 1. *merkung* 'hinweis' 76, 37. *minnernuss* 36, 6. *nachtvorcht* 46, 21. *ruomlich* 58, 17. *sete* (f.) 56, 35. *seten* (v.) 40, 5; 98, 20. *slêfern* 31, 16. *ubervernemlich* 79, 19; 79, 29. *unbegreiflich* noch 100, 33; 102, 9; 102, 14. *unwandelbêrig* 32, 32. *vechter* 56, 22. *verbittern* 57, 20. *verdroʒʒenheit* 55, 16. *verhofft (desperatus)* noch 56, 31. *vurgang* 63, 25. *vursitzen* 35, 19. *widersache* (m.) 30, 36; 42, 34; 45, 35.

Ebenso noch eine nachlese aus dem Leben des hl. Hieronymus von Joh. vNeumarkt: *âmechtikeit* 157, 19. *angeboren (mâge)* 181, 16; *angeboren freunt* (verwanter) 181, 24; ebenso *geborner mâg* 189, 5. *angesicht* 'anblick' noch 171, 10. *anfechten* 144, 5. *bakoven* 219, 2. *besager* 'ankläger' 170, 20. *bewêrunge* 'beweis, bestätigung' 151, 15; 151, 19; 179, 14; 195, 11; 221, 19; 222, 1. *dempfen* bildlich, *er was ged.* 184, 19. *disputieren* 152, 10; 179, 12. *eigenlich* 'genau' noch 147, 19. *einsidel* 110, 1. *entlôsen* c. genit. 111, 14. *erge des teufels* 213, 2. *ergerunge* 'ärgernis' 151, 24. *erglensten* = trans. *erglenzen* 175, 9. *erschutten* refl. noch 166, 26. *geheime* 'vertrauter umgang' 129, 25. das oft belegte *gehengen* hat 211, 7 eine starke form *gehing.* *geverte* 'betragen' noch 210, 5. *gleissner* 158, 8. *glenstig* 122, 10. *grundelôs* 109, 20; 111, 18; 113, 27; 114, 3; 125, 16; 135, 24. *kirchhof* 196, 17. *klêrlich* 142, 15. *krenken* noch 110, 9. *kuenlich* 147, 9. *kuntschaft* noch 130, 6. *lantman* 'landsman' 120, 6. *leichten* 'leicht machen' 118, 17. *(ge)mutigen zu etw.* 212, 2. *ringen* swv. 118, 18. *sâʒe* 'weise, verhältnis' noch 133, 20. *schefen,* adj. noch 151, 27. *scheltwort* 152, 29; 193, 9. *seten* 216, 1. *sprâchlôs* 137, 11. *ticht* (n.) 127, 7. *übelhandeln* trans. 162, 2; 176, 5. *übelhandelunge* noch 158, 21. *überbôse* 205, 8. *überheben* 141, 4. *übermilde* 196, 1. *überschône* noch 198, 12 u. 23; 204, 26; 215, 1; 218, 15 uö. *überstreiten* noch 138, 1. *übersûʒe* 224, 24; 227, 25. *ungeschicht* noch 199, 14. *unsinnikeit* 178, 5. *untugentlich* 177, 19. *unverzugenlich* 186, 11. *verdenken* 'verargen' 121, 18, *vergeʒʒig* 153, 19. *verhengnusse* 'erlaubnis' 193, 11. *veʒʒer* 'fessel' 162, 29. *volger* 'anhänger' 153, 15. *forschen* 186, 4. *freissamig* 174, 6 uö. *vursatz* 168, 21; 174, 2; 177, 24; 184, 8; 188, 12; 200, 24 uö. *widersetzig* 176, 23. *wurfelspil* noch 191, 6 u. 13; 192, 6 u. 10; 193, 9. *zergenglich* 149, 22.

Der standpunct, den Jelinek gegenüber dem sprachbestand einnimmt, ist der des bloſsen lexikographen; sprachgeschichtliches und etymologisches interesse verbindet er damit nicht; und das

könnte als ein mangel gelten. Jelinek unterlässt jeden seitenblick auf die mundartliche färbung seiner quellen und daher auch auf die entstehung und sprachliche einreihung, und doch würde man gern charakteristische mdal. formen verzeichnet finden (vgl. *nakebur, kegen, geleuben, frunt* usw.). etymologische versuche macht Jelinek ganz vereinzelt. auch zeitangaben für das auftreten eines selteneren wortes wären für den, der sich für wortgeschichte interessiert, erwünscht, zumal diesbezügliche angaben des quellenverzeichnisses meist recht allgemein gehalten sind. die heutige ma. heranzuziehen und daraus parallelen für form und bedeutung oder erklärungsgründe für die herkunft seltenerer wörter zu holen, unterlässt Jelinek in consequenter durchführung seines planes, den wortbestand zu registrieren.

Ich notiere hier zu einigen wörtern des wb. mundartliche entsprechungen, die mir aus meiner nordwestböhmischen heimat geläufig sind, ohne vollständigkeit anzustreben: *bendel* hat in der mda. das 'band' stark eingeengt. — zu *burg* 'eunuch' vgl. das auch sonst mdal. verbreitete *bergl, bargl, borgl* 'verschnittenes schwein'. — zu *dremel* bemerk ich, dass es mdal. für einen ungeschlachten menschen, meist nicht geringschätzig, gebraucht wird, während *drambel* (m.) für ein schwerfälliges frauenzimmer herabwürdigend in verwendung ist. — das steile Egerufer zwischen Pröhl und Kaaden, das im 16 jh. als *Egerleite* überliefert ist, heiſst heut noch so, und zwar mit der aus dem dativ übertragenen schwachen form. — *di eid* ist nordwestböhm. *die egge;* der eine beleg Jelineks aus der Wenzelsbibel reicht aber nicht hin, den gebrauch der form abzugrenzen. — das *einbinden* aus den Egerer stadtgesetzen heiſst noch heute 'ein patengeschenk geben', ebenso *einmachen* 'den teig zum backen herrichten'. — ebenso geläufig sind *entrisch, gausel* (vgl. *gausz* bei Jelinek), *grifen* plur. (Jelinek *grive*); *herzen,* trans. 'schleudern' mit angabe der richtung; *hauchern* 'kauern'; *kletze* 'getrocknete birne', im Iglauer stadtbuch, deutet auf süddeutschen einschlag. — das *lêχerl* (Jelinek *lêgel*) ist nordwestböhm. 'restchen einer flüssigkeit'. *môs* f. (Jel. *mâse*), *schütze* 'schleuſsenbrett des mühlgrabens'. — das adv. *plaz, plotz* kenn ich in der verdoppelungsform *blitzblatz* 'plötzlich'; *quâl, quôl* 'quelle' (Jelinek *quall*); *greflwerk, graflwerk* 'alter plunder' (Jel. *refelwerk*); *reinl* 'kasserole'; *sōχmērl* 'märchen' (Jel. *sagemêre*); *šōfmāsta̯* 'schafmeister'; *šîga̯t* 'schief' (Jel. *schieget*); *sîd* 'spreu' (Jel. *siede*); *setta̯, sette, setz* 'solch' (Jel. *sôtân, setan*); *šweinlšneida̯* 'der schweine castriert'; *vlûda̯* 'mühlenschleuſse'; *fold* und *volgerš* 'vollends' (Jel. *voldt, vollent*).

Hingegen hat Jelinek ein groſses interesse für rechtsgeschichte, die ihm durch die reichen quellen seiner Iglauer heimat und die arbeiten seines freundes Zycha nahegebracht wurde; dafür werden ihm viele benützer des wb. dankbar sein. man vgl. die umfänglichen artikel über *bergmeister, bergrecht, bergteil, durchslag,*

eigenschaft, erbstolle, hantveste, lehenschaft, neuvang, scheppe, wandel usw. in der höfischen dichtung hat er dieses interesse viel weniger betätigt, sonst wären ihm die guten belege aus UvEschenbach nicht entgangen.

Die anordnung der wörter ist nicht consequent genug; Jelinek vermerkt im vorwort, dass der vocalismus in der nhd. gestalt gegeben werde; dieser wichtige grundsatz erleidet aber viele ausnahmen und das muss jeder benützer des buches beachten, weil ihm sonst eine reihe belege entgehn. überhaupt ist es rätlich, das gesuchte wort unter den verschiedenen möglichkeiten nachzuschlagen, denn die verweise, die ein wb. nicht oft genug bieten kann, fehlen meist. so muss man nachschlagen: *âmacht* und *ômacht; arbeit, arbeiten* und *erbeit, erbeiten* (die beispiele für diese form liefsen sich vervielfachen); *aussatzung* und *aussetzung; belîben* (nur in dieser form, wiewol das häufig vorkommende wort nur mit 2 part. *beliben* belegt ist). bei *begerung* wäre ein verweis auf *begirunge* angezeigt, ähnlich bei *beginstnuss* auf *beguntnusse;* ähnlich *rûschen* statt *rauschen; bergvrid* und *bervrit, braut* u. *breut;* von *breuteln* wird auf *brüteln* verwiesen, es findet sich aber unter *briuteln; brinnen* u. *burnen;* von *bauen* wird auf *biuwen* verwiesen, es findet sich aber auch noch *bûwen;* ähnlich *abenteuer, aventeur* u. *ebenthure; diep* ist nicht belegt (vgl. Trist. 320. 5544. 5657), dafür *deub;* ähnlich *ebtei (abtei), êdemen (âtemen), eide (egede), grêbe (grâve), ôhmeise (âmeize), vrêgen (vrâgen), treurig (trûric); diebheit* u. *deubheit; dieblich* u. *deubliche; durchnechtig* u. *durnechtig; eimer* u. *emer; endkrist* u. *entkrist; erechtag* u. *ertag; êt* u. *ôt; gâmen* u. *gaumen,* vgl. noch *gûmen;* das part. *gebriten* steht unter *brîden* u. *gebriten; belzen* u. *pelzen; getwanc* u. *gezwang; hachel* u. *hagel; heint* u. *hînt; komer* u. *kumer; lautern, lauterlich* u. *leutern, leuterlich; lebe* u. *löuwe; mânde* u. *mâne; never* u. *nur, nurt; reis* u. *rîsel* sind getrennt; *reiterei* u. *reuterei; schetz* u. *schotze; strâm* u. *straum; twerche* u. *zwirch; verkaufen* u. *verkeufen; wichsen* u. *wixen; zauwen* u. *zöuwen.* aus diesen beispielen ergibt sich auch, dass mundartliche nebenformen nicht unter dem gemeinsamen schlagwort behandelt sind, so dass zb. *leutern* als in den wbb. unbelegtes wort auftritt. in vielen fällen hat ja Jelinek, was für die benützung unerlässlich ist, beiderseits verweise angebracht, doch wäre die behandlung der nebenformen unter einem wünschenswert, weil dadurch auf die herkunft der quellen ein licht fiele.

Wertvoll und dankenswert ist, dass Jelinek überall die ganze stelle aushebt und damit dem benützer eine wichtige arbeit abnimmt. dass viele häufig vorkommende wörter gar nicht oder nur mit einem beleg ausgehoben werden, mag im zwecke des buches liegen, möglichst viel neues material zu bieten, doch ist die beschränkung nicht selten wegen wichtiger bedeutungsnüancen oder constructionen zu beklagen. manche wörter dieser art haben

auch sprachgeschichtliches und litterargeschichtliches interesse, so ist *degen* 'held' nur mit einem beleg aus HvFreibergs Legende vertreten; über den häufigen gebrauch bei diesem dichter vgl. meine ausgabe s. 60.

Im folgenden seien einige bessernde und ergänzende notizen angefügt: *abnemer* im Ackermann hat nicht die bedeutung 'berauber', sondern hängt mit mundartl. 'abnehmen' = abmalen, conterfeien zusammen, heute gern vom photographieren gesagt. — zu *bei* c. acc. wären die von mir HvFreiberg s. 125 anm. gesammelten fälle zu vermerken. — das verb. *bewingen* ist zu streichen; *er wart bewungen von dem geist* ist natürlich *betwungen* oder *beczwungen;* so nimmt zb. das formelhafte *unbetwungen* im Böhm.-Kamnitzer stadtbuch die formen *engetwengin* und sogar *vnbeknuggen* an. — *dol* in HvFreibergs Legende ist nicht femininum, sondern = *twalm,* ebenso wol auch bei UvEschenbach. — *enteinigen* ist nicht einzusetzen, sondern *entênigen* (= *entœnigen*), wie übrigens auch die überlieferung bestätigt[1]. — *entwërn* 'nicht gewähren' und *entwern* 'berauben' sollten nicht zusammengeworfen werden. — *sein recht erkrenket* (s. 235) möcht ich nicht als *er krenket* lesen, vgl. Zs. f. d. a. 52, 255, wo der druckfehler 561 statt 651 zu bessern ist. — *gewar* im Ackermann = 'wahr, zuverlässig' muss *gewêre* lauten und mit diesen belegen vereinigt werden. — *gescheft* 'genitale' ist nicht mit *geschepfede* zusammenzubringen, sondern mit *schaft;* es ist nordwestböhm. mdal. geläufig. — die 3 belege für das subst. *glander* aus dem Tristan dürften wie die übrigen solche für das adj. sein. — die belege für *guot* (adj.) aus dem Trist. sind versehentlich unter das subst. geraten. — *halbenbech* ist keine unbelegte vocabel, sondern unter *halb* oder unter *weg* einzustellen, vgl. *halbenteil.* — die belege für *kaffen* gehören unter *ankapfen,* ähnlich der beleg von *swanzen* aus Trist. unter *umbeswanzen,* ebenso der beleg für *vâhen* unter *gevâhen.* — *keufen* (aus Ackerm.) sollte (trotz Knieschek) unter *keifen* stehn. — *lûschen,* Trist. 792, heifst nicht 'lauschen', sondern nach dem zeugnisse der ma. 'lodern'. — *als mœr,* Alex. 11892 (unter *mœr* aufgeführt), ist *als mêre* in der bedeutung 'geradesoviel als', wie es der Ackermann zweimal belegt. — *reiten auf freigen marcht* in den Egerer stadtgesetzen[2] ist wol kein 'verbotenes spiel', sondern eben verbotenes reiten. — *rëng, rëngen* ist keine unbelegte vocabel, sondern lebendige mdal. form für *regen, regnen,* ebenso wie das *rengsburger* derselben Egerer chronik, das sich übrigens öfter belegen lässt. — die *reitel,* vgl. *reutling, reutmesser,* ist

[1] aus den Ackermannbelegen müssen als unrichtige überlieferungen oder falsche auffassungen Kniescheks gestrichen werden: *abwendig (abhendig), anvertigunge, entvreien, gnadentau* als compositum, *lecken, schupfrig, sûʒe* (f.), *seinen sussen undertenig machen,* es heifst natürlich *fussen; unbeschedenlich* ua.

[2] die angabe im quellenverzeichnis 'hsg. v. FKhull, Graz 1830/1' ist natürlich druckversehen für 1880/1.

nicht ein 'stab', sondern, wie aus dem heutigen gebrauch mit derselben bezeichnung und aus Jelineks eignem beleg hervorgeht, ein kurzer kleiner spaten, der an den pfluggriff gehängt wird. — dass *sëgens* (f.) auch metonymisch 'heuernte' bedeute, wie Jelinek wol aus dem Ackermannbeleg erschliefst, ist unrichtig. — zu *tobe* 'betäubend' vgl. *tobel, töbe* bei Schmeller-Fr. i 581. — von interesse ist der beleg für *überse͡* (f.) aus WvWenden 5354 im hinblick auf die nhd. neubildung. — *unversagenlich* im Ackermann bedeutet nicht 'nicht mit worten zu schildern'. — *vogelstange* ist nicht eine 'stange, an deren oberem ende ein hölzerner vogel angebracht ist', sondern ein platz zum vogelfang und als flurname da und dort zu belegen, so in Saaz. — *vogelweide* als beleg aus dem Ackermann ist zu streichen, dafür liefse sich *vogelweide* ebenso wie *vogelherd* aus Böhmen in urkunden und mundartl. bezeichnungen belegen. — *zisterlîn* in HvFreibergs Legende 591 ist kein 'körbchen', sondern, wie aus dem folgenden *(in des brunnen grunt)* hervorgeht = *zisternelîn*. — *durch zwürigtes feldt fahren* bedeutet kaum 'durch unwetter in unordnung gebrachtes feld', sondern heifst wol 'quer über die furchen fahren'; doch ist mir die stelle aus den dorfweistümern nicht zugänglich.

Druckversehen notierte ich bei s. 37, 289, 291, 325, 448, 482, 550, 650, 654, 672, 730, 752; sie sind nicht bedeutend.

Die ausstattung des buches durch die Wintersche verlagsbuchhandlung ist lobenswert.

Alles in allem ist uns in Jelineks arbeit ein für alle fachgenossen wertvolles handbuch geschenkt, das einer rastlosen jahrelangen arbeit seine entstehung verdankt und dessen ehre um so höher stehn mag, weil es die nebenfrucht eines durch berufsarbeit eingeengten lebens ist.

Gablonz a. N., september 1911. **Alois Bernt.**

Siebenbürgisch-sächsisches wörterbuch. mit benützung der sammlungen Johann Wolffs hg. vom ausschuss des Vereins für siebenbürgische landeskunde. 1 bd 1—3 lfg (*a—Bätsch*) bearbeitet von **Adolf Schullerus.** 2 bd 1 lfg bearbeitet von **Georg Keintzel** (*d—Dyrner*) und **Adolf Schullerus** (*e—einmessen*). Strafsburg, Trübner 1908 ff. — jede lfg zu 10 bogen 4 m.

Sieben jahre nach dem Schwäbischen wörterbuch, 27 jahre nach dem Schweizerischen idiotikon hat das Siebenbürgisch-sächsische wörterbuch zu erscheinen angefangen. wir können mit gutem grunde diese drei grofsen werke zusammennennen, und es kennzeichnet die moderne sammelarbeit auf dem gebiete der mundarten, dass zwei von ihnen aus ländern stammen, die nicht zum Deutschen reiche gehören. ferner stimmt die beobachtung zum nachdenken, dass die herausgeber des Ss. wbs. zwar engen anschluss an das schwäbische werk, wie sie angeben, vornehmen,

dieser sich aber offenbar mehr auf die äufsere form der anlage als auf die auswahl und darbietung des stoffes erstreckt. in diesem puncte ist gröfsere annäherung an das Schweiz. idiot. augenscheinlich. die beiden nichtreichsdeutschen wörterbücher — denn dass das Schweizerische idiotikon in wahrheit ein vollständiges wörterbuch ist, wird bereits durch den nebentitel 'Wörterbuch der schweizerdeutschen sprache' ausgedrückt — sehen in der hervorhebung von sitte und brauch, von zuständen und verhältnissen in vergangenheit und gegenwart, von sage und aberglauben, mit einem wort in der betonung des volkskundlichen eine hauptaufgabe. Fischer geht selten genauer hierauf ein. die verfasser der beiden genannten werke fühlen mit recht, dass durch die sammlung und bewahrung aller erscheinungen des volkslebens die freude am volkseigenen gut gesteigert und die kraft es festzuhalten gestärkt wird. während aber die Schweizer vor allem ihren stoff der vergangenheit entnehmen, geben die Siebenbürger ihre schilderungen in behaglicher breite und ausführlichkeit meist aus der gegenwart. es finden sich sogar stellen im Ss. wb., in denen uns ein alter brauch mitgeteilt wird, auch wenn das wort, an das er sich knüpft, ausgestorben ist (s. unter *Almesch* I 76).

Nicht immer haben die Siebenbürger den plan eines volkskundlichen wörterbuches, um es einmal so zu nennen, besessen und vertreten. man hat sogar einmal mutlos die arbeit niedergelegt, als die forderung nach einem solchen werke ausgesprochen wurde (s. vorwort XIX).

Die bemühungen um ein sieb.-sächs. wb. sind indessen alt und gehn in frühere zeiten zurück als die der beiden andern grofsen deutschen wbb. die aufmerksamkeit die man der eigenen sprache zuwante, knüpft sich an die erste anregung zur erfoschung der mundarten die in Deutschland von wissenschaftlicher seite ausging, an Leibniz.

Seit der zeit datieren die arbeiten siebenbürgischer forscher. die namen Martin Felmer († 1767), Johann Seyvert († 1785), vor allem aber JKSchuller († 1864), Josef Haltrich († 1886) und Johann Wolff († 1893) sind hier rühmend zu nennen. Joh. Wolff, der erste geschulte grammatiker dieser reihe, und seine mitforscher, unter denen Keintzel, der bearbeiter des buchstabens d des jetzigen wörterbuches, hervorgehoben werden soll, haben die frage der herkunft der siebenbürgischen colonisten beantwortet. es gelang ihnen dies mit hilfe der grammatischen behandlung der mda., die vordem die schwäche der sieb. forschung gewesen war, wenn auch einem manne wie FrMarienburg († 1881) schon 1845 ohne die geringste einsicht in die lautverhältnisse die erkenntnis aufgieng, dass die Siebenbürger aus dem mittelfränkischen gebiete stammten. immerhin hat die autopsie, die dieser mann auf einer reise durch die Rheinlande 1841 ge-

wann, allein seine behauptuug ermöglicht. aber der umstand, dass Marienburgs entdeckung unbeachtet blieb, hat doch wol darin seinen grund, dass sie nicht mit sprachlichen beweisen bekräftigt worden war.

Nach Marienburg hat Keintzel die zugehörigkeit aller Ss. mdaa. zum mfrk. sprachgebiet behauptet. danach hat GKisch, insofern ein nachfolger Marienburgs, als er 50 jahre nach ihm wider eine forschungsreise in die vermeintliche alte heimat unternommen hat, das nordsiebenbürgische, das sogenannte nösnische, das um Bistritz gesprochen wird, dem moselfränkischen und noch bestimmter dem südöstl. Luxemburg zugewiesen. als letzter geht RHuss in seiner Strafsburger dissertation 'Vergleichende lautlehre des sieb.-moselfr.-rip. mit den moselfrz. u. wallonischen mdaa.' bis zu der trennung seiner landsleute in ehemalige Ripuarier und Moselfranken. nach ihm stellt seine heimat die sprachverhältnisse des mfrk. gebietes in umgekehrter anordnung dar: das südsiebenbürgische entstammt dem ripuarischen, das nordsiebenbürgische dem moselfrk.-luxemb.

Man hatte seit Wolff das problem methodisch angegriffen. die dissertation von Kisch, abgedruckt in PBrBeitr. 17, 347—441, hatte die lautlehre der Bistritzer mda., des nösnischen, mit der der moselfrk. mdaa. verglichen; die ergänzung nach der seite der flexion hatte ThFrühm in seiner diss. 'Vergl. flexionslehre der Jaader und moselfrk. mda.', Tübingen 1907, gegeben, und um die lexicalische seite als abschliefsenden beweis anzufügen, hatte Kisch sein 'Vergleichendes wb. der nösnischen und luxemburgischen mda.' geschrieben [1]. es steht aufser allem zweifel, dass die hierbei von Kisch erzielten ergebnisse richtig sind. aber es gilt noch immer, was JohFranck in seiner besprechung dieser letztgenannten arbeit in der Zs. f. d. mdaa. 1907, 80 ff dem siebenb. forscher zum vorwurf macht, nämlich dass zu leicht generalisiert wird. die vereinigung 'moselfrk.-chattisch', mit der Kisch operiert, ist eine gefahr für die behandlung der aufgabe. für eine klare lösung ist es nicht erspriefslich, wenn man, um die luxemburgische herkunft zu erweisen, aufser zu luxemburgischen gleichungen auch zu nassauisch-hessischen ua. seine zuflucht nimmt.

Was nun die arbeiten von RHuss anbetrifft, so ist zu sagen, dass aus gewis richtigen übereinstimmungen im einzelnen zu weitgehende allgemeine schlüsse gezogen werden. wie es denn überhaupt unter den siebenb. forschern nicht an feurigen und phantastisch veranlagten köpfen fehlt, die geneigt sind, den boden realer forschung zu gunsten gewagter hypothesen zu verlassen. und es wäre mit freuden zu begrüfsen, wenn in dem begonnenen,

[1] über die andern einschlägigen arbeiten Kischs unterrichtet die ausführliche einleitung von AdSchullerus, der ich auch die meisten angaben entnehme.

hier zur besprechung stehnden werke, dem wir aus vollem herzen wünschen, ein monumentum aere perennius zu sein, jener unliebsame ton enttäuschter entdecker, wie er in dem letzten jahrzehnt einigemal aus Siebenbürgen als antwort auf warnende stimmen nach dem reich herüberklang, auch in den folgenden lieferungen fern bliebe.

Zu welchen hypothesen übrigens selbst forscher wie AScheiner gelangen, erseh ich aus der besprechung seiner arbeit 'Die Schenker herrenmundart', Hermannstadt 1909 durch OMeisinger in der Zs. f. d. mdaa. 1911, 186 f. — ich selber kenne sie nicht. — danach führt er einzelne erscheinungen einer sieb. mda. auf keltischen einfluss bei den bewohnern der urheimat zurück, und anderes schreibt er vorsiebenbürgischer, bis in die zeit der völkerwanderung reichender sprachmischung zu.

Dabei ist es gerade Scheiner, der die alleinige herleitung der sieb. sprache aus dem mfrk. ablehnt und andere md. einflüsse gelten lassen will. nach seiner ansicht hätten die auswanderer in gegenden, die zwischen der rheinischen heimat und der neuen liegen, etwa in Schlesien, geraume zeit gesessen und seien dort einflüssen ausgesetzt gewesen, die manchen nicht mfrk. einschlag erklären. m. e. ist die betonung eines starren princips bei der suche nach der alten heimat nicht förderlich, und es verschlägt nicht viel, ob man der hauptmasse der mfrk. ansiedler noch einige angehörige anderer stämme beigesellt. praktisch verfährt ja der bearbeiter der ersten drei lieferungen bereits so, wenn er unter belegen aus der 'heimat' auch schwäbische anführt. man ist sich im übrigen sehr wol der fehlerquellen bewust, die ein reinliches ergebnis bei der bestimmung der urheimat verhindern könnten, und es stimmt uns zufrieden, wenn wir sehen, wie gewissenhaft die späteren eindringlinge in den sieb. sprachschatz aus dem oberdeutschen durch die vermittlung der Wiener kanzlei und der oberdeutschen handwerksgesellen oder auch wörter aus Luthers bibelsprache ausgesondert werden.

Die darlegung der entwicklung und des jetzigen standes der einheimischen forschung schien notwendig, um eine vorstellung von den zielen die diese im auge hat, zu geben. das gleiche ziel wie es Leibniz aufgestellt hatte, verfolgen im grunde alle arbeiten: die bestimmung der herkunft der Siebenbürger Sachsen; die allermeisten arbeiten, die in vielen programmen von Haltrich an veröffentlicht worden sind, geben sich als vorarbeiten zum wörterbuch, und in diesem selber ist nun alles vorhergehnde vereinigt. es heifst s. XXXVII des vorwortes: 'vom sieb.-sächs. wb. erwartet man in den breiten kreisen des sieb.-sächs. volkes, dass es in greifbarer gestalt das leben der gegenwart zur lebenskraft der alten heimat zurückführe und uns des heimatrechtes auf 'gewachsener erde' des deutschen volksgeistes sicher mache', und nach einem worte Haltrichs 'wird es eine quelle des trostes

und der ermutigung sein in den tagen schwerer kämpfe, die uns bevorstehn' (s. xxIII). naturgemäſs treten die grammatischen beweise in einem wörterbuche in den hintergrund, und man wendet sich mehr den sachlichen zu, aber es wird doch auch häufig die übereinstimmung der lautform und auch der flexion und wortbildung erwähnt. ferner knüpfen betrachtungen über die heimat an wörter an, die trotz allgemeinerem vorkommen auf das mfrk. gebiet bezogen werden. man wäre gewis in manchen fällen in der lage, andere verknüpfungen vorzunehmen (vgl. besonders die ausdrücke der fischereitechnik), wenn nicht auch für die verfasser des wörterbuchs der leitende gesichtspunct gegeben wäre.

Man sieht, das Ss. wb. kann in seiner eigenart ohne seine geschichte nicht verstanden werden. es ist eine tendenzschrift im edlen sinne des wortes. da hat die kritik die pflicht, wie sympathisch sie auch dem erstrebten ziele gegenübersteht, die fragen nach der berechtigung dieser tendenz zu prüfen. das Ss. wb. ist eine politische nnd patriotische tat, und es wäre ein hohes verdienst der bearbeiter und ein preis objectiver wissenschaft, wenn trotz der warmen begeisterung, die die feder geführt hat und noch führt, die ergebnisse der kühlen nachprüfung standhalten.

Nun steht es vorläufig so, dass diese zur zeit noch nicht vorgenommen werden kann, da das mfrk. material noch nicht benutzbar vorligt und vor allem für andere in betracht kommende gegenden des reiches fast noch alles zu tun übrig bleibt. es trifft sich aber gut, dass die eigenen sammlungen eines Kisch durch das stetig wachsende sprachgut, das in Bonn für das Rheinische wörterbuch seit einer reihe von jahren mit groſsen mitteln zusammengebracht wird, ergänzt werden können, und es erfüllt uns mit freude, die namen von Josef Müller und Trense, den mitherausgebern dieses groſsen werkes, im Ss. wb. angeführt zu finden (I 394 u. öfters). es zeigt sich an solchen stellen aber freilich, dass man auf manche erhoffte übereinstimmung im einzelnen verzichten muss. es wird also erst der zukunft beschieden sein, die letzten feststellungen zu machen, und dann wird wol auch die eine oder andere behauptung im Ss. wb. abgeändert oder auch ganz fallen gelassen werden müssen. dann wird man anstelle der jetzt noch häufig vorkommenden bezeichnung moselfrk. oder gar 'rheinisch' die jetzt noch seltene eiflisch od. ä. setzen. und ich seh es durchaus als möglich an, dass sich dabei auch andere md. eigentümlichkeiten, seien es 'chattische' oder schlesische, angemerkt finden werden, wie ich anderseits mich auch keineswegs unempfindlich zeige für die hoffnung, dass sich manche besonderheit, die bis jetzt nur im schwäb., bayer. und schweiz. nachgewiesen werden kann, als mfrk. wird erweisen lassen. in dieser hinsicht ist die kürzlich gemachte entdeckung, dass auch das stammland den in Siebenbürgen hoch-

entwickelten nachbarschaften etwas ähnliches an die seite zu stellen hat, mit freuden zu begrüfsen.

Ich bedaure, dass es mir zur zeit nicht möglich ist, einzelnen fragen genauer nachzugehn, da mir die einsicht in die Bonner sammlungen jetzt nicht freisteht; es käme dabei vielleicht auch nur eine modificierung einzelner angaben heraus. ich habe zudem nicht die absicht, den verfassern des Ss. wbs. eine abkehr von ihrem bisherigen wege zu empfehlen, nur dürfte nach den obigen darlegungen der wunsch berechtigt sein, dass sie sich der möglichkeit, dass die Siebenb. Sachsen nicht ungemischte Mittelfranken sind, nicht verschliefsen möchten. in dieser hinsicht wäre eine energischere abweisung des Kischschen versuches zu wünschen, einen so durchsichtigen ortsnamen wie *Baierdorf* I 304 (urkundlich 1414 *Bejerdorff)* zu dem luxemburgischen familiennamen *Bay, Bei, Bey* zu stellen. es erscheint mir durchaus als möglich, dass sich Baiern den colonisten angeschlossen haben, oder aber dass Baiern schon vor Geysa von der königin Gisela in Siebenbürgen angesiedelt worden sind.

Als mittel zu ethnographischen vergleichungen dient den herausgebern mit recht die Grimmsche weistümersammlung. es überrascht geradezu, wie weit trotz jahrhundertelanger trennung die ähnlichkeit geht; zu vergleichen sind etwa die verhältnisse des backbetriebes. das wb. bringt unter 'Backhaus' (I 384) eine zusammenstellung eines weistums aus Braunweiler am Hunsrück mit der schilderung des backens im nachbarschafts-backhaus zu Mediasch. eine lange reihe von zügen, bestehend im ansagen, feuermachen und kneten, abholen des teiges, in fragen der etikette ua., sind noch jetzt so wie vor 750 jahren, und Schullerus hat gewis recht zu behaupten, dass 'an einem geschichtlichen zusammenhang des gegenwärtigen Mediascher brauches mit den alten rechtsbräuchen des 'bannofens' nicht gezweifelt werden kann' (I 386). es ist auch in der ordnung, um früher angedeutetes mit einem beispiel zu belegen, unter *Almesch* kauftrunk (< magy. *áldomás*, I 76—79) die echt deutsche sitte des weinkaufs, leitkaufs widerzufinden, und es hat viel wahrscheinlichkeit für sich, besonders wenn man eine variante aus Klein-Bistritz heranzieht, wo *Gewessbâcher* 'gewisbecher' genannt werden, dass das magy. wort das deutsche *wisswein* verdrängt habe. infolge einer ähnlichen beeinflussung durch die cultur des herschervolkes ist auch das alte *bann* dem magy. *Hattert* zum opfer gefallen.

Mit feinem verständnis sehen wir in andern fällen die bedeutungswandlungen dargestellt, die ererbte wörter in dem neuen lande unter andern verhältnissen durchmachen musten. dabei ist die vorsicht zu loben, die sich hierbei vor rückschlüssen gehütet hat. ich verweise auf die darstellung im vorwort s. XXXVIIf.

Zu schlüssen benutzt werden, soweit ich bemerkt habe, nösn. *Uacht* f., ein flurname (I 47), dazu *Âichter* m. feldhüter, die auf

mhd. *ahte* bischöfliches landgut, das sich nur in Trierer urkunden findet, zurückgeführt werden; aufliegen (I 263), aufrudern (I 276), **afschi^{e}lzen* den bach aufhalten (I 277), *afšpeln* den bach aufhalten (I 283), *drög* trocken (II 82). das vorwort s. XXXVI fügt noch eifl. *Pēsch* grasstück hinter dem hofe und den Burzenländer familiennamen *Trausch* hinzu, der als solcher noch jetzt in dörfern des Urtals lebt, zugleich aber baumspalier bedeutet.

Besondere beachtung wird dem altromanischen lehngut in der mda. zuteil. wenn es sich in der folge bestätigen sollte, dass die hier angezogenen wörter würklich nur in den Moselgegenden und an der Eifel vorkommen, so wäre allerdings ein unumstöfslicher beweis lexicalischer art für die abstammung der SS. aus den romanisch beeinflussten gegenden der Mosel, Eifel und Luxemburg gegeben. aber um diese lexicalische stütze zu gewinnen, ist auf der reichsdeutschen und luxemburgischen seite schlechterdings noch alles zu leisten. denn der versuch von Tockert[1], das romanische lehngut im luxemb. als solches und nach seiner herkunft zu bestimmen, krankt an dem allgemeinen luxemburgischen übel im wissenschaftlichen arbeiten, am mangel ausreichender schulung. an einzelnen stellen, ich denke zb. an das Elsafs, ist gut vorgearbeitet, aber an andern, die doch auch in betracht kommen könnten, fehlt es an darstellungen und sammlungen völlig. zu dem s. XXXVI als kriterien der moselfrk. abstammung hingestellten wörtern gesellen sich im wb. andere ohne diesen wert, wie 'Angel' als flurname (I 123), wogegen *Anglo* ofenwinkel (I 126) aus dem ehedem in den sieb. volksschulen getriebenen latein hergeleitet wird, *Schonnchen, Schennschen* (I 137f), diminutivform zu Anna, die richtiger auf frz. Jeanne zurückgeführt wird — warum wird sie dann nicht an richtiger stelle gebracht? — und *Dirpel* türschwelle (II 49—51), dessen romanische abstammung trotz dem ersten vorkommen in der Lex salica denn doch wol mit gutem grunde bestritten werden kann.

Aufser diesen lexicalischen beweisstücken bringen die herausgeber auch grammatische. in der lautlehre erscheinen nur die isolierten formen recht wertvoll. diese haben zwar meist keine absolute beweiskraft — was von Kisch mit diesem anspruch aufgeführt worden ist, kann bestritten werden —, füllen aber gelegentlich in willkommener weise eine lücke in dem gegenbilde zum sprachzustande der heimat aus, die die eigenentwicklung im neuen lande geschaffen hat. so bietet noch die form *afgeschrangen* aufgesprungen (I 280) zu mhd. *schrinden* die sonst im ss. beseitigte palatalisierung von *nd*, und die progressive assimilation derselben consonantengruppe zu *nn* zeigt noch *schännen* schinden.

Auf das eigentliche lautliche hauptstück, auf das bereits Marienburg geachtet hatte, palatalisierungs- und gutturalisierungs-

[1] JTockert Romanische lehnwörter in der Luxemburger mda. Luxemburg, JosBeffort 1910 (buchstabe a und b).

erscheinungen, welche sowol der sprache der heimat wie des colonistenlandes ein eigenartiges, scharf hervortretendes lautgepräge geben, geht das wb. nur im vorwort ein (s. XXXIV). diese verhältnisse haben in der zünftigen philologie bereits festen boden gefasst; man pflegt unbedenklich die sieb. erscheinungen zur ergänzung und erklärung der ripuarischen zu benutzen, und hier finden auch die versuche, das nösnische der Bistritzer mda. auf das moselfrk. zu isolieren, ihre hauptstütze; denn während die gesamten südsieb. mdaa. (die mdaa. um Hermannstadt und in der Unterwälder gegend, im Altland und Burzenland) an dieser auffallenden lautentwicklung teilhaben, spricht man im Bistritzerland wie im moselfrk. *Wai*[*n*] wein, *Zait* zeit, *brau*[*n*] braun, *Kraut* kraut. aber wo soll man die seltsame sonderstellung der sogen. *j*-gemeinden der Kokelgegenden herleiten? falls eine vom magy. unbeeinflusste lautentwicklung vorligt, wo soll sie in der heimat localisiert werden? man sieht, trotz der allgemeinen annahme der gleichheit dieser lauterscheinung, trotz der überwindung, die der psychologe geleistet hat, wenn ihm zugemutet wurde, eine so seltsame gleiche lautentwicklung erst nach der trennung entstehn zu sehen, trotz dem allgemein bewiesenen guten glauben, den ja die eigenartigen probleme der sieb. sprache so oft verlangen, bleibt gerade bei dieser erscheinung ein ungelöster rest. wie weit die s. XXXIV erwähnten, mir unbekannten accentuntersuchungen von AScheiner das problem fördern werden, ob den von Schullerus gemachten andeutungen von der unterscheidung eines rheinischen und alemannischen accents die zukunft die nötigen unterlagen geben wird, bleibt abzuwarten. wenn zu diesen untersuchungen die zwar mit lautphysiologischer sachkenntnis vorgetragenen, aber zugleich mit hypothesen, die den festen boden wissenschaftlicher forschung verlassen, freigebig ausgestatteten studien von RHuss 'Zu den palalatisierungserscheinungen in den (west)fränkischen mundarten (sieb.)' Zs. f. d. mdaa. 1910, 267 ff gehören, so wäre dringend zu raten, das eine oder andere ergebnis der jetzt an vielen orten des deutschen mdaa.-gebietes angestellten forschungen über den accent abzuwarten, ehe man die sieb. verhältnisse zu weitreichenden schlüssen benützt. vielleicht wird die darstellung der accentverhältnisse der luxemb. mda. von Vianden, die René Engelmann s. 17 seiner arbeit über den vocalismus der V. mda. (Diekirch 1910) in aussicht stellt, manche aufklärung bringen. aus dem rheinischen gebiet dürfen wir wol auch in absehbarer zeit eine arbeit erwarten.

Ich wende mich jetzt zum Ss. wb. als sprachwissenschaftlicher leistung an sich. in dieser hinsicht kann man, soweit man die ersten drei lieferungen und den zweiten teil der ersten liefg. des 2 bandes im auge hat, ein herzliches lob aussprechen. eine quelle des trostes für die landsleute, ein born reiner freude für jeden Deutschen ist dieses werk. innige liebe zur heimat,

tiefe sehnsucht nach dem alten stammlande, feines verständnis für die geschichte der sprache, lebendiges gefühl für die in ihr würkenden kräfte und ein männliches, aber bescheidenes selbstgefühl des verfassers machen das buch zu einer wahrhaft erfreuenden, ja erhebenden lectüre[1] mit dem volksleben völlig vertraut, ist er imstande, prächtige, lebensvolle bilder aus ihm zu entwerfen. man lese artikel wie 'abdanken' (I 7), 'abnehmen' (24), 'abtun' (41), *Adjuwant* (55), 'Anwende' und 'anwenden' (161). 'Apfel' (166), 'Bach' (364—369), 'Bachen' (370—373), 'backen' (380—383). der eignen berufsstellung entsprechend, zugleich aber auch zur charakterisierung seines volkes, bietet er mit besonderer liebe eine eingehnde darstellung der kirchlichen verhältnisse, die im sieb. so besonders ausgebildeten gemeinschaften der nachbar-, bruder-, schwester-, freund- und gevatterschaften und zünfte finden in ihm einen beredten schilderer (vgl. 'Amtsk echt' I 102, 'anführen' 119, 'aufnehmen' 266, 'Altknecht' 92, *Âltscheft* 93). auch mit technischen dingen ist er vertraut (s. 'Axt' I 360 ff, 'einbinden' II 141). dabei besitzt er hinlängliche sprachliche schulung. in dieser beziehung ist die art, wie er den sprachschatz der mda. scharf nach dem heimatschein des einzelnen wortes durchmustert, und die fähigkeit, aus ihm eine innergeschichtliche entwicklung herauszulesen[2], zu loben. es wird mit recht angemerkt, ob ein wort nur der gehobenen sprache, der städtischen halbmundart, die wol berufen sein wird, dereinst eine κοινή herauszubilden, oder der volksmda. angehört. nicht nur das fremdländische (magy. und rumän.) sprachgut, sondern auch eindringlinge aus der sprache der Wiener kanzlei, der lat. urkundensprache des magy. staates, dem lat. schulbetriebe, aus der zunft- und einzelnen standessprachen werden ausgesondert. die dem buche ein besonderes gepräge aufdrückende beachtung der negativen idiotismen, dh. die angabe der in der mda. fehlenden wörter und zt. auch der ausdrücke, die im grunde aus dem streben, das sieb. sprachgut mit der nhd. schriftsprache zu vergleichen, hervorgeht, ist als ein vorzug des Ss. wbs. anzusehen. reime und verse findet man in reicher menge.

Die anordnung des stoffes, die klare scheidung der bedeutungen, überhaupt die ausführung der einzelnen artikel verdient anerkennung. jedoch möcht ich nicht verfehlen, auf einen mangel hinzuweisen, dem zum nutzen der späteren lieferungen gewis leicht abgeholfen werden kann. die verweisungen sollten so gegeben werden, dass es möglich ist, sie in der alphabetischen reihenfolge aufzusuchen. wie soll man *I^e^went* (II 104 unter

[1] vgl. etwa 'abrichten' (I 29), 'Armchen' (I 188), *Âsmotter* (I 210), 'aufreiten' (I 274), 'Bachfleisch' (I 373 b unt.), 'eingrüfsen' (II 151).

[2] so wird aus einer statistik des vornamens *Agnetha* die spätere colonisation des Burzenlandes von dem landstrich zwischen dem oberen Harbach und der grofsen Kokel erschlossen.

'eben' am schluss) uva. finden? häufig ist ja schon durch beifügung des nhd. stichwortes oder der mhd., mnd. entsprechung das richtige getroffen. für die gestaltung des nhd. stichwortes halt ich es für geratener, von den besonderheiten der sieb. lautung abzusehen, also in entrundeten formen wie *Dirpel* den alten vocal wider einzusetzen.

Die zurückhaltung, die Sch. in der etymologie übt, entspricht durchaus der aufgabe eines mdalichen wbs. was er bietet, hält einer nachprüfung, soweit sie zurzeit möglich ist, in den meisten fällen stand. oft wird durch verweisung auf das simplex die angabe auf später verschoben. zu erwähnen wäre etwa die II 129 zu *Êdres*, einer nebenform von *Êdes* eidechse, vorgebrachte vermutung, dass *r* stammhaft sei und wol zu nhd. drechseln, drehen gehöre; durchaus möglich. die 'iterative streckform', wie *backelutschen* (I 380) bezeichnet wird, möcht ich jedoch lieber missen. die sorgfältige aufzählung der verbalcomposita unter dem präfix wird dem grammatiker nicht nur der mda. ein gut teil der arbeit erleichtern. interessant ist compositionsfähigkeit der mda. bei einigen substantiven, vgl. *Âsmotter* gegenschwiegermutter, eigentlich unsere mutter (I 209); 'Abtage' herbst (I 39), 'Ausgrufs' feierlicher abschied aus einer gemeinschaft (I 318), 'Auskrisch' gerede (325), 'Austage' frühling (349), 'Eintage' herbst. eine parallele findet sich im mhd. nur für *ûȥtac* endtermin, und im schweiz. werden unter 'austagen' die letzten frühlingstage, die scheide zwischen sommer und winter, verstanden. sollte es in der folge möglich sein, der wissenschaftlichen bearbeitung der botanischen mdaawörter mehr sorgfalt angedeihen zu lassen, so wäre das eine schätzenswerte bereicherung des buches.

Wenn wir somit zum schluss unser urteil zusammenfassen, so kann das Ss. wb. als ein volkstümliches und wissenschaftliches werk zugleich gerühmt werden. es wird dazu beitragen, die beziehungen, die von der seite der auswandrer seit langem rege unterhalten wurden, in Deutschland zu festigen. auch der umstand, dass als verlagsort das alte deutsche Strafsburg gewählt wurde, möge zur geistigen angliederung des stammverwanten, tapferen volkes beitragen.

Die ausstattung ist reichlich, das papier gut und der druck sorgfältig[1].

[1] zu meinem bedauern bin ich nicht in der lage, das lob, das dem hauptteil des buches gezollt werden konnte, in demselben umfange auch auf den von Georg Keintzel bearbeiteten buchstaben *d* auszudehnen. die von der Schullerusschen anordnung abweichende ausführung der einzelnen artikel ist ärgerlich, seine stellung zu mdalichen lautwandlungen, die so recht durch die bemerkung 'entstellte form' (II 35 unter desertieren) gekennzeichnet wird, dilettantisch, seine sicherheit in der etymologie fragwürdig (vgl. 'däsig' II 18, *debbeln* schwatzen II 23, das dem rotwelsch angehört und vom hebr. *dibbèr* reden abzuleiten ist).

Steglitz. **H. Teuchert.**

Über die Haager liederhandschrift nr 721 von **Anton Kalla.** [Prager Deutsche studien 14 heft, hsg. von Carl vKraus]. Prag, Bollmann 1909. 141 ss. 8°. — 4 m.

Der verfasser widmet seine studie der Haager liedersammlung, die bei uns bis jetzt hauptsächlich durch Zachers beschreibung und inhaltsangabe (Zs. 1, 227—262) bekannt war. in den Niederlanden hatte man sich mit ihr öfters mehr oder weniger eingehend beschäftigt. die untersuchungen Kallas drehen sich hauptsächlich um den eigenartigen sprachlichen mischcharakter, den die gedichte dieser sammlung grofsenteils aufweisen. aufserdem wird eine reihe derselben in gereinigten texten und eine kleine anzahl buchstäblich nach der handschrift zum abdruck gebracht. K. sagt ausdrücklich sehr wenig über sein programm. wir hören, dass nur die lieder lyrischen charakters zu seiner untersuchung herangezogen sind, und aufserdem wird gesagt, dass diejenigen deutschen gedichte zur veröffentlichung gelangt seien, die sonst nirgends ausfindig zu machen sind, wenn anders der ausdruck 'anhang' in der 2 note s. 3 sich, wie ich annehme, auf die gesamten abdrücke bezieht. aus dem zusammenhang ist zu entnehmen, dass die untersuchung sich auf die sprache der lieder beschränkt, die nicht anderweitig erledigt sind. die textkritisch abgedruckten sind im wesentlichen jedesfalls die welche der verfasser als ursprünglich deutsch erkennt, und einige wenige deren sprachcharakter zwar nicht sicher, aber mit wahrscheinlichkeit deutsch ist oder doch reinem deutsch am nächsten steht. die diplomatisch abgedruckten fügen nach wortlaut der überschrift 'die sonstigen noch nicht veröffentlichten lieder' hinzu.

Die kritisch hergestellten texte, die viele eigne beiträge von vKraus enthalten und auch sonst seine schule verraten, muss man als eine achtunggebietende leistung bezeichnen. man wird stets an dem scharfsinn und der vertrautheit mit der mhd. kunstlyrik, die die conjecturen verraten, seine freude haben. aber man fragt sich doch manchmal, ob würklich der sprach- und kunstcharakter der gedichte, den die conjecturen voraussetzen, streng genug erwiesen ist. eine schwere arbeit war es gewis, von dieser überlieferung auf den boden von gutem mittelhochdeutsch oder auch mitteldeutsch und reiner sprach- und kunstformen zu gelangen. denn die überlieferung führt nicht nur zt. auf eine mischsprache der verfasser, sondern ist zweifellos auch durch die hand von schreibern gegangen, die sich nicht scheuten, ihnen selber sicherlich ganz unverständliche dinge zu papier zu bringen. in einer summarischen analyse sucht K. die deutschen und niederl. bestandteile zu scheiden und den ursprünglichen charakter der texte zu bestimmen. in bezug auf die mischsprache setzt er sich mit einigen vorgängern, die sich mit der frage beschäftigt haben [1],

[1] damit nicht auch andere es sich erst heraussuchen müssen, will ich hinzufügen, dass die stelle an welcher Kalff in seinem 764 seiten langen buch 'Het lied in de middeleeuwen' die frage berührt, s. 256 ff ist.

auseinander und spricht als seine ansicht aus, dass sie sich durch gegenseitige anpassung der mit den bairischen fürsten nach Holland gekommenen Deutschen, darunter sänger aus Baiern, den Rheinlanden, Sachsen, Holstein und Böhmen, an das niederl. publicum und des letzteren an den bairischen hof und was mit ihm zusammenhieng als litteratursprache herausgebildet habe. dabei fällt ein seitenblick auch auf Heinrich vVeldeke und Johann vBrabant (s. 10 note 2). dem letzteren ist K. geneigt, die sämtlichen ihm zugeschriebenen neun lieder abzusprechen[1]. diese fassung berücksichtigt ja nur die allgemeinsten bedingungen, die sicher richtig, aber auch von keinem aufser acht gelassen sind. eine völlig befriedigende erklärung des tatbestandes geben sie nicht, und ich halte Verdams ansicht (s. 7 note), 'dass diese gedichte für zuhörer und dichter mehr oder weniger unverständlich waren, und es sich hier nur um eine reine modesache handelt', nicht für so 'von vornherein ausgeschlossen' wie K. meint. allerseits wird zugestanden, dass ausländer versuchten, ihrer sprache einen niederl. anstrich zu geben, ohne dass sie es vielleicht richtig zu machen wusten, und dass umgekehrt Niederländer, auch mit recht unvollkommenem verständnis, sich deutsch auszudrücken oder ihre rede mit deutschen floskeln aufzuschmücken trachteten, und dass dabei auch unwillkürlich eine folge eintreten konnte, wie wir sie gelegentlich auch heute beobachten, dass jemand sich eine sprache aneignet, die weder die der alten noch die der neuen heimat ist. weiter wird man die möglichkeit einräumen, dass die versemacher ihren erzeugnissen ohne genügende sachkenntnis in sprach- und ausdrucksform den charakter ihrer vorbilder, dh. hier oberdeutscher und mittelbinnendeutscher lieder, aufdrücken wollten. unter solchen sich wider gegenseitig durchkreuzenden und steigernden würkungen konnte allerdings in gewissen unterhaltungssphären eine sprache entstehn, die sich auch vor formen nicht scheute, die in der würklichkeit gar nicht bestanden, und ausdrücke schuf, die nicht mehr auf ein verstandesmäfsiges erfassen, sondern auf verschwommene stimmungen ausgiengen. von unverständigen schreibern mögen dann solche läppischkeiten noch weiter getrieben worden sein als von den reimkünstlern selber. ein derartiges culturerzeugnis, mag es auch noch so wenig erfreulich, mag es auch auf engste kreise beschränkt gewesen und mit der zeit fast spurlos wider untergegangen sein, hat immerhin an sich schon auf unsre philologische beachtung anspruch. um so mehr, als es in seinen anfängen vermutlich weit zurück reicht, nur die übertreibung einer älteren erscheinung der dichtersprache ist und uns so wahrscheinlich berechtigt, auch bei bessern und ältern dichtern nicht nur gemischte, sondern in beschränktem mafse auch gemachte sprachformen für möglich zu

[1] der aufsatz von Boerma, Tijdschr. voor nl. taal en letterkunde 15, 220 ff. ist K. wol unbekannt geblieben.

halten. so gehörte das problem also doch zur allgemeinern litteraturgeschichte und verdiente eine genauere untersuchung: mit dem ziele festzulegen, welcherlei sprachformen gemischt sind, und inwieweit von dichtern und schreibern auch solche zugelassen sind, die in würklichkeit nirgends bestanden. die aufgabe würde aber ganz eingehnde kenntnisse nicht nur des deutschen und niederl. sondern auch der mundarten, also vor allem wol der niederl. und rheinischen voraussetzen. dass es sich nicht blofs um niederländisch und oberdeutsch dabei handelt, hat natürlich der verfasser gesehen. aber ich glaube, das md. was er daneben im auge hat, ist doch ein zu blasser begriff, und die genauere kenntnis der mundarten, die zur entwirrung der dinge erforderlich wäre, kann man von ihm nicht verlangen. auch seine ansichten vom schriftniederländischen langen noch nicht ganz zu, um ihn vor unzutreffenden ausdrücken, schiefen und unrichtigen auffassungen zu bewahren, wie über *senfte* s. 7, die monophthongierung von *ie* s. 8, über *worde* : *verhoerde* s. 29, den reim *glueten* : *buesen* s. 31, den übergang von gedehntem *e* zu *a* s. 31 note 4. bezeichnungen wie die vVeldeke als Holländer sollte man vermeiden. durch eine verwechslung von zwei noten in Pauls Grundr. II 441 ist Maerlant s. 10 zum verfasser der Brabanter Yeesten (statt Wap. Martijn) geworden.

Bonn. **J. Franck.**

Studien zur philosophie der meistersänger. gedankengang und terminologie. von **Heinrich Lütcke**. [Palaestra h. CVII.] Berlin, Mayer und Müller 1911. XIV und 185 ss. — 5.50 m.

Lütcke erklärt sich das vorwiegen philosophischer gedanken in der kunst der meistersinger, indem er, mit Jacob Grimm, den meistergesang als das greisenalter der mittelhochdeutschen strophisch-lyrischen kunst ansieht. er begnügt sich mit der untersuchung dreier vertreter des meistergesanges, dreier typen gewissermafsen: Frauenlob, der noch auf dem festen grund technischen und formalen könnens steht, wol ein begabter poet ist, aber doch ganz von den allegorieen und symbolen einer gealterten und mit der philosophie dieser zeit in beziehung gesetzten kunst beherscht; Heinrich von Mügeln, bei dem die metrik schon zu verfallen beginnt, weil er mehr philosoph und gelehrter als dichter ist; und Hans Folz, welcher den unter den handwerkern in den städten sesshaft gewordenen vorreformatorischen meistergesang vertritt und kennzeichnet, ein lebendiger poetischer geist, mit weniger allegorie und symbolik als Frauenlob und Heinrich von Mügeln. es werden also zweihundert jahre 'meisterlichen dichtens' betrachtet: Frauenlob als der philosophischste behandelte besonders die metaphysischen principienfragen; der noch gelehrtere, aber nicht so genial poetisch-philo-

sophische Mügeln die kosmologischen einzelheiten der scholastik, und der schwärmerische dilettant Folz die mittelalterliche theosophie. bei allen findet sich die philosophie nur implicite, die dichter werden sich ihrer gar nicht einmal bewust. unter dem bilde der frau Logica begriff man alles eigentlich philosophische. die philosophie spielt bei Frauenlob überhaupt noch keine rolle; er kennt wol kaum mehr als die sieben künste. Heinrich von Mügeln aber nennt sie die mutter der künste, gibt ihr den vorrang vor der theologie und betrachtet als ihre gebiete das metaphysische, das kosmologische, das psychologische und die ethik (schon humanistische, nicht mehr scholastische grundlage dieser ketzerischen auffassung von der selbständigen stellung der philosophie?). Hans Folz aber findet sich von dieser theoretischen erfassung der philosophie noch weiter von Mügeln entfernt als Frauenlob. er hat wol nicht einmal den namen der philosophie gekannt, obwol er nicht ganz ungelehrt war. aber dennoch ist die grundstimmung bei Folz wie bei den beiden andern ganz philosophisch. Folz ist ein grübler, er ist sich dessen bewust, ja er sieht darin wie Frauenlob und Mügeln die hauptaufgabe des meistergesangs. das ziel der meistersänger ist die lösung der letzten metaphysischen probleme. dieses *'in himel ziln'* ist theoretisch (metaphysik und physik) und praktisch (ethik).

L. betrachtet nun die theoretische und die praktische philosophie der meistersänger besonders und teilt den abschnitt über theoretische philosophie in drei capitel ein: idealismus, kosmologie und theologie.

Was den 'Idealismus' betrifft, so unterscheidet L. bei den meistersängern eine abstrahierend philosophische und eine personificierend poetische denkrichtung. dass dieses begriffliche und symbolische denken vermischt wurde, lag für die meistersänger, deren kunst alle formalen antriebe aus einer wesentlich poetisch interessierten zeit empfangen hatte, nahe genug; zumal da die philosophie ihrer zeit, wie sie sich im inhalt ihrer gesänge zeigt, poetisches an sich hatte: unter scholastischem einfluss, aber von dem philosophischen system des Thomas von Aquino weit entfernt stehend, kommen die meistersänger doch immer zur personification Gottes. Aristoteles tritt noch ganz zurück; in den metaphysischen überlegungen der meistersänger äufsert sich ganz deutlich der durch den realismus des Aristoteles beeinflusste idealismus Platos. und zwar tritt uns bei Mügeln die idee als formgebendes und als geistiges princip, und drittens vor allem als princip des göttlichen geistes entgegen. zum letztern kam man über den λόγος-begriff, das wort. seine identificierung mit dem in Christus personificierten λόγος ist auch Frauenlob geläufig. aber er fasst das ideale princip meistens unter einen begriff, den er mit auffallender geistiger selbständig-

keit erst aus dem λόγος zu dieser gröfse erweitert haben mag: unter den der *êre*. dessen nur halbbewuste anfängliche grundlage ist aber die idealität des wortes. *wort* war ihm, wie für das altertum, der eigentliche begriff des gedankens. aber er ist in der unterscheidung des eigentlich idealen des wortes von dessen übrigen merkmalen noch unsicher. oft schiebt sich ihm ein ausdruck für das wort unter, der uns zeigt, dass er damit den begriff des namens meint: der *name; name* und *wort* werden bei Frauenlob gleich gebraucht, folglich pflegte er sich eben unter wort auch das begriffliche, die idee vorzustellen.

Dass Frauenlob ein würklicher idealist ist, ergibt sich aus seiner überzeugung, der *name,* die 'wort-idee', sei das eigentlich würkliche, absolute sein (mit den allgemeinen [aristotelischen] einschränkungen zugunsten der welt irdischer realität), das princip unseres lebens. diese aus der ältesten deutschen litteratur nicht unbekannte anschauung ist eine natürliche consequenz der idealistischen metaphysik. im schofse des einen grofsen stoffschaffenden und beseelenden λόγος zeigt sich der *name* als die idee Gottes von uns, als unsere uns zugedachte charakteristische form, als uns belebender bruchteil des göttlichen geistes, als unsere seele. einen indirecten beweis, dass auch der Frauenlobischen metaphysik ursprünglich das wort, die wort-idee, als ideales princip zugrunde gelegen hat, sieht L. in der leichtigkeit des übergangs des begriffs von *wort-name* in den begriff der von Frauenlob offen zum idealen princip erhobenen *êre.* ist unser begriff und name das princip unseres lebens, so folgt daraus, dass wir darauf hinarbeiten müssen, ihn uns zu erhalten. das mittel dazu ist die *êre.* sie geht aus der einfachen bedeutung des 'genannt-werdens', des 'guten rufs unsers namens' in den metaphysischen habitus des göttlichen wort-begriffs von uns über. sie ist unser wesen, unser *name* in der von Gott gewollten idealen gestalt, so wie er Gott ehre macht. — auf diesem wege kommt L. vom idealismus des *wort-namen* ausgehend schliefslich zum idealismus der *êre,* wobei in der würklichkeit, wie er betont, der weg freilich der umgekehrte war: die ehre ist allmählich in die bedeutung der weltbeseelenden göttlichen idee übergegangen.

Schon in der höfischen poesie, zb. bei Reinmar von Zweter, dem 'Ehrenboten', sind ansätze dazu vorhanden: für den guten ruf, die ehre des menschen zu sorgen, das betrachten sie immer als die speciellste aufgabe ihrer kunst; davon leiten sie direct ihre standesmoral ab: *guot umb êre nemen.* über das abnehmen der ehre klagt aber Frauenlob nicht blofs wie seine fahrenden collegen; indem er mit dem problem ringt, gelangt er zu einer wunderbaren vertiefung des höfischen ehrbegriffes. und das bewürkt er, indem er die idealistische metaphysik in dem begriff der *êre* aufgehn lässt — aus dem bedürfnis nach vertiefung der

meistersängerischen standesmoral. wie man sich gewöhnt hatte, nach Johannes zu sprechen: 'und das wort war bei Gott, und Gott war das wort', so spricht Frauenlob: *Nu minnet êre: got ist êre und êre ist got.* die ehre rückt an den ehrwürdigen platz des *λόγος*. er proclamiert die ehre zum idealen princip.

Dem gedanken, die *êre* mit Gott zu identificieren, leistete die christlich-scholastische philosophie einen gewissen vorschub. sie war gewöhnt, von den zuerst in Gott sich verdichtenden ideen, vom 'widerschein Gottes', als der göttlichen 'g l o r i e' zu reden. diese glorie war gleichbedeutend mit dem *λόγος*, der zweiten person der gottheit —

Die nachfolger Frauenlobs sind ihm in der auffassung der *êre* als 'ideales seinsprincip' nur wenig ähnlich. Heinrich von Mügeln neigt wenigstens dazu. er möchte wol den ehrbegriff über den mit dem rittertum gesunkenen rein weltlichen begriff hinaus führen, wenn er auch nicht dazu gelangt, ihm die geltung eines idealen seinsprincips beizulegen. *êre* ist ihm immerhin noch das ideal der welt. bei dem hundert jahre später lebenden Hans Folz ist nichts mehr als ein schwacher nachklang zu verspüren. zu seinen zeiten lebte der meistergesang nicht mehr an den höfen der vornehmen. das *guot umb êre nemen* galt nicht mehr. er und die ehrsamen meister seiner zeit verstanden diese probleme der vorgänger nicht mehr. den hauptgrund für diesen mangel sieht L. darin, dass auch der idealismus des *wortes* und *namen,* welcher ihm die grundlage des Frauenlobischen ehrbegriffes ist, bei Mügeln nicht mehr klar begriffen wird. sein idealismus war überhaupt schwerlich mehr als eine unklare, unausgeglichene vorliebe für die allgemeinen begriffe der philosophie seiner zeit. dieser idealismus ist dann bei Folz gar nicht mehr vorhanden. das *wort* galt aber bei den meistersängern als der am meisten idealistische der aus dem altertum übernommenen begriffe; obschon es seit Mügeln und Folz sicher nicht mehr im antiken sinne als begriff galt, muste es doch noch für die spätmeisterlichen idealisten als der weg zur wahrheit erscheinen. sie durften hoffen, mit ihm als princip aus dem dualismus der welt, aus dem gegensatz zwischen körper und geist, zwischen form und materie heraus zu einer einheitlichen weltanschauung zu kommen. —

Der g e i s t hat für Mügeln nicht nur materielle, sondern auch individuelle grenzen, den geist als allgemeines kennt er kaum. Folz versteht unter dem geiste besonders den heiligen geist, der im gegensatz zu Mügeln sein ganzes nachdenken über den begriff des geistes bestimmt. da er ihn als das vater und sohn wie Gott und welt bindende eigentlich allgemeine element der dreiheit kennen lehrt, so gilt ihm der heilige geist, und damit der geist überhaupt im grofsen und ganzen als allgemeiner begriff, als princip. aber er stellt der geistigkeit des menschen und Gottes die körperlichkeit schroff gegenüber. während so

Mügeln und Folz dualisten sind, hat es Frauenlob verstanden, den dualismus der welt im sinne der idealistischen philosophie als monist zu überbrücken. —

Aber Frauenlob hat nicht nur den begriff *êre* zeitgemäfs erklärt, sondern noch viel würksamer und reifer hat er das andere ideal der höfischen zeit hochgehalten: die minne, und zwar in seinem besten werke 'Minne und Welt'. indem er den begriff der Minne unter den gesichtspunct der göttlichen kraft stellt und dadurch über seine engen weltlichen grenzen erweitert, kommt er nicht nur selber zu einem einheitlichen seinsprincipe, sondern er führt uns die überwindung der dualistischen welt durch die liebe, als princip einer energetischen weltanschauung, vor.

So weit der idealismus. das zweite capitel trägt die überschrift 'Kosmologie'. im gegensatz zu dieser idealistischen metaphysik ist die von Aristoteles herstammende physik dualistisch: materie und form sind bei Mügeln die zwei elemente, in die die würklichkeit zu zerlegen war. aus dem absoluten sein, der realität ersten grades, wurde die existenz der formlosen chaotischen masse, und daraus geht die aus form und materie gebildete realität dritten grades hervor. die materie, das von Gott geschaffene körperlich feste aber vergängliche, sieht er als *der naturen grunt,* als die eigentümliche substanz all ihrer wesen an. übrigens schon Frauenlob hebt bei der materie die zwei prädicate hervor: körperlich-fest und beständig wechselnd. aber diese auffassung von der vergänglichkeit der materie ist bei ihm, wie auch seine ansicht über das verhältnis von form und materie zueinander und zu Gott, unklar. er folgt schon dem widerspruch gegen die Aristotelische lehre von der ewigkeit der welt, welche die jüngere scholastik zu detaillierter herausarbeitung und ergründung ihrer idealistischen ansichten reizten. so ist der meistersängerliche naturbegriff nicht direct von Aristoteles abhängig.

Was ist nun der naturbegriff? Heinrich vMügeln versteht unter natur die gesamtheit alles sinnfälligen lebens; er spricht von *naturen lere,* deren gegenstand alles ist, was *nach der naturen,* 'secundum naturam' geschieht. charakteristisch für die klarheit des meistersängerischen naturbegriffs ist die selbstverständlichkeit, mit der Frauenlob und Heinrich vMügeln von der gültigkeit bestimmter gesetze der natur sprechen. einmal ist es das causalitätsgesetz, an das sie alles natürliche binden, und dann vor allem die auf die transscendente würkung irdischen wesens weisende vergänglichkeit der dinge. die materie aber, die ja für Mügeln *der naturen grunt* ist, bleibt es auch in dem sinne, dass die naturgesetze auf ihrer eigentümlichkeit begründet sind. wo aber das geschehen *nach der naturen* aufhört oder unterbrochen wird, blickt das göttlich-übernatürliche handeln und sein *wyder die naturen* durch; das gilt hinsichtlich der naturgesetze der vergänglichkeit und der causalität. also das über-

natürliche und göttliche ist für Frauenlob und Mügeln überwindung, directer bruch der naturgesetze. die natur, in der göttlichen frauengestalt personificiert, ist die herscherin der welt.

Das weltbild dachten sich die meistersänger folgendermaſsen. die herberge der *werlt* ist der 'globus materialis'. der eine teil ist der himmel, der in den fixsternhimmel und den himmel der sieben planeten, firmament und sieben sphären, zerfällt. von diesem himmel als gegenstand rein wissenschaftlicher anschauung unterscheidet sich deutlich eine mehr subjectiv-speculative lehre vom himmel, dem ewigen, zeit- und raumlosen, mit dem aus den engeln und heiligen zusammengesetzten himmlischen hofstaat. dieser nicht astronomische, sondern mystische himmel wird oft mit Gott identificiert. vom letztern himmel, aber nicht vom erstern, weiſs besonders Folz viel. der andere teil der welt sind das centrum, der kern der welt, und die vier elemente; die erde ist eine kugel, 166 mal kleiner als die sonne, welche allein lichtspenderin ist. Frauenlob erwähnt von all dem wenig, wol weil sein blick weniger auf das centrum gerichtet war. Mügeln bringt schon eine klare vorstellung des *κόσμος*, während Folz nur noch anklänge hat, die er wol kaum ganz verstand. jedes *tier* ('animal') besteht aus vier elementen, welche widerum aus der *ersten materie* zustande gekommen sind: wie, wissen sie freilich nicht genau, sie scheinen anzunehmen aus ihrer auflösung in die vier 'complexen': warm, kalt, feucht und trocken. so entstehen die verschiedenen arten des lebens.

Mit dieser entstehungserklärung vom leben begnügen sie sich aber noch nicht. für Mügeln ist das leben die kraft des göttlichen geistes, die es nicht nach willkür, sondern nach einer bestimmten ordnung und form in der materiellen welt hervorbringt. in den kosmologischen gedankengängen der meistersängerischen philosophie erscheint uns diese kraft naturgemäſs als bewegung, als ein *wegen*, während sie in der idealistischen speculation Frauenlobs *êre* und *minne* war; aber Frauenlob denkt sich die minne als bewegende kraft des göttlichen geistes, die die elemente *durch der ougen widerhaft* aneinander treibt und zu neuer mischung (*complexion*) bringt.

Die astrologie, kein aberglaube, sondern allein unter dem eindruck der strengsten gesetzmäſsigkeit des natürlichen geschehens geboren, spielt bei Frauenlob und Mügeln eine groſse rolle, nicht aber mehr bei Hans Folz, laut welchem nur noch *weltlich dorheit* davon spricht. —

Der tod endlich ist ein aufhören oder nachlassen jener bewegung. gleichzeitig zieht sich 'des lebens geist' aus dem körper des *tiers* zurück. er hat die eigenschaften einer unsterblichen seele. — die hölle weiſs Frauenlob noch an keinen genauen ort hin zu verlegen, Heinrich vMügeln weist ihr den innersten kern des centrums zu.

Das dritte capitel ist betitelt ‘Theologie’. der weltlauf ist folgender. zuerst war das, wie Gott, zeit- und raumlose geisterreich der engel. dann geschieht der sturz der engel, und in der materiell-fleischlichen welt will sich Gott einen ersatz für den an der geistigen erlittenen verlust schaffen. diese ursprünglich ganz vollkommene materielle welt hat Lucifer herabgewürdigt; qual und trübsal lagern sich auf der welt. in der dritten periode geschieht die erlösertat Gottes durch die von ihm praktisch vollzogene vergöttlichung des fleisches; doch ist diese nur das präludium des eigentlichen erlöserwerkes, welches für die meistersinger in der selbstaufopferung des einmal fleisch gewordenen Gottes besteht, im übergang seiner gottmenschlich heiligen substanz in unsere sündigen leiber und die dadurch bewürkte vergöttlichung der substanz. mit dem *pade seins kospern tewren plut verrern* (Folz) trat der langersehnte act der göttlichen gnade ein. und endlich kommt es zur auferstehung des fleisches am jüngsten tage, den Hans Folz mit allen angaben der mittelalterlichen eschatologie zu schildern weiſs. —

Der gottesbegriff zeigt uns den persönlichen Gott. er ist bei den meistersängern der steinalte vater der menschheit. sein christliches erlösungswerk bringt den *vil alten* auf freiersfüſse. er wird der keuschesten und schönsten *alter friedel;* durch die menschwerdung Gottes wird aus der ‘unitas’ die ‘trinitas’; Christus ist immer die dritte person der trinität; es stimmt damit, wenn von Gott vor dem heraustreten des sohnes in die welt auch als zweiheit gesprochen wird. Gottes irdische geburt ist aber vom idealistischen standpunct aus eine erniedrigung des gott-sohnes, und wir finden bei den meistersängern eine bewuste projection der irdischen geburt und der daran geknüpften spaltung des göttlichen wesens zur trinität ins ewig-zeitlose. wie die drei aus einem entstanden sind, ist Folz unerklärlich, die projection sagt und erklärt ihm nicht viel. diese fragen sind für ihn, wie überhaupt für seine zeit, ein hauptthema. der einheitliche gottesbegriff leuchtet Folz und seinen zeitgenossen viel mehr ein. um zur klarheit zu kommen, lässt er vom persönlichen los und gelangt zu einer groſsartigen vertiefung seines simplen gottesbegriffes; Frauenlob und Mügeln könnten ihn darum beneiden. unaufhörlich sind die versuche, die einheit in der trinität zu begreifen. es ist ganz bewunderungswürdig, mit welch dialektischer schulung sie die begriffe der drei auswechseln, um so ihre monotheistische grundstimmung zum ausdruck zu bringen. —

Im Mariencult, der in der ersten hälfte des 12 jahrhunderts in den klöstern der cistercienser und prämonstratenser aufgekommen war, sah der meistersänger bis zur reformation sein unerreichbares ideal. eine unendliche fülle poetischer bilder, ein sinnberückendes, verwirrendes und ermüdendes chaos ist charakteristisch. die Mariendichtung der meistersänger steht von

vornherein unter dem bewustsein, dass man sich nie und nimmer im *lop der megede* (Frauenlob) genug tun kann. L. führt die nicht unbekannte ansicht aus, wie die Marienphilosophie allein den anstofs zur entwicklung der Marienlyrik gegeben habe; sie habe dem gegenstand erst seine eigentliche bedeutung verschafft. all jene poetischen sinnbilder und beiwörter werden nur von ein paar logischen schlüssen und metaphysischen ahnungen getragen, deren wahrheit sie versinnlichen sollen; als eine wunderbare unterbrechung der naturgesetze wird die unbefleckte empfängnis gepriesen. in ihrer schwangerschaft *sie nie wart beswert* (Folz), und die geburt, oft mit grofser poetischer schönheit beschrieben, war schmerzlos ideell; die gröste schönheit und reinheit sind ihr eigen. sie, die herrlichste aller 'creaturen', war natürlich nicht von ungefähr ans tageslicht getreten, Maria ist vorgeschaffen oder vorgedacht; also verknüpfung mit vorstellungen der platonischen ideenwelt, wie beim trinitätsproblem; sie existiert zuerst als idee im göttlichen geiste. also: die idee ihrer lieblichen gestalt bedeutet, prophetischen augen kenntlich, den angelpunct des göttlichen weltenplans (nur zur verwürklichung der idee hat Gott die welt geschaffen); ja sie wird sogar selber zur idee der idee, zum symbol des göttlichen λόγος, in dem alles irdische vorgedacht und vorgeschaffen ist. besonders aber die prädicate der minne werden ihr beigelegt. Maria mit der frau Minne direct zu identificieren, wagte freilich Frauenlob nicht, aus furcht vor einer profanation. praktisch ist sie es aber für ihn wie für Heinrich vMügeln. die macht dieser liebe erscheint erst in ihrem ganzen umfang in dem gewaltigen symbol der alles umspannenden und beherschenden himmelskönigin; und in jeder frau lebt die idee, der idealtypus des weibes, der Gott im bilde der Maria vorschwebte.

In diesem doppelsinne wurde Heinrich vMeifsen von seinen zeitgenossen *der Vrouwen-lop* genannt. es gipfelt die Marienphilosophie in der idee des ewig-weiblichen.

Einen anhang bildet ein abschnitt 'Zur praktischen philosophie'. im vordergrunde der meistersängerischen ethik steht die lehre von den tugenden. mit moralisierenden versen wollen die meistersänger die menschen zur tugend hinführen. bei Frauenlob treten die tugenden in zwei festen gruppen auf: es sind die eigentlichen christlichen tugenden und die noch zu seinen zeiten im glanze einer modernen cultur erstrahlenden tugenden fröhlicher weltlichkeit; eine lose verknüpfung nur ist zwischen beiden zeilen vorhanden. Heinrich vMügeln ist schon mehr von der scholastik beeinflusst: er kennt die vier cardinaltugenden, die christlichen tugenden und noch ein wenig die ritterlichen tugenden der vergangenen zeit. das metaphysische seinsprincip verbindet sich mit der im grunde idealistischen mittelalterlichen ethik. den tugenden als den von Gott geschaffenen führerinnen unseres

willens wird von Mügeln vor den künsten und dem von ihnen gelehrten wissen ganz bestimmt der vorzug gegeben.

Kunst ist ein senffte last
wer sie in arm der togint vast. —

Nur eine solch eingehnde inhaltsangabe vermochte zu zeigen, wie dankbar Lütckes arbeit, wegen der betonung und beleuchtung des philosophischen im meistergesang, zu begrüfsen ist. einerseits sind es freilich, wie er selber sie betitelt, nur 'studien' zur philosophie der meistersänger; infolge der beschränkung auf drei vertreter und der deswegen nur spärlichen aufdeckung der entwicklung, infolge des verzichtes auf bedeutendere anknüpfungen an voriges und ausblicke in das folgende, ferner wegen des grundsätzlichen absehens von quellenstudien sind diese studien noch mancherorts ergänzungsfähig, wenn gleich das gebotene eine durchaus tüchtige arbeit bedeutet. anderseits ist vielleicht da und dort das philosophische zu viel erforscht worden, wo es sich in wörtern und sätzen kaum um mehr als um starre, halb oder nicht verstandene formeln handeln mag: da etwas sicheres festzustellen war freilich ohne betrachtung zahlreicher zwischenglieder zwischen den drei vertretern unmöglich. —

Einen würklichen vorwurf, wenn auch 'nur' die form betreffend, kann ich freilich nicht unterdrücken: wegen der verwendung von fremdwörtern. ich meine ja nicht, dass man, zb. in der sprache der philosophie, mit dem ausmerzen zu weit gehen solle; aber sätze wie der folgende 'dass es in der meistergesangskunst des 15 jahrhunderts für u n f a i r galt, in der p r o d u c t i o n von tönen irgendwelche a m b i t i o n e n zu besitzen', (s. 24) zeugen nicht von feinem sprachgefühl. auch durch geistreich sein wollende gegensätze und vergleiche ist L. besonders im ersten teil seiner schrift zu inhaltlichen ungenauigkeiten gebracht worden, wie s. 2f, wo der vergleich zwischen person und dichtung nicht ganz stimmt: die mhd. poesie ist doch durch die philosophie alt geworden, während bei Goethe das gegenteil der fall war: mit den jahren wurde seine dichtung allegorisch und symbolisch. ich glaube, dass es immer wider sache der kritik ist, stellung zu nehmen gegen diese art, die eben vielfach in wissenschaftlichen darstellungen geschadet hat. ein anderes beispiel von schwäche der L.schen arbeit ist die stelle auf s. 24, wo er in der aus Heinrich vMügelns preislied der sangeskunst angeführten stelle, wie mir scheint ganz willkürlich ein überwiegen des *wortes* über die *wîse* ableitet und dann daraus ziemlich gewagte folgerungen zieht. in ähnlicher weise wird der leser gut tun, an manchen stellen L. mit vorsicht zu folgen. — das alles aber kann, wie mich dünkt, dem buche L.s nur wenig an wert rauben. ich sehe in ihm einen sehr verdankenswerten, anregenden versuch, der ganze beachtung verdient.

Burgdorf (Schweiz). **Eugen Geiger.**

1. Die bildnisse Albrecht von Hallers von **Artur Weese.** veröffentlicht aus anlass der enthüllung des denkmals das Albrecht von Haller am 200 gedächtnistage seiner geburt in Bern gesetzt wurde. mit lichtdrucken. Bern, AFrancke 1909. 281 ss. 4°. — 32 m.
2. Albrecht von Hallers dichtersprache von **dr Karl Zagajewski** [Quellen und forschungen zur sprach- und culturgeschichte der germanischen völker. 105 heft]. Strafsburg, KJTrübner. 1909. VIII, 269 ss. 8°. — 7,50 m.
3. **Friedrich Kammerer**: Zur geschichte des landschaftsgefühls im frühen achtzehnten jahrhundert. Berlin, SCalvary & co. 1909. 265 ss. 8°. — 6 m.

1. Am 16 october 1908 wurde die zweihundertste widerkehr von Hallers geburtstag gefeiert. von den gröfseren arbeiten, die ungefähr zur selben zeit hervortraten und die persönlichkeit Hallers zu erfassen sich bemühten, ist indes nur eine durch die feier selbst hervorgerufen worden: Artur Weeses stattlicher band 'Die bildnisse Albrecht von Hallers'. am festtage wurde auf dem platze vor dem vorlesungsgebäude der Berner hochschule Hugo Siegwarts denkmal enthüllt; es lag nahe, im zusammenhang mit diesem ersten Berner Hallerdenkmal grofsen stils die bildnisse des Berner dichters und gelehrten zu verzeichnen und zu mustern. aus dem vorwort von Weeses werk ist zu ersehen, dass der vorsitzende des Hallerdenkmalcomitees seinen Berner collegen Weese mit der abfassung einer 'Ikonographia Halleriana' beauftragt habe. wol konnte die arbeit nicht rechtzeitig hervortreten; zu grofs war der umfang der vorbereitungen, deren sie bedurfte. doch auch die verspätete leistung darf als eine der prächtigsten und wertvollsten spenden zur tieferen ergründung von Hallers persönlichkeit dankbar begrüfst werden.

Der vorzüglich ausgestattete quartband macht einen durchaus gewinnenden eindruck. auf körnigem papier mit monumentaler und gut lesbarer brauner antiqua von Stämpfli & cie in Bern gedruckt, führt er über anderthalb hundert bildnisse in lichtdruck nach photographieen von Fred. Boissonas & co. in Genf vor. sie sind sorgsam genug behandelt, um die feinen und scharfen technischen beobachtungen verfolgen zu lassen, die Weese an dem gesamten vorrat versucht. den text abzuschätzen, den W. der ikonographie angefügt hat, gebührt natürlich dem kunsthistoriker. doch der erforscher deutschen geisteslebens und deutscher dichtung findet in ihm sachlich und methodisch so viel anregung, dass er ihn mit genuss und würklicher förderung lesen kann. da versucht ein geistreicher und unvoreingenommener kopf, die ganze persönlichkeit Hallers zu erfassen. keine leichte aufgabe! denn Hallers allseitigkeit stellt seinen betrachter vor so viele probleme, dass der einzelne heute ihnen allen nicht leicht gerecht werden kann. wir litterarhistoriker sind gewohnt, in Haller den vorwärtsweisenden und vorwärtstreibenden dichter, den bahnbrecher deutscher classischer poesie zu sehen und zugleich den ersten grofsen 'sentimentalischen' des 18 jahrhunderts, der dem menschen

seiner und der nachfolgenden zeit vorgefühlt hat, das gemüt, in dem keimartig teils, teils auch schon ausgereift die charaktereigenheiten des kommenden zeitalters Klopstocks, Rousseaus, Werthers und Schillers eingeschlossen waren. daneben fängt man an, auch in unseren kreisen sich um einige physiologische lehrsätze Hallers zu kümmern, die für die geistesgeschichte des deutschen classicismus und besonders der romantik von bedeutung sind, begnügt sich indes im allgemeinen mit dem bewustsein, dass Haller auch ein grofser gelehrter gewesen sei. der naturwissenschaftler widerum, voran der physiolog, sieht in Haller fast ausschliefslich nur den grofsen forscher. als das neue Berner Hallerdenkmal noch in dem zustande erster vorbesprechung sich befand, hatte es den anschein, als ob die vertreter der naturwissenschaft allein verpflichtet wären, für das andenken Hallers zu sorgen; von ihnen ging die anregung aus, und mit freudiger überraschung erfuhren sie, dass Haller auch als dichter etwas bedeute. hatten in ihnen doch die verse Hallers bis dahin nur den eindruck einer jugendlichen entgleisung erweckt. solchen beengteren standpuncten gegenüber sich auf einen platz zu stellen, von dem allseitige umschau möglich ist, war Weeses erfolgreiches bestreben. er kannte aber zur zeit der abfassung seines textes die örtlichen verhältnisse Berns schon gut genug, um auch noch weiteren betrachtungsweisen gerecht zu werden. Bern hat einst den grofsen und weithin berühmten gelehrten nicht nur (was immer den blickpunct beeinträchtigt) in seinen anfängen gesehen, auch nach seiner rückkehr von Göttingen kaum den rechten mafsstab für ihn gefunden. das äufsere gehaben des mannes, sein nicht immer sieghaftes auftreten im politischen leben der stadt, sein lange recht erfolgloses werben um stellung und einfluss in der lenkung des staates: all das legte seinen mitbürgern nahe, Haller so zu unterschätzen, wie auch sonst in kleineren gemeinwesen grofse persönlichkeiten unterschätzt werden, deren verdienste auf geistigem gebiete liegen. auch in Athen war es einst so; warum sollte es in Sparta an der Aare anders sein?

Dem vergleicher und prüfer von Hallers bildnissen offenbarten sich, wenn er so scharf beobachtete wie Weese, alle diese schwervereinbaren spiegelungen von Hallers persönlichkeit in den zahlreichen und widerspruchsvollen versuchen, Hallers züge festzuhalten. schon die abschnitte die W. in seiner darstellung anbringt, weisen auf die gegensätze der verschiedenen spiegelungen hin. die capitel 'Der jüngling', 'Der gentilhomme und poet', 'Der professor' führen bis zu Hallers abgang von Göttingen; 'Erste ehrung', 'Der grofse Haller', 'Der weltruf des gelehrten', 'Der alte mann' leiten weiter zu der letzten und intimsten auffassung, die von künstlerischer seite dem lebenden zuteil geworden ist; W. überschreibt den abschnitt 'In der nähe der ewigkeit'. dann folgt: 'Die klage um den toten', 'Das erste jubiläum', 'Im neun-

zehnten jahrhundert' und 'Das zweite jubiläum', dh. die arbeit, die für das jahr 1908 bestimmt war.

Mit ebenso starkem wie feinem gefühl dringt W. auf dem langen wege in die einzelnen versuche ein, Hallers erscheinung künstlerisch festzuhalten. er versteht es, aus den linien und flächen der bilder und büsten herauszulesen, was die künstler in Haller erblickt haben, was er ihnen bedeutete, welche seite des vielseitigen ihnen wichtig war; und widerum bestimmt er mit fester hand, wie weit die technischen mittel der einzelnen porträtisten imstande waren, das gewollte widerzugeben. die in kräftigen antithesen fortschreitende darstellung, der ein stark persönlicher zug lebendigen und reichen rhythmus leiht, entgeht nicht nur der gefahr, vermöge der fülle des in enge grenzen gebannten stoffes eintönig zu werden; vielmehr ist es genussvoll, an W.s hand das gebiet zu durchwandern, aus Hallers bildnissen das wesen Hallers und die entwicklung seiner persönlichkeit, dann auch die würkung dieser persönlichkeit und das allmähliche werden und wachsen dieser würkung zu erkennen. da ist zuerst der elegante bernische cavalier JRHubers, 'dessen posierte hand . . . das alexandrinische ross gezügelt und auf der langen fahrt durch die 'Alpen' im zaume gehalten hat'; dann der Göttinger professor JRStuders im leuchtenden rot des talars; JMMörikofers medaille, deren stempel heute noch, nach mehr als anderthalb jahrhunderten zur prägung der 'Hallermedaille' dient, der ehrengabe, die von der Berner alma mater alljährlich einem ihrer söhne für höchste wissenschaftliche leistungen verliehen wird. dem 'grofsen Haller' wurde als erster SFreudenberger gerecht; 'ein guter und geschickter maler' schuf da 'die formel, die das wesen Hallers bündig und erschöpfend darstellt'. 'der starke und umfangreiche schädel ruht auf breiten schultern. er ist das gefäfs, in dem ein rastloser wille ein erstaunliches wissen aufgestapelt hat, und dies gefäfs ist geformt durch seinen inhalt, denn in den knorrigen und herausgetriebenen zügen des gesichtes drückt sich gleichsam die ungeheure quantität aus, die es umfasst. und dass es kein totes wissen ist, das in diesem hirn die gelehrsamkeit einer ganzen epoche geborgen hat, verrät das klare auge, das in der ruhe und sicherheit blickt, die nur der ungewöhnliche besitz verleiht'. den 'grofsen Haller' Freudenbergers mit der imposanten olympischen lockenfülle der perücke hält Weese neben den kopf Mommsens, Voltaires, Rousseaus und erkennt in diesen typen gegensätze der weltanschauung und der seelischen art. den gelehrten von weltruf findet er dann in dem stich, den Bause nach Freudenbergers bild hergestellt hat. von der gebrechlichkeit des alten Haller haben nach W.s einleuchtender auseinandersetzung die künstler allzu oft notiz genommen. für David Herrliberger war der gröste gelehrte des jahrhunderts nur noch ein kränklicher und mismutiger greis. zwar 'Heinrich Pfenninger muss,

so sollte man glauben, manche gute stunde mit Haller verplaudert haben. aus dem gutmütigen verkehr im bibliothekzimmer müssen die bilder hervorgegangen sein, die den alten kopf in der mütze auf die brust gesunken zeigen, als hätte ihn die wucht und fülle der schweren gedanken gebeugt und nicht die schwäche des greisentums'. doch 'Hallers gestalt ist gegen ende seines lebens von exacten chronisten und gewissenstreuen zeichnern so dicht umgeben, dass sie ihm jeden ansatz eines glorificierenden nimbus herunterreiſsen'. dann aber kommt 'mit den zarten fingern ihrer graziösen hand' die muse des rococo und bringt in ADunkers stichen den kopf Hallers zu feiner decorativer würkung. Funks büste widerum (wenn anders W. sie mit recht dem meister zuschreibt) zeigt, wie ein guter beobachter und redlicher charakter in Haller die gleichen gaben entdeckt und ihnen bewundernden ausdruck gibt, mit der aufrichtigen sachlichkeit, die sich nur einstellt, wenn die wahlverwante natur die gleichen elemente des wesens in der andern widerfindet. aber alles ist ins groſse und bedeutende gewendet. auf dem wege durchs 19 jahrhundert hat Weese fast ausschlieſslich nur von büsten zu berichten, voran von den versuchen Caldelaris; endlich erzählt er die vorgeschichte des neuen denkmals; würdigt die eingegangenen entwürfe und zeigt, wie unter dem druck der öffentlichen meinung aus dem preisgekrönten stürmer und dränger Hugo Siegwarts die neuschöpfung, die gebieterische herrennatur, geworden ist, die heute vor der Berner hochschule stolz dasteht. 'in der hocherhobenen haltung eines geisterfüllten mannes von starkem wesen' wird künftig Haller der phantasie seiner landsleute gegenwärtig sein.

Um auch die zu befriedigen, 'die den formanalysen und ihren stilistischen schlüssen keinen geschmack abgewinnen können, weil sie ihnen zu vieldeutig sind', ward dem texte W.s ein umfängliches kritisches verzeichnis der bildnisse Hallers angefügt, das in fünf gruppen (gemälde, schwarzweiſsbilder, medaillen und reliefs, büsten, statuen und denkmäler) den reichtum der 180 nummern ordnet. Weese betont selbst, wieviel dieses verzeichnis der 'abrundung und akribie der bibliographischen gelehrsamkeit' von Johannes Bernoulli, dem bibliothekar der Schweizer landesbibliothek, zu danken hat. wir aber wägen prüfend die beiden gaben, Weeses darstellung und Weese-Bernoullis verzeichnis, ab, und wie wir hier die ergebnisse sorgsam buchender, kritisch prüfender forschung gern hinnehmen, so freuen wir uns dort an W.s fähigkeit, das einzelne kunstwerk zu ergründen und in seiner form wie in seinem gehalt zu erfassen, die lange reihe dieser kunstwerke indes auch zu einer folgerichtigen entwicklungslinie zu verknüpfen.

2. Wenn Weese die ganze persönlichkeit Hallers zu erfassen sucht und obendrein die spiegelung, die ihr im lauf von jahr-

hunderten geworden ist, so schränkt sich Zagajewski auf den dichter ein. doch noch ein zweiter unterschied waltet zwischen den beiden arbeiten. Weeses umfängliches material war nur mühsam zusammenzubringen, nachträge zeigen, wie noch in letzter stunde neues hinzugekommen ist; und vollständiges zu bieten, hoffen Weese und auch Bernoulli von vornherein nicht. Zagajewski hingegen greift eine schön abgrenzbare frage auf und einen stoff, der dank der geringen zahl von Hallers gedichten nicht übermäſsig groſs, doch aber wegen der zahlreichen bessernden auflagen nicht zu eng umschrieben ist. dabei heftet sich an diesen stoff ein bedeutendes interesse; denn Hallers sprache ist eine voraussetzung der sprache des deutschen classicismus.

Eine einleitende übersicht und charakteristik der auflagen legt das material zurecht. in zwei abschnitten wird 'Hallers dichtersprache' und seine 'metrische technik' charakterisiert, dort formenbildung, lautbildung, syntax, stil, hier rhythmus und reim, wortverkürzung und -verlängerung und hiatus erwogen. ein kleineres capitel über Hallers politisch-religiöse wandlungen greift eigentlich über das gestellte thema hinaus, war indes ein selbstverständliches nebenergebnis der untersuchung. den abschluss bildete ein 'Hallerwörterbuch' von etwa 170 seiten.

Die metrischen beobachtungen knüpfen an sammlungen an, die Z.s lehrer RMWerner vor längerer zeit (Zs. f. d. österr. gymn. 1884, s. 432ff) vorgelegt hat. darum verzeichnet Z. (s. 75f) unreine reime nur, soweit er Werner ergänzen kann oder von ihm abweichen muss. bei der bindung *Büschen: erfrischen* wäre zu erwähnen, dass sie nicht auf ungerundeter aussprache das *ü* in *Büschen*, sondern vielmehr auf der gerundeten aussprache des *i* in *erfrischen* beruht, die Haller von seinem heimatdialekt nahegelegt wurde. er sprach: *erfrüschen*. unverständlich ist mir die bemerkung: 'das *a* in *Art* sprach Haller wol lang aus, daher klingen unrein *hart : Art*, *Arten : Karten*.' vielmehr wird Haller *hart* und *Karten* wol mit langem vocal gesprochen und es daher auf *Art* gereimt haben. anderseits scheint Z. den reinen reim *Ungemach : schwach* für unrein zu halten, da er seltsamerweise *Ungemāch* druckt. wenn Haller *hin* 19 mal auf kurzes *i*, 9 mal auf langes *i* reimen lässt, erblickt Z. das falsche in dem reim auf kurzes *i*; augenscheinlich spricht er selbst *hīn*. diese versehen machen sich schon s. 25f geltend, wenn von lautbildung die rede ist. denn natürlich vergleicht Z. die aussprache Hallers mit unserer gegenwärtigen; auf die frage, wie weit Hallers reime mit der aussprache des damals maſsgebenden Obersachsen übereintrifft oder nicht, geht er nicht ein.

Die statistik der unreinen reime die Z. vorbringt, scheint mithin etwas unsicher begründet zu sein. übrigens hat Haller nach Z.s beobachtungen an den reimen im laufe der verschiedenen ausgaben fast gar nichts geändert. dagegen kann Z. (s. 73f) eine

reihe besserungen Hallers verzeichnen, die den unterschied von wort- oder satzaccent und versaccent zu beseitigen suchen. wortverkürzung und wortverlängerung wird mit guter kenntnis der gleichzeitigen grammatischen und metrischen theorieen dargelegt. einsichtig ist Hallers verhältnis zum hiatus dargestellt; es wird fortschreitend immer strenger.

Die prüfung von Hallers sprache bedient sich, um der Schweizer idiotismen habhaft zu werden, in erster linie der alemannischen grammatik Weinholds, der schrift JWintelers über die Kerenzer mundart des cantons Glarus, der Freiburger dissertation HKäslins über die sprache Hallers und des Schweizer Idiotikons. vereinzelt werden auch AHeusler oder SSinger citiert. mit dem berndeutschen persönlich in fühlung zu kommen, hat Z. augenscheinlich nicht versucht. dieses versäumnis beeinträchtigt ebenso seine grammatischen beobachtungen wie sein wörterbuch. das Hallerwörterbuch stützt sich vollends fast ausschliefslich auf Adelung und auf Schönaichs 'Neologisches Wörterbuch'. man darf wol behaupten, dass es aus AKösters vorzüglicher ausgabe von Schönaichs pamphlet noch manches hätte übernehmen können. freilich hat Z. in den verbesserungen die Haller vornahm, einen mafsstab für die schriftsprache der zeit Hallers und für dessen dialekt; und er erkennt auch wol, wo Haller beim verbessern aus unsicherheit fehlgreift. so wird bei Haller aus einem richtigen *Er ist aus Vorsicht keusch, bricht sich und andern ab* ein dialektisch-archaisches *bricht ihm und andern ab* (s. 21. 40).

Nähere kenntnis des berndeutschen hätte Z. die frage entschiedener lösen lassen, ob Hallers wendung *kein Strom von wallenden Gelüsten* unter *der Gelust* oder unter *das Gelüste* zu buchen sei. er bemerkt blofs, Adelung kenne nur *der Gelust* 'ein im hd. unbekanntes obd. wort, für das einfache Lust'. im berndeutschen heifst es *der Glust.* dass Haller in den ersten auflagen von einem *rümpfen* der stirne spricht, wurde ihm von Schönaich verdacht. Z. bezieht sich auf Adelung, der die wendung bei Dasypodius und Maaler feststellt, indes für *runzeln* stimmt; *rumpfe* ist dem berndeutschen geläufiger. *Unfall* für 'Unglück' entspricht der berndeutschen verwendung von *Ungfell. vergehen* erscheint bei Haller im sinne von 'untergehn' und von 'zerfliefsen, zergehn' *(falsche Tugend wird, wie Blei im Test* [= tiegel], *vergehen);* die zweite bedeutung stimmt mit berndeutschem *vergah* überein, das etwa von der auflösung des zuckers im wasser gebraucht wird. das wort *Zieger,* das schon Schönaich nicht verstanden hat, sollte genauer bestimmt werden als durch die deutung 'eine käseart'; meines wissens entspricht ihm unser 'Quarkkäse' ('Topfen'). die mehrzahl der leser denkt irrigerweise an ziegenkäse. der zieger erscheint in der berüchtigten strophe der 'Alpen', die der käserei gewidmet ist und den käse als *der Alpen Mehl* bezeichnet. natürlich soll das heifsen, dass

der käse dem Alpenbewohner das mehl ersetzt. darum ist es irreführend, wenn Z. schreibt: '*Mehl* = nahrung, speise'. Heyne im DWB. führt die charakteristische stelle nicht an. dagegen deutet er *die holde Leibfarb keuscher Jugend*, die von Schönaich nicht verstanden und von Z. als 'fleischfarbe (lieblingsfarbe?)' umschrieben wird. am nächsten kommt unser 'Livree'; und auch Thümmel spricht von der *Leibfarbe der Ignoranz*. auch über *die Schöne* = 'schönheit' wäre aus dem DWB. manches zu lernen gewesen, vor allem, dass das wort durch Klopstock wider geläufig geworden ist.

Einzelne wendungen Hallers hat Z. misverstanden, weil er die bernische umgangsprache nicht kennt. in dem verse *Du seufzest, Doris! wirst du blöde?* heifst *blöde* nicht 'zaghaft' oder 'töricht', sondern 'schwach'. und 'schwäche' ist gemeint, wenn Haller sagt: *Der Eckel im Genufs entdeckt das innre Blöde.* in den wendungen *Doch fällt der Glanz von ihm, so wird der Held gemeiner* und *Vor diesem war ein Mann, der rühmlich wollte sein, Dem Vaterlande treu, in seinem thun gemein* bedeutet *gemein* so viel wie 'leutselig'. *gewirbig* heifst nicht 'gewinnsüchtig', sondern 'rührig, regsam, tätig'. *der Freygeist, der sich lernt* wird von Z. gedeutet: 'nach selbsterkenntnis strebt'; sollte es nicht heifsen: sich (be)lehrt? 'lernen' und 'lehren' weifs der Berner nur schwer zu scheiden. *Mein Eckel, der sich mehrt, verstellt den Reiz des Lichts* möchte Z. interpretieren: 'verändert', 'verunstaltet' den r. d. l.; tatsächlich gebraucht die bernische umgangssprache *verstellen* für 'versperren', 'verrammeln', was hier ganz gut passt.

Was aus Kösters reichen sammlungen in das Hallerwörterbuch übergehn konnte, sei hier nur durch ein paar willkürlich herausgegriffene belege verdeutlicht. *Alpe:* Köster (s. 405) charakterisiert die stellung, die Gottsched gegen und Breitinger für den singular genommen hat. — *Bauch:* Köster (s. 416) bringt für Hallers wendung 'bauch der welt' parallelen aus EvKleist und Löwen. — *beiwohnen:* Köster (s. 405) zeigt, dass Schönaich (s. 25) die stelle bespöttelt. — *beseelen:* wichtige belege zur nachgeschichte des worts, das auch in parodistischer verwertung sofort erscheint, bei Köster (s. 421). — *Bild:* Köster (s. 425) weist nach, dass schon Opitz (wie später auch Goethe) 'bild' für 'mädchen' gebraucht. — *blähen:* Schönaichs einwänden, deren Z. übrigens nicht gedenkt, stellt Köster (s. 425) die tatsache entgegen, dass Schönaich selbst das wort verwertet.

Im ganzen glaub ich aus Z.s Hallerwörterbuch die behauptung ableiten zu dürfen, dass Haller von anfang an die gebräuchlichsten idiotismen Berns gemieden hat. gerade die wendungen, die fast in jeder nummer einer Berner zeitung unterlaufen, sind bei ihm nicht nachzuweisen. ja ich möchte noch mehr sagen: das befremdende der sprache Hallers, das wir heute

freilich weniger spüren als seine zeitgenossen, ligt mindestens ebenso sehr an seinen versuchen, sprachschöpferisch zu würken, wie an seiner Berner abkunft. ich gebe zu, dass eine reihe dieser neubildungen dem bernischen sprachgebrauch näher stehn als dem sprachgefühl des Nord- und Mitteldeutschen. leider hat Z., was hier in betracht kommt, nur vom rhythmischen und nicht vom sprachlichen standpunct betrachtet, vor allem (s. 77) die zahlreichen verbalcomposita mit *be-, ent-, er-, ver-, zer-* usw. dann gibt er auch keinen sicheren mafsstab, an dem die neologismen Hallers zu erkennen wären; denn er berichtet fast gar nicht über die frage, welche von Hallers wörtern sich schon vor ihm in deutscher dichtung finden.

Trotz allen diesen einwänden möcht ich meine anerkennung für Z.s leistung nicht zurückhalten. das material ist doch im ganzen reinlich gesondert und zu weiterer bearbeitung vorbereitet. ein wunsch bleibt noch unerfüllt: ein register. das Hallerwörterbuch hätte ein register ersetzt, wenn es sich auf die erwähnungen der einzelnen stellen bezöge, die im texte vorkommen. einige wichtige wendungen werden überhaupt mehrfach in dem buche besprochen, ohne dass von einer erörterung auf die andere verwiesen würde.

3. Auch FKammerers wertvolle und aufschlussreiche arbeit dient vertiefter erkenntnis des dichters Haller, seines wesens und schaffens. sie wurde von Kurt Breysig angeregt und hat der philosophischen facultät der Berliner universität als dissertation vorgelegen. irre ich indes, wenn ich annehme, dass K. ursprüngsich seine erforschung des landschaftsgefühls nicht nur auf Hagedorn und Haller hat einschränken wollen? und dass im laufe der arbeit der stoff ihm derart anwuchs, dass er sich mit den beiden dichtern begnügte, in denen schon das 18 jahrhundert 'die ersten strahlen der schönen morgenröte' erkannte und von denen ab es 'die epoche der neuern und schönern zeiten der deutschen dichtkunst' rechnete. der grund, auf dem K. baut, ist so breit und so fest, dass oberflächliche betrachtung den eindruck erwecken könnte, das gebäude, das auf ihm errichtet ist, sei unverhältnismäfsig klein geraten. aber nur oberflächliche! denn die feinen und vorsichtigen scheidungen, die K. vornimmt, konnten nur aus eingehendster prüfung der voraussetzungen würklich zu festen ergebnissen kommen. der weg den K. weist, über Hagedorn und Haller hinaus zu späterer dichtung zu schreiten, ist durch ihn selbst wesentlich erleichtert worden; am schönsten wäre freilich, wenn er selbst ihn wanderte.

K.s anhang bezeugt, wie sorgsam er das gebiet durchforscht hat, auf dem er zu neuen erkenntnissen kommen möchte. auf mehr als fünfzig seiten werden vorgelegt: 1) 'annalen' vom jahre 1336 (Petrarca auf dem Mont Ventoux) bis zum jahre 1832;

tatsachen und werke künstlerischen und wissenschaftlichen inhalts, die mit der geschichte des landschaftsgefühls zusammenhängen, erscheinen in übersichtlicher folge, die geburtsdaten Rousseaus, Klopstocks, Gessners, Goethes ebenso wie das jahr, da Haller seine erste alpenreise unternahm; Kleists 'Frühling' und Klopstocks 'Frühlingsfeier' ebenso wie Goethes 'Harzreise im Winter'; und Thümmels 'Reise in die mittäglichen provinzen von Frankreich' ebenso wie Lessings 'Laokoon' und Schillers aufsätze 'Über naive und sentimentalische dichtung'; aber auch entlegeneres wie die Schneekoppenbücher und Oesfelds 'Betrachtung über die Herrlichkeit Gottes im Gebirge'. 2) Materialien für eine bibliographie zur geschichte des landschaftsgefühls, auf vierzehn gruppen verteilt, nach stofflichen und gedanklichen gesichtspuncten (landschaftsmalerei, gartenkunst, farbe, form, gegenstände der landschaft usw.) und nach geographisch-nationalen (Antike, Deutschland, England, Frankreich usw.). 3) ein verzeichnis der benutzten orts- und reisebeschreibungen, der übrigen benutzten quellen und der übrigen darstellenden werke. an schliefst sich ein vierfaches register zu der monographie und zu den annalen und der bibliographie: orte, personen, mythologische und schäfernamen, sachen. nicht nur den zutritt zu K.s ausführungen und sammlungen erleichtern diese register; sie leiten unmittelbar den forscher weiter, zunächst das sachregister, das dem lexikographen künftig unentbehrlich sein wird. über einige druckfehler und versehen, die jeder kundige rasch und leicht verbessern kann, möcht ich mit K. hier nicht rechten.

K.s listen zeigen von neuem, wie riesig die einzelstudien auf dem gebiete des naturgefühls anwachsen. obendrein konnte ABiese in seiner anerkennenden besprechung des buches (DLZ. 1910 sp. 2083) noch einen längeren nachtrag von büchertiteln bieten (die leider mitunter durch druckfehler fast unkenntlich geworden sind: E. v. Gonny für E. Jenny, Hallgart für Hallgarten). in dieser, nachgerade oft unsäglich ergebnisarmen und schlecht orientierten litteratur mitzuzählen, ist nicht immer angenehm. ich nehme an, dass viele fachgenossen schriften über das naturgefühl nur noch mit zagen oder auch gar nicht in die hand nehmen. es ist unbedingt notwendig, dass neue gesichtspuncte eröffnet werden, wenn nicht diese ganze forschung versanden soll. schon war es ein wichtiger schritt nach vorwärts, dass WSteinert in seiner dissertation, die jetzt auch als buch vorligt, nicht weiter vom 'naturgefühl' ausging, sondern entschlossen das 'farbenempfinden' Tiecks und seiner genossen zu prüfen sich anschickte. im sinne einer neuen methodik der forschung arbeitet auch K.

In einer 'systematischen einleitung' von gegen zwölf seiten sucht K. sich und anderen klarheit zu schaffen über die grundsätze seiner forschung.

Er scheidet zwischen dem fortschreitenden, sich verfeinern-

den und vertiefenden landschaftsgefühl 'des menschen einer bestimmten zeit', also einer generation, und der fortschreitenden fähigkeit des gleichzeitigen künstlers, dem gesteigerten landschaftsgefühl künstlerische form zu leihen. der sehende mensch und der künstlerische former treten in gegensatz. das ist einleuchtend und notwendig. selbstverständlich kann das landschaftsgefühl einer epoche nicht einfach aus den kunstwerken ihrer zeit herausgerechnet werden. was der künstler sieht, braucht die ganze generation noch lange nicht zu schauen; und umgekehrt ist kein künstler verpflichtet, das ganze landschaftsgefühl seiner epoche zum ausdruck zu bringen. denn künstlerische tätigkeit wählt und vereinfacht. freilich weiſs auch K., dass die theoretische scheidung in der praxis nicht rein durchzuführen ist. jeder ästhetisch wahrnehmende nämlich wählt und sondert. nur weiſs der nichtkünstler nicht mit dem pfunde zu wuchern, das ihm in der gabe des wählens als tugend geschenkt ist. ihm fehlt — wie K. sagt — fähigkeit und stärke, in seltenen fällen vielleicht nur der wille, aus dem geistigen process des wählens heraus das geformte kunstwerk zu schaffen.

Sieben formale elemente der landschaft kommen nach K. bei der prüfung des ästhetischen wahrnehmungsvermögens aller menschen in betracht: licht, farbe, linie, gestalt, fläche, raum, bewegung. zur bewegung rechnet er auch die akustischen und geruchswahrnehmungen, dann die körperliche empfindlichkeit gegen die atmosphäre.

Neben das reine, unmittelbare landschaftsgefühl stellt K. die naturbetrachtung, die wissenschaftlich, utilitarisch, ethisch und religiös sein kann. ausdrücklich bekämpft er die annahme, dass wissenschaftliches eindringen ästhetisch förderlich würken könne. 'sobald die, welche mit eifer und freude forschen, reines ästhetisches gefallen am erforschten finden, so hören sie auf, mit den augen eines forschers zu sehen. in der erfahrung begegnet häufiger der fall, dass naturwissenschaftliche beschäftigung das ästhetische anschauen der landschaft beeinträchtigt und das fühl- und formungsvermögen beschränkt zugunsten der analyse'.

Die frage nach der rein künstlerischen erfassung der landschaft greift K. sehr vorsichtig an. er weiſs, dass wissenschaftliche analyse und synthese nicht ersetzt was der mensch beim genusse eines kunstwerks erlebt. aber die wissenschaft 'kann, indem sie historisch verfährt, das conventionell- und traditionell-künstlerische von dem persönlichkeits-künstlerischen abscheiden, kann dieses in scharfem umriss herausstellen und dadurch vielen erst die möglichkeit verschaffen, es in seiner starken einmaligkeit zu begreifen und zu genieſsen'.

Zwei möglichkeiten unterscheidet K. entweder ist die landschaft dem künstler object; er beschreibt sie als ihr zuschauer und betrachter. oder der künstler taucht mit seinem gefühl in

die landschaftliche würklichkeit, saugt sie auf und macht sie im kunstwerk zum bilde des zustands oder vorgangs seiner seele. und zwar erblickt K. in der zweiten möglichkeit die voraussetzung stärkerer künstlerischer betätigung; denn hier kann einer landschaft die form der eigenen seele eingeprägt werden, kann das 'bildgefühl' walten, 'jenes unerklärte und unerklärliche gefühl der strengen form, des strengen rhythmus, der schönen harmonie'; und es kann in linien eine stärkere schwingung, in farben einen dunkleren ton hineinschauen.

Aus solchen voraussetzungen ergibt sich die aufgabe, erstens die dichtungen einer zeit als quelle des landschaftlichen empfindens dieser zeit zu fassen und an reisebeschreibungen, briefen, kritiken, theoretischen darlegungen zu messen, um allgemeinempfinden und individuelles empfinden scheiden zu können. zweitens gilt es zu erkunden, wie weit die landschaft in der hand des dichters realität behält und wie weit sie sich zu einem neuen gebilde kristallisiert, dh. welche form der dichter ihr gibt. auch da ist anschluss an das herkömmliche und individuelle formung zu trennen.

Diese grundsätzliche betrachtung kann ich fast in ihrem ganzen umfang mir aneignen. nur an éiner stelle möcht ich K. widersprechen. ich glaube doch, dass wissenschaft auch ästhetisch-fördernd würken kann; und zwar besonders auf dem felde der landschaft. wol kann, ganz allgemein gefasst, naturwissenschaftliche beschäftigung das ästhetische anschauen der landschaft beeinträchtigen. aber wissenschaftliche analyse der optischen erscheinungen der landschaft kann den künstler fördern und hat ihn gefördert. in Goethes farbenlehre geht wissenschaftliches forschen und künstlerische erfassung hand in hand. und wieviel bedeutet impressionistischer malerei eine vertiefte ergründung licht- und farbenoptischer fragen! natürlich ist, was ich da vorbringe, nur als allerflüchtigste andeutung gemeint. —

Auf K.s grundsätzen ruht folgerichtig, was er über das landschaftsgefühl Hagedorns und Hallers zu berichten hat. eine 'sachliche einleitung' berichtet von garten- und schäferlandschaft, also von dem landschaftsgefühl, das Hagedorn vorfindet und das ihn trägt. dann erörtert K. das ästhetische wahrnehmungsvermögen Hagedorns, dh. sein landschaftliches empfinden, soweit es nicht zu künstlerischer betätigung weiterschreitet, und misst es an dem landschaftlichen empfinden der zeit in der Hagedorn aufgetreten ist. im gegensatze dazu kommt sein 'dichterisches formungsvermögen' zur betrachtung, also die eigentliche künstlerische leistung, durch die Hagedorn über das fortschreitende empfinden auch des feinfühligsten menschen seiner zeit hinausgelangt.

In gleicher weise wird Haller behandelt. diesmal bildet die grundlage eine darstellung des verhältnisses, in der die menschen vor Haller zum gebirge stehn. und wider wird die zweiteilung

durchgeführt: Haller als ästhetisch wahrnehmender mensch und Haller als formender künstler.

Ein schlussabschnitt sucht Hallers nachleben zu ergründen. hier kommt nicht allein das ästhetische interesse an der landschaft in frage, auch das wissenschaftliche, moralische, religiöse, menschliche und utilitarische, also die 'naturbetrachtung' neben dem reinen landschaftsgefühl.

Das gesamtergebnis von K.s forschungen wird von ihm selbst gezogen, ebenso wie er zusammenfassend am schlusse jedes abschnitts sich äufsert. auch in der darlegung des gesamtergebnisses scheidet er natürlich zwischen dem menschen im allgemeinen und dem künstler.

Freie landschaft und stilisierte landschaft bestehen im 17 jahrhundert nebeneinander. die freie landschaft, ein von hügel oder baum eng begrenztes stück ebene, das spärliche ausblicke in eine mäfsige ferne gestattet und mit einer festen auswahl von farben und formen arbeitet, die schäferlandschaft also, deren geschichte tief zurückreicht ins kindesalter der menschheit, wird vom 15 jahrhundert ab von renaissance, barock und rococo zur stilisierten landschaft gesteigert, die der aristokratie der völker gehört. Le Nôtre componiert im 17 jahrhundert den grofsen, streng erhabenen garten des barock nach den gesetzen der architectur. das rococo löst diese erhabenheit zu launenhafter, wilder anmut auf.

Die stilisierte landschaft erhält ihr reales dasein im garten, die freie gehört als umgebung des schäferidylls fast ausschliefslich der dichtenden und bildenden kunst. dies idealbild bestimmt das landschaftliche sehen; doch die augen, die auf die formen der stilisierten gärten sich eingestellt hatten, 'biegen' die freie natur nach jenen formen 'um'. das findet sein ende, sobald der garten die streng architektonische form endgültig verlässt und unter dem einfluss Englands und der sogenannten 'Chinaromantik' an die stelle der linienwürkung die flächen- und farbenwürkung tritt, ferner hügel, inseln, grotten, ruinen, gotische und chinesische architecturen um sich greifen, also eine stilisierte natürlichkeit angestrebt wird. auch die individuelle landschaftsdichtung einzelner persönlichkeiten treibt vorwärts.

Eine solche individualität ist Brockes. noch ist sein lineares empfinden durch französische gartenkunst bestimmt; er gibt aber den typus der freien landschaft ganz auf und hebt sich von der convention ab durch ein subtil-differenziertes licht- und farbenempfinden. Hagedorn steht wol bereits unter englischem einfluss, bleibt aber ganz im banne der herkömmlichen schäferlandschaft. auch Haller ist von England abhängig. obwol ihm von jugend auf eine neigung zu kunstmäfsiger landschaft anhaftet, erhebt er noch eindringlicher als Hagedorn den ruf nach freiheit und natur. er wurzelt zwar in der schäferlandschaft, aber er löst sich von

ihr, indem er das hochgebirg in die dichtung hineinzieht. dadurch werden empfindungen, die bis dahin nur einem kleinen kreise eigneten, allgemein. denn zunächst wissenschaftliches interesse, dann aber auch ästhetische reize locken schon im zeitalter der renaissance und des barock einzelne zu den hohen bergen. schon 1696 ist in der Schneekoppenbaude ein fremdenbuch ausgelegt; weite aussicht, die über die wolken sich hebenden gipfel und die grofsen bewegungsschauspiele der rauschenden wasserfälle stehn im vordergrund des interesses; der schrecken vor wilden verticalformen lässt nach. endlich erkennt man die ungezügelte wildheit, die sich keinem strengen rhythmus einordnen will, als schön an. doch nur bei Rousseau dringt diese anschauung durch. Haller bleibt sogar hinter manchen vorgängern zurück, ja er schreibt den kahlen und nackten felsen zweckmäfsigkeit zu, um sie schön finden zu können. dennoch lernt von ihm mit- und nachwelt die landschaft realistischer sehen. die barocktradition wird mehr und mehr zurückgedrängt, obwol auch sie des gebirges sich nun bemächtigen will. man geht aber auch über Haller hinaus und sucht das empfinden für form und farbe der gipfel und gletscher zu differenzieren; nach Brockes vorgang achtet man dabei auf nuancen und schattierungen der farbe.

Die dichterische formungsfähigkeit hält mit der erweiterung des ästhetischen empfindungsvermögens nicht schritt. ein stark zunehmender realismus hemmt.

Die dichterische landschaftsauffassung des 17 jahrhunderts, die die landschaftlichen gegenstände vermenschlicht und die persönliche empfindung in die dinge selbst wie in die typischen gestalten des schäfers und der schäferin hineinträgt, lebt in überresten weiter. Hagedorn und Gessner, anakreontische und idyllendichtung, nähern sie der dorfdichtung. Hagedorn geht auf leichte bewegung aus und, indem er alle flüchtigen eindrücke impressionistisch aufgreift, wird gegenständliches ebenso wie licht und farbe in flackerndes schwingen und buntanmutiges spielen versetzt. Haller beschreibt im allgemeinen realistisch, lässt aber schon früh etwas von der form seines innern in die landschaft eingehn, am stärksten endlich in dem fragment über die Ewigkeit.

An Hagedorn schliefsen sich anakreontiker an. Ewald von Kleist wendet sich indes bald Brockes, Haller und den beschreibenden dichtern Englands zu. auch er neigt zum impressionismus; sein 'Frühling' fasst die gewonnenen bilder nicht zur einheit zusammen, so wenig wie die 'Alpen' von Haller. dem realismus, der von Haller ausgeht und die stilelemente der schäferdichtung und der anakreontik durchsetzt, widersteht am kräftigsten Gessner. er differenziert den typus der schäferlandschaft in kleine formvolle landschaftsindividuen. die physiognomie seiner landschaft ist ruhiger, weicher und farbiger als die der anakreontik. die

landschaft ist bei ihm zugleich stärker betont als in der schäferpoesie, in der anakreontik und in Hallers gebirgsdichtungen. die beginnende zeit der empfindsamkeit lockt die dichter von Hallers auf Gessners bahn.

Bei Klopstock wird, was bei Haller in ansätzen sich zeigt, persönlich-seelische auffassung und verinnerlichtes gefühl, vollkommen ausgeprägt. in dem gewaltigen persönlichen fühlen verschwimmt die gegenständlichkeit der landschaft. für den ausdruck seines fühlens stehn ihm eine unerhört starke sprache und neue kühnste maſse zur verfügung. Goethe endlich kann 'die landschaft in künstlerische formen höchster potenz umbilden'.

In knappsten umrissen ist der reiche inhalt von K.s buch angegeben. die entwicklungslinie die K. ausgerechnet hat, sucht ich besonders zur geltung zu bringen. nicht aber möcht ich durch diesen auszug irgend jemandem ersparen, das buch selbst zu lesen. denn die einzeluntersuchungen durch die K. zu seinen ergebnissen gelangt, sind so belehrend, dass nicht nur der litterarhistoriker, auch der kunstforscher und natürlich in erster linie der culturhistoriker vielfachen gewinn ziehen kann. ich aber bin, nachdem ich die methode und die resultate K.s dargelegt habe, nicht in der lage, auch noch auseinander zu setzen, wie aus mühsam geschichteten steinen der gesamtbau sich erhebt. nur einige einwände und erweiterungen sollen die eigentliche forschung, die das buch enthält, verdeutlichen.

Das einleitende capitel über gartenlandschaft und schäferlandschaft bewegt sich auf einem felde, das der ästhetik des 18 jh.s noch sehr wichtig war. ist doch Schiller, von kindheit an durch seinen vater auf die bedeutung des gartenbaus hingewiesen, energisch für die gleichstellung von gartenkunst und architectur eingetreten. JGSulzers artikel 'Gartenkunst' in dessen 'Allgemeiner theorie der schönen künste' (K. bezieht sich auf ihn, schöpft ihn indes nicht aus), vor allem aber die umfänglichen bibliographischen nachweise dieses artikels in der zweiten auflage des werks sprechen für das interesse, das im 18 jh. dem gegenstand entgegenkam. die frage von der K. ausgeht ist die gewis vielen unbegreifliche vorliebe des barockzeitalters für den stilisierten garten Le Nôtres. K. sucht nicht nur das wesen des barockgartens zu ergründen; er kann auch an zahlreichen belegen dartun, dass diese form dem landschaftsgefühl der zeit volles genügen, ja höchste befriedigung bot. der beste beweis ist, wie K. (s. 17 ff) zeigt, dass das zeitalter von der freien landschaft dann am stärksten sich angezogen fand, wenn sie eigenheiten des barockparks aufwies, also baumreihen, alleen, gänge, canäle. zu beginn des 17 jh.s freut sich zb. ein reisender über die wälder Guineas, weil sie *oben aus also eben sind, als wären sie mit einer Schere geebnet und verschnitten worden.* wenig später entdeckt ein anderer den reiz norwegischer klippen in der tatsache,

dass sie gelegentlich alleen gleichen, oder er rühmt dass sich der fuſs eines berges *nach perspectivscher Art* öffne.

Perspective ist das schlagwort der gartenkunst des barocks wie des barocks überhaupt. K. sagt: 'für die menschen des barock wie des rococo ist das bezeichnende: die wahl der linear-perspective, dh. ... die wahl des blickes auf die geraden, in die tiefe laufenden und stark verkürzt erscheinenden linien.' stärker als K. es tut möcht ich betonen, dass die absicht, in der das barockzeitalter seine perspectivischen kunststücke ausführte, auf einen bewusten täuschungserfolg hinauslief: die enge des raumes, zunächst des architektonischen, sollte durch perspective, zunächst durch malerische, verhüllt werden. das deckengemälde eröffnet den blick zum himmel; ebenso zaubert die theaterdecoration Galli-Bibbienas auf die beengte bühne eine flucht weiter und hoher räume. die gartenkunst des barocks suchte gleichfalls ihren ehrgeiz in dem versuche zu befriedigen, den auch bei groſser ausdehnung beschränkten raum des parks für das beschauende auge auszudehnen. der ausblick den eine langgestreckte allee gewährt, wird darum nicht gern durch eine baumreihe abgeschnitten; noch weniger weist er die baulichkeiten, die in nächster umgebung auſserhalb des gartens liegen, also die häuser und hütten eines dorfes. sondern durch geschickte verwertung auch fernliegender erhebungen wird der eindruck erweckt, als ob alles land das zwischen dem garten und diesen erhebungen sich befindet, zum garten selbst gehöre. in Versailles eröffnet sich durch eine allee der blick auf zwei pappeln, die weit drauſsen auf der letzten sichtbaren höhe des hügellandes stehn; der beschauer meint, sie gehörten noch dem parke an, während tatsächlich zwischen ihnen und der parkmauer eine groſse strecke nicht zum park gehörigen landes ligt. nur wenn die umgebung des parks gleiche würkungen unmöglich machte, begnügte man sich den eindruck zu erwecken, dass der garten in einen endlosen wald übergehe; wenige bäume und gebüsche genügten zuweilen diesen eindruck wachzurufen, so etwa im parke von Schwetzingen. zugrunde lag allen diesen würksamen täuschungsversuchen der wunsch, dass dem blicke des herschers nichts begegne, was nicht von seinem willen abhängig wäre. die ganze umgegend wurde damit dem parke und seinem mittelpunct, dem schlosse des fürsten, untertänig gemacht. dörfer und dorfbewohner, felder und weiden blieben dem auge entzogen. in solcher gartenkunst spiegelt sich die rolle, die das ancien régime dem bauer zuwies. wol trug er die lasten der kostspieligen hofhaltung; aber der hof wollte von ihm nichts wissen. eine idealwelt, die von den prosaischen voraussetzungen ihres daseins sich stolz abwendet!

Nur in solchem sinne ist zu verstehn, was K. über die neigung der barockgärten vorbringt, trotz aller strenge der an-

lage die beziehungen zur freien natur nicht abzuschneiden und einen überblick über die umgebende landschaft zu gewähren. diese umgebende landschaft war nur willkommen, soweit sie teil des gartens zu sein schien. nicht wohnstätte des volkes. gewis meint Hohberg (1682) es nicht anders, wenn er (bei K. s. 15 anm. 18) es als wünschenswert bezeichnet, dass *man nicht allein den gantzen Garten, sondern auch die herumliegende Landschafft und Gelegenheit übersehen* könne; das gebe *einen desto anmuthigern Prospekt, auf den Abend bey der Sonnenkühle sich zu erlustigen.*

Der wesentliche unterschied der fernsicht, die sich in einem garten des barocks und von einem bergesgipfel aus ergibt, ist mithin, dass dort durch enge alleen das auge am horizonte auf einzelne puncte, hier ohne beschränkung auf weite flächen gelenkt wird. darum kann Brockes (bei K. s. 16) sagen: *Des grünen Kerkers holde Länge Treibt den gefangnen Blick in eine schöne Enge.* K. wird dieser eigenheit des barocks nicht ganz gerecht, wenn er nur von perspectivischer verkürzung der geraden linien spricht. natürlich ist im barockgarten die gerade linie von entscheidender wichtigkeit, aber im wesentlichen, soweit sie dazu dient, jene fernen puncte zur würkung zu bringen.

Die fernsicht, die sich vom bergesgipfel uns ergibt, und ihre seelische würkung ('das sich-dehnen in die weite beim blick von der höhe') wird von K. (s. 83 ff) ausführlich dargelegt und in ihren voraussetzungen ebenso wie in ihrer entwicklung gewürdigt. Haller brauchte den reiz dieser fernsicht nicht zu entdecken; aber es ist wichtig, dass er ihn in einer dichtung verkündete, die zugleich von der cultur des ancien régime sich hinwante zu den misachteten bauern. den ästhetischen reiz widerum des dorfes hatte schon das rococo entdeckt, eben weil das rococo den grofsen, prunkvollen stil des barocks ablehnte. K. citiert verse Drollingers (s. 22 f), die von der *wilden Zierlichkeit* eines dorfes schwärmen. freilich war das auf spielzeug und nicht auf sociale würdigung abgesehen.

K.s scharf prüfende untersuchung kommt indes auch zu dem ergebnis, dass Haller zwar die fernsicht von der höhe geniefse, dass er dabei jedoch nur immer ausschnitte der landschaft umfasse. 'das gefühl des grofsen raumes ist ihm fremd' (s. 130). es ist K.s besonderes verdienst, dass er — nicht als erster, aber genauer als andere — zeigt, wieviel von unserem landschaftsgefühl, und vor allem von unserer art das gebirge zu sehen, noch nicht in Haller vorhanden war. 'Haller', sagt er, 'hat nicht etwa die in früheren zeiten hier und dort gelegentlich auftauchenden empfindungen in sich vereinigt. im gegenteil: einzelne seiner vorgänger besafsen ein stärkeres zugleich und differenzierteres gefühl für die gebirgsnatur (Addi-

son). auch Haller wurzelt noch in der schäferlandschaft des 17 jh.s. dass er diese im gebirge widerzufinden sucht, ist nicht so verwunderlich wie es anfangs scheinen mag; denn das hochgebirge bietet seinem charakter nach dem menschen der zu ihm kommt, als erstes das bild einer eng umschlossenen, von der umwelt abgetrennten landschaft dar'. die bemerkung ist sehr wichtig; sie bestätigt was ich oben von der absicht des barockgartens gesagt habe. natürlich hieſse es aber K. gründlich misverstehn, wenn man ihm zumutete, er wolle Hallers groſse verdienste um die betrachtung der gebirgslandschaft und um die steigerung und ausdehnung des landschaftsgefühls leugnen. wol hatten andere vor Haller mehr erschaut, aber keiner war zu gleich würkungsvoller formung dieser neuen einblicke gelangt; das betont K. zur genüge.

Die unterschiede des gefühlstons, mit dem Haller die natur gesehen hat, von unserem kommen bei diesen untersuchungen K.s gut zur geltung; ferner auch, wenn K. darlegt, wie auf dem wege von den 'Alpen' zu dem 'Unvollkommenen Gedichte über die Ewigkeit' die landschaft aus objectiver betrachtung in subjectivere übergeht. lange beschreibt Haller das gebirge nur als würklichkeit, ohne sich ihm innerlich gleichgeartet zu fühlen; endlich aber stellt er die landschaft als bild seines innern dar und gibt ihr den dunklen ton seiner eigenen seele. das fragment über die Ewigkeit zeigt nach K. (s. 157) den höchsten grad von Hallers dichterischem formungsvermögen gegenüber der landschaft. 'diese ist an keiner anderen stelle so vergeistigt wie hier. sie entleiht ihre farbe und form der seele des dichters und ist auf ein äuſserstes pathos gehoben.'

Ich möchte nicht verschweigen, dass ich gerade über die landschaftsstimmung des eingangs dieses gedichts zu keiner festen anschauung kommen kann.

Ihr Wälder! wo kein Licht durch finstre Tannen strahlt
Und sich in jedem Busch die Nacht des Grabes malt;
Ihr hohlen Felsen dort, wo im Gesträuch verirret,
Ein trauriges Geschwärm einsamer Vögel schwirret;
Ihr Bäche! die ihr matt in dürren Angern flieſst
Und den verlornen Strom in öde Sümpfe gieſst;
Erstorbenes Gefild und grausenvolle Gründe. . .

Die gegend, die so düster gezeichnet ist, suchen wir heute vergebens in der anmutigen umgebung von Bern. Hallers biograph JGZimmermann aber berichtete im jahr 1755, der dichter habe 'an einem einsamen und wüsten orte', 'bei dem Glasbrunnen', das gedicht begonnen und in den ersten versen einen 'abriss' dieser gegend gegeben. der Glasbrunnen ebenso wie der ganze Bremgartenwald, Berns stolz, erweckt heute in dem wanderer den eindruck des lieblichen und freundlichen und gemahnt, im gegensatz zu den

grofsartigen formen des Oberlands, an die wälder Mitteldeutschlands. auf dem wege von Ettersburg zum Bismarckturm fühlte ich mich jüngst lebhaft an den Glasbrunnen und seine umgebung erinnert. sicher kennt indes auch der mitteldeutsche wald düsterere stimmungen, als sie am Ettersberge sich zeigen. die möglichkeit ist nicht ausgeschlossen, dass der Glasbrunnen zur zeit der abfassung des gedichts weniger einladend gewürkt habe als heute. würklich setzt schon Zimmermann hinzu, dass es dort 'damals viel wilder als jetzt aussah'. es ist auch möglich, dass bei besonders düsterer wetterstimmung der wanderer von heute den gefühlston Hallers widerfinde. allein Haller kannte den Bremgartenwald, an dessen grenze er seine kindheit verbracht hatte, doch wol in jeder stimmung; und ich wage zu behaupten, dass auch in den entlegensten teilen dieses waldes aus eigenem kein mensch von heute die stygische landschaft erblickt, die Hallers gedicht zeichnet. es bleiben mithin folgende möglichkeiten: entweder hat Haller seine eigene düstere stimmung hier in die landschaft hineingesehen, obgleich er selbst ausdrücklich seinen seelenzustand noch für tiefer schwarz erkennt, als es die geschilderte landschaft sei. oder aber Haller hat eine landschaft, die uns heute kaum noch düster und grausenvoll erscheinen möchte, mit einem bedrückenden gefühlston gesehen, weil er trotz aller versuche, die Alpenlandschaft ästhetisch zu würdigen, doch an noch gartenmäfsigere landschaftsformen gewöhnt war, als der Glasbrunnen sie damals wies. am wenigsten wahrscheinlich ist mir die dritte möglichkeit, dass Glasbrunnen und Bremgartenwald im lauf von fast zwei jahrhunderten ein ganz anderes, wesentlich freundlicheres aussehen gewonnen hätten. denn die anderen, einsameren und dem spaziergänger weniger zugänglichen wälder in Berns umgebung tragen doch wol an keiner stelle die züge, die Hallers verse aufgezeichnet haben.

Es ist dieselbe frage, die sich heute dem Brockenwanderer aufdrängt, wenn er zwischen Elend und Schierke die örtlichkeiten der walpurgisnacht des ersten Faustteils sucht. eine antwort, die über die drei oben angegebenen möglichkeiten hinausginge und eindeutig den sachverhalt feststellte, ist auch da vorläufig nicht zu geben. hier eröffnet sich ein weg, der über K.s feinsinnige und beinah erschöpfende untersuchungen hinausführt: die aufgabe, ältere landschaftsschilderungen nicht gröfserer gebiete, wie es die Alpen oder das meer sind, sondern einzelner engumgrenzter örtlichkeiten zu sammeln und sie mit der würklichkeit zu vergleichen, die wir heute vor augen haben. bei solcher prüfung kämen auch die einzelnen stellen der Rheinlandschaft in betracht, an die dichtung und beschreibung anknüpfen.

Dresden 9 juli 1911. **Oskar Walzel.**

Richard Meszlény, Tell-probleme. Berlin-Zehlendorf, B. Behr (1910). 115 ss. 8°. — 2,50 m.

Das buch greift nach einem durchaus unzureichenden versuch, die entstehung der sage zu erklären, aus der geschichte ihrer litterarischen entwicklung heraus: Hemmerlin, das alte Tellenlied, das 'Weiſse buch', das Urner spiel, Tschudi. dann springt es sogleich auf JMüller und Schiller über; auf die älteren Telldramen wird ganz flüchtig einmal hingedeutet (weshalb Ambühl hier Amisbühl heiſst, weiſs ich nicht). den beschluss machen GKeller und Hodler, dessen Berner Tellbild uns schon auf dem umschlag entgegentritt.

Für den grundlegenden teil, die ausgestaltung der sage, die mit Tschudi schlieſst, folgt verf. im wesentlichen WVischers sicherer leitung, der schon vor mehr als 40 jahren die quellen und ihr verhältnis zu einander, das auftauchen und die weiterbildung der einzelnen züge mit musterhafter gründlichkeit untersucht hatte. klar lieſs er bereits erkennen, wie die beiden ursprünglich von einander unabhängigen bestandteile der sage, Tells tat und die erhebung der eidgenossen, abwechselnd betont, getrennt und wider vereinigt werden. M. möchte über ihn hinausführen, er möchte, sozusagen, zu der äuſseren die innere geschichte der entwicklung geben. er sucht sich in die auffassung der verschiedenen quellen hineinzuleben, sie in ihrer persönlichen und künstlerischen eigenart zu verstehen. vor allem aber glaubt er in jenem dualismus der sage eine bewuste oder unbewuste politische tendenz, den ausdruck des schweizerischen dualismus von cantonaler verfassung und einheitsidee zu erkennen. dem hohen ziel das er sich gesteckt hat, entspricht leider die ausführung recht wenig. neben die streng methodische, in Waitz' schule gereifte untersuchung Vischers stellt sich hier eine dilettantische, durch und durch subjective arbeit, welche nur zu oft die nötige sorgfalt, besonnenheit und klarheit empfindlich vermissen lässt. dazu kommt noch eine ungewöhnlich schwerfällige und gesuchte, von logischen und sprachlichen fehlern nicht freie darstellung.

Schon das ist bedenklich, dass M. für seine aufgabe sich nur die hauptpuncte der entwicklung wählt und die zwischenglieder einfach fallen lässt; das allmähliche wachsen der überlieferung durch die fortwürkende kraft einzelner züge tritt dadurch zurück. wie willkürlich und gewaltsam er im einzelnen verfährt, möcht ich hier an seiner behandlung der haupttypen für die beiden formen der überlieferung, des 'Weiſsen buches' und des Urner Tellenspiels zeigen.

Welche maſslose übertreibung ligt zb. nicht in seiner ausdeutung der angabe des WB: Stoupacher habe *ein hüpsch stein hus gemacht*! M. bemerkt dazu: 'diese materialtreue des erzählers drückt nicht nur den vollen stolz, die lohende (!) liebe S.s zu

haus und heim aus, sondern erst sie legt in den angriff des vogts eine innere berechtigung. aus stein wurden damals nur staatsbauten gebaut, also (?!) die ritterburg. das baumaterial S.s bedeutete demnach für den monarchisch beamteten vogt nichts weniger als die bedrohung der gesellschaftlichen gliederung (!). das haus war eine stumme revolution und somit Gesslers angriff in die notwendigkeit gesteigert, tragisch'. — dann wider meint er eine äufserung von Schillers Gertrud, die dieser an eine notiz JMüllers anknüpft, dass die vögte jüngere söhne gewesen seien, verzerrend und grundlos auf das WB übertragend: 'hier steht der vogt als der beamtete herrenknecht, als verächtlicher proletarier vor dem besitzenden agrarier'. dazu fügt er die bemerkung: 'im 20 jh. dürfte die urfehde (!) und der hass der beiden niemandem so unbekannt sein'; was 'urfehde' bedeutet, ahnt er offenbar nicht.

Im Urner spiel — das wir übrigens doch nicht 'nur in der gelehrten überarbeitung Ruofs kennen' — hat M. ganz hübsch das auftreten Tells vor dem vogt psychologisch zu interpretieren und der etwas holzschnittartigen darstellung leben einzuhauchen gesucht. aber auch hier wider verfällt er in dieselben übertreibungen und unklarheiten! Tells zurückweichen, als er auf sein kind schiefsen soll, stellt er unmittelbar neben die todesfurcht des prinzen von Homburg: 'das gemeinschaftliche bestreben, das menschenherz nicht in einer erdichteten, sondern in seiner wahren gröfse zu erkennen, mochte unsern tragiker und Kleist zu derselben erkenntnis geführt haben ... es ist tief menschlich, vor der vernichtung unserer lebensfäden zurückzuschaudern' — als ob es sich bei Tell darum handelte! und wie verschiebt sich ihm die litterarhistorische perspective, wenn er hinzufügt: 'was das 16 jh. im Usp. an erkenntnis der menschlichen seele gewonnen hat, wurde durch die aus Frankreich importierten nobles passions vergessen ... der wettlauf nach dem heldentod (von dem im Usp. ja gar nicht die rede ist!) war dem classischen drama so geläufig, dass selbst Goethe von der verwirrung der gefühle sprach, auf die Kleist ausging. er war der meinung: zu solchem elend glaubt' ich, sänke keiner' usw. (1167). wer mag wissen, wo M. das Goethecitat aufgelesen hat! es bezieht sich überhaupt nicht auf den prinzen v. H. sondern auf den Amphitryon (Tageb. III 239).

Das unglaublichste aber leistet M. in seiner ausdeutung des eidschwures am schlusse des spiels. wie für ihn 'ein persönlicher held immer eine monarchische vorstellung' enthält (s. 22), wie ihm Tell gleich zu anfang, wo er den gedanken einer vertreibung der vögte ausspricht, 'ganz wie ein staatsoberhaupt' erscheint, so ist ihm seine 'monarchische stellung ganz unverkennbar', wenn er jetzt der gemeinde [auf ihre bitte!] 'den eid aufgibt' [vielmehr: 'angibt']. er 'tritt hier vor sie hin als beauf-

tragter der noch ungebornen (!) gesamtheit des werdenden staates'; der eid 'wird fast (!) in die hand des helden geleistet, wie könige den treuschwur ihrer vasallen empfangen'. ein blick in die Deutschen Rechtsaltertümer hätte M. vor diesen wahnvorstellungen bewahrt! Tell ist natürlich hier nur der eidsprecher, der der gemeinde die formel vorsagt, die diese dann wörtlich nachspricht. wie weit dieser uralte brauch von allem monarchischen abliegt, kann M. ua. daraus sehen, dass die magd Lûnete ihrer frau *den eit gap* (Iw. 7908).

Naumburg a. d. S. **Gustav Kettner.**

Die ältere romantik und die kunst des jungen Goethe von **Hans Röhl.** [Forschungen zur neueren litteraturgeschichte hsg. von Franz Muncker h. xxxvi], Berlin, Alexander Duncker 1909. x und 164 ss. 8°. — 5,75 m.

Eine erstlingsschrift, die sich nach vielen seiten umtut, orientierung schöpft wo sie kann, das verhältnis zu den vorgängern meistens deutlich bezeichnet, und die lücken die sie lassen muste nicht vertuscht. der verf. sucht sich auf schritt und tritt rechenschaft über den einzuschlagenden weg zu geben und betätigt — was für eine jüngere litterarhistorische generation so bezeichnend ist — den drang, seine untersuchung in ihrer bedeutsamkeit für weiter ausschauende beziehungen zu erblicken. diese bewustheit über die kette wissenschaftlicher aufgaben, in der eine monographie wie diese ein glied bildet, erscheint mir an sich durchaus erfreulich, vorausgesetzt, dass unvoreingenommenheit und treue im kleinen gewahrt bleiben. hier hat sie freilich manches schiefe hervorgebracht und neben andern mängeln die anerkennung der arbeit beeinträchtigt. man sieht leicht, dass die gegenwärtig herschende unsicherheit fast über alle die romantik betreffenden fragen auf diese schrift ihre schatten geworfen hat.

Das thema der R.schen abhandlung ist im einzelnen bereits mehrfach erörtert: man muss sich durch vieles bis zum überdruss bekannte hindurcharbeiten, und unseres autors blutleere ausdruckweise versteht nicht, es von neuem schmackhaft zu machen. immerhin haben wir hier nun so ziemlich das material beisammen, das für das verhältnis des jungen Goethe zur romantik wichtig werden kann. des jungen Goethe! darin ligt die von R. mit bewustsein erwählte und festgehaltene geistesgeschichtliche perspective. wir werden noch sehen, wie er sich in ihrer begrenzung zurechtzufinden sucht.

Das ganze gliedert sich in drei grofse abschnittte. im ersten: 'Die kunst des jungen Goethe im urteil der älteren romantik'; im zweiten: 'Der litterarische einfluss der kunst des jungen Goethe auf die werke der älteren romantik'; im dritten:

'Probleme der kunst des jungen Goethe im lichte der älteren romantik'. innerhalb dieser abteilungen hält sich die erörterung an die einzelnen persönlichkeiten: Friedrich und Wilhelm Schlegel, Caroline und Dorothea, Schleiermacher, Schelling, Novalis, Wackenroder, Tieck werden im ersten und — mit den gegebenen modificationen — auch in den folgenden abschnitten nacheinander aufgerufen.

Die arbeitsweise R.s hat mir, namentlich im ersten abschnitt, bedenken wider lebendig gemacht, von denen nicht nur seine schrift betroffen wird. diese bedenken, ein inhaltliches und damit verbunden ein formales, richten sich gegen die schablonenhaft gewordene art, zeugnisse und regesten zu sammeln und aneinanderzureihen, wenn es sich darum handelt, die beurteilung einer litterarischen erscheinung darzulegen. zunächst das inhaltliche: es bezieht sich auf die verwertung von briefzeugnissen. wenn heute die versuche, den historischen quellenwert der selbstbiographie zu begrenzen, vielfaches interesse finden, so möcht ich mir endlich einmal ansätze zu ähnlichen arbeiten für die brieflitteratur wünschen. gienge jemand daran, auf grund umfassender sammlungen die verschiedenen psychologischen fehlerquellen für briefliche berichte über tatsachen aufzuzeigen, so ergäbe sich eine fülle von gesichtspuncten, von denen auch die bewertung von brieflichen urteilen litterarischer art profitieren würde. die litteraturgeschichte, die der kunstform des briefes und seiner geschichte soviel aufmerksamkeit schenkt, ist einzelnen briefzeugnissen gegenüber noch viel zu wenig beweglich. nicht immer freilich ist die möglichkeit gegeben, aus den umständen und aus der geistigen disposition des schreibenden wie des empfängers heraus eine briefstelle gleichsam mit allen feinen wurzeln herauszuheben; oft wird das material versagen. aber es wäre schon etwas gewonnen, wenn überhaupt nur häufiger erwägungen über die beweiskraft einer briefäufserung angestellt würden, statt dass, wie jetzt so oft, ein 'NN. schreibt' oder 'schreibt mit recht' der springstock ist, mit dem sich bequem über fragen und zweifel hinwegsetzen lässt.

Auch bei R. sind die fleifsig gesammelten briefstellen blofse scheidemünze; für die innere und äufsere herleitung der einzelnen documentationen, aus denen sich das bild eines ganzen ergeben soll, ist so gut wie nichts geschehen. und auch bei den urteilen über Goethe, die gröfseren werken entnommen sind, ist der zusammenhang mit dem ganzen, ist ursprung und tendenz dieser werke zu wenig in rechnung gestellt. durch vertiefte und verfeinerte kleinarbeit hätte R. bei der gesamtbeurteilung der stellung, die die einzelnen mitglieder des romantischen kreises dem jungen Goethe gegenüber einnehmen, über früher gesagtes und stereotyp gewordenes hinauskommen können. so sehr sich an den zusammenfassenden 'resultaten' seine schwäche zeigt, so

sehr liebt er es, mit abschliefsenden formeln zu arbeiten. nehmen wir die sätze, in denen er s. 26 f Friedrich Schlegels anschauung von Goethe endgiltig umschreibt: 'man kann sie nicht schwankend nennen. abgesehen von den unreifen äufserungen der ersten studentenjahre; sie hat durchaus einen festen kern, der erst in der diplomatenzeit äufseren einflüssen weicht. was in des romantikers anschauung über Goethe immer fest bleibt und was das grofse in ihr ist, das ist die erkenntnis der universalität und der progressivität des dichters. zu der letzteren gelangt Schlegel, weil er ihn historisch betrachtet usw.' ich sehe davon ab, dass die begrenzung des themas auf den jungen Goethe schon hier durchbrochen werden muste: die apodiktische aufstellung dieser und anderer sätze, die keineswegs die frucht einer vorangegangenen anschmiegsamen und weitherzigen untersuchung sind, bringt Friedrich Schlegels nachdenken über Goethe auf eine scharf vorgezeichnete linie, schnürt es aber mit allem persönlichen, was darin enthalten ist, in enge fesseln. wehe, wenn sich in diese bahn irgendeine andere äufserung nicht recht fügen will! da muss dann decretiert werden (s. 26): 'es ist das in Schlegels Goetheauffassung ein schritt vom wege'. ich kann aber R. aus den constructiven elementen seiner schrift keinen vorwurf machen, seitdem wir nun oft hören müssen, dass im wesentlichen diese art die einzig würdige methode der litteraturgeschichte, zumal der romantischen litteraturgeschichte, darstellt, und dass zum mindesten in misverständnissen befangen ist, wer sich zur höhe eines solchen standpunctes nicht emporzuarbeiten vermag. dass die litteraturgeschichte menschenkundig und liberal zu sein hat, wird gar zu leicht über solcher ideellen linienführung vergessen: das zeigt sich hier schon, wenn von Dorotheas, wenn von Schleiermachers verständnis und gefühl für Goethe die rede ist (s. 28—31).

Allenthalben sind herausgestochene wörtliche excerpte in einen darstellerischen zusammenhang gebracht, der den eindruck der lesbarkeit und glätte macht. und damit komm ich zu jenem zweiten anstofse, der wie gesagt, nicht nur an der schrift R.s zu nehmen ist: sie ist mir, wenn ich hier so ausführlich auf sie eingeh, typisch für gewisse seiten des litterarhistorischen durchschnittsbetriebes.

Auch für litterarhistorische arbeiten hat sich, wie bei geschichtlichen darstellungen, ein stil herausgebildet, der mehr einem bedürfnis des formgefühls als des prüfenden kopfes entspricht, mehr ein werk der fortlaufenden feder und des stilistischen nachahmungstriebes als sachlicher erwägungen ist. er arbeitet gern mit parallelismen, pointen, antithesen, verbindungen, weiterführungen um jeden preis; er dient nicht den dingen, sondern sie ihm. die gröste gefahr dieses stilistischen mechanismus besteht darin, dass unzusammengehöriges durch ein scheinbar logisches

band verknüpft wird. doch ich will an einem beispiele der R.schen schrift die bedenken gegen eine solche notizenverbindung anschaulich zu machen suchen: es handelt sich um Wilhelm Schlegels stellung zum Werther (s. 38 f). 'noch weniger', so heifst es bei R., 'als Clavigo und Stella wird Wilhelm Schlegel den Leiden des jungen Werthers gerecht. ja man kann wol sagen: er versteht sie nicht; das geht schon aus dem versuch eines verständnisses hervor, den er macht, indem er diese dichtung lediglich hält für eine erklärung der rechte des gefühls gegen den zwang der gesellschaftlichen verhältnisse'. dazu wird Böcking 6, 412 citiert. was aber steht dort? *Kaum hatte Goethe im Werther gleichsam eine Erklärung der Rechte des Gefühls gegen den Zwang der gesellschaftlichen Verhältnisse aufgestellt, so protestierte er im Götz von Berlichingen durch die That gegen allen willkürlichen Regelzwang, wodurch die dramatische Poesie eingeengt worden war.* man sieht, dass die in betracht kommende stelle, aus ihrem zusammenhange gerissen und in einen neuen zusammenhang gebracht, ein anderes gesicht bekommen hat: von einem 'lediglich' vor allem ist nicht die rede. der satz steht in den Vorlesungen über dramatische litteratur und kunst von 1808. Wilhelm Schlegel betont nur einen gemeinsamen grundzug des Götz und des Werther, wobei er so vorsichtig ist, beim Werther ein 'gleichsam' hinzuzufügen. übrigens ist es merkwürdig, dass er das chronologische verhältnis beider werke auf den kopf stellt. für eine so pointierte folgerung wie die von R. gezogene lässt die äufserung keinen raum. doch weiter. nach jenem satze fährt R. fort: 'der gründe sind genug, warum ihm dieses werk so wenig schätzenswert erscheint. einmal ist das historische in der darstellung die schwache seite, während das lyrische allerdings nicht zu tadeln ist (im historischen und lyrischen sieht Schlegel das doppelte element des romans)'. zu diesen sätzen werden als beleg die Vorlesungen über schöne litteratur und kunst 3, 204 herangezogen. schlägt man sie auf, so staunt man, was unter R.s händen aus der angeblichen belegstelle geworden ist. Schlegel spricht dort von Petrarca und von seinem eigenen ehemaligen gedanken, ein leben des Petrarca zu schreiben mit einflechtung der gedichte an den gehörigen stellen. *Aber*, fährt er fort, *die Sammlung von Petrarcas Gedichten ist schon Roman. Es giebt ja dergleichen in Briefen, warum nicht in Canzonen und Sonetten?* und er notiert sich für seine vorlesung weiterhin die stichworte: *Doppeltes Element des Romans: das historische und lyrische. Jenes rein herausgehoben in der Novelle. Dieses in manchen andern: Fiammetta, Werther (Wenigstens ist nur die Darstellung des Innerlichen die eigentliche, das Historische die schwache Seite). Petrarcas Sammlung ein wahrer und vollständiger lyrischer Roman.* eine

andeutung, dass dem vortragenden der Werther wenig schätzenswert erscheint, wird man hier vergeblich suchen. Schlegel unterscheidet lediglich die lyrischen und epischen elemente im roman überhaupt und schreibt dem Werther und der Fiammetta als hauptmerkmal eine lyrische darstellung des innerlichen zu, während das epische zurücktrete; mehr ist nicht gesagt. R. bildet unberechtigterweise diese äufserung zu einer abschätzigen bemerkung über den Werther um, unterschlägt das wesentliche und macht das nebensächliche zur hauptsache. aber es kommt noch besser. er fährt fort, aus dem sinne Wilhelm Schlegels: 'was ist ferner dieser Werther für ein trauriger held — mögen auch seine leiden 'ein wenig tiefer' gehn als die Lafontainescher empfindsamkeitsprotzen — wenn er den Ossian dem Homer weit vorzieht, Ossian, der Wilhelm nur ein gegenstand der verachtung und des spottes ist; freilich erschiefst sich Werther 'aber auch bald, nachdem er dies verzweiflungsvolle urteil gefället hat'. zu der ersten wörtlich citierten stelle ist Böcking 12, 26 zur zweiten Vorlesungen 2, 111 angeführt. die heimatsurkunde dieser bestechenden sätze scheint beigebracht. sieht man näher zu, so ist widerum nichts von einer abschätzigkeit zu entdecken, die R. auch hier nur unterlegt. von einem traurigen helden spricht Schlegel nicht. er sagt 1798 von einem Lafontaineschen helden (12, 26): *Was so einen Menschen drückt, das könnte man am Ende wie eine Feder wegblasen. Werthers Leiden giengen ein wenig tiefer, als dass er über das Lächeln einiger artiger Mädchen spekulirt haben sollte, wenn es ihm eingefallen wäre, getrocknete Jasminblüthen aus dem väterlichen Garten zu küssen. Warum braucht Lafontaine hier auch so zur Unzeit Ton und Wendungen, die eine solche Vergleichung, noch so flüchtig, herbeiziehen?* kann der abstand des Werther von Lafontaine und Schlegels respect vor dem Goethischen roman deutlicher bezeichnet sein? R. aber lässt nicht einmal erkennen, dass das 'ein wenig tiefer' ironisch gemeint ist. ebenso irreführend ist die verwertung des andern citates zu den letztangeführten sätzen bei R. in den Vorlesungen 2, 111 sagt Wilhelm Schlegel, dass man nicht ermangele, Homer mit dem angeblichen Ossian zu vergleichen, *ja Goethes Werther zieht diesen sogar jenem weit vor*; *freylich erschiest er sich aber auch bald, nachdem er diefs verzweiflungsvolle Urteil gefället hat.* damit zeigt Schlegel, dass er den psychologischen schlüssel zu Werthers urteil wol kennt, und der redner kleidet das in die form einer witzig seinsollenden pointe; die Goethesche dichtung als solche bleibt aber davon unberührt ... endlich wird Wilhelm Schlegels angebliche stellungnahme gegen den Werther gestützt durch seinen späten brief an Rémusat über den 'Triumph der Empfindsamkeit' (Erich Schmidt in der Festschrift zur begrüfsung des 5 allgemeinen Neuphilologentages zu Berlin [1892] S. 86 ff). aber eine abur-

teilung des Werther ist auch aus diesem schreiben nicht herauszulesen: nur von der empfindsamen mode, ihrem beginn mit Goethes roman, ihrer überwindung und verspottung im 'Triumph' ist die rede. und wie kein anderer muste dieser brief von 1820 mit bedacht und tact in rücksicht auf den empfänger und auf den gealterten Wilhelm interpretiert werden. nun will ich wol meinen, dass Wilhelm Schlegel kein rechtes inneres verhältnis zum Werther hat finden können; dass er ihm aber als kritiker und litterarhistoriker nicht habe gerecht werden können, ist eine nicht zu erweisende meinung.

Auch sonst stellt sich bei R. in dem bestreben, lichter aufaufzustecken, oft ein wort statt einer würklichen begründung ein. warum (s. 46) Carolinen 'natürlicherweise' die werke, in denen Goethe am stärksten als stürmer und dränger auftritt, 'am fernsten liegen musten', ist gar nicht abzusehen, zumal s. 45 gesagt ist, dass sie nicht wie Friedrich Schlegel bereits drei perioden seines schaffens unterscheide, sondern nur einen Goethe kenne, und ihre verehrung für den Werther mehrfach belegt ist (s. 45 f). etwas anderes hätte ich erwartet. auch hier sind die zusammengeklaubten notizen zu einem system verbunden. dankenswert aber wär es gewesen, zu versuchen, ob nicht in dem urteil Carolinens über die jugenddichtungen ein gewisser wandel festzustellen ist. nebenbei: es ist dem vf. nicht immer leicht geworden, die anforderungen des stoffes mit der gegebenen umschreibung des themas in einklang zu bringen (vgl. auch s. 6 f). manchmal erweitert er die grenze — wofür man nur billigung haben wird —, ein andermal macht er mit dem jahre 1775 einen unbarmherzigen schnitt. kommen dann in einem citate werke aus der zeit nach 1775 vor, so werden sie wol gar eliminiert, wie s. 45, wo eine bemerkung Carolinens über Werther und Stella widergegeben ist, aber die 'Geschwister', die sie (I 309 f) mit diesen beiden werken in einem atem nennt, von R. weggelassen werden.

Wenn irgendwo, so war dort wo es sich um Carolinens Goetheverstehen handelte, die stelle, um einmal tiefer zu gehn. schon durch eine geschickte zusammenstellung lieſse sich zeigen, wie ihre aussprüche über Goethe aus ihrem innern und ihrem charakter flieſsen, wie sehr sich Goethische dichtung und das wesen seiner figuren mit ihrem eigenen sein vermählt haben. sie schreibt zb. am 12 august 1792 aus Mainz an Meyer (I 103): *Ungerechter! Göthe hat auch sonst nur gewöhnliche Menschen — keine in die Höhe geschraubten Posas — und die liebte ich.* Und am 15 juni 1793 an denselben, als sie von ihrer schrecklichsten zeit berichtet (I 126): *Ich bin ja niemals eine unnatürliche Heldin, nur immer ein Weib gewesen.* zwischen beiden äuſserungen besteht ein innerer zusammenhang; sie deuten sich gegenseitig: Caroline versteht Goethe aus sich, sie recht-

fertigt ihr eigenes menschlich-allzumenschliche aus Goethescher weitherzigkeit und natürlichkeit. solche parungen sind heute nicht beliebt: man weist sie als 'parallelen' mit einer vornehmen handbewegung von sich. und doch vermögen nur solche concreten einzelbeobachtungen die geistigen relationen sinnfällig zu machen. nur auf solchem empirischen boden wird sich die rechte synthese aufbauen dürfen. im andern falle bleiben die verallgemeinerungen bloſse wortschellen. sie prägen sich nicht ein und haften nicht. R. hilft sich endlich aus dem gewirre der beigebrachten tatsachen mit einer uns heute auch nicht mehr genügenden charakteristik von Carolinens verhältnis zu Goethe in Hayms aufsatz über sie: 'nicht treffender aber kann man usw.' Caroline, der für Iphigenie die augen aufgegangen waren, hat wol als erste in Goethe den — um es mit den worten eines neueren biographen kurz zu bezeichnen — menschlichsten aller menschen erkannt.

Was R. über Schellings verhältnis zum jungen Goethe beibringt (s. 47 ff), darf auch nicht ohne beanstandung passieren. auch hier wird nach gewissen schematen decretiert: 'Schelling ist nicht litterarhistoriker; er kann daher zu dem schaffen Goethes nur da ein verhältnis gewinnen, wo er sich ihm auf seinem wege der naturwissenschaft und -philosophie nähern kann'. das klingt so, als sei R. der meinung, dass nur wer als litterarhistoriker oder als philosoph abgestempelt sei, ein verhältnis zu Goethe haben könne. 'noch weniger', heiſst es weiter, 'können ihm, der einen noch stärkeren zug zur antike verspürt als Friedrich Schlegel, die werke des stürmers und drängers viel zu sagen haben'. hier rächt sich die strenge absonderung der theorie von der production; denn R. selbst betont später (s. 101 f), wie uns aus dem 'Epikurisch Glaubensbekenntnis Heinz Widerporstens' der junge Goethe unverkennbar entgegentrete, wobei der wörtlichen Faustanklänge, auf die ich jüngst hinwies, noch nicht einmal gedacht ist.

Es bleibt der eindruck — die teilweise hilflosen sätze über Wackenroder und Novalis will ich übergehn — dass die bisherigen ausführungen R.s mannigfache revision vertragen, und dass er im besten falle nicht h i n t e r die litterarische fixierung eines urteils über Goethe zu dringen vermag. der zweifel möchte sich einstellen, ob nicht der gegenstand eine über das methodische wissen hinausgehnde reife, eine weite des blickes und erfahrung in menschendingen voraussetzt, wie sie im doctorandenalter selten anzutreffen sein werden.

Vielleicht hätte die arbeit sich besser auf Tieck und Goethe beschränkt: hier leistet sie das brauchbarste, mit der einschränkung freilich, dass auch dabei im ersten capitel Tiecksche äuſserungen aus den verschiedenen epochen seines lebens ohne rechte historische und psychologische herleitungen durcheinander geworfen

werden. und wie wenig R. über die frage der einheitlichkeit oder unheitlichkeit der 'romantik' zu einer auch nur subjectiven klarheit durchgedrungen ist, zeigt sich schon jetzt, wenn am schlusse des ersten capitels (s. 70) das resumé zu lesen ist: 'in seinem verhältnis zu Goethe steht Ludwig Tieck abseits von den Romantikern'. wenn hier mit einemmale 'die Romantiker' Tieck gegenüber als ein einheitlicher concern hingestellt werden, so fehlt dafür jede berechtigung, nachdem R. sich soeben bemüht hat, ihre verschiedenheit an ihrer auffassung Goethes darzulegen. im übrigen aber ist das überwiegen des gefühlsmäfsigen, das unhistorische in Tiecks stellung zu Goethe treffend beobachtet: 'er hat viel zur förderung der bewunderung des meisters, so gut wie nichts zu seinem verständnis beigetragen. er verstand ihn ja selbst kaum, er konnte sich ja nicht von den eindrücken seiner jugend freimachen. denn das war die eigenheit seines verhältnisses zur dichtkunst überhaupt, dass er das, was er las und was ihn ergriff, auch erlebte'.

Aus Tieck zieht seine wesentliche nahrung auch das zweite capitel, das dem ersten gegenüber entschieden den vorzug verdient. die frage, ob die sonderung von theorie und praxis sich durchweg empfahl, muste in einem falle bereits verneint werden. durch das aneinanderhalten beider wäre m. e. ein darstellerischer gewinn erzielt, manche schwerfällige rückdeutung vermieden, wären die gründe der übereinstimmung und verschiedenheit besser ins licht gerückt worden.

Die psychologie des jungen Tieck ist verwickelt und schwierig, und die frage nach der einwürkung der Goethischen jugenddichtung für sie von centraler bedeutung. die worte des jungen Goethe, so sagt R. (s. 78), 'waren ihm ja zum gewaltigsten erlebnis geworden. natürlich darf man dem zufall, der ihn die bekanntschaft mit dem Götz und Werther in seiner frühen jugend machen liefs, wodurch das erlebnis wesentlich verstärkt worden ist, die bedingungen und grundlagen seiner ganzen dichtung nicht allein zuschreiben. denn er war doch innerlich in gewisser beziehung dem jungen Goethe verwant, und diese verwantschaft wäre sicherlich auch bei einer späteren bekanntschaft zum ausdruck gelangt; während man allerdings widerum nicht vergessen darf, dass gerade durch das frühe erlebnis dieses geistige band wesentlich verstärkt worden ist. künstlerische und seelische eigentümlichkeit und blinder zufall stehn hier in wechselwürkung'. aus diesen gewundenen, alles und nichts besagenden sätzen ersieht man nur, dass R. sich mit der frage herumgeschlagen hat, wieweit in Tieck durch die Goethelectüre verwante keime entwickelt wurden, derart, dass zwischen ererbtem und erworbenem scheiden zu wollen, nun ein beinahe aussichtsloses unternehmen geworden ist. R. geht denn auch sogleich an die näherliegende aufgabe, den greifbaren Goethischen

einschlag an Tiecks dichtungen aufzuzeigen. dann wäre aber auch besser die lange anmerkung s. 79 fortgeblieben, in der R. verfolgen möchte, 'wie auch ihr äufserer lebensgang so manche parallele aufweist'. das ist ein exercitium, das in einer ernsten wissenschaftlichen arbeit keinen platz haben sollte, verletzend, weil einzelheiten oft zufälliger und zweifelhafter art ohne rücksicht auf zusammenhang, ursprung, trennende umstände, geschichtlichen verlauf in ein schema gebracht und in vergleich gestellt werden, ohne dass eine ähnlichkeit der structur in beider dasein aufgezeigt wird.

Für die motivanalyse der zt. ungedruckten dramatischen jugenddichtungen Tiecks, die im Berliner nachlass ruhen, wird man sich sich jetzt mit nutzen der arbeit von Heinrich Hemmer über die anfänge Ludwig Tiecks und seiner dämonisch-schauerlichen dichtung (Acta Germanica VI 3, Berlin 1910) bedienen. es zeigt sich, dass R., der diese dinge auch in den kreis seiner betrachtung zieht, hier recht einseitig ist. der ungedruckte 'Gotthold' zb. gehört nach ihm (s. 80) 'zu der gruppe der Götzcopieen, ohne dass sich einzelheiten festlegen liefsen. nur einmal tritt die vorlage deutlicher hervor.' demgegenüber hat schon EARegener in seiner Rostocker dissertation über den jungen Tieck von 1903, s. 71 ff und neuerdings Hemmer s. 6 ff festgestellt, dass wir es im 'Gotthold' mit einer summe von typischen motiven des ritterdramas zu tun haben: daneben sind deutliche spuren des Ugolino und der Räuber wahrzunehmen. das naturempfinden im 'Almansur' führt R. (s. 81), Haym folgend, lediglich auf den Werther zurück: die mischung der stilelemente in diesem werke hat Hemmer s. 76 ff hervorgehoben.

Die abhängigkeit des 'Lovell' vom Werther wird s. 84 f berührt: von höherer warte sind die probleme des seelenlebens, die den hauptgegenstand des 'Lovell' bilden, gleichzeitig gewürdigt worden in dem buche von Fritz Brüggemann Die ironie als entwicklungsgeschichtliches moment, Jena 1909.

Richtig erkennt R. (s. 95), dass eine reihe Tieckscher dichtungen vom 'Triumph der Empfindsamkeit' abhängig ist, vergleicht aber s. 103 ff nur den 'Zerbino' genauer mit dem Goetheschen werkchen. dieser vergleich erstreckt sich zudem nur auf den inhalt, nicht aber auf die technik und die durch sie beabsichtigte würkung. es ist zb. zweifellos, dass für Tiecks manier, das theater und die bühnenfiguren mit sich selber spott treiben zu lassen, mehr als anderes der 5 act des Triumphes mafsgebend geworden ist; ein paar zeilen genügen:

Andrason. *Ich bin in der gröfsten Verlegenheit.*
. . . . *Der fünfte Akt geht zu Ende, und wir sind erst recht verwickelt.*
Sora. *So lasst den sechsten spielen!*
Andrason. *Das ist aufser aller Art.*

Sora. *Ihr seid ein Deutscher, und auf dem deutschen Theater geht alles an.*
Andrason. *Das Publicum dauert mich nur; es weifs noch kein Mensch woran er ist'* usw.

nichts anderes hat Tieck im 'Gestiefelten Kater' totgehetzt.

Aus dem guten das die abschnitte über Tieck enthalten, heb ich den augenfälligen und merkwürdigen nachweis hervor (s. 115 ff), wie sehr Tiecks 'Briefe über Shakespeare' stellenweise vom Werther abhängig sind. im übrigen hat R. sich stilistischer untersuchungen, weil genügende vorarbeiten angeblich fehlen, entschlagen, hingegen hat er in der ja nicht unwidersprochen gebliebenen weise seines lehrers Max Herrmann auf den knittelvers der älteren romantik seine untersuchung erstreckt (s. 96—103). ich vermag ihm hier aber nicht beizupflichten, weil ich — abgesehen von dem was an einzelheiten der untersuchung nicht nach meinem geschmack ist — die alle rhythmische beweglichkeit einschnürende und eine papierene observanz voraussetzende frage ablehne, 'ob Tieck und die übrigen romantiker ... diese verse von Goethe oder direct von Hans Sachs übernommen haben'. R.s mir sehr fragwürdiges ergebnis lautet: ist in den romantischen knittelversen 'die silbensumme des verses auf acht (neun) beschränkt, so war unzweifelhaft Hans Sachs das unmittelbare vorbild. ist dies aber nicht der fall, wie es denn, um das resultat vorwegzunehmen, in der tat nicht ist, so haben ihnen Goethesche knittelverse vorgeschwebt'. dem wird man entgegenhalten, dass doch auch Goethe, wie R. selbst hervorhebt (s. 97), Hans Sachs folgend regelmäfsige jambische viertacter von acht (neun) silben baute, und zwar nicht 'untern andern', sondern (im 'Jahrmarktsfest' und 'Pater Brey') je zu 42%; diese zahlen stammen aus Herrmanns buch und sind auch von R. in seiner tabelle (s. 103) übernommen worden. ob Goethe dabei die feste, auf acht (neun) beschränkte silbensumme des Sachsischen verses erkannt hat oder nicht, ändert nichts an seiner praxis. wie danach R. (wenn ich den unklaren wortlaut seines 'resultates' richtig verstehe) lediglich aus den nicht acht(neun)silbigen versen, die Goethe hat wie 'die Romantiker' sie haben, einen stringenten schluss auf die directe abhängigkeit ihres verses von Goethe ziehen kann, ist mir unbegreiflich. auch die romantischen knittelversdichtungen führen stets einen grofsen procentsatz jambischer acht(neun)-silbler; sie haben daneben von Herrmann und R. sogenannte 'verlängerte', 'verkürzte', 'gestörte' verse. das zahlenverhältnis ist bei Schelling, Tieck, AWSchlegel, FrSchlegel, Novalis ein sehr verschiedenes und deckt sich nicht mit den ziffern, die Herrmann für die obenbezeichneten beiden Goetheschen dichtungen gewonnen hat. ich stütze mich dabei auf die tabelle s. 103, über die sogleich noch ein wort zu sagen sein wird.

R. jedoch weist den gedanken, dass 'die Romantiker' den Hans-Sachsischen vers eben so gut umgebildet haben könnten, wie es Goethe, wie es Gryphius getan hat, von sich; denn 'die romantiker' waren gerade metriker, 'und Wilhelm Schlegel beweist in seinen Berliner vorlesungen, dass ihm die gebundene silbenzahl bekannt ist, sogar charakteristisch erscheint'. in Schlegels vorlesungen 3, 57 hab ich vergeblich eine bestätigung der von R. im text ausgedrückten meinung zu finden gesucht. aber, sagt er weiter, 'selbst wenn das nicht der fall wäre, so müste man trotzdem Goethe als das vorbild ansehen, denn die romantiker haben erst in knittelversen gedichtet, als sie die Goethes gelesen und nach ihrer art oftmals gelesen hatten' — wobei R. an dieser stelle zu erwähnen unterlässt, dass sie doch auch ihren Hans Sachs — und was sonst noch für knittelverse — kannten.

Um zusammenzufassen: R. will für alle störungen der jambischen acht(neun)silbler, die sich in den knittelversdichtungen der hier immer in einen topf geworfenen 'Romantiker' finden, den jungen Goethe verantwortlich machen. stilistische und alle feineren rhythmischen fragen bleiben aufser acht, nach dem ethos der verschiedenen 'romantischen' knittelverse wird nicht gefragt. R.s behauptung der sklavisch zu nennenden abhängigkeit zb. des Tieckschen verses von dem des jungen Goethe wird bereits durch das von ihm selber beigebrachte material widerlegt. denn er betont, dass während in Tiecks 'Prolog', 'Autor', 'Rotkäppchen' die verlängerten verse die jambischen überwiegen (in weit stärkerem mafse als beim jungen Goethe), der 'Octavian' nur ganz vereinzelt verse aufweist, 'in denen der jambische rhythmus kaum merklich gestört ist' (s. 100). man könnte nun vom modernen standpuncte sagen: Tieck ist mit der zeit zur besseren einsicht in den bau des Sachsischen verses gelangt. R. schreibt ihm im 'Octavian' eine bewuste strenge nachahmung des Hans-Sachs-verses zu und urgiert zu diesem ende sein spätes zeugnis: 'es schien mir gut, fast alle versmafse, die ich kannte, [im Octavian] ertönen zu lassen, bis zu der mundart und dem humor des Hans Sachs hinab'. aber auch schon der 'Zerbino' weist nach R.s eigenem geständnis mit wenigen ausnahmen den jambischen acht(neun)silbler auf und unterscheidet sich darin in nichts vom späteren 'Octavian'!

Dass 'die Romantiker' vom jungen Goethe her die anregung nahmen, den knittelvers bald ernst, bald schwankhaft zu verwenden — wer wird das leugnen wollen! sie aber von dorther ein metrisches schema sich zum vorbilde wählen lassen, heifst umso gewaltsamer verfahren, als wir nicht wissen, wie man in romantischen kreisen den alten vers des Hans Sachs las. sind doch nicht einmal wir uns darüber einig!

Wo andere gründe fehlen, stellt sich heute gerne die stati-

stische tabelle ein. so soll auch bei R. eine solche tabelle ‘schliefslich völlige klarheit’ bringen. dass die zahlen eher das gegenteil von dem beweisen was unser vf. wünscht, ist schon betont. ich mistraue den von R. beigebrachten zahlen aber auch an sich, solange er nicht deutlich macht, wie er seine angaben in procenten gewonnen hat. hat er die in einer jeden der dort verzeichneten acht romantischen dichtungen vorkommenden fälle sämtlich festgestellt und dann auf den procentsatz gebracht? oder hat er von jeder dichtung hundert verse vorgenommen und die in diesen hundert vorkommenden fälle summiert? soweit meine nachprüfung reicht und in anbetracht der ganzen, nicht gerne hartes holz bohrenden arbeitsweise in dieser schrift fürchte ich, dass das zweite zutrifft. das wäre natürlich eine wertlose statistik.

Das dritte capitel bereitet mir die geringste freude. R. will darin untersuchen, welche stellung die ältere romantik zur kunstanschauung des jungen Goethe eingenommen hat und ob sie durch sie beeinflusst worden ist; unter dieser junggoethischen kunstanschauung begreift er das verhältnis zur volkspoesie, zu Shakespeare, Ossian und Hans Sachs. er muste hier, wie er selbst weifs, sehr viel aus zweiter hand nehmen. aber er hat es sich doch wol zu bequem gemacht, wenn er sich zb., was Shakespeare betrifft, ganz auf das buch von Marie Joachimi-Dege verlässt, mit dem er in ‘den hier in frage stehnden puncten übereinzustimmen’ erklärt. über die vorzüge und schwächen dieser arbeit brauch ich den lesern dieses Anzeigers nichts zu sagen. im übrigen ist diese anlehnung unserm vf. insofern nicht gut bekommen, als sie ihn in allerlei widersprüche zu früheren ausführungen verwickelt hat.

Auch aus den darlegungen dieses capitels ergibt sich, dass Ludwig Tieck am engsten mit der welt des jungen Goethe verknüpft ist.

‘Nunmehr erst darf der versuch gemacht werden, die ergebnisse zu einer synthese zu vereinigen’, heifst es s. 156. die worte machen uns gespannt auf das schlusscapitel. wir erfahren darin, dass die untersuchung als vorarbeit hat dienen sollen, für die beantwortung der frage nach einer romantischen ‘schule’. R., der in den voraufgegangenen capiteln ‘die Romantiker’ so oft als eine compacte masse angesehen hat, unterstreicht jetzt nachdrücklich den umstand, dass sie sich ‘betreffs’ der bedeutung, die der junge Goethe für ihr geistesleben gehabt hat, vollkommen scheiden. ‘will man aber’, so heifst es (s. 158), ‘was dringend einmal geschehen muss, die frage beantworten, inwieweit diese männer nun würklich zusammengehören oder auseinandergehn, dann muss man untersuchen, wie sich jeder einzelne von ihnen zu jedem einzelnen der probleme stellt, die sie gemeinsam beschäftigt haben’. und R. erklärt vorab, ‘dass man diesen dichtern

und denkern bitter unrecht tut, wenn man sie in eine 'schule' einzwängen will, ehe man das vorhandensein einer solchen würklich bewiesen hat'. er selbst freilich muss dies problem ungelöst lassen, 'wie so viele andere, die im laufe dieser arbeit aufgetaucht sind'.

So hinterlässt die studie, bemüht höhere ergebnisse zu fördern, den eindruck eines nur noch stärker verwaschenen bildes. hätte R. doch am schlusse lieber den faden der einleitung wideraufgenommen und an seinem materiale den von Marie Joachimi-Dege und von Walzel neuerdings so in den vordergrund gerückten gegensatz der geniezeit und der romantik nachgeprüft! statt dessen hat er nur mit einem unfruchtbaren gerede von 'problemen' jener richtung der romantikforschung seinen tribut gezahlt. es verdient angemerkt zu werden, dass er sich darob eine zweimalige anfechtung von seiten Walzels zugezogen hat (Germ.-romanische monatsschr. 2, 336; DLZ. 31, 3045).

Wieweit die neuerdings von diesem forscher mit einer fast unduldsamen empfindlichkeit verfochtene forderung 'synthetischer' litteraturwissenschaft, besonders für die romantik, von der sie abstrahiert ist, geltung hat, wieweit diese aufstellung neues bringt, wieweit nicht, ob sie einen fortschritt oder rückschritt, eine vertiefung und erweiterung oder eine vereinseitigung, eine methodische förderung oder einen streit um worte bedeutet — dies im hinblick auf die theorie und praktische leistung im felde der romantischen 'synthese' und mit gerechter abwägung der auffassungen von chorizonten und einheitshirten zu besprechen, tut nunmehr sehr not. aber ich will die anzeige der R.schen schrift damit nicht mehr belasten, obwol es vielleicht unklug ist, die einmal gebotene möglichkeit zur aussprache fahren zu lassen; denn die erfahrung lehrt mich, dass eine solche wissenschaftliche discussion von der seite, die sie würdigen sollte, durchaus nicht gerne zugelassen wird.

Strafsburg, im juli 1911. **Franz Schultz.**

Die religiöse lyrik des deutschen katholicismus in der ersten hälfte des 19 jahrhunderts, unter besonderer berücksichtigung Annettens von Droste von **August Weldemann.** [Probefahrten, hsg. von Albert Köster bd 19.] Leipzig, RVoigtländer 1911. VIII und 135 ss. 8°. — 4,80 m.

Im stürmischen revolutionsjahr 1848 sank Annette von Droste-Hülshoff fern von ihrer westfälischen heimat zu Meersburg am Bodensee in die gruft. ihr früher tod erscheint wie eine flucht aus der welt der unruhe; denn still und einsam gieng sie zeitlebens ihre wege. und doch wurde dieses anscheinend ruhevolle leben von einer leidenschaftlichen seele gelebt. grüblerischer hang führte früh zur beschäftigung mit religiösen fragen, führte zu

gewissenskämpfen und quälenden zweifeln. aber darüber, wie weit die zweifel giengen, berichten weder briefe noch tagebücher. scheu vor der neugier unberufener wie rücksichten auf heimat und elternhaus verschlossen der dichterin den mund. bleibt auch ihre dichtung frei von diesen stimmungen, ist vor allem das 'Geistliche Jahr' davon unberührt?

Hier scheiden sich die wege. leidenschaftlich bekämpft die katholische forschung jede freiere, individuelle deutung der dichtung: sie ist ein erbauungsbuch und schliefst sich völlig den dogmatischen anschauungen der kirche an. aber ebenso beharrlich hält die protestantische richtung ihre auffassung fest: sie sieht in dem werke den niederschlag jener seelischen kämpfe, es ist ihr das persönlichste bekenntnisbuch der dichterin. 'es ist durchaus verfehlt und für das rechte verständnis des büchleins irreführend, wenn man diese lieder als poetische selbstbekenntnisse auffassen und aus einzelnen ausdrücken auf das leben der dichterin indiscrete und jedenfalls falsche rückschlüsse machen wollte . . . . . . ein äufserer anstofs, ein bestimmter objectiver faden, ein apostolischer zweck — alles charakterisiert das 'Geistliche Jahr' als allgemein giltige dichtung, die durchaus nicht als individueller seelenspiegel der dichterin aufgefasst werden darf', das ist das urteil des jesuitenpaters WKreiten (AvDrostes ges. werke I bd 2 hälfte ss. 9 u. 11). '. . . als Annette nach fast 20jährigem stillstand die so lange vergessene lebensaufgabe wider in die hand nimmt, will sie doch nichts anderes geben als ihre subjectivsten empfindungen, als einen treuen seelenspiegel', so die meinung des professors der protestantischen theologie Karl Budde (Preufs. Jahrbücher bd 69, s. 351). eine dankbare aufgabe, diesen streit auf ursache und berechtigung hin zu untersuchen, um womöglich als schiedsrichter jedem der feindlichen brüder das seine zu geben! Weldemanns absicht geht dahin: die ganze zweite hälfte seiner schrift (ss. 69—132) versucht eine erschöpfende charakteristik der religiösen lyrik unserer dichterin zu bieten. es muss dabei zugestanden werden, dass der von ihm eingeschlagene weg näher an die lösung der streitfrage heranführt.

Während nämlich die vorgänger beider lager ihre beweisstücke wesentlich den vollendeten gedichten entnehmen, geht der verfasser der vorliegenden schrift in erster linie der entstehungsgeschichte der dichtung nach. vier zeugnisse kommen für die erste hälfte (neujahr—ostern: 25 gedichte) in betracht: das Weweralbum, ein gedenkbuch, in das Annette vDroste eigenhändig 19 geistliche lieder eintrug (worunter 11 gedichte[1] des 'Geistlichen Jahres'); die widmung der ersten hälfte dieses werkes an die mutter (datiert 9 oct. 1820); der brief AvDr. vom jan.

[1] s. 76 mitte ist ein sinnstörendes versehen zu berichtigen. statt: 'aus dieser doppelstellung der acht lieder . .' lies: '. . . der elf lieder . . .'

1820 an ihre tante, die freiin Ludovica vHaxthausen; endlich die ursprüngliche niederschrift des gedichtes zum feste des süſsen namens Jesus auf der rückseite einer rechnung, deren bezahlung am 5 sept. 1819 in Driburg bescheinigt wurde. nach drei richtungen geben diese acten aufschluss. sie gestatten vorerst eine ziemlich genaue datierung der gedichte: sie sind wol in der zeit vom 1 jan.—9 oct. 1820 entstanden. sie lehren ferner, dass die dichterin während der abfassung der ersten gedichte den plan des werkes änderte. zuerst gedachte sie nur die kirchlichen feiertage mit liedern zu bedenken. dann aber erweitert sich der gedichtkreis zum 'Geistlichen Jahr', das nun auch die sonntage mit einschlieſst. diese erweiterung ist aber — und darin besteht das dritte, wichtigste ergebnis — durch eine wandlung der künstlerischen auffassung bedingt. die ersten gedichte nämlich sind für die stiefgroſsmutter der dichterin bestimmt und bewegen sich im frommen, glaubenssichern gedankenkreise dieser frau. dann aber entwindet sich die künstlerin diesem zwange: ihr eigenes seelenleben verlangt gebieterisch nach aussprache. so treten an die stelle erbaulicher verse tieferregte strophen, geständnisse einer ringenden menschenseele. der alte rahmen ist für den reichtum ihres gefühlslebens zu eng. darum zieht Annette von Droste auch die sonntage in den kreis ihrer betrachtung.

Dass diese feststellungen Weldemanns zutreffen, scheinen mir die gedichte selbst zu belegen. die 11 gedichte des Weweralbums, die, wenngleich teilweise umgearbeitet, doch die älteste schicht der dichtung darstellen, betreffen nur feiertage. nach diesen feiertagsgedichten aber entstehn auf grund des erweiterten planes die einzelnen sonntagsgedichte (bis ostern), sodass also die textliche aufeinanderfolge durchaus nicht die zeitliche entstehung widerspiegelt. so wie die gedichte sich heute folgen, sind sie unmöglich zeitlich nacheinander entstanden. die 11 feiertagsgedichte des gedenkbuches vertieften das religiöse denken der dichterin, die hernach entstehnden sonntagsgedichte aber zeigen uns Annette von Droste im kampfe mit ihren zweifeln. 'es ist wie das hervorbrechen einer lang verhaltenen flut. kein gedanke mehr an die groſsmutter, an eine person des festtages, an etwas auſsenstehndes überhaupt. aus dem evangelium wird kurzerhand ein wort, eine wendung, ein bild herausgegriffen und von der dichterin auf das eigene innere bezogen. . . . . die aussprache Annettens wird zu einer selbstanklage vor Gott, zu einer impulsiven, rückhaltlosen beichte' (ss. 78, 79). man vergleiche etwa das schon im Weweralbum stehnde gedicht 'Am Feste vom süſsen Namen Jesus' mit den vorangehnden strophen 'Auf den ersten' und den nachfolgenden 'Auf den dritten sonntag nach heil. drei könige', und man wird die weite kluft zwischen der frühern feiertagsdichtung und den spätern sonntagsgedichten wahrnehmen.

Diese feststellung entscheidet über die wesensart der ersten hälfte des gedichtskreises. zweifellos erweist sie nämlich eine entwicklung der dichterin in der richtung einer rein lyrischen widergabe eigener zustände. damit ist aber das abschliefsende urteil über den ersten teil des 'Geistlichen Jahres' gegeben. mit Budde sind diese gedichte als individueller seelenspiegel aufzufassen.

Schwieriger liegen die verhältnisse bei der zweiten hälfte des werkes. 1820 hatte Annette von Droste mit dem Osterliede abgebrochen. der hochflut des schaffens folgte die erschöpfung. eben weil die dichterin echte lyrik gibt, ist sie der laune ihrer schöpferischen kraft unterworfen; ein fingerzeig, dass die von Kreiten und wider von Budde und Weldemann aufgenommene behauptung Levin Schückings, Annette von Droste hätte die poesie 'commandiert', volles mistrauen verdient. erst 19 jahre später, wol im august 1839, nimmt sie die frühere arbeit wider auf. der vorläufige abschluss der dichtung fällt in den januar 1840. eine endgiltige fassung verhindert der frühe tod.

Eine vergleichung der ersten und zweiten hälfte drängt sich unmittelbar auf. manches würkt abgeklärter, ruhiger. die zweifel werden zur resignation. der innern kämpfe müde, sucht die dichterin den weg zum frieden. ergreifend kommt das namentlich im gedicht auf den zweiten sonntag im advent zum ausdruck. darüber ist aber das gemeinsame der beiden teile nicht zu vergessen. widerum gibt Annette von Droste durchaus persönliches empfinden, ja, selbst die mehr lehrhaften stücke der sammlung (zb. 16 sonntag nach pfingsten) zeigen individuelles gepräge. mag ihr freund ChrBSchlüter die vollendung des 'Geistlichen Jahres' angeregt haben, sicher begegnete sein wunsch einer sehnsucht der dichterin, die ihre noch immer regen religiösen bedenken zu schlichten sucht. sie hegte selbst die überzeugung, dass die zweite hälfte eine im gleichen geiste gehaltene fortsetzung des ersten teiles sei. *die geistlichen Lieder*, schreibt sie am 24 aug. 1839 an Schlüter, *werden, wie mich dünkt, ohngefähr den frühern gleich*, und sie deutet zugleich im nämlichen briefe eine schwierigkeit an, die den lehrhaften ton einiger schwächerer gedichte erklärt und entschuldigt: die lange reihe der sonntage zwischen pfingsten und advent. 27 gedichte (ohne die feiertagsgedichte) haben diesen weiten zeitraum zu füllen. so behält Buddes auffassung auch für den zweiten teil volle geltung, und das was W. im einzelnen ausführt, verstärkt nur dessen darlegungen. wie der verfasser angesichts seiner eigenen forschungsergebnisse zu dem schlusse gelangen kann, der zweite teil des werkes beruhe zwar auf individueller seelenstimmung, habe aber auch apostolische tendenz, ist schwer zu verstehen. macht Weldemann nicht selbst darauf aufmerksam, dass nur schwächere füllgedichte in den predigtton verfallen? und wie

kann er eine erscheinung, die nur vereinzelt und aus äufsern gründen auftritt, als entscheidende richtung eines werkes hinstellen? der vorsatz, unter allen umständen vermitteln zu wollen, hat hier offensichtlich zu einer bedenklichen umbiegung einer folgerichtigen gedankenreihe geführt.

Annette von Droste gibt also ein bekenntnisbuch. welcher art sind aber ihre bekenntnisse? hat Kreiten recht, wenn er betont, die dichterin sei zeitlebens eine überzeugungstreue katholikin gewesen: 'wenn und wo aber ein schluss vom gedicht auf die dichterin gestattet ist, hat er das ergebnis, uns in Annetten eine seele zu zeigen, die trotz vieler und schwerer kämpfe festhält an der liebe, der hoffnung und dem glauben, nicht im allgemeinen, sondern so, wie ihn der katholische katechismus, die katholische kirche mit allen einzelnen lehren, geboten und sacramenten vorstellt' (Werke I, 2 s. 19). oder sollen wir Budde beistimmen, der 'in ihr freudig eine zeugin für wahrhaft evangelisches christentum innerhalb der römischen kirche' begrüfst? (aao. s. 385). W. schliefst sich dieser letztern auffassung an. mit recht. gewis wollte die dichterin zeitlebens eine gute katholikin sein. heimat und elternhaus verpflichteten sie gleichermafsen dazu. anderseits aber sind doch der trennenden züge nicht wenige. schon der umstand, dass sich Annette von Droste im kreise ihrer angehörigen vereinsamt fühlt, gibt zu denken. weiterhin erinnert aber W., teilweise im anschluss an Budde, daran, wie selbständig sie über das priesteramt wie über den heiligen- und Mariencult denkt. der intoleranz des werdenden ultramontanismus widerspricht ihre weitgehnde duldsamkeit — der sittliche charakter einer persönlichkeit war für sie allein ausschlaggebend —, und der überschätzung litterarisch minderwertiger katholischer dichtwerke begegnet sie durch die scharfe betonung des in kunstfragen allein entscheidenden ästhetischen maßstabes. durch die verurteilung der frommen sonette ihres freundes Schlüter liefert sie für die von ihr vertretene betrachtungsart ein sprechendes beispiel.

Ein letzter abschnitt sucht endlich das litterarische verhältnis Annettens von Droste zu den gleichzeitigen katholischen lyrikern klarzulegen. W. bezieht sich dabei auf die im ersten teil seiner schrift (ss. 1—68) gegebene charakteristik der religiösen lyrik des deutschen katholicismus in der ersten hälfte des 19 jh.s. es erweist sich, dass die lyrik unserer dichterin volle eigenart besitzt, ja, dass die ganze weitläufige und gutgemeinte reimkunst so mancher kleiner talente ebenso spurlos an ihr vorübergieng, wie die künstlerisch oft hochstehnden religiösen dichtungen Brentanos, Eichendorffs uaa. dieses ergebnis wird nach den frühern ausführungen nicht überraschen, wol aber vielleicht die tatsache, dass der verfasser sich trotzdem veranlasst sah, uns in seiner langen einleitung — denn das sind die zwei ersten capitel —

eine gröſsere anzahl dieser dichter und dichterlinge vorzuführen. was er dabei über die beiden hauptströmungen, den liberalen katholicismus unter dem einfluss des rationalismus und den orthodoxen katholicismus im anschluss an die romantik, ausführt, ist im einzelnen höchst beachtenswert, steht aber doch in keinem tiefern zusammenhange mit dem zweiten teile seiner abhandlung. eine knappe wegleitung hätte für den vorliegenden zweck genügt.

Vielleicht entschlieſst sich der verfasser, die im ersten teile angedeuteten gedankengänge in einer selbständigen darstellung der vormärzlichen katholischen lyrik weiter auszubauen unter hinzufügung einer reichern auswahl von gedichtproben, da viele der besprochenen sammlungen schwer erhältlich sind. für die von scharfsinn zeugenden ausführungen über Annette von Drostes religiöse lyrik gebührt ihm der dank aller freunde der westfälischen dichterin.

Basel. **Emil Geiger.**

Theodor Storms lyrik von **Walter Herrmann.** [Probefahrten, hsg. von Albert Köster. bd 17.] Leipzig, RVoigtländer 1911. VIII u. 187 ss. 8° — 5,50 m.

Es gehört zu den schwierigsten aufgaben litterarischer forschung, der kunst lyrischer dichter gerecht zu werden; denn während epiker und dramatiker durch die in jeder ernsten schöpfung ausgeprägte lebensauffassung ihre eigene persönlichkeit mit darstellen und damit oft die litterarische betrachtung schon in ganz bestimmte bahnen lenken, gibt der lyriker zunächst eine fülle mannigfaltiger zustände, in die der betrachter allererst eine gewisse gliederung zu bringen hat. es gilt, die verwirrende vielheit nach groſsen richtlinien zu cristallisieren, um so erst das zu schaffen, was andere dichtwerke schon einschlieſsen: das bild einer individuell gestalteten persönlichkeit. nicht dass das einzelne lyrische gedicht, für sich allein betrachtet, als lebloses gebilde dastünde — es kann im gegenteil so geschlossen würken, wie irgend ein werk einer verwanten kunstgattung —, aber es ligt eben in seinem wesen als lyrischem gedicht begründet, dass es immer nur eine seite des künstlerischen schöpfers in zuständlicher bedingtheit gibt und somit immer einseitig würken muss. erst die gesamtheit aller persönlichen aussprachen schafft die persönlichkeit selbst. wie aber nun diese persönlichkeit vom forscher nachgeschaffen, ja, schärfer ausgedrückt, aus all den vielen mosaikstücken zusammengesetzt werden soll, bildet die erste groſse schwierigkeit. soll das schaffen des künstlers im blickpuncte des interesses stehn, die forschung also, wie gegebene elemente der würklichkeit auf seine seele würken und im kunstwerke ihr bild empfangen? oder soll das kunstwerk selbst

gegenstand der betrachtung sein, um aus seiner analyse die persönlichen werte zu gewinnen? ob jene genetische oder diese descriptive behandlungsart angemessen sei, wird von der beschaffenheit des gebotenen materials abhängen. ist diese frage erledigt, so bleibt erst noch die weitere methodische entscheidung zu treffen, ob sich eine betrachtung nach leitenden gesichtspuncten, also gleichsam in längsschnitten empfiehlt, oder ob das chronologische princip anzuwenden ist, das dem lebensgang des dichters die periodische gliederung seiner schöpfungen entnimmt.

Diese grundsätzlichen überlegungen scheute der verfasser der vorliegenden schrift nicht; ihnen verdankt er es, wenn seine arbeit wenigstens in ihrem ersten teile als mustergültig bezeichnet werden kann. er gibt mit voller absicht eine descriptive darstellung der Stormschen lyrik, weil die vorbedingungen genetischer betrachtungsart: tagebücher, erste fassungen, ausreichender briefwechsel — fehlen, und er gibt diese descriptive darstellung zeitlich gegliedert, weil sich so die möglichkeit bietet, gewisse zusammenhänge zwischen umwelt und dichtung klarer zu betonen. ein völliges verständnis Storms vermag allerdings auch er nicht zu vermitteln, aber irrationales wird immer selbst bei der eindringlichsten forschung übrig bleiben. was eine gewissenhafte analyse leisten kann, zeigt der verfasser. er breitet eine fülle feiner beobachtungen vor uns aus und ordnet sie so, dass ein fassbares gesamtbild entsteht. dem gegenüber will der versuch, in einem zweiten teile Storms theorie der lyrik und dessen künstlerisches schaffen darzustellen und so gleichsam der descriptiven auffassung die genetische beizugesellen, wenig besagen. er beweist nur, dass der verfasser gut getan hat, den im ersten teil eingeschlagenen weg zu verfolgen; denn die ergebnisse des zweiten abschnittes sind dürftig und durchaus nicht einwandfrei.

Es sei im folgenden versucht, die wesentlichsten resultate der Herrmannschen schrift widerzugeben, wobei allerdings angesichts der grofsen zahl der einzelbeobachtungen eine subjective auslese unvermeidlich bleibt.

Der erste teil der schrift, betitelt 'Darstellung der lyrik Storms in ihrer entwicklung' zerfällt in vier durch die jahre 1843, 1853, 1868 und 1888 abgegrenzte capitel. innerhalb eines jeden capitels verfährt der verf. nach bestimmten gesichtspuncten. er überblickt jeweilen kurz leben und schaffen des betreffenden zeitabschnittes, verweilt dann länger bei der besprechung des stoffgebietes, behandelt noch eingehender das verhältnis Storms zur natur und deren stellung innerhalb des erlebniskreises einzelner gedichte und schliefst mit der erörterung der litterarischen einflüsse. so finden die darlegungen jeder gruppe im folgenden capitel ihre leicht auffindbare fortsetzung. nur stilistik, metrik und melodik der Stormschen verse werden im 1 und 4 capitel zusammenfassend behandelt.

Das erste capitel schildert einleitend kurz Storms jugendzeit und betont einige für die lyrik wesentliche einflüsse der umgebung des dichters: das freigeistige milieu des vaterhauses; die ins 18 jh. zurückführende familientradition, entscheidend für Storms neigung zur zopf- und puderzeit; den charakter der heimat, des altertümlichen, abseits der grofsen welt liegenden Husum; endlich als erstes tief würkendes erlebnis den frühen tod einer schwester, der die Storm eigenen gedanken über die vergänglichkeit alles irdischen zum erstenmale weckt. schon in Husum wird ihm Schiller vertraut, und Lübeck, wo Storm das gymnasium besucht, fügt neue anregungen hinzu. die jüngere romantik, vor allem Eichendorff, tritt ihm nahe, Heine wird ihm durch Geibels freund Ferdinand Röse vermittelt und zieht auch Storm in seinen bann, endlich scheint auch Geibel selbst vorbildlich gewürkt zu haben. der im jahre 1837 beendigten schulzeit folgen die studienjahre in Kiel, Berlin und widerum Kiel. Storms interesse gilt vor allem der litteratur, während das fachstudium nur pflichtgemäfs betrieben wird. der zweite Kieler aufenthalt knüpft die freundschaft mit den brüdern Theodor und Tycho Mommsen, die beide ebenfalls poetischen neigungen zugetan sind. gegenseitige mitteilung und kritik der arbeiten fördert ihr schaffen. Storm selbst lernt tadel ertragen und schult seinen allzeit regen kritischen sinn. 1843 trennen sich die freunde nach bestandenem examen, beschliefsen aber als denkmal ihres gemeinsamen strebens die ausgabe ausgewählter gedichte. so entsteht das 'Liederbuch dreier Freunde', das für die jugendlyrik Storms von entscheidender bedeutung ist. er steuerte 51 gedichte bei. sie bieten vor allem liebeslyrik. Storm ist eine sinnliche natur von elementarem gefühlsleben, das aber schon jetzt ein strenger formsinn mäfsigt. liebesfreude und liebeskummer spricht aus den versen, und der verlassene dichter findet neue töne für die vergänglichkeit des glücks. Herrmann sucht aus den gedichten selbst das fehlende biographische material zu gewinnen. mir will scheinen, dass hier phantasieerlebnisse zugrunde liegen, findet sich doch in der nämlichen zeit auch die rollenlyrik bei Storm: Bettlerliebe. eine stelle aus Storms briefwechsel mit Friedrich Eggers[1] stützt diese auffassung: *seit der Periode des* 1 *Buchs der Gedichte*[2] *habe ich fest darauf gehalten, nichts zu schreiben, was ich nicht mit meiner Persönlichkeit vertreten könnte, was nicht im Verhältnis zu mir aus einer gewissen Notwendigkeit entsprungen wäre.* die liebe als das centrale problem unseres dichters, drängt andere gefühlskreise zurück.

[1] Theodor Storms briefe an Friedrich Eggers herausgeg. von H. W. Seidel, Berlin 1911. die hier citierten worte finden sich im briefe vom 3 juli 1853. H. konnte das erst 1911 erschienene buch nur noch bei der correctur benutzen.

[2] dh. nach 1843. die jugendlyrik schliefst mit diesem jahre ab.

heimat und weihnachtszeit finden ihren widerhall, die vorliebe für märchen und sagen bekunden die gedichte 'Goldriepel' und 'Tannkönig', endlich erschallt auch ein vereinzelter politischer klang: das gedicht 'Die Jungen', wie H. mit recht hervorhebt, die charakterseite Storms ankündigend, die später in den strophen 'An meine Söhne' prägnanten ausdruck fand.

Wenn Storm später oft betont, die heimische landschaft hätte ihm in den jugendjahren den tiefsten eindruck gemacht, so bietet die jugendlyrik hierfür keine beweise. deswegen braucht Storms behauptung nicht falsch zu sein. er teilt mit Gottfried Keller die eigenheit, dass der jugendliche gefühlsüberschwang einen mehr rhetorischen ausdruck sucht, während die anschauliche gestaltung dichterischer erlebniscomplexe den mannesjahren vorbehalten bleibt. der wandel von subjectiver zu objectiver darstellung lässt sich wie bei Keller, auch bei Storm verfolgen. so ist es durchaus nicht auffallend, wenn heide und marsch fehlen, wenn das meer nur in einem heimwehgedicht rhetorisch als ocean erscheint. statt scharf umrissener heimatbilder erhalten wir den romantischen wald mit seiner ganzen staffage. dagegen kündet schon manche einzelheit den spätern vollendeten künstler an. H.s ausführungen über die widergabe der verschiedenartigen sinneseindrücke bei unserm dichter lehren durch schlagende beispiele, wie Storm mählich eine eigene sprache gewinnt. auch stilistisch ist die jugendlyrik unausgeglichen. neben pomphaften und geschraubten versen steht das schlichte gedicht 'Dämmerstunde' (1843). es weist auf die bahn der weitern entwicklung. Storms weg führt vom wortreichtum zu immer strafferem und knapperem ausdruck.

Des dichters studentenjahre fallen in die zeit des jungen Deutschland und der revolutionären lyrik. allein auf ihn würkten diese strömungen nicht ein. mehr bedeutung gewann die romantik. wie viele ihrer glieder ist auch Storm eine musikalische natur, wie ETAHoffmann[1] liebt er spukgeschichten. volkslied und märchen regen ihn an. die jugendlyrik steht sprachlich im bann der romantik, und die bergmannspoesie des Novalis findet in Storms 'Goldriepel' einen verspäteten nachläufer. aber der trennenden züge sind mehr. vor allem ist Storms weltanschauung, wie H. betont, im grunde unromantisch. die romantische sehnsucht wird bei unserm dichter zur resignation. es fehlt ein inniges verhältnis zur religion, und abstracten metaphysischen gedankengängen ist Storm abhold. das diesseits ist sein würkungsfeld, und dem romantischen wandertrieb steht sein tiefes heimatgefühl

[1] Storm schätzte ETAHoffmann zeitlebens. das bezeugt von neuem sein eben erschienener briefwechsel mit der familie Scherff. (Storms briefe an die familie Scherff herg. durch dr Werner Deetjen. Westermanns monatshefte jahrg. 55, s. 793—798.) Storm bezieht sich hier in einem briefe vom 1 nov. 1876 auf den maler Bickert, eine gestalt der phantasiestücke in Callots manier.

gegenüber. zum katholicismus, zum mittelalter, zum orient zeigt er keinerlei neigung, wol aber im gegenteil für das jahrhundert der aufklärung, das für seine novellendichtung bedeutungsvoll wird. endlich ist Storm allem formlosen feind, wie er denn der lyrischen dichtung Tiecks vorwirft, sie sei ein zusammenhangloses stammeln, aber k e i n g e s c h l o s s e n e s k u n s t w e r k. so geht es nicht an, Storm als verspäteten romantiker zu fassen. weit mehr fühlt er sich zu Heine hingezogen. Herrmann zeigt erschöpfend die mannigfaltige beeinflussung in stimmungen, motiven, sprachlichen wendungen. aber auch innere berührungspuncte fehlen nicht. vor allem macht auf Storm Heines formale strenge tiefen eindruck; wie Heine sucht auch er, was Hermann Heiberg bezeugt, mit zunehmenden jahren oft tagelang nach einem passenden wort. dagegen ist Storm Heines ironie fremd. wenn dieser oft die stimmung durch eine pointe jäh abbricht, so liebt Storm im gegenteil ein feines ausklingen, das die einheit des gefühls wahren soll. ebensowenig ist Heine für die naturbetrachtung vorbild. hier lernt Storm vielmehr von Eichendorff. das fromme lauschen auf das stille walten der natur hat es ihm angetan. ist diese bei Heine oft nur mittel, so wird sie bei Eichendorff selbstzweck. so auch bei Storm. an den Schlesier erinnern ferner seine Fiedellieder, sowie mancher zug der darstellung: Storm merkt sich zb. Eichendorffs kunstgriff, die stille durch einen vereinzelt hereinklingenden laut zu vertiefen. allerdings meidet unser dichter als der maſsvollere künstler schon jetzt die allzugroſse häufung der naturbilder. — Eichendorffs einfluss würkt auch noch in späteren jahren. — durch Theodor Mommsen wurden die gedichte Eduard Mörikes dem Kieler kreise nahe gebracht. Storm entdeckte darin sofort eine congeniale natur. hier wie dort die freude am stilleben und humor, am volkstümlichen, an spukgeschichten und märchen. daneben allerdings auch trennende momente; so vor allem der starke einschlag classischer bildung bei dem schwäbischen dichter. auffallenderweise ist Mörikes einfluss auf die jugendlyrik nur sehr gering. wol vor allem deshalb, weil sich seine kunst überhaupt nicht nachahmen lässt; *denn,* schreibt Storm am 3 juli 1853 an FrEggers, *Mörike ist in einer Beziehung selbst von den grössten Poeten, Goethe nicht ausgenommen, ganz unerreicht; keiner hat so wie er neben der Tiefe des Gedankens auch die Tiefe des Ausdrucks und einen so wunderbar uotwendigen Zusammenhang zwischen beiden.* so würkt Mörike mehr als ein vorbild, das verwante anlagen, vor allem das gemeinsame streben nach '*Simplicität des Ausdrucks*'[1] bei Storm zu rascherer entwicklung bringt. endlich weist H. noch auf einige anlehnungen an Goethe, sowie auf nachklänge der lieder des Griechensängers WMüller hin, die Storm in den

[1] brief an Theodor Fontane vom 25 juli 53.

compositionen Franz Schuberts vertraut waren. damit ist Storms jugendlyrik litterarisch allseitig umgrenzt.

Die jahre 1843—1853, die blütezeit seiner lyrik, verbrachte der dichter in Husum. ende 1850 (datiert 1851) erscheinen seine 'Sommergeschichten und Lieder', 1852 die 'Gedichte' allein. die sammlung enthält den ertrag der zweiten periode des lyrischen schaffens.

Storms liebeslyrik steht widerum im mittelpunct. aus der jugendzeit klingt noch ein ton weltschmerzlicher melancholie herüber, seit der verlobung mit Constanze Esmarch (1844) gewinnt seine leidenschaft aber männlichere laute. die motive der jugendlyrik kehren wider, aber die sinnlichkeit ist noch mehr durch die form gebändigt, und neben die klage über die vergänglichkeit alles irdischen tritt eine entschlossene daseinsfreude. die poesie der nacht und des schlafes fehlt nicht, aber Storms lieblingszeit ist der mittag und unter den jahreszeiten der sommer. Storm selbst ist sich dieser wandlung durchaus bewust. am 13 märz 1853 schreibt er an FrEggers über eine kritik seiner gedichte durch Wolfgang Menzel: *übrigens scheint W. Menzel alt geworden zu sein; denn die Liebeslieder, welche ich für das Originalste unter meinen Sachen halte, sind gar nicht erwähnt; sie behandeln nämlich nicht wie die meisten Liebeslieder das Verhältuis zwischen dem unbewussten Jüngling und Mädchen, es sind keine Frühlingsliebeslieder, sondern voll erschlossene Liebesrosen. Den Liebesliedern läuft die Sommerstimmung in den landschaftlichen parallel.* begünstigt durch die damals einsetzende novellendichtung zeigt sich auch die rollenlyrik wider: 'Elisabeth', 'Lied des Harfenmädchens'. auch politische lieder ertönen, hervorgerufen durch das schicksal der heimat. aber die politische lyrik Storms ist durchaus unrhetorisch, an den einzelfall gebunden. bezeichnend hierfür ist es, dass die erste anspielung auf die zeitereignisse nach Hermanns feinsinnigem nachweise in einem der meisterhaften naturbilder auftritt: das gedicht 'Abseits' (1848) schliefst:

Kein Ton der aufgeregten Zeit
Drang noch in diese Einsamkeit.

die ereignisse der jahre 1848—1851 finden dann ihr freudvolles und leidvolles echo in Storms lyrik, wobei der dichter durch die anschauliche darstellungsform den zusammenhang mit der heimatlichen scholle wahrt und so, wenn auch zuweilen pathetisch, doch nie rhetorisch würkt: 'Ostern', 'Im Herbste 1850', 'Gräber an der Küste', 'Ein Epilog', '1. Januar 1851'. der dänische sieg bringt die herbste prüfung: den zug in die fremde, gemildert nur durch das glück, das Storm in seiner jungen ehe fand.

Storms entwicklung zur künstlerischen meisterschaft erweist vor allem eine untersuchung der stellung der natur in seiner

lyrik. die jugendlyrik gab noch wesentlich von Eichendorff abhängige landschaftsbilder, jetzt aber ist der kreis der anschauung völlig verschoben. Storm hat seine heimat entdeckt. das meer entfaltet seine ganze pracht, deich, marsch und heide leben in seinen versen, die poesie der küste wird laut. ein scharfes auge kommt dabei dem dichter zu statten. er gemahnt zuweilen an Annette von Droste-Hülshoff, nur dass er anschauliche züge weit sparsamer verwendet. Herrmanns ausführungen bringen eine fülle wertvoller einzelbeobachtungen, auf die hier nicht näher eingegangen werden kann. sie lehren, dass jetzt die objective richtung in Storms lyrik vorherscht, dass es dem dichter vor allem darum zu tun ist, anschauliche werte zu geben. die beseelung des unbeseelten ist Storm bedürfnis. der belebung dienen metaphern, antithesen, symbole, deren vergleichungsglieder mit vorliebe dem bezirke der natur entnommenen werden. doch ist zu betonen, dass Storm in der verwendung dieser ausdrucksformen immer sparsamer wird, bis schliefslich die gedichte der alterslyrik davon beinahe frei sind. das hängt mit Storms ästhetischen anschauungen zusammen. schon in dem angeführten briefe vom 13 märz 1853 äufsert er über das poetische bild: *Darunter verstehe ich nicht die sog. bilderreiche Sprache, die allerdings durch poetischen Drang hervorgerufen werden mag; die aber, da das Suchen des tertii comparationis, wenn noch so unmerklich, immer eine Verstandesoperation bleibt, die poetische Darstellung schwächt; sondern ich verstehe, wenn ich die Wirksamkeit der Phantasie in der Poesie als Bild bezeichne, darunter ein 'in Szene setzen des Gedankens'. Natürlich verschmäh ich nicht durchaus das vergleichende Bild, wo es besonders wirkend ist; aber im ganzen will ich es nicht; es führt überdies direct zur Phrase.*

Das zweite capitel schliefst mit einer zusammenfassenden besprechung des einflusses anderer dichter auf die spätere lyrik Storms. im vordergund steht nun Mörike, der allerdings nicht nachgeahmt wird, wol aber Storms in der gleichen richtung liegende begabung weiter entwickeln hilft: beide sind intuitive naturen. erzieherisch würkte dann vor allem Mörikes sprachliche treffsicherheit. wenn Storm später forderte, dass der gehalt in knappe und zutreffende worte auszuprägen sei, weil schon ein falscher oder pulsloser ausdruck die würkung des ganzen zerstören könne, so gewann er diese einsicht nicht zum mindesten aus den dichtungen Mörikes. dagegen tritt nun Eichendorffs und namentlich Heines einfluss zurück. an Goethe erinnern zuweilen verwante klänge, Freiligrath und das junge Deutschland finden in Storms versen vereinzelten widerhall. inwiefern endlich Fr. Eggers und Theodor Storm sich gegenseitig beeinflussten, hat eine genauere untersuchung erst noch festzustellen.

In den zeitraum des dritten capitels fallen die jahre der

trennung von der heimat, die endliche rückkehr, der tod der gattin. er schliefst mit dem jahre 1868, das Storm in der vorrede zur ersten sammlung seiner werke selbst als markstein bezeichnet. es ist für unsern dichter die zeit des bittern verlustes von heimat und weib: diesen beiden gelten die besten seiner spärlichen gedichte. ihre reihe beginnt mit Storms einziger ballade 'Geschwisterblut'. sie wurde durch ein gedicht Franz Kuglers angeregt, das ihn nicht befriedigte. ihr schliefsen sich die männlich stolzen worte 'Für meine Söhne' an. die zwei gedichte fallen noch in die Berliner zeit. seit der übersiedelung nach Potsdam stockt Storms production. *Wie gerne nähme ich mit der allerbeschränktesten Existenz fürlieb*; *wenn es mir irgend möglich wäre, daheim bei Euch zu sein; die eigentlichen Adern meines Lebens sind mir hier doch unterbunden*, schreibt der dichter am 15 märz 1855 an seinen vater. allmählich entstehn aber doch einige wenige, vollwertige gedichte, geboren aus quälendem heimweh: 'Meeresstrand', 'Vor Tag'. kein wunder, dass auch gedanken über vergänglichkeit und tod wider laut werden. er betont dabei schroff seine dem christentum feindliche stellung. im herbst 1856 siedelt Storm mit den seinen nach Heiligenstadt über. damit beginnen ruhigere zeiten. nochmals strömt der lyrische quell. es entsteht im frühjahr 1858 das gedicht 'Gartenspuk', vor allem aber 1860 die perle der Stormschen lyrik: 'Juli', das gedicht, das seinen eigenen kunstforderungen am vollkommensten entspricht. mit den beginnenden sechziger jahren ertönt dann auch die politische lyrik wider. nach dem tode Friedrichs VII von Dänemark hofft Storm mit fieberhafter ungeduld auf die heimkehr. er, der sonst dem lauten lärm des tages ferne blieb, schreibt am 2 dec. 1863 das gedicht: 'Gräber in Schleswig' und schickt die aufreizenden verse zur sofortigen veröffentlichung an die damals weitverbreitete Gartenlaube. der dänische krieg bricht aus, und Storm kehrt im märz 1864 als landvogt nach Husum zurück. aber die gestillte sehnsucht findet keinen ausdruck im liede. zudem lenkte das schicksal die blicke des dichters aufs eigene heim: seine gattin stirbt (20 mai 1865). ihr gelten die unter dem titel 'Tiefe Schatten' vereinigten gedichte, aus denen gefasste trauer spricht.

Storms stellung zur natur hat sich eigenartig verändert. wol blinkt das meer noch aus den ersten heimwehversen, dann aber verengert sich der gesichtskreis. *Was mir jetzt hier vor allem fehlt,* schreibt er am 8 juli 1857 an FrEggers, *ist ein Garten hinterm Hause; ich kann sagen, ich lebe nicht, weil ich den nicht habe. Ich war in meiner Heimat als Knabe, und später bis zur Auswanderung gewohnt, den Sommer über ganz im Garten zu leben, jeden lieben Gedanken dort auszuspinnen, für jede Schwierigkeit der Arbeit mir dort die Lösung zu suchen; nur im Notfall, zum unabwendbaren Schreiben safs ich im*

Zimmer; das drückende eines Sommertages habe ich dort niemals empfunden. Die grünen Schatten waren immer bereit mich aufzunehmen. das schwer vermisste, die garteneinsamkeit, zaubert jetzt der dichter in der erinnerung hervor, und es ist erstaunlich, mit welcher treue sein gedächtnis die feinsten einzelzüge bewahrte. in der verwendung poetischer kunstmittel wird dabei Storm immer mistrauischer. die naturbeseelung schwindet, die eindrücke der sinneswelt werden möglichst knapp und sachlich widergegeben. bezeichnend hierfür ist eben das gedicht 'Gartenspuk'.

Das vierte capitel fasst die alterslyrik ins auge. nur wenige gedichte entstammen dieser zeit. Storms interesse gilt der objectiven kunst: die meisterhaften novellen der letzten lebensjahre entstehn trotzdem aber wird ihm die lyrik nicht fremd. er stellt sein 'Hausbuch aus deutschen dichtern seit Claudius' zusammen, und diese beschäftigung regt erneute ästhetische betrachtungen an. allmählich stellen sich auch eigene klänge ein. er dichtet neue 'Fiedellieder', die teilweise verse des liederbuchs dreier freunde aufnehmen und ganz im ton jener ersten sänge gehalten sind. dazu gesellen sich strophen der erinnerung an Constanze Storm, knapp im ausdruck, gesättigt mit einer resignation, die in der überzeugung von der vergänglichkeit aller dinge ihre quelle hat: 'Verloren', 'Über die Heide'. auch die spruchweisheit des alters fehlt nicht.

Die stellung der natur hat sich wenig verändert. das meer ist aus seinen versen völlig verschwunden, die heide wird nur selten, aber allerdings mit eindringlicher kraft dargestellt. herbststimmung waltet vor. die darstellung streift da und dort hart den naturalistischen stil: 'Geh nicht hinein'.

Hermann schliefst seine ausführungen über Storms lyrik mit einer eingehnden zergliederung der äufsern form ab. was er über wort- und versaccent in ihrem gegenseitigen verhältnis, über die art der tacte, verse und strophen, über den reim und andere musikalische elemente an hand zahlreicher beispiele dargelegt, beweist von neuem, dass Storm einfache gebilde bevorzugt, weil sie am ehesten eine unmittelbare würkung verbürgen.

Die schlussworte bieten eine zusammenfassung der ergebnisse des ersten teils. sie stellen fest, dass Storms entwicklung zwar keine überraschenden wandlungen aufweise, trotzdem aber nicht übersehen werden dürfe. die genaue darstellung dieser entwicklung ist allerdings nur durch das sorgfältige verzeichnis der erstdrucke möglich geworden, das H. seinem buche als anhang (s. 154 bis 162) beigefügt hat.

Dem descriptiven ersten teil lässt nun der verfasser einen zweiten folgen, worin er durch genetische betrachtungen dem dichter näher zu kommen sucht. er bespricht zunächst 'Storms theorie der lyrik' und schliefst daran darlegungen über Storms

künstlerisches schaffen. ich gesteh, dass mich Herrmanns ausführungen hier wenig befriedigen.

Es ist ein wesenszug, den Storm mit seinem engern landsmann Hebbel teilt, dass er sich zeitlebens nicht nur schöpferisch, sondern auch kritisch betätigte. veranlagung und schicksal drängten ihn zu ästhetischen betrachtungen: es galt, der verkennung der welt gegenüber die überzeugung zu festigen, dass die eigene kunst nicht auf abwege geraten sei. wenn Storm dabei in der schroffen betonung seines standpunctes der lyrik anderer dichter nicht völlig gerecht wird, so erklärt sich dies aus seiner kampfstellung.

Im kernpuncte seiner theorie steht der begriff des intuitiven erkennens: das gegenständliche denken ist für Storm das entscheidende moment der lyrik. sobald der dichter seinen zustand erfasst, ihn mit andern vergleicht oder contrastiert, ist es tätig. allein die intuitiven erkenntnisse werden nicht entwickelt, sondern entdeckt, unmittelbar erkannt, sie lösen sich nie begrifflich von den zuständen selbst ab, sondern zustand und gedanke bedingen einander gegenseitig. aus dem erlebnis selbst quillt der ganze gedankliche gehalt. man vergleiche Storms gedicht 'Juli':

Klingt im Wind ein Wiegenlied,
Sonne warm herniedersieht,
Seine Ähren senkt das Korn,
Rote Beere schwillt am Dorn,
Schwer von Segen ist die Flur —
Junge Frau, was sinnst du nur?

wie unvermittelt ergibt sich der zustand der frau aus dem ganzen zusammenhang, und wie unmittelbar drängt sich der gedanke auf, dass der mensch mit ein glied des weltgeschehens sei und wie der dornstrauch und das korn den ewigen gesetzen des werdens unterliege. diese allgemein gültige wahrheit wird aber nicht logisch discursiv abgeleitet, sondern durch ein anschauliches b i l d[1] offenbart. dass damit Storms auffassung widergegeben ist, bezeugt sein brief an FrEggers vom 13 märz 1853, worin der dichter ausdrücklich betont: *die drei Faktoren der Poesie sind Geist, Phantasie, Gemüt — dem entspricht: Gedanke, Bild, Gefühl. Es muss alles drei immer beisammen sein,* und dann in der folge noch genauer ausführt: *ich verstehe, wenn ich die Wirksamkeit der Phantasie in der Poesie als Bild bezeichne, darunter ein 'in Scene setzen des Gedankens'.*

Aus dieser grundanschauung lassen sich nun die von Herrmann widergegebenen forderungen Storms als folgerungen ableiten. der intuitive charakter der lyrik ist mit didaktik ebenso

[1] ich halte den begriff symbol absichtlich fern, weil er zu weit ist. auch Herrmann versteht darunter sowol ein stilmittel, als auch, wie ich seinen andeutungen auf s. 74/75 entnehmen muss, zugleich eine bestimmte künstlerische betrachtungsart.

unvereinbar, wie er jegliche, immer dem discursiven denken entspringende reflexion abweist. der inhalt ist allgemein gültig, weil eben die intuition, wie Hebbel betont, 'in unendlicher vertiefung das allgemeine im besonderen aufdeckt' (Ges. werke herausgeg. v. RMWerner, bd XI s. 69). der ausdruck endlich muss einfach sein, weil er sonst die unmittelbarkeit der würkung beeinträchtigt. die classische formulierung Storms in der vorrede seines Hausbuches mag die vorstehnden, bloſs andeutenden ausführungen abschlieſsen: *von einem Kunstwerk will ich, wie vom Leben, unmittelbar und nicht erst durch die Vermittlung des Denkens*[1] *berührt werden; am vollendetsten erscheint mir daher das Gedicht, dessen Wirkung zunächst eine sinnliche ist, aus der sich dann die geistige von selbst ergibt, wie aus der Blüte die Frucht.* bezeichnet man Storm bloſs als stimmungsdichter, so wird man seiner lyrik durchaus nicht gerecht. sie will weit mehr sein; denn sie gibt in ihren besten strophen in der anschaulichen form intuitiver erkenntnisse die pantheistisch gerichtete lebensauffassung des dichters.

Empfindet es schon der darsteller der Stormschen theorie der lyrik als mangel, dass uns des dichters ästhetische betrachtungen nicht im ganzen umfange zugänglich sind, so macht sich diese lücke noch mehr fühlbar, wenn das künstlerische schaffen Storms geschildert werden soll; zumal auch noch die wichtigste vorbedingung einer genetischen betrachtung: die kenntnis der ersten niederschriften zur gewinnung der ursprünglichen lesarten, nicht erfüllt ist. so vermag denn Herrmann nur wenig zu bieten. einleitenden bemerkungen über erlebnis und production in ihrer gegenseitigen beziehung folgt eine kurze besprechung secundärer lesarten, die der verfasser durch vergleichung der verschiedenen drucke gewonnen hat. dabei lassen sich gegen Herrmanns aufstellungen berechtigte zweifel erheben. es ist sehr fraglich, ob das erlebnis im moment der höchsten gefühlserregung den schlagendsten ausdruck findet (vgl. dazu RLehmann Deutsche poetik s. 31), und der scheinbaren 'gelegenheitslyrik' Storms stehn ausgeprägte erinnerungsdichtungen wie 'Meeresstrand', 'Gartenspuk', 'Ein Sterbender', 'Über die Heide' gegenüber. das lesartenverzeichnis ist verhältnismäſsig wenig ergiebig, weil der strenge künstler die wesentlichsten änderungen schon vor dem ersten druck vornahm. immerhin gibt H. beachtenswerte beobachtungen. wir lernen Storms sorgfalt in der wahl der überschriften kennen, verfolgen sein bestreben, durch stilistische änderungen gröſsere einfachheit zu erreichen, und erfahren, dass unser dichter auch der musikalischen seite der gedichte später vermehrte aufmerksamkeit schenkte. am meisten geändert erscheinen die gedichte 'Junge Liebe', 'Ostern', 'Tiefe Schatten VI', und zwar dringt Storm

[1] dh. der reflexion.

auf anschaulichere fassung. bemerkenswert ist endlich H.s vorschlag, im gedichte 'Vor Tag IV' die in der ausgabe letzter hand (1885) eingedrungene lesart: *wo wir uns wiedersehen* durch die frühere fassung: *wie wir uns wiedersehen* zu ersetzen.

Endlich bieten die seiten 149—187 als anhang eine ganze anzahl wertvoller bibliographischer und textkritischer beiträge, in denen viel mühevolle arbeit verborgen ligt. H. gibt 1) eine ergänzung zu den litteraturangaben in der 2 aufl. von Schützes Stormbiographie, 2) ein verzeichnis der datierbaren gedichte, 3) ein verzeichnis der druckorte mit angabe des ersten druckes jedes gedichtes, 4) ein chronologisches verzeichnis der lesarten, soweit sie aus drucken und erreichbaren handschriften entnommen werden konnten, 5) abweichungen der neueren drucke von der ausgabe letzter hand (1885), ein verzeichnis, das den verlegern eine revision des textes dringend nahe legen sollte, endlich 6) ein sorgfältiges register der gedichte mit verweisungen auf die lesarten.

Die vorliegende abhandlung ehrt den verfasser wie die schule aus der er hervorging, und es bleibt nur zu wünschen, dass sie für die künftige forschung auf dem gebiete der lyrik vorbildlich werde.

Basel. **Emil Geiger.**

Wilhelm Busch der poet. seine motive und seine quellen. von **Otto Felix Volkmann.** [Untersuchungen zur neueren sprach- und litteraturgeschichte. hsg. von Walzel. n. f. 5 heft]. Haessel 1910. 85 ss. 8° — 2 m.

Wilhelm Busch als dichter, künstler, psychologe und philosoph von **Fritz Winther.** [University of California publications in modern philology. vol. 2, nr 1] Berkeley, the University press 1910. 75 ss. 8°. — 2.50 $.

1. Der haupttitel der Volkmannschen schrift verspricht mehr, als der verf. gibt. nur ein teil der dichtungen Buschs wird hier berührt. denn für eine grofse anzahl subjectiver lyrischer gedichte lassen sich 'quellen' natürlich nicht auffinden, ihre motive lassen sich nicht stofflich an die anderer dichter anschliefsen. auch erwähnt V. die prosadichtungen Buschs nur ganz leicht, und sie müsten bei betrachtung des 'poeten' Busch mit in die erste reihe gestellt werden.

Interessant ist es gewis, was V. aus schwank, sage, märchen, volkslied heranholt, um den kreis der motive zu bestimmen, auf den Busch zurückgreifen konnte. auch betont der verf. oft, dass er nicht immer quellen angeben, sondern nur den überkommenen stoffkreis umschreiben wolle; er beansprucht nicht vollständig zu sein. die inzwischen erschienene hinterlassene sammlung 'Ut ôler Welt' kannte er noch nicht und konnte des dichters stellung zum volkstum danach noch nicht bestimmen.

einzelheiten daraus waren freilich schon früher veröffentlicht, und man vermisst ihre berücksichtigung. V. versäumt es auch, das gedicht *'Ich weiſs ein Märchen hübsch und tief'* aus der 'Kritik des Herzens' mit der geschichte vom 'Mäuselein' aus Grimms 'Deutschen Sagen' (nr 247) zusammenzustellen. anderseits glaubt V. zuweilen irrig, quellen gefunden zu haben. mir ist es nicht wahrscheinlich, dass Busch aus dem Fischartschen Eulenspiegel-ausdruck *'Suppenwust'* jene scene im Knopp hergeleitet habe, die sich doch sicherlich an einen beobachteten brauch oder misbrauch (wärmen des suppentopfes im bett) anschlieſst. das gedicht 'Der alte Narr' hat mit der angeführten geschichte aus Paulis 'Schimpf und Ernst' das einzig charakteristische nicht gemein. 'Hahnenkampf' von Busch ist der citierten äsopischen fabel durchaus fremd; die neigung der hähne, um hennen zu kämpfen, beobachtete Busch gewis unzählige male auf den hühnerhöfen seiner dörfer. quellenforschung ist es auch nicht, wenn V. die Darwinsche und die atomenlehre als anregung für zwei gedichte nennt, die sich ganz offen und ausdrücklich ironisch über diese beiden themen äuſsern.

Soweit die dichtungen Buschs fabel-, schwank-, märchen- oder sagencharakter tragen, behandelt sie V. recht eingehend und bringt auch mancherlei resultate. aber er wird so m. e. weder dem humoristischen noch dem ernsten poeten gerecht. von den ernsten gedichten werden ganz unbedeutende stücke wie 'Der Geist' und das vom ungetreuen Müller zu ausführlich behandelt, und nur deshalb, weil es möglich ist, sie 'anzuschlieſsen'. das für Busch charakteristische tritt nicht klar genug heraus. — endlich noch eins: alle die zur einsicht gelangen können, wissen längst, was sie von Busch zu halten haben; es ist nicht mehr an der zeit, auszurufen: 'langsam nähern wir uns dem zeitpunct, da auch der biedere philister glauben darf, dass würklich ein vollwertiger künstler mit dem verewigten zu grabe getragen ward' (s 1). dass man heute eher vor einer überschätzung des liebenswerten mannes warnen darf, zeigt gleich das nächste hier zu besprechende buch.

2. Winther treibt die überschätzung Buschs auf eine bisher nur selten erreichte höhe. er citiert sehr viel aus Buschs werken und vergleicht ihn dabei mit anderen dichtern und künstlern. aber mit wem? ich weiſs nicht recht, ob ich etwa eine art neckischen tones misverstehe, ob W. etwa seine vergleiche so ernst nicht meint. es heiſst s. 7: 'das moralisierende, sowie das begriffliche element, das wir bei Busch vorfinden, weist darauf hin, dass er unter jene künstler gehört, die wie Lessing, Schiller und Ibsen ihre phantasie durch den verstand unterstützen und zügeln'. ebenda: 'die hauptperson oder hauptpersonen werden in die mitte gerückt, die nebenpersonen gruppieren sich mit einer oft noch exacteren symmetrie, als wir sie bei Raffael finden,

zu beiden seiten, so dass sie sich womöglich paarweise entsprechen: zb., wenn Plisch und Plum von ihren jungen herren kunststücke gelehrt werden. hier wird sogar die dreieckscomposition der italienischen renaissance wider belebt'. s. 8: 'dies ist eine assymmetrie [!], wie sie auch bei den classikern vorkommt; bei Busch wird sie aber zu einem contrast misbraucht'. s. 9: 'ja gelegentlich erreicht er hierin [im realismus] einen grad der intimität, wie ihn kaum Zola übertrifft'. s. 14: 'das seltsamste dabei ist, dass, während Busch zuerst über den heiligen [Antonius von Padua] spottete, er ihn allmählich lieb gewinnt, was dem schluss seiner erzählung etwas von der wärme Kellers gibt'. s. 55: 'Keller wie Busch — Busch als schriftsteller und zeichner — gehören mit zu den grösten durch die feine art, wie sie junge mädchen darzustellen vermögen'.

An der einen stelle sagt W. ja ausdrücklich, dass er durch die vergleichung nicht gleichstellen wolle, an anderen ligt es aber ebenso klar zutage, dass er würklich auf beiden seiten ähnliche werte erkennt. so bringt W. sich um das ernsthafte interesse seines lesers — auch wenn er die perioden in Busch' entwicklung richtig zu unterscheiden vermag.

Berlin-Friedenau. **Karl Freye.**

LITTERATURNOTIZEN.

Johannes Sichardus und die von ihm benutzten bibliotheken und handschriften von **Paul Lehmann** [Quellen u. untersuchungen z. latein. philologie des mittelalters IV 1]. München, Beck 1912. x u. 237 ss. gr. 8°. 10 m. — Ludwig Traube ist in den letzten jahren seines lebens von dem eigentlichen centrum seiner philologischen tätigkeit gelegentlich weit abgekommen: von der geschichte der paläographie und der antiken überlieferung war er auf die geschichte der bibliotheken geführt worden und schliefslich bei der geschichte ihrer fleifsigsten — und ihrer gefährlichsten besucher gelandet. und der treuste seiner getreuen, Paul Lehmann, ist ihm auf diesen pfaden gefolgt. an seine wackere erstlingsschrift über Franciscus Modius schliefst sich nun die überaus gründliche untersuchung über den etwa ein menschenalter ältern Joh. Sichart von Tauberbischofsheim († zu Freiburg i. Br. 1552), der in seiner Baseler Zeit (wo er ua. der lehrer des Sixt Birk war) eine ungemein rege editionstätigkeit entfaltet hat (1526—1530). wenn wir die liste seiner philologischen veröffentlichungen (s. 45—66) mustern, so begegnet uns freilich kaum ein werk, das wir als mittellateinisch ansprechen dürfen. aber diesen ausgaben sind handschriftenforschungen und bibliotheksreisen vorausgegangen; ihnen spürt L. nach, und wir folgen ihm mit interesse und gelegentlich mit spannung: von

Basel nach Murbach und Strafsburg, Schönau, Trier und Sponheim, nach Lorsch, Ladenburg (Dalbergsche bibliothek) und Mainz, schliefslich nach Fulda und Hersfeld; handschriften anderer bibliotheken, wie der Augsburger dombibliothek, hat S. durch vermittlung nach Basel entliehen. die zeugnisse in briefen und vorreden reichen freilich nicht aus, um ein itinerar festzulegen, aber da die reisen selbst nur etwa zwei jahre umspannen, ist das kaum ein mangel. L. hat sich aber nicht damit begnügt, den umfang der handschriftenkenntnis und die art der benützung durch Sichart festzustellen, er hat bei jeder der bibliotheken (die inzwischen alle zerstreut sind) die zeugnisse für ihren alten bestand gesammelt und mit unendlicher mühe die noch in der diaspora vorhandenen codices ermittelt. wie viel dabei herausgekommen ist, ersieht man am deutlichsten, wenn man die abschnitte über Fulda (s. 93—120) und Lorsch (s. 133—158) mit dem vergleicht, was noch 1902 FFalk im 26 beiheft zum Centralblatt für bibliothekswesen zu bieten vermochte.

Für die deutsche philologie fällt direct nicht viel ab, obwol immerhin etwas mehr als die sorgfältigen register verraten: für die kleinen ahd. stücke aus Fulda, Lorsch und Trier wird eine neubearbeitung der Denkmäler allerlei bibliographische notizen hier finden, wenn auch nicht gerade wichtige feststellungen. dass die 'Baseler recepte' MSD. LXII in einem Fuldaer codex stehn, wissen wir freilich schon seit 1900 durch PvWinterfeld in der Festschrift Joh. Vahlen gewidmet s. 403. aber dass das Göttinger ms. theol. 231 mit der Fuldaer beichte MSD LXXIII A (über dessen datierung [ca. 975] jetzt EHeinrZimmermann Die Fuldaer buchmalerei in karoling. u. ottonischer zeit, Wien 1910, zu vergleichen ist) aus Helmstedt stammt und dorthin wahrscheinlich aus dem nachlass des Flacius gekommen ist, erfahren wir erst hier s. 100f. und ähnliches noch mehr. — unter dem was sich für die textgeschichte der von Sichart herausgegebenen schriftsteller ergibt, gehn uns die ausführungen über Beda De schematibus et tropis s. 141ff immerhin etwas an: L. vermutet, dass der von neuern herausgebern ganz unberücksichtigt gelassene breitere text des Sichart ein erzeugnis der Lorscher klosterschule sei.

E. S.

B. Bretholz. Geschichte der Stadt Brünn herausgegeben vom Deutschen verein für die geschichte Mährens und Schlesiens. I band: bis 1411. Brünn 1911. verlag des vereins, druck von Rudolf M. Rohrer. 445 ss. gr. 8°. — Diesem vornehm und reich ausgestatteten werke vermögen auch unter den grösten städten des Deutschen reiches gewis nur wenige etwas ähnliches an die seite zu setzen. es fufst auf einer absolut erschöpfenden kenntnis der sämtlichen quellen, von denen die schriftlichen: losungsbücher, rechtsbücher, urkunden, stadtbücher, in vier bänden der darstellung auf dem fufse folgen sollen; städtische chroniken gibt es

leider nicht. dem verfasser, dem vieljährigen hüter und ordner der archivschätze Mährens und seiner hauptstadt, steht die intimste kenntnis des schauplatzes, der geographischen und ethnographischen grundlagen und bedingungen des geschichtlichen werdeganges zu gebote. so weiſs er auch da wo die urkundlichen nachrichten noch spärlich flieſsen, oder wo ihr fluss zu stocken scheint, uns den eindruck einer sichern führung zu bewahren. im festgefügten rahmen der politischen geschichte kommen alle seiten des wirtschaftlichen lebens und seiner rechtlichen formen, alle erscheinungen der materiellen wie der geistigen cultur zur geltung — und niemals verlieren wir das gefühl, dass wir uns von den quellen entfernen. dafür nehmen wir einzelne widerholungen und die gelegentliche auspressung der zeugnisse, die aber nie zur willkür führt, gern in kauf.

Dieser erste band schlieſst mit dem tode des markgrafen Jodok, durch den Brünn aufhört eine residenzstadt zu sein. er beginnt mit dem frühsten vorkommen des namens Brünn z. j. 1091, greift aber in cap. II auf die älteste geschichte des locals zurück, wo denn die etymologie breit erörtert wird: die deutung aus dem slavischen lehnt B. ebenso bestimmt ab, wie die aus dem deutschen, und mit beidem wird er recht haben; ob aber die von AHolder dargebotene ableitung aus dem keltischen gerade das richtige trifft, vermag ich nicht zu entscheiden. aus dem weitern inhalt des buches dürften den germanisten besonders interessieren: das erste auftreten der (deutschen) bürger von Brünn (1237 resp. 1235 u. 1234) s. 32 ff; dann cap. V 'Die fortentwicklung des bürgertums und seiner rechte unter den Přemysliden; cap. VIII 'Das topographische bild der stadt im 14 jh.' (mit den straſsennamen s. 190 ff); cap. IX 'Handwerk und kaufmannschaft' (mit einer liste der vorkommenden gewerbe und ihrer gruppierungen s. 220—225); cap. XI 'Die bürgerschaft. bilder aus ihrem leben' (mit den bürgernamen s. 333—337); cap. XIII 'Die quellen zur stadtgeschichte'. — neun tafeln mit abbildungen in mustergiltiger ausführung sind beigegeben, darunter mehrere zweiseitige; in farbiger widergabe das stadtwappen des 15 jh.s (taf. IV 3) und das bild des stadtschreibers Johannes (taf. IX). ein merkwürdiger irrtum ist auf der münztafel (VI) passiert, wo als 'silbergroschen Wenzels IV' und denar desselben herschers in würklichkeit (was sogar die innere umschrift des averses beim grossus sagt!) die gepräge Wenzels II widergegeben sind, die auch in der tat in erster linie hierher gehören, dann aber vor den münzen Karls IV stehn musten.

Ein paar kleinigkeiten will ich noch anführen, nur um dem verfasser zu zeigen, wie aufmerksam ich ihm — immer freilich als germanist — gefolgt bin. unter den frühesten bürgern Brünns führt einer den alten heroennamen 'Starchand' (so in beiden urkunden, von 1258 u. 1271): der durfte weder mit dem zusatz

'oder Starhard' (s. 53), noch mit der deutung '(Starkhand?)' versehen werden (s. 74). — die sehr interessante mühlordnung von 1352 soll nach B.s angabe (s. 240 n. 2) im Cod. dipl. Moraviae VIII 135 ff 'leider mit verschiedenen unrichtigen lesarten' abgedruckt sein; richtig aber bietet dieser abdruck zweifellos eine *bůn* (verschlag) von brettern, während B. einen 'brunnen' daraus macht. — der bischof Dietrich von Olmütz, der sich in lateinischen urkunden die übliche umformung Theodericus gefallen lässt, darf deshalb doch nicht von uns 'Theoderich' oder gar, wie Bretholz constant (im regest s. 414, im register s. 438) schreibt, 'Theodorich' genannt werden.

Mit einer gewissen wehmut bin ich an dieses buch herangetreten, und mit einer starken empfindung des trostes leg ich es aus der hand. der kampf zwischen dem deutschen und dem čechischen element zieht sich durch die ganze geschichte der mährischen hauptstadt. dem germanisten tritt er sofort und höchst lehrreich in den schicksalen der namen, besonders auch der vornamen entgegen: man sehe sich nur einmal die koseformen zu 'Konrad', 'Heinrich', 'Jacob' auf s. 335 an, wie sich da beständig deutsche und čechische lautgebung und bildungsweise ablösen und verschlingen; ja vielleicht hat schon der 'älteste bürger Brünns', wenn er zweimal 'Brumo' und einmal 'Bruno' heißt (s. 32), in seinem namen derartige schicksale erlebt — und ertragen. ein solches dauerringen aber, das nun schon sieben jahrhunderte währt, erscheint als eine historische notwendigkeit und fast wie ein naturzustand, und wenn es die unsrigen so lange ausgehalten haben, so müssen und werden sie es auch noch weiter aushalten!

E. S.

Der arme Heinrich herrn Hartmanns von Aue und zwei jüngere prosalegenden verwanten inhalts mit anmerkungen und abhandlungen von **Wilhelm Wackernagel**. neu herausgegeben von **Ernst Stadler**. Basel, BSchwabe & co. 1911. 250 ss. 8°. 3,60 m. — Wackernagels bearbeitung des Armen Heinrich, wie sie 1885 mit anmerkungen und anhängen aus dem nachlass WToischer herausgegeben hatte, gilt mit recht als eine der wenigen commentierten ausgaben, die wir den jüngern unserer wissenschaft empfehlen dürfen. es ist freudig zu begrüßsen, dass die verlagsbuchhandlung auch diese neue auflage in würdiger ausstattung und zu mäßsigem preise den studenten zugänglich macht. der preis hätte sich noch mehr verbilligt, wenn man die zugaben fortließs, die dem kleinern kreise der sie braucht, im ersten druck genügend zugänglich blieben: sie nehmen fast ein drittel des raumes ein!

EStadler hat seine aufgabe insofern recht gewissenhaft genommen, als er die litteratur, soweit sie sich irgendwie mit dem Armen Heinrich befasst oder berührt, aufgearbeitet und die ergebnisse dieser sammeltätigkeit in klammern den anmerkungen

einverleibt hat; auch die einleitung ist so behandelt worden: ähnlich wie wir es von EMartins der litteraturgeschichte Wackernagels zugewanter pietät kennen. nach meiner auffassung hat St. dabei des guten zuviel getan und das studentenbuch als solches nicht verbessert. der einheitliche charakter des commentars, der ganz auf eigenster und zt. recht abgelegener belesenheit beruhte, ist durch die beständigen hinweise auf Zwierzinas Mittelhochdeutsche studien (auf die doch bei der textgestaltung gar keine rücksicht genommen ist) und auf Schönbachs im verhältnis zu seiner breite doch wenig ergiebiges buch zerstört worden. dagegen fehlt bei den grammatischen bemerkungen die dringend notwendige revision von seiten des herausgebers überall da wo nicht etwa Zwierzina einen anlass gab. — der druck ist leidlich sauber, im text ist mir nur 329 *mitte* st. *mite* und 1080 *viel* st. *vil* aufgefallen; in den anmerkungen wäre mehr zu rügen. — wie Wackernagel selbst die verse gelesen hat und wie sie der neue herausgeber list, kann ich freilich vielfach nicht erraten.

Am text des Armen Heinrich, der in der hauptsache auf zwei hss. des 14 jh.s beruht, ist noch immer viel zu tun, das zeigt mir jede neue lectüre des gedichtes. der rand meines handexemplares von Haupt-Martin weist eine fülle von fragezeichen auf; von denen die ich selbst beantworten zu können glaube, will ich hier in kürze einige aufreihen. 118 *in ein versmæhelîchez leit,* wie alle herausgeber lesen, muss in *schemelîchez* geändert werden (vgl. 383. 456); das (in obiger form übrigens ganz unmögliche) wort stammt allein aus A. — 163 *Ein wênic fröuwet er sich doch,* l. *Ein lützel,* vgl. Lachm. zu Iw. 137. — 232 ist für *suht* wahrscheinlich *siecheit* (wie 410) oder *siechtuom* (wie 988) einzustellen — 289 l. *geschæhe* — 540. 41 die umstellung *muoter — vater* hat nach B schon Paul vorgenommen. — 946 *mich arzenîen underwunde,* lis *arzâte* (trotz 438): die ärzte haben ja erklärt, dass keine arznei helfe! — (1096 das *nie* von B darf nicht fehlen! —) 1333 l. *wünneclich*! *minneclich* ist für die situation unpassend und obendrein (als adj.) kein hartmannisches wort. — 1346 l. *alsô drâte.* E. S.

Ein Mondwahrsagebuch. zwei altdeutsche handschriften des XIV und XV jahrhunderts herausgegeben von dr **Robert Vian.** Halle, Niemeyer 1910. (VIII u.) 127 ss. 8⁰. 3 m. — Bald nachdem ich in der Zeitschrift 50, 135 f das kleine Ockstädter fragment mit 'prophezeiungen' veröffentlicht hatte, schrieb mir RPetsch, er sei bei der abfassung von beschreibungen der Heidelberger handschriften auf den text gestofsen, zu dem jene beiden (umzustellenden) versgruppen gehören. da er mir aber gleichzeitig meldete, dass einer seiner zuhörer sich mit dem gedichte näher zu beschäftigen angefangen habe, wollte ich diesem doch nicht die freude der ersten mitteilung stören. die damals an-

gekündigte arbeit ligt nun vor und bietet den text und was dem verf. zu seinem culturgeschichtlichen verständnis und zu seiner einreihung in die geisteswelt des ausgehnden mittelalters zu erreichen war, in der hauptsache genau und sorgfältig, wenn auch mit der umständlichen breite des anfängers und in einem unbeholfenen und oft recht merkwürdigen deutsch. rückständig sind auch die grammatischen vorstellungen des verfassers, zb. s. 46 unten über das 'sog. nasalinfix' oder gleich darüber, wo er wörter wie *geneme, vorbazzer* nicht bei Lexer gefunden haben will — doch wol nur weil er sie nicht unter *genæme, vürbazzer* gesucht hat. andere wörter die hier aufgeführt werden, beruhen auf schreib- und lesefehlern, wie der paralleltext zeigt. unter diesen umständen ist es nur gut zu heifsen, dass V. auf jeden versuch einer kritischen ausgabe verzichtet und dem text der Heidelberger (Pal. germ. 3) den einer zweiten, Berliner hs. einfach gegenüber gestellt hat, mit der raumersparung, welche die hss. selbst an die hand geben. unter dem text ist dann auch das Ockstädter fragment wider abgedruckt, das an alter und reinheit die beiden vollständigen hss. weit überragt und dem original zum mindesten sehr nahe steht: Thüringen gegen 1350.

Es handelt sich bei dieser reimerei um eine abart der von den Arabern überkommenen loosbücher (vgl. Sotzmann im Serapeum 12. 13), die ihre wahrsagung vom stande des mondes abhängig macht; die ziemlich umständliche benutzung erfolgt auf grund eines complicierten schemas, das in den hss. voransteht und das V. s. 59 ff nicht gerade sehr klar demonstriert. **E. S.**

Liebe und ehe im altfranzösischen fablel und in der mittelhochdeutschen novelle. von **Bruno Barth** [Palaestra h. XCVII]. Berlin, Mayer & Müller, 1910. VII und 273 ss. 7.80 m. — Die betrachtung des schon oft culturhistorisch mit erfolg durchforschten afrz. fablel und der mhd. novelle — samt vergleichung der beiden — hat eine recht stattliche anzahl von neuen gesichtspuncten und ergebnissen zum vorschein gebracht. B. findet in der mhd. novelle eine neue art von erotik: eine sentimental-sinnliche. ferner eine aufserordentlich starke betonung aller gefühlselemente; die dadurch erzeugte stimmung wird vermehrt durch die meisterhafte, der süfssinnlichen erotik angepasste darstellungsart, die, in freier weise, zum grösten teil noch mit den stil- und kunstmitteln der höfischen classischen dichtung arbeitet. und schliefslich hebt B. noch hervor die freude an psychologischen darstellungen und die moralische hebung der rohen fablelstoffe. — die lobenswerte klarheit in der darstellung fehlt in der methode der vergleichung, über die der verf. sich s. 4 ausspricht. — ausblicke auf die wesentlichen nationalen unterschiede in der jüngern litteratur sind spärlich, obwol sie sich oft geradezu aufdrängten. vielleicht nicht zum schaden der arbeit; denn B. kommt da und dort nicht um eine subjectiv ge-

färbte beurteilung des gegensatzes deutsch-französisch herum. manche eingestreute bemerkungen zeigen uns, dass B. über das würkliche wesen der Französin nicht ganz im unklaren ist. aber was bedeutet s. 50 in einer objectiv wissenschaftlichen arbeit die 'echt deutsche frauengestalt'? ist ferner B. der ganzen feinheit des lai der Marie de France zb. gerecht geworden? und berücksichtigt er das lai dem rohern fablel gegenüber genügend bei der darstellung des unterschiedes zwischen deutsch und französisch auf den seiten 138 ff? muss man nicht vielfach zwischen den zeilen heraus die irrige grundauffassung lesen, nach welcher B. die frau im französischen schwank voreingenommen nach der frauenfigur im modernen französischen roman beurteilt, welche ja der grofsen mehrheit der würklichen Französinnen durchaus nicht entspricht? ich will das beileibe nicht chauvinismus nennen; es ist dazu zu unbedeutend; aber gleichwol hab ich mich daran gestofsen. fallen wir nicht in den fehler vieler Franzosen, die nationale wissenschaft treiben wollen. — ferner: warum vom 'realen genuss der liebe', von der 'illegalen liebe', von 'jenem gewissen faible für duldende, reine frauengestalten' usw. sprechen? — vielfach sind schlüsse gewagt, wie s. 35 unten (ist an sich kein zeichen, dass das sinnliche element im frauenideal betont wird), s. 101 unten (der ehebruch wird durch die angeführten umstände nicht gemildert, sondern begründet) usw. — auch der stil lässt nicht selten zu wünschen übrig. s. 61 heifst es 'neben den ehebrüchen bilden einen wichtigen bestandteil der mhd. und nfrz. schwankerzählungen die verführungen. in ihnen sind natürlich die hauptpersonen die jungfrauen'. auf was bezieht sich 'ihnen'? oder die satzstellung auf der gleichen seite 'in ihrem äufseren eine liebliche mädchengestalt, ist sie schlank und flink in ihrem wesen, mit lockigem haar, rotem mund und rotbackigen wangen'. oder die vermengung zweier ausdrücke, immer auf der gleichen seite: 'fragt sie ihn spöttisch, er habe wol den koller'. ferner sagt man im deutschen 'sei es . . ., sei es . . .', nicht 'sei es . . ., oder . . .', wie B. immer schreibt. oder die wortstellung s. 67 oben 'eine nebenperson ist auch nur die kupplerin', statt 'auch die kupplerin ist nur eine nebenperson' usw. s. 83 wäre 'scholastische elemente' besser als 'meistersingerhafte e.'. — verwertet wurden 107 mittelhochdeutsche schwänke vom 13 jh. an bis auf Heinrich Kaufringer, und 93 altfranzösische. der stoff ist in der hauptsache in fünf capitel eingeteilt: 1. Charakteristik: männliche figuren — weibliche figuren. 2. Liebesverhältnis zwischen mann und weib: entstehen der liebe — die verführung — das verhalten des weibes — das rendezvous — die hingabe — nach der hingabe. 3. Die ehe. 4. Stellung der dichter und moralische auffassung. 5. Person und name Gottes (sic).

Burgdorf (Schweiz). **Eugen Geiger.**

Rübezahlforschungen. die schriften des M. Johannes Prätorius von dr **Karl de Wyl.** [= Wort und Brauch. hrsg. von Theodor Siebs und Max Hippe, 5 heft]. Breslau, M. u. H. Marcus 1909. VIII + 159 ss. 8°. 5 m. — Um das wesen unseres Rübezahls ist unter den schlesischen gelehrten der streit entbrannt. Zacher hat mit der methodischen forschung den anfang gemacht, ihm ist Rübezahl als einheimischer winddämon des riesengebirges erschienen; Regell hat er sich als eingewanderter bergmannsgeist des Harzes offenbart, der nie im breiten volke heimisch geworden und, wie er jetzt vor uns steht, fast ganz ein litterarisches gespinst ist. de Wyl untersucht die vier Rübezahlschriften des M. Johannes Prätorius nun daraufhin, wie weit P. als gewährsmann glauben verdient. und P. gewinnt durch de W.s arbeit. er hat gute quellen gehabt: wurzelgräber des Riesengebirges und kräutermänner auf den Leipziger messen, die ihre buden mit Rz.s bild als aushängeschild schmücken; vor allem aber den Hirschberger apotheker Sartorius, den deW. namentlich nachweist, dessen Leipziger freund und den Liebenthaler boten. ferner lässt sich P.s erzählungsart durch den vergleich seiner schriften mit seinen schriftlichen quellen erkennen. er hat massenhaft zufabuliert, übertragen und nachgedichtet, aber auch vieles getreu überliefert. deW. hat eine grofse belesenheit in der litteratur jener zeit; er bereichert die Rübezahlannalen Zachers um sechs nummern; nur für sieben der von P. selbst durch die schlussformel 'doch genug' als echt bezeichneten erzählungen bleiben wir ohne anderweitige nachweise. — mit der frage nach dem wesen Rz.s will sich deW. nur soweit beschäftigen, als es ihm zur lösung der litterarischen frage dienlich ist. teufel-, schwarzkünstler-, wilde jäger- und wassergeistersagen streift er als litterarische anhängsel von der figur Rz.s ab: als seinen kern erkennt er einen kobold, einen neckgeist unbestimmten charakters, der die leute in die irre führt und dann in ein tier verwandelt auslacht, der dem armen handwerksburschen den geschenkten holzkegel in einen kuhfladen, die krümel in gold verwandelt; gefährlich wird er nur, wenn man die springwurzel rauben will. durch die bergleute soll Rz. erst zum schatzhüter und damit zum wettermacher gemacht worden sein; als ein mittelglied glaubt deW. den namen 'Ronceval' für Rz. anführen zu dürfen: bergleute haben den bergwerksgeist des Rammelsberges mit dem Rz. des Riesengebirges gleichgesetzt und damit Rz.s art ganz wesentlich verändert. — deWyls buch bringt durch die quellenkritik die Rz.-forschung um ein gut stück weiter. ob er freilich Rz. als bergwerksgeist recht beurteilt, scheint mir doch zweifelhaft.

Moys b. Görlitz. **W. H. Vogt.**

Lykkemand og niding. vor folkeæt i oldtiden. von **Vilhelm Grønbech.** første bog. København, forlagt af V. Pios

boghandel 1909. 220 ss. 8°. — Grønbechs buch ist schön zu lesen, aber nicht leicht zu verstehn. schön zu lesen ist es, denn Gr. schreibt eine schöne, kraftvolle sprache. er gebraucht anschauliche bilder, und der deutsche leser glaubt zu fühlen, dass dieses dänisch aus der lebensfülle der dänischen bauernsprache geschöpft ist. wendungen des alten textes werden mit grofser treffsicherheit in die moderne sprache übertragen und scenen der sagas ungemein lebendig hingestellt. trotzdem ist das buch nicht leicht zu verstehn; denn der stoff ligt nach des verfassers meinung sehr weit von unserem verstehen ab, und Gr. will beileibe keine verwirrung zeitlich getrennter vorstellungen; wir müssen uns rein umkehren, wenn wir begreifen wollen, wie der alte Nordgermane in seiner sippe gestanden hat. die aufgabe des buches ist, die grundkräfte des sippenlebens der menschen der sagazeit darzustellen. und der verf. will nicht bei der feststellung und schilderung einer reihe von kräften stehn bleiben, sondern mit nicht ermüdender energie gräbt er immer tiefer, bis er im querschnitt des wurzelstockes alle späteren erscheinungen geschlossen vor sich liegen sieht. es kommt ihm alles darauf an, die völlige gebundenheit des menschen in seiner sippe unserem verstand und gefühl deutlich zu machen. tritt der mann aus der sippe heraus, so verliert er schlechthin seine menschlichkeit; nicht einmal die natur spricht zu ihm. 'friede', freude, ehre, tatkraft gibt nur das leben in der sippe, aus dem er weder heraus will noch kann. und die sippen stehn einander als festumrissene charaktere mit ganz besonderen eigenschaften, ganz besonderer ehre, ganz besonderem *lykke* — es darf wohl einmal ohne verbindlichkeit die übersetzung 'würkungsvermögen' gewagt werden — gegenüber. der bauer hat eine andere ehre, ein anderes feld seiner tatkraft, als der herse und der könig. genügt der sprössling den eigentümlichen forderungen seiner sippe, dann ruht ihr ganzer segen auf seinem wesen, so wie er seine sippe fördert; dann ist er *lykkemand*; genügt er ihnen nicht, dann ist er *niding*. das altertum kennt nur dies entweder — oder, eine feinere abtönung des urteils gibt es nicht. — ein zweiter band soll das staatsleben behandeln, das im gesamtleben als absolute gröfse dem sippenleben gegenüber steht und mit ihm ausbalanciert werden muss. so gibt der erste band nur eine seite des lebens, und die kritik hält sich daher billig zurück, bis der verf. ausgeredet hat. doch darf hier wol auf einiges mit wunsch und dank hingewiesen werden. sollte das werk nicht ohne schaden für den stoff leichter verständlich sein, wenn sich der verf. zuweilen auf moderne anschauungen beriefe? unser familienstolz, der sehr darauf hält, dass die söhne nicht unter die sociale stufe des vaters sinken, ist der alten auffassung der sippenehre sehr verwant, und durch die ehrenhändel deutscher studenten bläst noch ein geist von rache und ehre, der vom geiste jener alten zeiten ist, bes. wenn

die corporation wie die sippe oder gilde hinter dem fechter steht. ganz gewis aber kann dem leser bedeutend geholfen werden, wenn ihm durch fassliche capitelteilung und capitelüberschriften wegweiser gegeben werden. fünf capitel von je 30 bis 50 ss. mit den dunklen überschriften 'Fred' — 'Ære' — 'Ære' — 'Lykke' — 'Lykke', das heifst nicht, dem wanderer den pfad ebnen. als einzelheiten mögen hervorgehoben werden: die deutung von Egils Sonatorrek, die analyse des familienrats, in dem Olaf d. H. seine pläne vor mutter und pflegevater ausbreitet, die gegenüberstellung des Þórólf Kveldúlfsson und der Hildiríđssöhne, die verarbeitung der gildenbestimmungen und der rechte, die feststellung der bedeutung von an. *ráđ* ags. *spēd* ua. mögen diese und manche andere stücke beizeiten die augen der forscher auf sich und damit auf den ganzen gedankenzusammenhang lenken.

Moys b. Görlitz. **Walther H. Vogt.**

Maal og Minne. norske studier. utgit av Bymaals-laget ved **Magnus Olsen**. 1—4 hefte. Kristiania, H. Aschehoug & co. 1909 f. VIII + 164. 56 ss. 8°. 3 kr. für den jahrgang. — Unter dem titel 'Maal og Minne', d. i. 'Sprache und Erinnerung' erscheint in Kristiania seit 1909 eine neue zeitschrift, von der mir 4 hefte, der erste jahrgang und das erste heft des zweiten vorliegen. sie will nach der ankündigung beiträge zur beleuchtung des norwegischen geisteslebens bringen. sprache und sprachdenkmäler jeder art (wie zb. ortsnamen), die geschriebene litteratur, volksdichtung, volksmusik, bauernrecht, volksglauben und volksmedicin, alles was in wort und bild erinnerungen an alten brauch und alte lebensweise in sich schliefst, all dies soll in 'Sprache und Erinnerung' behandelt werden. stoffsammlnngen jeder art sind ausgeschlossen, die darstellung soll auch für einen weiteren kreis von gebildeten verständlich sein. die ersten hefte enthalten eine ganze reihe bedeutender und anregender beiträge, sie lassen uns zugleich einen erfreuenden blick auf die rege arbeit der norwegischen gelehrten tun. führer ist prof. Magnus Olsen, der schüler SBugges, seinem lehrer gleich an frische und wagemut. in seiner antrittsvorlesung, die er mitteilt, strebt er von noch nicht versuchten wegen aus einzudringen in das verständnis der Skírnismál; er nimmt seinen ausgang von einer runeninschrift auf der holzkirche zu Borgund, von einem ostfinnischen volkslied, von der bildlichen darstellung auf einigen als opfer niedergelegten goldtäfelchen. den reigen der beiträge eröffnet Moltke Moe mit einem feinen aufsatz über die 'mythische denkweise', die sinnlich-bildliche auffassung der dinge; höchst lehrreich werden darin mehrere volksrätsel erläutert. es wäre sehr zu wünschen, dass dieser aufsatz wie auch anderes von dem ausgezeichneten norwegischen volkskundler durch eine übersetzung etwa ins deutsche allgemeiner bekannt gemacht würde. HjFalk geht scharfsinnig der entwicklung der nordischen

'stube' nach und bemüht sich weiterhin um andre teile des altnordischen hauses. von den jüngeren forschern tritt der docent für volksdialekte Knut Liestøl mit zwei aufsätzen hervor; er teilt seine antrittsvorlesung mit über 'neunorwegische ausdrucksweise in rede und schrift im vergleich mit der altnorwegischen'. und er vergleicht die englischen und nordischen formen der folkevise von den zwei schwestern (= DgF 95 'Das redende saitenspiel'): die heimat der dichtung scheint England oder Schottland, von wo sie auf verschiedenen wegen nach Norwegen und nach Dänemark gekommen wäre. Amund BLarsen handelt über die präpositionen bei den norwegischen ortsnamen, Fredrik Grøn über volksmedicin in Setesdalen, Catharinus Elling über volksmelodieen zu dichtungen von Petter Dass. Paasche zeigt, wie Ibsen im Olaf Liljekrans aus sage und volkslied schöpft, Eitrem verfolgt den einfluss Wergelands auf Ibsen. als gast unter den Norwegern erscheint AOlrik; in einer kleinen arbeit bringt er geistreich und überzeugend die Irminsul der Sachsen mit der weltsäule die die Lappen neben dem opferaltar errichteten, und mit den hochsitzsäulen der Norweger und Isländer in verbindung.

Möge das neue unternehmen wol gedeihen und auch bei den deutschen fachgenossen die gebührende beachtung finden!

W. Ranisch.

M a r t i n s l i e d e r. untersuchung und texte von dr **Wilhelm Jürgensen** [Wort und brauch 6 heft]. Breslau, M. & H. Marcus 1910. VI u. 174 ss. 5 m. — Der verf. bietet uns hier eine gründliche untersuchung der an Martini gesungenen lieder und und ihrer bedeutung für die volkskunde. nach einer kurzen erwähnung des Martinstages als alten jahresanfangs[1] geht er zu dem verbreitungsgebiet der lieder über, die er, mit ganz wenigen ausnahmen, nur im niederdeutschen gebiet nachweist. wichtig ist hierbei das wandern des liedes vom Martinsvögelchen mit der holländischen colonisation (s. 9ff.). es folgt hierauf eine schilderung des kinderumzugs mit laternen, dem rummelpott und tiergestalten[2], ferner der spenden, verheißungen und verwünschungen (wobei die menschliche fruchtbarkeit eine besondere rolle spielt) und namentlich des Martinsfeuers, dessen gebiet sich heute nur noch über Flandern, Holland, das deutsche Rheintal bis Koblenz aufwärts, die prov. Hessen, die Eifel und Luxemburg erstreckt. (hiezu vgl. noch FSchmitz Volkstümliches a. d. Riesengebirge s. 14ff). die bedeutung des Martinsfeuers als ritus wird eingehend erörtert und mit beiziehung alter belege auf den reinigungszauber der am feuer und bei andern gelegenheiten sich ab-

[1] die parallelität gewisser Martinsbräuche mit weihnachts- und neujahrsbräuchen ist jedoch kein beweis für den jahresbeginn an Martini; denn dieselben parallelen finden sich am Nikolaustag, an dreikönigen, fastnacht usw. [2] zur kuh als Martinstier vgl. das merkwürdige lied bei Hauffen Die sprachinsel Gottschee s. 211.

spielenden bräuche (stäupen, rituelle kämpfe u. a.) hingewiesen. das Martinsstäupen will J. nicht als 'schlag mit der lebensrute' betrachten (s. 35 anm. 3). es geht wol aber doch kaum an, diese sitte von der völlig gleichen an fastnacht oder ostern zu trennen; sei es nun, dass man sie als übertragung von fruchtbarkeit oder als dämonenauspeitschen deutet[1]. den schluss des ersten abschnittes bildet ein capitel über die stellung des heiligen Martin in den auf ihn bezüglichen kinderliedern.

Der zweite abschnitt ist den tisch- und weingesängen des Martinstages gewidmet, die ja teilweise in das frühe mittelalter zurückreichen, wenn auch das zeugnis aus canon v der diöcesansynode von Auxerre (a. 590) unsicher ist. an die litterarische betrachtung dieser unter kirchlichen einflüssen stehenden vagantenlyrik reiht der verf. eine recht interessante volkskundliche an über den bacchischen Martinscult und seine wurzeln, der, nach einer beachtenswerten stelle bei Gregor v. Tours, schon im 6 jh. einsetzt, also in Frankreich seinen ausgang genommen hat. auf germanischem boden tritt er dagegen erst im 12 jh., und zwar in Odd's vita des königs Olaf Trygyvason auf, während die Martinsgans zuerst in den Corveyer annalen des Anton von Schnakenburg († 1476) für d. j. 1171 erwähnt wird[2]. die gans als Martinstier sucht J. aus einer verwechslung Martins mit Mars, dessen opfertier die gans gewesen sein soll, zu erklären. ich halte das für unwahrscheinlich und glaube vielmehr, dass Martini als herbstlicher zinstag und schlemmtag in gänsereichen gegenden auch für die gans verhängnisvoll werden muste[3]. wir haben eine schlagende analogie an dem fastnachtshuhn, das in älteren quellen vielfach als frühjahrsabgabe erwähnung findet.

Ein dritter abschnitt über die beziehungen zwischen den kinder- und gesellschaftsliedern beschliefst den hauptteil des buches. der anhang enthält die texte und quellennachweise.

Die einschlägige litteratur ist fleifsig benüzt und es wird kaum möglich sein, schwerwiegende übergehungen nachzuweisen. die bräuche sind naturgemäfs lückenhafter als die lieder, die ja das hauptproblem der abhandlung bilden. für erstere wäre aus der neueren volkskundelitteratur noch manches interessante nachzutragen; denn seit Mannhardt, Pfannenschmid und Jahn ist die volkskundliche litteratur mächtig angeschwollen. davon findet verhältnismäfsig weniges und teilweise rein compilatorisches

[1] dass übrigens die Martinsgerte nur noch im liede fortlebe, ist nicht richtig; s. Kuhn Herabkunft des feuers s. 188, nach Panzer Beitr. z. d. myth. II 40 mit interessanten rutensprüchen aus Landau, die Jürgensen nicht erwähnt. ein anderer rutenspruch s. Zeitschr. f. myth. 4, 26.
[2] Oswald von Wolkensteins *trink martein wein und gens iss* (im Cisiojanus) ist Pfannenschmid und Jürgensen entgangen. [3] in Gottschee ist es das huhn, s. Hauffen Gottschee s. 76. ebenso früher in der Schweiz; s. von Moos Kirchl. kalender f. Zürich II (1775) 225, der auch eine dissertation von ChrFrommann 'De ansere Martiniano' erwähnt.

(Reinsberg Festl. jahr) erwähnung. besonders sind Süddeutschland, die Schweiz und Österreich etwas stiefmütterlich behandelt worden. so ist zb. der Martini-umzug mit ausgehöhlten rüben (s. 14) auch in Richterswil am Zürichsee, das auswerfen von nüssen in Bern nachgewiesen, während J. vermuten lässt, diese bräuche beschränkten sich auf Nordwestdeutschland [1]. zum verbrennen der alten weiber ist ferner Schweiz. archiv f. volksk. 1, 178, zu den Martinipatronaten die arbeiten von Bilfinger [2] zu vergleichen. eine höchst interessante bildliche darstellung der Martinsmesse, bei welcher freiwein ausgeschenkt wird, bietet Peter Breughel in dem jetzt in Wien befindlichen bilde [3].

Unter den liedertexten vermissen wir namentlich die erwähnung der reichen sammlung (40 fassungen) von De Cock en Teirlinck, Kinderspel VII 115 ff., ferner die mehr oder weniger abweichenden versionen aus Noordwest-Overijsel: Driemaand, bladen I 86; aus Gloor: ebd. 108, aus Groenlo: ebd. 107; aus Twente: ebd. 3, 69; aus Heerenveen ebda 2, 108; aus Ostfriesland: Niedersachsen 10, 53; aus Osnabrück: Zeitschr. f. d. unterr. 15, 808; aus Göttingen: ebda 807; aus dem Harz: Pröhle Harzbilder (1855) 29.

Solche stoffliche monographieen wie die vorliegende sind nicht allzuhäufig, und wir dürfen es der leitung der Schles. gesellsch. f. volkskunde dank wissen, dass sie zu dieser gründlichen arbeit die anregung gegeben hat.

Basel. **E. Hoffmann-Krayer.**

Mečový (zbrojný) tanec na slovanské půdě [= Schwert- und waffentanz auf slavischem boden] von **Frant. Pospíšil.** sa. aus Národopisný věstník českoslovanský VII, Prag 1911. 32 ss. — In diesem verdienstvollen aufsatz, dem freilich in stilistisch-technischer beziehung noch hie und da die mängel einer erstlingsarbeit anhaften, werden behandelt: 1. nach quellen und mitteilungen die abarten des montenegrinischen symbolischen waffentanzes, 'ōro' genannt: 2. ein oder zwei belege des polnischen (16 jh.) und diejenigen des čechischen ritterlichen schwerttanzes (15 jh.); 3. der mit dem weihnachtsfest 'rusalija' verbundene gruppenkampftanz der südmacedonischen Bulgaren; 4. als eigentliches thema und auf grund von autopsie der faschingssäbeltanz (*fašančáré* von deutschem *faschang*) des städtchens Strání im sö. Mähren, nahe der ungarisch-slowakischen grenze. dieser waffentanz der mährischen Slowakei steht in engster verbindung mit echt slowakischen faschingsgebräuchen und speciell mit eben solchen liedern (babkovníky), welche unter instrumentenbegleitung von maskierten jungen leuten beim dorfumzug gesungen und mit allerlei meist

[1] vgl. auch den 'Nuss-Märtl' bei Hübler Bayerisch Schwaben s. 166.
[2] Beilage d. Staats-anz. f. Württemb. 1905, 159 und namentlich 1908, 244 ff.
[3] Brüsseler publication s. werke (1905) fasc. III.

essbaren geschenken belohnt werden. auch die bewaffnung mit holzsäbeln oder anspielungen darauf kommen in der übrigen mährischen Slowakei dabei vor, doch ein richtiger waffentanz in seiner vollen unversehrtheit ist nur in dem genannten städtchen Strání und als eine art nachahmung nur noch in dessen nächster umgebung bis heute nachzuweisen. allerdings seit dem jahre 1900 wird er als volkstümlicher tanz immer seltener und jetzt eher auf künstliche weise in übung erhalten; trotzdem gehört er mit dem obenerwähnten bulgarischen und einem von Pospíšil unterdessen nur gestreiften ungarisch-slowakischen keulen- und einem anderen beiltanze zu den jüngsten waffentänzen überhaupt, die also noch jünger sind als die deutschen Böhmerwaldtänze. kurz charakterisiert, wird jener mährische faschingstanz von 5 männern, darunter einem älteren verheirateten nachbar und einem dudelsackpfeifer, in vorwiegend weifser, rot und bunt bebänderter kleidung mit langen, rotangestrichenen, von lauter messingscheibchen bedeckten holzsäbeln unter rhythmischem gesang und gejauchze und stetem gerassel folgendermafsen ausgeführt:

Nach einem marschartigen anfang fasst jeder tänzer das auf dem rechten arm ruhende säbelende seines gefährten, und es folgt ein schnelles hüpfen im kreise; der zu boden gesenkte säbel wird dann vom nachbar übersprungen; die säbel, an der spitze stets von der linken hand des nachbarn gehalten, werden gekreuzt und unter eigentümlichem geklirr aneinandergeschlagen; endlich werden die säbel der reihe nach über den kopf gerückt, und ein tänzer nach dem andern schlüpft darunter hinweg. gewöhnlicher rundtanz mit den mädchen des hauses, bereits ohne säbel, bildet den schluss.

Dieser mährisch-slowakische, jedoch deutsch zubenannte tanz weist als tanz zahlreiche berührungspuncte, ja auffallende ähnlichkeiten mit dem oberdeutschen grundtypus des schwerttanzes auf bairisch-österreichischem und speciell südböhmischem boden auf; vf. wägt sie gewissenhaft ab und folgert dann richtig, dass wir in Strání nichts genuin slawisches vor uns haben, sondern eine übertragung aus jenen gebieten. ansprechend ist seine hypothese, dass das vermittelnde bindeglied deutsche glashüttenarbeiter zuvörderst aus dem Böhmerwald gewesen seien, die in der zweiten hälfte des 18 jh. vom fürsten Adolf Lichtenstein nach Květná (Blumenbach, 15 min. von Strání) verpflanzt wurden. über den germanischen schwerttanz überhaupt enthält sich vf. eines abschliefsenden urteils, stimmt aber LvSchroeder (Mysterium und mimus in Rigveda, 1908) bei, dass der ursprung des waffentanzes in die arische d. i. indoeuropäische urzeit hinaufreiche. daneben betont er bei nicht ganz scharfer sichtung den internationalen charakter der erscheinung und spricht von dem sog. urstadium. der gröste vorzug seiner arbeit ligt in den erschöpfenden aufzeichnungen der zahlreichen tanz- und fastnachts-

lieder, die nach phonautographisch an ort und stelle fixierten phonogrammen notiert sind.

Prag. **Josef Janko.**

Die Schenker herrenmundart von **A. Scheiner.** [Forschungen zur volkskunde der Deutschen in Siebenbürgen 2 heft]. Hermannstadt, W Krafft 1909. 42 ss. 8⁰. — Grofs-Schenk ligt östlich von Hermannstadt in Siebenbürgen und hat neben der volksmda. noch eine herrenmda., welche in den von den deutschen stuhlsbeamten, den stuhlsherren gegründeten häusern gesprochen wird und mit der Hermannstädter mda. sehr nahe verwant ist. die kennzeichnenden unterschiede verfolgt S. an einer anzahl von wörtern, sie liegen zumeist im vocalismus, der im siebenbürgischen in ungewöhnlicher buntheit vorhanden ist. unter den ursachen für diese sonderentwickelung glaubt S. auch die einwürkung keltisch-romanischer sprechweise auf die fränkische mda. der alten Moselheimat der Siebenbürger Deutschen annehmen zu können; vor allem sollen sich in der accentuierung noch keltische einflüsse erkennen lassen, demgegenüber seien die berührungen der Deutschen in Siebenbürgen mit den Rumänen usw. nicht von bedeutung. mir ist das problem, wie es S. fasst, zu verwickelt und in den ergebnissen zu wenig sicher. er glaubt auch ostmitteldeutsche elemente im siebenbürgischen zu finden, die von einem längern aufenthalt der nach Ungarn auswandernden Moselfranken im östlichen Deutschland erklärbar wären. — auch diese schrift gibt zeugnis von der emsigen arbeit, welche die Siebenbürger der durchforschung ihrer sprache seit langem und erfolgreich gewidmet haben. **J. Schatz.**

Die deutschen ortsnamen im nordostdeutschen colonialgebiet von **FCurschmann.** [= Forschungen zur deutschen landes- und volkskunde XIX band, 2 heft] Stuttgart, J Engelhorn 1910. 93 ss. 8⁰. 5 m. — Das buch gewährt einen recht guten überblick über die verschiedenen namenschichten, die in diesem gebiete von Deutschen gegeben worden sind. es werden vier siedelungsperioden unterschieden. aus der ersten, der altgermanischen zeit, stammen namen wie *Schlesien, Elbe, Oder, Havel, Elster* uaa., die bereits in Müllenhoffs Deutscher Altertumskunde klargelegt worden sind; sie giengen auf die slavischen einwanderer über, welche (in der zweiten siedelungsperiode) die zahlreichen slavischen benennungen gegeben haben. die hauptmasse der deutschen namen geht in die zeit der dritten siedelungsperiode zurück, in der nieder- und mitteldeutsche stämme über die Elbe vorrückten; ihnen ist der gröfsere teil der schrift gewidmet. der verf. scheidet hier die unecht deutschen namen aus, die aus fremden übersetzt oder ins deutsche umgestaltet worden sind, z. b. *Aldenburg* = *Starigard, Dammgarten* = *Dam-gur* (Eichberg). dann folgt die ausführliche erörterung der seit dem 10 jahrh. neugebildeten ortsnamen, die in übersichtlicher gruppierung durchgenommen werden. in

diesem zeitraume sind auch manche ortsbenennungen von den colonisten aus der alten heimat in die neue übertragen worden. im letzten abschnitt sind die namen aus den letzten jahrhunderten, der vierten siedelungsperiode behandelt, die sich scharf von den ältern abheben: *Beaulieu, Gravelotte, Terranova, Havanna* sind für moderne namengebung ebenso charakteristisch wie die in schriftdeutscher form auftretenden *Amalienhof, Friedrich Wilhelmstal, Bismarckdorf.* die fußnoten bringen reichlich nachweise von ortsnamenlitteratur und urkundlichen belegen.

J. Schatz.

R. Dohse Gefahr im verzuge! [= Von deutscher sprache und art 2 bd.] Leipziger verlags- und kommissions-buchhandlung 1911. 66 ss. — Unter diesem titel hat der durch viele veröffentlichungen über die moderne niederdeutsche litteratur bekannte Frankfurter oberlehrer dr Dohse drei broschüren: 'Ein wort zur erhaltung des plattdeutschen', 'Der heutige stand der niederdeutschen dichtung', 'Moderne bestrebungen zur pflege der niederdeutschen sprache und litteratur' vereinigt. sie sind zur vorjährigen Reuterfeier erschienen. D. stellt in dem ersten aufsatze zunächst fest, dass für die 'neuplattdeutsche bewegung' 'eine segens- und erfolgreiche blütezeit' angebrochen ist. mit Klaus Groth hat die erneuerung eingesetzt — und jetzt träumen bereits einige enthusiasten von der erhebung des niederdeutschen zu dem rang einer schriftsprache. D. weist besonnen solche phantastereien zurück, anderseits aber wendet er sich ebenso entschieden gegen die auffassung, die dem niederdeutschen gegenüber nur noch die pflicht der erhaltung von resten kennt. er will das plattdeutsche am leben erhalten aus 'liebe zum gemeinsamen grofsen deutschen vaterlande'. der zweite aufsatz zeigt, was geschehen ist und noch getan werden kann. die hauptarbeit haben die vereine geleistet — D. verlangt aber vor allem lebendigen gebrauch des plattdeutschen in der familie! — die ersten sind in der Schweiz entstanden, und fluss in die bewegung hat erst die gründung eines 'Allgemeinen plattdeutschen verbandes' in Leipzig 1876 gebracht. eine reihe von zeitschriften leisten gutes. aber auch die norddeutsche tagespresse sollte regelmäfsige plattdeutsche feuilletons bringen. heimatfeste sollten bei ihren vorführungen noch mehr die mundart ausnutzen. die arbeit der forscher auf niederdeutschem sprachgebiet scheint jetzt durch die errichtung einer niederdeutschen professur in Hamburg gekrönt zu werden. die bestrebungen, das niederdeutsche wider in kirche und schule einzuführen, können vorsichtig gefördert werden. für die versuche, die schätze der nhd. schriftsprache in übersetzungen darzubieten, hat D. mit recht nichts übrig. — der dritte aufsatz wirft einen blick auf die neuniederdeutsche litteratur. man wird dem vf. im ganzen gern folgen, wenn sich auch an einigen stellen etwas gar zu überschwenglich

klingende worte finden. in der prosaerzählung möchte er vor allem auf milieu- und charakterschilderungen wert legen. sodann empfiehlt er die form des petit conte, wie sie Fehrs und Timm Kröger verwenden. die höchste blüte hat in der gebundenen rede die lyrik, darunter die mit glück erneuerte ballade, erreicht, während die ernste dramatik verhältnismäſsig wenig gepflegt worden ist und ein niederdeutsches epos überhaupt nicht vorhanden ist. ein eigentliches lustspiel fehlt auch.

Steglitz. **H. Teuchert.**

Ecbasis captivi. die flucht eines gefangenen. das älteste tierepos des mittelalters. im versmaſs der urschrift übersetzt von **Emil Gressler.** Dresden und Leipzig, EPierson 1910. XII u. 72 ss. 8°. 2 m. — Nachdem EGressler schon 1894 in der jubiläumsfestschrift des königl. realgymnasiums in Erfurt einen ausschnitt einer Ecbasisübersetzung veröffentlicht hat, bietet er jetzt den freunden unserer älteren litteratur eine übersetzung des ganzen werkes dar. mir war jener ältere versuch unbekannt geblieben, und ich gieng mit spannung an die lectüre. wenn ich auf dem umschlage das übliche 'im versmaſs der urschrift' sehe, heg ich stets von vornherein bedenken, und diese sind bei dem uns beschäftigenden gedicht doppelt berechtigt. eine dichtung die sich dem verständnis nicht leicht erschlieſst, die vielfach gradezu den charakter des centos trägt, soll nun vers für vers, also doch naturgemäſs ziemlich wortgetreu übertragen werden? ich fürchte, die aufgabe birgt unlösliche schwierigkeiten in sich. und wie mir scheint, werden diese bedenken durch die vorliegende übersetzung bestätigt. ich nehme nur ein paar beispiele. zb. Ecb. 434. der parder hat den fuchs rechtzeitig gewarnt, und dieser schenkt ihm zum lohne eine summe goldes. das drückt der dichter — mit bewuster oder unbewuster komik? — mit den worten Virgils Aen. XI 845 so aus:

Non tamen indecorem sua se regina reliquit.

der leser des lateinischen textes stutzt, aber ein blick in den apparat belehrt ihn, wie die stelle aufzufassen ist. bei Gressler list man die übersetzung

Aber nicht ohne belohnung verlieſs den parder sein könig.

wer soll denn das ohne commentar oder ohne zuhilfenahme der lateinischen ausgabe verstehn? der fuchs der könig des parders? nun, dieser könig des parders geht 'klopfenden herzens', garnicht königlich, weiter und kommt zu dem würklichen könig, der ihn anfährt v. 440

Führt dich des sterbenden anblick her, vielköpfiges untier?

was soll sich denn der arme leser bei diesem vielköpfigen untier denken? wird ihm nicht der dreiköpfige höllenhund oder dergl. einfallen?

Das sind nur ein paar charakteristische stellen, man findet solche anstöſse auch sonst überall. eine wortgetreue übersetzung der Ecbasis ist eben eine contradictio in adjecto. der versuch Gresslers ist mislungen, von einer solchen dichtung ist nur eine sinngemäſse, nicht wortgetreue übertragung möglich.

Aber was mich veranlasst diese zeilen zu schreiben, ist noch etwas anderes. der übersetzer schlieſst sich recht eng an Voigts ausgabe an. diese war höchst verdienstvoll, aber an vielen stellen hatte der herausgeber doch arg daneben gehauen. die besprechungen des buches haben das verständnis vielfach erst erschlossen, aber der übersetzer scheint nur den allerdings höchst wichtigen aufsatz von Zarncke gelesen zu haben, jedenfalls folgt er in auffallender weise Voigt auf seinen irrwegen. dies wollte ich an einigen stellen zeigen.

v. 3 f *nil cogitans sanum, tempnens consortia fratrum,*
nectebar neniis, nugis quia totus in illis.

der grotesken erklärung von Voigt: 'er wurde unter klageliedern in den klosterkerker gesperrt' scheint Gressler doch nicht ganz zu trauen (vgl. die anmerkung), aber was er bietet:

Ganz verblendet ertrug ich, der klostergemeine verächter,
Possen allein ausbrütend, mit klagen die hemmenden bande

ist wol kaum besser. es kann doch keinem zweifel unterliegen, dass zu verstehn ist, 'ich verstrickte mich ganz in allerlei kindereien'.

v. 50 ff Voigts grobes misverständnis ist nach Zarncke corrigiert, aber was ist v. 61 f

mesti fel cordis reparabam more medentis
partim cauterio partim medicamine puro,

das ist verdeutscht:

Suchte ich teils mit der fessel des fuſses den inneren aufruhr,
Teils mit lauterem trank nach arztes weise zu heilen?

der sinn dieser rede ist mir dunkel. ich denke, ärzte heilen durch äuſsere eingriffe oder innere mittel. Voigt hat freilich im glossar die bedeutung 'brenneisen' für *cauterium* abgelehnt, das war aber doch noch kein grund, um dem leser solche rätsel aufzugeben. natürlich bedeutet es hier 'brenneisen'.

v. 87 ff die 'lässigen' treiber der schweine und die andern hirten 'durchstreifen wachsam der feldmark aue', nur das arme 'fest an pfähle gebundene kälbchen' ist im stall zurückgelassen und blökt vergeblich um befreiung:

Aber kein ausweg bietet sich dar, es starret das euter.

das versteh wer kann! ich will die erklärung, die man in Voigts glossar s. v. *tollitur* finden kann, lieber gar nicht erst widerholen, sie ist zu schrecklich, sondern gleich das richtige geben: hinter *uber* ist ein komma zu setzen, und *tollitur* hat die ganz gewöhnliche bedeutung 'wegnehmen': ihm wird das volle euter der mutter entzogen, darum sinnt es auf flucht.

v. 97 *forstrarius* ist ja unser *Förster*, aber in der übersetzung erweckt es doch eine falsche vorstellung.

v. 137 'mich zu bewahren': auch hier scheint Voigts erklärung der freilich recht misratenen stelle für richtig gehalten zu werden.

v. 146 ff der wolf fordert das gefangene kälbchen auf, platz zu nehmen und sich noch einmal gütlich zu tun, er hole lattich, rettich usw.

155 Heiter also geniefse des glückes, solang es vergönnt ist.
Schmunzelnd nun streckt er sich nieder und kostet, was alles er aufträgt.

Der erste 'er' ist nach dem folgenden der wolf, der zweite (druckfehler für 'es', das kälbchen?) das kalb. ich habe mich schon öfter gewundert wie Voigt, und jetzt Gressler, die stelle so falsch verstehn konnte.

Noch ein paar stellen aus späteren partieen.

v. 392 Einst als sich zornigen mutes die könige huben zum streite.

so kann nur eine erzählung beginnen, die diesen streit etwa zum hintergrund hat. *tempore quo vadunt* heifst 'zur zeit wo die könige . . sich heben'. ist der frühling gemeint?

v. 404 'ihn zu verraten bedacht' ist falsch und, wenn ich nicht irre, längst richtig erklärt: 'dass der fuchs ihn, den könig, verraten wolle', vgl. v. 740.

v. 468 'circator' scheint nicht verstanden zu sein, es erklärt sich aus dem klostermilieu.

v. 524 'Ungeladen vom richter auch sei der fehlende schuldig' gibt ebensowenig sinn wie Voigts ausgabe. er hätte drucken müssen

'absens damnetur', nisi legibus ante vocetur.

v. 508. worüber ist denn der bär 'zornig'? *motus est* = 'er erhob sich'.

v. 554. 'Gar ein raufbold lasse sich finden in dieser versammlung'.

das hätte allerdings grade noch gefehlt! am schmerzenslager des königs! *calcitrare* versteht man aus Act. apost. 9, 5: es wird dir schwer werden gegen den stachel zu löcken. v. 582 ist derselbe gedanke durch *murmurare* ausgedrückt.

v. 565 Aber mit winken bedeutet den leoparden der pfalzgraf.

wo kommt denn dieser pfalzgraf her? in dem lateinischen satze muss das komma nicht hinter *comes*, sondern hinter *ille* stehn.

v. 587. dass die jungfrau Einhorn den speisenden die vita Malchi vorsingen soll, ist auch nicht übel. dass hier genau nach der regula SBenedicti verfahren wird, ahnt der uneingeweihte leser nach dieser übersetzung kaum. auf v. 599 *audiet et lirice modulamina celsa puelle* darf sich der über-

setzer natürlich nicht berufen, das ist citat aus Prudenz, dadurch wird unsere stelle nicht alteriert.

Die vorstehnden stellen, und noch andre die ich übergeh, hab ich bei flüchtigem blättern gefunden, und ich fürchte, dass es leicht wäre sie zu vervielfachen. ich bin tatsächlich erschrocken, dass die Ecbasis noch so wenig verstanden wird. sie ist ja schwer, und einzelne verse sind würklich dunkel, aber so etwas sollte doch eigentlich nicht mehr vorkommen.

Berlin. **K. Strecker.**

Die artillerie des mittelalters. nach den angaben der zeitgenossen dargestellt von **Rudolf Schneider.** mit 6 textbeilagen und 8 bildertafeln. Berlin, Weidmann 1910. x u. 183 ss. 8⁰. 8 m. — Die geschütze des altertums arbeiteten in der weise, dass ein durch geflochtene stränge unter rechtem winkel hindurchgesteckter arm nach einer seite gedreht wurde, dann wider losgelassen infolge der elasticität der stränge mit gewaltiger kraft in die frühere lage zurückkehrte und diese kraft zugleich den pfeil oder den stein fortschleuderte. im späteren mittelalter dagegen wurden geschosse dadurch getrieben, dass ein emporstehnder, eine schleuder tragender arm eines hebels herabgezogen wurde und dann losgelassen und mit wucht in die ursprüngliche gleichgewichtslage zurückkehrend dem geschosse die beschleunigung verlieh. weder die Goten noch die Franken zur zeit Karls des Großen, noch die truppen die 984 die wolvorbereitete belagerung von Verdun ausführten, hatten geschütze; das weist der verf. aus den quellen nach und folgert, dass die kunst, torsionsgeschütze, wie sie noch Belisar benutzte, herzustellen und zu verwenden, im mittelalter verloren gegangen ist. dagegen wird bei der belagerung von Paris 886 durch die Normannen ein geschütz erwähnt, das nach der beschreibung als ein hebelgeschütz der vorbezeichneten art anzusprechen sein dürfte. dieses neue artilleriesystem, das dann auch in den kreuzzügen auf beiden seiten zur verwendung kommt, könnte nach des verf. einleuchtender vermutung wol von den schiffahrt treibenden und mit hebeln arbeitenden Normannen erfunden sein. es ist — führt er weiter aus — das einzige artilleriesystem des mittelalters. denn sowol der gutunterrichtete theoretiker cardinal Aegidius Romanus (Gille de Rome, gestorben 1316) in seiner dem französischen kronprinzen gewidmeten schrift De regimine principum, von der die capitelüberschriften und der 3 teil des III buches nach einer Berliner und einer Bamberger handschrift s. 105—182 unsres werkes abgedruckt werden, wie ein erfahrener praktiker, der Venezianer Marinus Sanutus († 1329) in seinen ganz genauen, nach dem rate von sachverständigen aufgestellten vorschlägen zur widergewinnung des Heiligen landes (Liber secretorum fidelium crucis super Terrae Sanctae recuperatione) erwähnen bei eingehendster besprechung der belagerungswerkzeuge

lediglich hebelgeschütze. nur solche werden auch, soweit man sieht, in mittelalterlichen handschriften abgebildet, zb. in dem — vom verf. nicht benutzten — codex Balduineus, der Heinrichs VII Romfahrt darstellt.

Früher hat man auf grund einer bemerkung des 1908 vom verf. neu herausgegebenen 'Anonymus de rebus bellicis', den Seeck ins 4 jh. n. Chr. geb. setzt, dem mittelalter noch ein anderes artilleriesystem zuweisen wollen, bei dem ein 'stahlbogen' — die textworte 'arcus ferreus' bezeichnen nur einen eisenbogen — die treibende kraft hergeliehen habe. um diese annahme zu widerlegen, hat der verf. versucht nachzuweisen, dass der anonymus erst am ausgange des mittelalters gelebt und geschrieben habe. diese auch von Manitius im Lit. zentr.-bl. 1910 s. 313 empfohlene auffassung wird nach den ausführungen Müllers (Berl. philol. wochenschr. 1911 s. 229 ff) und Nehers[1] schwerlich zu halten sein; zu den von beiden vorgebrachten sprachlichen und sachlichen gründen kommt noch der hinzu, dass die den handschriften des Anonymus beigegebenen bilder reiter ohne steigbügel darstellen. das fehlen der steigbügel, ohne die der reiter des späteren mittelalters nicht zu denken ist, erscheint nur dann begreiflich, wenn die bilder und der text, den sie begleiten, vor dem üblichwerden der steigbügel entstanden sind, also etwa 550 n. Chr. geb. eben diese zeit aber, die Justinians, macht Neher als entstehungszeit des Anonymus wahrscheinlich. indes auch wenn dieser an den ausgang des altertums — und nicht mit dem verf. an den des mittelalters — zu setzen ist, so wird doch aus angaben des sonderbaren projectenmachers, als der der Anonymus anzusehen ist, ein schluss auf würklich vorhandene kriegswerkzeuge nur dann zu ziehen sein, wenn andere zeugnisse bestätigung liefern. da dies bei dem arcus ferreus nicht der fall zu sein scheint, so möchten wir doch Schneiders hauptergebnis annehmen, dass das mittelalter nur ein artilleriesystem, das der hebelgeschütze, gehabt habe. dem verdienten gelehrten, dem die geschichte des kriegswesens viel verdankt — eins seiner letzten werke behandelt 'Die antiken geschütze der Saalburg' — ist leider inzwischen vom tode die feder aus der hand genommen worden.

Cassel. **M. Baltzer.**

Auswahl aus Abraham a S. Clara hg. von **Karl Bertsche** [Kleine texte für vorlesungen und übungen hsg. v. HLietzmann heft 76] Bonn, Marcus & Weber 1911. 47 ss. 1 m. — Bei der wichtigkeit die der sprache Abrahams in der geschichte der nhd. schriftsprache zukommt, ist eine zusammenstellung von text-

[1] in der Schrift 'Der Anonymus de rebus bellicis' (Tübingen, Heckenhauer 1911), auf die hr professor Bölte in Frankfurt a. M. mich freundlichst aufmerksam machte. Nehers Ansicht tritt neuerdings auch Manitius bei (Lit. zentr. bl. 1911, 1119).

proben für vorlesungs- und übungszwecke mit dank aufzunehmen, zumal da Bertsche in glücklicher weise geschick in der auswahl und sorgfalt im abdruck sowie in der mitteilung von varianten späterer ausgaben vereinigt. vielleicht hätten freilich einzelne rein graphische varianten unterdrückt werden können, um diejenigen besser hervortreten zu lassen, die würklich für die grammatik von wichtigkeit sind. aufserdem empfehl ich noch die besserung einiger sprachlichen worterklärungen: *Herrle* s. 4, 29 ist im munde des narren doch nur eine koseform für *Herr*, aber nicht gleich *Herrje!* — *Trachten* s. 6, 6 bedeutet die einzelnen 'gänge' einer mahlzeit, nicht 'schmaus'. — in der redewendung *das Parolla gebrochen* s. 7, 22 steckt sicher das ital. *parǫla* 'wort'. — *Löffelholz* s. 18, 36 hat nichts mit engl. *love* zu tun, und *Schaubenknabe* s. 45, 13 bedeutet wol nur 'muttersöhnchen' (eigtl. 'stutzer', vgl. *Schaubenträger* DWB XIII 2300) und fügt sich dann gut zu *Mann* und *Jüngling* im folgenden vers.

Freiburg i. B. **Hans Schulz.**

Ernst Traumann. Zu Goethes leben und werken [= Ausgewählte abhandlungen, kritiken und betrachtungen 1]. Berlin, EFelber, 1909. VIII, 161 ss. 3 m. — Es sind aufsätze aus der Frankfurter zeitung, die T. seinen lesern gesammelt vorlegt. da es nicht wol angeht, bücherbesprechungen wider zum gegenstand einer besprechung zu machen, beschränk ich mich auf die selbständigen aufsätze, die mit einer ausnahme dem Faust gelten. so gern ich den ausführungen des kenntnisreichen und selbständig denkenden verfassers gefolgt bin, muss ich doch gestehn, dass ich mir seine ergebnisse fast nie zu eigen machen kann. der aufbau des ursprünglichen Faustplanes ruht auf so unsicherer grundlage, dass er nur den wert einer vermutung hat. die datierung des vorspiels auf dem theater, das auf grund einiger briefstellen und des aufsatzes über das Weimarische hoftheater ins jahr 1802 gesetzt wird, ist nicht so überzeugend wie die von Karstens in der Festgabe für ESievers (Halle 1896). den vielumstrittenen vers *Vom Himmel durch die Welt zur Hölle* will T. lediglich auf den ersten teil beziehen, wo Mephisto in der walpurgisnacht, am rabenstein und auf dem felde hersche und wo unter den stufen des kerkers die hölle siede und der böse mit furchtbarem grimme tose. aber genügt der offene höllenrachen des zweiten teiles nicht, um den vers verständlich erscheinen zu lassen? und deutet das paralipomenon 1 nicht auf einen plan, zu dem er noch besser gepasst hätte? einen wichtigen punct berührt T., wenn er nach den *zwei Seelen* Fausts und dem *einen Triebe* Wagners fragt. mit ihm bezieh ich die *Gefilde hoher Ahnen* auf den himmel, aber in der erklärung der hauptstelle weich ich von T. ab. Minor hält den 'einen trieb' Wagners für den erkenntnisdrang, Kuno Fischer für den lebens-

drang, beides überzeugt nicht recht; T. sucht sich nun damit zu helfen, dass er einen gegensatz zwischen 'trieb' und 'seele' annimmt, der schwerlich dem sinne der verse entspricht. 'Wagner besitzt nur einen trieb: es ist der zum toten wissen ... Faust hingegen besitzt zwei seelen ... nicht nur die doppelzahl der kräfte, sondern auch deren art unterscheidet Faust von Wagner'. die 'eine seele' ist nach ihm die welt- und sinneslust, die andere Fausts stiller jenseits- und unsterblichkeitsglaube. ich möchte den gegensatz noch anders bezeichnen: beschränkung 'innerhalb der lieblichen grenzen dieser schönen welt' — bei Wagner wird sie zur beschränktheit — und streben ins unendliche, über die schranken des individuums, ja über die schranken der menschheit hinaus, wofür das sehnen in die 'gefilde hoher ahnen' nur ein dichterisches bild ist. diesen gegensatz hat Goethe in den jahren 1774/5 tief empfunden; bald erscheint ihm das glück im engsten kreise des daseins (Werthers brief vom 27 mai 1771, 'Der Wandrer'), bald sehnt er sich danach, seine existenz auszudehnen, zu erweitern zu einer welt (Prometheus), 'übermensch' zu werden. für dieses auf und ab zwischen schroffen gegensätzen hat er in den berühmten Faustversen den tiefsten ausdruck gefunden. bei dieser erklärung macht es keine schwierigkeit, zu sagen, welchen trieb Wagner allein kennt. irreführend hat bisher der auch sonst viel zu stark hervorgehobene gegensatz von lebens- und erkenntnisdrang gewürkt; für Faust besteht er so garnicht: das erleben ist für ihn zugleich die tiefste und fruchtbarste erkenntnis.

Darmstadt. **Karl Alt.**

Carlo Goldoni auf dem deutschen theater des XVIII jahrhunderts. **von Ludwig Mathar.** Montjoie, PWeiß Erben, 1910. 218 s. 8°. 3 m. — Der verfasser dieser Münchener dissertation hat seine aufgabe, zu der er vor allem die nötigen italienischen kenntnisse mitbringt, fleißig und wie es scheint mit grofser vollständigkeit gelöst. die art aber wie das material angeordnet oder vielmehr aufgestaut ist, kann nur auf geringen beifall zählen. auf lesbare darstellung verzichtend, gibt M. dem stoff mehr die form eines bibliographischen nachschlagewerks, dem aber die praktische einteilung und vor allem das register fehlen. die bis ins kleinste durchgeführte numerierung der abschnitte ist recht ungeschickt und unübersichtlich in der wahl der zahlen und buchstaben (s. 28f trifft man hintereinander drei überschriften numeriert: 7.—42.—3). an material wird des guten viel zu viel gegeben; oft hat man den eindruck, dass nicht über Goldoni in Deutschland, sondern über den dichter an sich gehandelt würde: inhaltsangaben sind in solchem zusammenhange doch nur dann gerechtfertigt, wenn ausführlich über die in dieser hinsicht ändernde arbeit des übersetzers gehandelt wird, während M. auf die blofse tatsache hin, dass ein stück wörtlich übertragen worden

ist, immer eine analyse gibt. — zur kennzeichnung der aufnahme Goldonis in Deutschland gehören unzweifelhaft die stimmen der kritik: aber bei jedem stück zu hören, was Nicolai oder ein anderer darüber gesagt hat, ist schliefslich ohne interesse. die zerlegung der zeit von 1751—1815 in sechs abschnitte ist nicht durch zusammenfassende charakterisierung des in jeder epoche verschiedenen stadiums der Goldonifreundschaft in Deutschland gerechtfertigt, und innerhalb der einzelnen gruppen folgen sich berichte über sämtliche ausgaben, übersetzungen, bearbeitungen, aufführungen, besprechungen, von denen M. sich kenntnis verschafft hat, ziemlich unsystematisch. — dagegen vermißt man (mit ausnahme eines dürftigen ansatzes bei Lessing) die doch gewis lohnende untersuchung, ob Goldoni den deutschen original-lustspieldichtern dieser oder der nächstfolgenden zeit, sei es in der technik, sei es in einzelnen motiven, lehrmeister war. — stilistisch ist auch manches auszusetzen, vor allem eine reihe lästiger widerholungen. (alle bearbeiter werden 'nicht müde' oder 'sind rastlos' das theater zu bereichern; man liest das s. 52. 53. 65. 68. 110. 139 usw.). schade, dass M. sich nicht die mühe genommen hat, seinen gründlichen zusammenstellungen einen gefälligeren rahmen zu geben.

Berlin. **H. Schneider.**

KLEINE MITTEILUNGEN.

Das getöse des sonnenaufgangs. Tacitus German. cap. 45: Trans Suionas aliud mare, pigrum ac prope immotum, quo cingi claudique terrarum orbem hinc fides, quod extremus cadentis jam solis fulgor in ortum edurat adeo clarus, ut sidera hebetet, sonum insuper emergentis audiri formasque deorum [equorum] et radios capitis persuasio adjicit. illuc usque, et fama vera, tantum natura'.

Tacitus berichtet nach sagen aus dem höchsten norden, was der mönch Carpini im 13 jh. vom zeltlager des Mongolenkhans Dschingiskhan aus mitteilt, cap. 5, s. 43. 44 in der ausgabe von Bergeron. der mann und die frau des nordischen höhlenvolkes, die man zu Dschingiskhan bringt, antworten auf die frage, warum dieses volk unter der erde wohne, also: ils disent que c'étoit parce qu'en un certain temps de l'année, au lever du soleil, il se faisait un bruit si grand, et un son si violent, qu'ils ne pouvaient le supporter en aucune manière, si bien, qu'ils étoient contraints de battre des tambours et autres instruments de grand bruit pour n'entendre point cet autre son'.

Die beim wideraufgang der sonne erhobene musik erklärt sich sehr einfach aus dem freudengeschrei, das im hohen norden

beim neuaufgang der sonne, sei es im wintersolstitium, sei es im frühlingsäquinoctium, dem aufsteigenden gestirn entgegenhallte. LSchermann hat in seiner verdienstlichen schrift Die philosophischen hymnen aus der Rig- und Atharvaveda-sanhitâ (Strafsburg 1887, s. 82) auf Vedastellen hingewiesen, die von dem jubelgeschrei beim neuaufgang der sonne zeugnis geben. zunächst Atharvaveda II 1: 'dies (universum) molk Priçni (die weltmutter) heraus, geboren jubelten auf die den himmel erlangenden scharen'. dazu gehört nun auch die Chandogya-upanishad III 19, 3 (Schermann aao.): 'und was nun entstand, das war âditya (die sonne), seiner entstehung folgte freudengeschrei und alle wünsche'.

Schermann hätte noch auf Rigv. V 45, 8 aufmerksam machen können, wo die angiras (die priestersänger der grauen urzeit) zusammen mit den rindern der aufgehnden sonne entgegen singen. vgl. Hillebrandt Vedische mythologie II 32 und 81.

Wahrscheinlich haben zu dem bericht des Tacitus, sowie zu dem der höhlenbewohner Carpinis noch naturerscheinungen beigetragen, über welche der Tübinger arzt Gmélin, der in den jahren 1738—1741 im auftrage der kaiserin Katharina II Sibirien bereiste, in seiner Reise durch Sibirien, bd 3 (1752) s. 135, wertvolle mitteilungen macht: 'Vom anfange des weinmonats bis um weihnachten sind viele nordlichter, welche überaus gleichförmig, und vornehmlich von zwei hauptarten sein sollen. bei der einen art ist zwischen nordwesten und westen ein heller bogen zu sehen, daraus viele helle säulen herauf, wiewol nicht sonderlich hoch steigen, sie breiten sich auch nimmer nach vielen himmelsgegenden aus. unter dem bogen ist der himmel pechschwarz; doch siehet man zuweilen durch diese schwärze die sterne scheinen. die leute dieser gegenden (vom Jenisei bis zur Lena) meinen, dass meistens auf dergleichen nordlichter grofse sturme (sic) folgen. bei der andern art zeigen sich anfänglich gegen norden einzelne helle säulen und fast zu gleicher zeit eben dergleichen im nordosten, die sich nach und nach verschmelzen und einen grofsen raum am himmel einnehmen, mit unglaublicher geschwindigkeit hin- und herfahren, und endlich fast den ganzen himmel bis in das zenith hinauf gleichsam bedecken. da siehet man die strahlen in dem zenith zusammenkommen, und es lässt, als wenn in dem himmel ein grofses gezelt ausgespannt wäre, dessen zeug von golde, rubin und saphir schimmerte. für das gesicht kann nichts schöneres gemalt werden. wer aber ein solches nordlicht zum erstenmal zu sehen bekommt, wird nicht ohne schrecken dabei sein. so schön auch die davon entstehende grofse erleuchtung dem gesicht immer vorkommen mag, so ist doch, wie ich aus der erzählung dieser leute vernommen habe, dabei ein solches zischen, krachen und geräusche in der ganzen luft, als wenn das gröfseste feuerwerk abgebrannt würde. viel-

leicht wären sie glücklich, wenn sie sich eben diese vergleichung machen könnten; sie würden solchergestalt den schrecken nicht haben, welchen sie bei einem jeden solchen nordlichte ohnfehlbar empfinden müssen. um dasjenige auszudrücken, was sie alsdann hören, sagen sie: *spolochie chodyat,* d. i. 'das wütende heer gehet'. man soll es sogar den tieren anmerken, dass sie sich ungemein davor entsetzen. die jäger, welche den weifsen und blauen füchsen, die sich in der gegend des eismeeres aufhalten, nachstellen, werden öfters auf ihren jagden von solchen nordlichtern überfallen. die hunde sollen darüber in die gröste bangigkeit geraten, nicht weiter aus der stelle fortwollen, sondern sich so lange auf die erde legen und sitzen bleiben, bis das getöse völlig vorbei wäre. auf dergleichen nordlichter soll gemeiniglich klares und stilles wetter folgen'.

Zu der textconjectur *equorum* für das traditionelle *deorum,* die von Jacob Grimm und Müllenhoff vorgeschlagen wurde, ist zu bemerken, dass der vedische gott des morgenrötlichen tau- und reiffalles unter dem bilde eines rosshauptes vorgestellt wird, das sich offenbar auf den umlauf der sonne bezieht. in denselben vorsellungskreis gehört die sage: kaiser Heinrich VII habe einmal nach sonnenuntergang ein riesenhaftes pferd in der luft gesehen, worauf er bald gestorben sei; Menzel Odin s. 218.

Hermann Brunnhofer.

Das erste zeugnis für die bekanntschaft mit Marlowes 'Dr. Faustus' in Deutschland. Die älteste notiz über die aufführung des 'Doctor Faustus' durch englische comödianten in Deutschland (in Graz, sonntag den 10 februar 1608) stammt bekanntlich aus einem brief der erzherzogin Magdalena an ihren bruder Ferdinand vom 21 februar 1608 (vgl. Joh. Meifsner Die englischen comödianten zur zeit Shakespeares in Österreich s. 78; Alexander Tille Faustsplitter nr 64; facsimile nach dem original im haus-, hof- und staatsarchiv in Wien in Payers facsimiledruck von Weidmanns allegorischem drama Johann Faust, Wien 1911, verlag brüder Rosenbaum).

Soweit ich sehe, ist es unbemerkt geblieben, dass eine stelle in Jakob Ayrers in die barocke form eines processes Lucifers gegen Jesus eingekleidetem selbstadvocaten 'Historischer Processus Juris' (Frankfurt a. M. 1597) eine bekanntschaft mit Marlowes Faustdrama voraussetzt. hier heifst es (s. 475, Tille Faustsplitter nr 47b): *Mephostopheles sprach / ich habe mich lange zeit bey Doctor Fausto gehalten / bey jme vnd viel Doctoribus aller facultet vil gesehen also / das ich mich selbst gar für ein klugen Teuffel gehalten / wie es dann auch ein künstlichs Teuffels meisterstück gewest / das ich denselben gelerten Weltweisen Doctorem mit meinem blawen dunst / vnnd blossen laruenwerck / so künstlich vmb den Genfsbrey geführt / . . . Nun hab ich in obgedachtes Fausti Juristen Büchern gelesen / das ein fatal ein gantzes jar sey / darinnen*

einer seine appellation prosequirn könne / vnd das es dennoch nicht in deſs Richters a quo Machten stehe / solches im Rechten gesetzt fatal dem appellanten abzukürtzen / . . .

Die deutschen volksbücher kennen Faust nur als theologen und mediciner; dass er sich auch mit rechtsgelehrsamkeit beschäftigt habe, davon wissen sie nichts. erst Marlowe lässt ihn in dem berühmten eingangsmonolog seines dramas alle facultäten durchlaufen, und zwar in der normalen reihenfolge: philosophie, medicin, jus, theologie. wie vorher Aristoteles und Galen, nachher die Bibel des heiligen Hieronymus, so hat er bei der betreffenden stelle des monologs das Corpus juris des Justinian aufzuschlagen: daher die vorstellung von '*Fausti Juristen Büchern*'. bei dem einfluss den die englischen comödianten erwiesener maſsen auf Ayrers dramatische tätigkeit ausgeübt haben, ligt der schluss nahe, dass er den der deutschen sagenüberlieferung fremden zug von ihnen übernommen habe.

Marlowes Faust ist am 30 september 1594 zum erstenmal im Londoner Rosentheater aufgeführt worden: mit so groſsem beifall, dass das stück in der nächsten zeit allmonatlich zwei- bis dreimal widerholt werden muste (vgl. Faustsplitter nr 42). den Faust spielte Shakespeares kunstgenosse Edward Alleyn, den Mephostophilis ein schauspieler von langer hagerer gestalt, die sich dem gedächtnis der zuschauer einprägte, so dass in Shakespeares Lustigen Weibern von Windsor junker Slender wegen seiner abschreckenden magerkeit mit Mephostophilis verglichen wird. die redensart *as great as the devil and dr Foster* wurde nach Daniel Defoes zeugnis sprichwörtlich (Faustsplitter nr 214, s. 515). das hauptaufsehen (bei den puritanern aber auch den grösten anstoſs) erregte das auftreten der teufel auf der bühne.

Wenn Mephostopheles anspielung auf '*Fausti Juristen Bücher*' bei Ayrer, wie wir annehmen, aus Marlowe stammt, dann muss das stück bald nach seiner Londoner erstaufführung und noch vor seiner drucklegung (1601) nach Deutschland gekommen sein. englische comödianten spielten in Nürnberg — Ayrer könnte freilich eine aufführung auch in einer andern stadt gesehen haben, was aber an der sache selbst nicht viel ändert — 1593, 1596, 1597. mit rücksicht auf das erscheinungsjahr (1597) des 'Processus Juris' kommt nur 1596 in betracht.

In diesem jahr gaben die beiden englischen comödiantentruppen, die damals Deutschland durchzogen, durch auffallend lange zeit, also unter besonderem beifall der behörden und der bürgerschaft, ihre vorstellungen in Nürnberg: Thomas Sackville, der schöpfer des Jan Bouset, damals wahrscheinlich schon in braunschweig-lüneburgischen diensten, spielte vom 26 april bis 23 mai; sechs wochen später, am 5 juli, begann die in hessischen diensten stehnde truppe des Robert Brown ein vierzehntägiges gastspiel (vgl. Trautmann Schnorrs Archiv 14, 113f).

welche von diesen beiden banden den 'Dr Faust' mitgebracht hat, lässt sich leider nicht mehr feststellen.

Ayrer hätte in seinem volkstümlichen buch einen einzelnen zug der fabel des englischen dramas wol nicht verwerten können, wenn das stück nicht auch in Deutschland aufsehen gemacht hätte. hängt es nun etwa damit zusammen, dass man erst jetzt von lutherischer seite durch die Fausttradition *die schule und kirche zu Wittenberg geschmehet vnd verleumdet* fühlt und sich zur abwehr anschickt: 1597 durch die scharfe kritik an dem deutschen Faustbuch in der 3 auflage von Lercheimers 'Christlich Bedencken vnd Erinnerung von Zauberey', 1599 indem G. R. Widmann an die stelle der alten 'Historia' seine 'Wahrhafftigen Historien' setzt?

Der stelle bei Ayrer ist noch mehr als die tatsache der aufführung zu entnehmen. Mephostopheles hebt hervor: *das ich mich selbst gar für ein klugen Teuffel gehalten.* in der ältesten inhaltsangabe eines Faustdramas — wahrscheinlich des repertoirestückes des principals K. A. Paul — durch den Danziger ratsherrn Schröder 1669 (vgl. WCreizenach Volksschauspiel vom dr Faust s. 5 f; Bolte Gesch. d. Danziger theaters s. 110 f) wird der dem Faust dienstbare teufel überhaupt nur als der 'Klugheit-Teufel' oder der 'kluge Teufel' bezeichnet. will man in diesem zusammentreffen keinen bloſsen zufall sehen, so ist der schluss gestattet, dass bereits die fassung, in der Marlowes Faust in Deutschland bekannt geworden ist, diesen zug enthalten, also wol auch durch das von Schröder bezeugte vorspiel in der hölle exponiert hat[1].

Die bedeutung von Ayrers zeugnis für die geschichte der Faustsage ligt nach alledem auf der hand: in die lücke zwischen den erscheinungsjahren des 1 und 2 Faustbuches 1587 und 1599 tritt nun die aufnahme des stoffes in der gestalt, die ihm zum erstenmal ein wahrer poetischer genius gegeben hatte und durch die er daher unverwüstlich und unverwelklich geworden ist.

Eduard Castle.

Zum Erlösungsspiel. Das erscheinen der Marburger dissertation von CSchmidt über die textkritik der Erlösung und fast gleichzeitig die nachricht von der auffindung umfangreicher von 1342 datierter fragmente des gedichtes (die hoffentlich bald hier zur veröffentlichung gelangen) erinnern mich daran, dass ich vor jahren der bibliothek des alten Marburger professors Conr.Bachmann nachgegangen bin, in der sich das merkwürdige Erlösungsspiel, aber auch noch andere wertvolle altdeutsche codices befunden haben. ich stieſs damals in der groſsherzogl.

[1] man mag den einwand erheben, dass die englischen comödianten ihre stücke wol in englischer sprache aufgeführt hätten, daher vorerst ein wort kaum könne übernommen worden sein. aber vermutlich haben sie, wie dies für die fremdsprachigen schulaufführungen vielfach bezeugt ist, deutsche einladungsschriften ausgegeben, und von daher kann der name 'Klugheit-Teufel' fest geworden sein.

universitätsbibliothek zu Gieſsen auf ein exemplar von Jo.Conr. Dieterichs Specimen antiquitatum biblicarum (Marbg. 1642), jenes werk also, aus dem allein wir ein bruchstück des Erlösungsspieles kennen (danach widerholt von DvStade und später von vdHagen in s. Germania 7, 349 ff). Dieterich dankte die kenntnis des stückes (nicht bloſs die mitteilung dieser 58 verse, was CSchmidt für möglich hält) seinem collegen Conr.Bachmann: das Gieſser exemplar von Dieterichs werk hinwider ist dasjenige Bachmanns, und er selbst hat nachträglich den p. 122 mitgeteilten ausschnitt mit seiner handschrift verglichen und danach den gedruckten text corrigiert. ich teile diese correcturen mit, obwol sich nur eben eine besserung darunter findet, die nicht schon vdHagen erkannt hat. Bachmann corrigiert also v. 4 *hin* in *her*, 9 *Luten* in *Lůten*, 11 *har* in *han*, 15 *ruhe* in *riche*, 17 *Wert* in *Wirt*, 31 *Welt* in *Werlt*, 33 *clange* in *ſlange*, 34 *vbfuz* in *vb*^{s}*fuz*, 38 nach *weſzith* scheint noch ein *t* angefügt, 38 *ſechen hat* in *ſech enhat*, 40 *ub* in *ub*^{s}, 41 *Dz* in *Jz*, 56 *Wochent* in *Wochin*. — dazu füge ich zwei kleine fehler vdHagens: v. 16 steht bei D. *Hymel*, 21 *Allir*. E. S.

Zu den federproben Anz. xxxiv 305 f hat ein aufmerksamer leser aus Wolfenbüttel s. z. alsbald bemerkt, dass es sich bei dem scheinbaren kauderwälsch *Taregamar ramagerat maga* ... (306) nur eben um ein anagramm, um eine buchstabenspielerei mit dem namen *Margareta* handele. E. S.

ERKLÄRUNG. Die im Anz. xxxiv 145 ff erschienene besprechung meines buches über Berg-, flur- und ortsnamen, welche durch die behauptung, ich habe mich um die lautlehre der Tiroler mundart nicht gekümmert, den glauben erwecken könnte, meine namendeutungen seien unzuverlässig, nötigt mich zur erklärung, dass die angabe in der einleitung, das Lechtal spreche ua für ahd. ei, lediglich auf einem bei der correctur der druckbogen stehen gebliebenen versehen beruht. dies wird dadurch bewiesen, dass ich in der arbeit, was die Lechtaler namen betrifft, in voller übereinstimmung mit Schatz, überall mundartlich *ua* als althochdeutsch *ō* oder *o* vor *r* aufgefasst habe. man vergleiche zb

s.	18	nr	10,	wo *ahuare*	zu	hd.	ahorn	(häselgehr
„	31	„	112	„ *bluass*	„	„	bloss	(„ „)
„	51	„	317b	„ *vuader*	„	„	vorder	(bach)
„	58	„	385	„ *gruass*	„	„	groſs	„
„	66	„	436	„ *huach*	„	„	hoch	(häselgehr)
„	95	„	690	„ *uart*	„	„	ort	„ „
„	101	„	736	„ *ruase*	„	„	rose	(holzgau)
„	102	„	739	„ *ruat*	„	„	rot	(bach)
„	112	„	831	„ *schuass*	„	„	schoss	(holgau)
„	137	„	1044	„ *zuare*	„	„	zorn	(steg)

gestellt wird. — zahlreiche andere stellen lassen erkennen, dass

mit meiner auffassung eben ahd. *ei* nicht *ua*, sondern *oa* entspricht; zb.

s. 33 nr 137, wonach hd. breit = *broat*,

s. 55 nr 345, wonach der name *Goasswoadtoal* (Elbigenalfe) soviel ist als Geifs-weiden -teile,

s. 88 (*Moass* aus meifs) usw.

Amberg. **dr A. Kübler.**

Druckfehler in dem aufsatz 'Gicht' (oben Zs. 53, 101ff): s. 141, z. 16 v. o. lis 'géht' für 'geht'. — ebda z. 22 v. o. lis 'blófse' für 'blofse'. — s. 162, z. 4 v. u. lis 'kraft haben' für 'kn, baarthef'.

PERSONALNOTIZEN.

Am 17 juli 1911 starb im 60 lebensjahre der begründer des Sprachatlas des Deutschen Reiches, Georg Wenker zu Marburg, nahe dem ziele der vollendung seines rühmlichen lebenswerkes.

Am 25 august beschloss sechzigjährig Anton E. Schönbach sein leben; seine auf dem gebiete der geistlichen litteratur des mittelalters von niemandem übertroffene gelehrsamkeit hat einer langen reihe von bänden der Zeitschrift wertvolle beiträge gespendet. — am 24 october folgte ihm im tode Vačlav E. Mourek, der ausgezeichnete kenner der germanischen syntax und der vornehmste vermittler unserer wissenschaft bei seinen čechischen volksgenossen.

Der 1 november raubte den Monumenta Germaniae historica den leiter der abteilung Scriptores Oswald Holder-Egger, der in 35 jahren ein gewaltiges stück editionsleistung vollbracht und darunter wahre musterbeispiele geliefert hat.

Auf das ordinariat der ältern deutschen sprache und litteratur an der deutschen universität Prag wurde prof. Primus Lessiak von Freiburg i. d. Sch. berufen. — nachfolger Schönbachs in Graz wurde prof. Konrad Zwierzina von Innsbruck.

Prof. dr Robert Petsch in Heidelberg übernahm den lehrstuhl für deutsche sprache und litteratur an der universität Liverpool.

Prof. dr Björn Magnússon Ólsen in Christiania folgte einem rufe als ordentlicher professor der altnordischen philologie an die neugegründete universität Reykjavík und wurde deren erster rector.

Die privatdocenten an der Münchener universität drr Julius Petersen, Rudolf Unger und Friedrich Wilhelm wurden zu ao. professoren ernannt.

REGISTER.

Die zahlen, vor denen ein A steht, beziehen sich auf die seiten des Anzeigers, die übrigen auf die Zeitschrift.

Druck von J. B. Hirschfeld in Leipzig.

Druck von J. B. Hirschfeld in Leipzig.

Vorwort zum ersten Band.

Meiner Deutschen Geschichte, die mit der letzten schon ganz geschichtlichen Periode der nationalen Entwicklung, mit der Erzählung der Ereignisse etwa des Jahrzehnts von 1870 bis 1880 abschließt, ist von mir in den Jahren 1901 bis 1904 in ein paar Ergänzungsbänden eine Geschichte der Zeiten beigegeben worden, die die Nation seitdem bis etwa zum Jahre 1900 durchlebt hat. Die Bände verdankten an erster Stelle dem Bedürfnis des Autors ihre Entstehung, über die jüngste Vergangenheit eingehender orientiert zu sein, ehe er in seiner allgemeinen Deutschen Geschichte die Richtlinien für die Darstellung der Zeit von 1750 bis 1880 genauer zog.

Die Ergänzungsbände sind dann nach ihrem ersten Erscheinen wiederholt zum Abdruck gelangt. War damit ein äußerer Anlaß gegeben, sich mit ihrem Schicksal von Zeit zu Zeit zu befassen, so trat dazu für den Autor neuerdings, ähnlich wie vor dem Jahre 1900, wieder ein innerer Anlaß. Er ist inzwischen auf den Boden universalgeschichtlicher Studien übergetreten, und ihm war dabei von vornherein klar, daß sich auf diesem unendlich ausgedehnten Gebiete nur der mit einiger Sicherheit bewegen kann, der sich im Vollbesitze und in voller Übersicht auch der jüngsten Entwicklung der Gegenwartskultur mindestens der eignen Nation befindet. Daneben aber tat auch der besondere Charakter des Momentes, den die Nation jetzt durchlebt, ein übriges, diese Beschäftigung zu motivieren und intensiver zu gestalten. Wir haben in den letzten Menschenaltern unserer Geschichte bekanntlich eine Zeit vornehmlich wirtschaftlicher Entwicklung und aus dieser Entwicklung heraus zunächst vornehmlich sozialer Geschichte erlebt. Dementsprechend hat sich der

Nation weithin und namentlich auch in ihren erwerbstätigen Kreisen ein wesentlich ökonomisches Denken bemächtigt. Da lag es denn für eine kulturgeschichtliche Betrachtung von vornherein klar, daß der diesem Denken entsprechende Naturalismus der Phantasietätigkeit wie des sittlichen und staatlichen Empfindens, lebensstark wie er in den siebziger und achtziger Jahren hervorgebrochen war, bald autonom und ganz von sich aus in einen Idealismus und damit in neue, die Entwicklung der Periode erst krönende ästhetische, ethische, politische Forderungen umschlagen und mit diesen sich in Gegensatz zu dem bloßen ökonomischen Denken setzen werde, um es schließlich zu überholen. Für diesen Umschlag zum Idealismus lagen schon um das Jahr 1900 genügend starke Anzeichen vor, und er ist schon in den früheren Ergänzungsbänden an mehr als einer Stelle ersehnt, vorhergesagt und in seinen Anfängen noch halb ahnend geschildert worden. Heute nun steht dieser Umschwung vor aller Augen: die Zäsur der Periode ist damit erreicht und teilweis schon durchschritten, und neue Forderungen, neue Rhythmen der Entwicklung bezeichnen ihren zweiten, in einen hoffentlich recht starken praktischen Idealismus verlaufenden Abschnitt. Da wird man denn verstehen, daß die mit diesem Umschwung verknüpften Vorgänge, wie sie vornehmlich erst nach Abschluß der Ergänzungsbände (1904) eintraten, den Verfasser ohne weiteres zur Wiederaufnahme seiner Studien über die jüngste Vergangenheit aufforderten. Und so kam zu dem äußeren und zu dem persönlichen auch noch ein sachlicher und innerer Grund, die Darstellung der Ergänzungsbände zu revidieren und in der Form einer Fortsetzung zu erweitern.

Freilich war es dabei mit einer bloßen Bearbeitung im gewöhnlichen Sinne einer neuen Auflage nicht getan. Der Text der Ergänzungsbände ist ausgesprochenermaßen ungleichmäßig gearbeitet, die Disposition ist dem Zwecke einer ersten grundlegenden Einarbeitung angepaßt: das Ganze trägt wesentlich informatorischen Charakter. Zudem aber enthalten die Bände natürlich nicht die Dar-

stellung der vielen wichtigen Veränderungen, die sich, die Bedeutung auch des früher Geschehenen für die Erkenntnis und die Anschauungsrichtungen der Gegenwart bestimmend, erst nach Abschluß ihres Druckes ereignet haben. So kam es darauf an, das Ganze umzudisponieren, fast um die Hälfte zu vermehren und in allen schon vorhandenen Teilen zu bessern. Es sind Aufgaben, deren eingehende Lösung besonders für die späteren Bände von Wichtigkeit war, während der schon bestehende Text der zunächst zu publizierenden ersten Bände sich im allgemeinen auch den neuen Anforderungen noch gewachsen erwies.

Indem aber so wesentliche Änderungen notwendig wurden und die reiche Geschichte fast eines vollen Jahrzehnts einzubuchen war, während zugleich nach Vollendung der deutschen Geschichte der Zusammenhang mit dieser und damit der unselbständige Ergänzungscharakter der bisherigen Bände beseitigt werden mußte, verschob sich auch das Wesen des Ganzen. Nur auf sich allein gestellt findet das Buch sein Schwergewicht jetzt vor allem in den Interessen der Gegenwart, will dieser dienen und kann bis auf einen gewissen Grad als eine Einleitung in ihr Verständnis und besonders in das Verständnis ihrer kulturpolitischen Bestrebungen betrachtet werden. Und so hat auch der Titel eine Veränderung erfahren: aus den Skizzen „Zur jüngsten deutschen Vergangenheit" soll eine „Deutsche Geschichte der jüngsten Vergangenheit und Gegenwart" hervorgehen.

Kommt in dem so charakterisierten Buche das Wesen einer fortlaufenden Erzählung nur insofern zum Ausdruck, als der Umschwung vom Naturalismus zum Idealismus, das Hauptelement für die Periodisierung der jüngsten Vergangenheit, die Darstellung rhythmisiert, während für die Schilderung innerhalb der beiden Zeiten des Naturalismus und Idealismus eine mehr nach sachlichen Momenten in Wirtschafts-, Sozial-, politische, Verfassungs- und Geistesgeschichte gegliederte Darstellung gewählt wurde, so ist zu

bedenken, daß sich eine solche Gliederung schon wegen der Zeitnähe der erzählten Vorgänge empfiehlt: noch erscheinen diese uns, in unmittelbarster Nachbarschaft unseres geschichtlichen Blickpunktes, mehr vereinzelt. Außerdem aber sichert in einer Geschichte speziell der Gegenwart erst eine Rubrizierung in der Art der gewählten die leichte Aneignung und Benutzung des Inhalts. Daß dieser gleichwohl auf den Leser als Ganzes wirke, dafür hat der Verfasser durch Einfügung zeitlich nach rückwärts verbindender und in der jüngsten Zeitfolge die Vorgänge jeglicher Art möglichst umklammernder Darlegungen nach Kräften Sorge getragen.

Was im besonderen den ersten Band betrifft, der hiermit zunächst der Öffentlichkeit übergeben wird, so entspricht er noch am meisten einem früheren Teile (nämlich Band II Abt. 1) des Ergänzungswerkes; und so ist über ihn hier nicht viel zu sagen. Daß eine in sich abgeschlossene Darstellung des jüngsten Verlaufes der deutschen Geschichte mit der Wirtschafts- und Sozialgeschichte beginnen, und daß diese nur beim Zurückgehen bis auf die nationale Wirtschafts- und Gesellschaftsschichtung nicht bloß des Mittelalters, sondern selbst der Urzeit verständlich werden könne: darüber braucht wohl heute kein Wort mehr verloren zu werden. Jede kulturgeschichtliche Betrachtung ist eine solche langgezogener Linien, bei kürzer geformten Zusammenhängen kann sich nur der Pragmatismus der politischen Geschichte beruhigen. Holen deshalb die ersten hundertzweiundzwanzig Seiten dieses Bandes weit aus, indem sie zugleich eine neue psychologische Auffassung des typischen Verlaufes nationaler Wirtschaftsgeschichten zur Geltung zu bringen suchen, so ist doch jedermann, dem eine so gründliche Einleitung zuwider ist, unbenommen, die Lektüre erst mit Seite 123 zu beginnen: es ist darauf gehalten, daß der Text des darauf Folgenden auch von diesem Ausgangspunkte aus noch voll verständlich ist.

Leipzig, Pfingsten 1911.

Karl Lamprecht.

Inhalt des ersten Bandes.

Wirtschaftsleben.

Soziale Entwicklung.

Piererſche Hofbuchdruckerei, Altenburg (S.-A.)

ZEITSCHRIFT

FÜR

DEUTSCHES ALTERTUM

UND

DEUTSCHE LITTERATUR

HERAUSGEGEBEN

VON

EDWARD SCHROEDER UND GUSTAV ROETHE

DREIUNDFÜNFZIGSTER BAND. ERSTES HEFT

(Ausgegeben am 18. april 1911)

BERLIN 1911
WEIDMANNSCHE BUCHHANDLUNG
SW. ZIMMERSTRASSE 94

Die Redaction der Zeitschrift sowol wie des Anzeigers wird von den beiden herausgebern gemeinsam geführt. manuscripte für beide teile werden (möglichst auf einseitig beschriebenen quartblättern mit rand) an die adresse von prof. SCHROEDER, Göttingen, Grünerweg 2 erbeten.

Bücher deren besprechung gewünscht wird, möge man unter der adresse der redaction an die Weidmannsche buchhandlung, Berlin SW. 68, Zimmerstr. 94 einsenden.

INHALT

DER ZEITSCHRIFT

DES ANZEIGERS

(Fortsetzung auf der dritten seite des umschlages.)

Vom 19 december 1910 bis zum 20 märz 1911 sind bei der redaction dieser zeitschrift folgende werke eingelaufen, abgesehen von denen welche im vorliegenden heft bereits besprochen sind, und von solchen welche als zur besprechung ungeeignet oder weil sich kein recensent fand, zurückgesant wurden. Angermann, Der wechsel in der mhd. lyrik. — Azzolini, G. Carducci u. die deutsche litteratur. — Bacon, The source of Wolframs Willehalm. — Behrend, Goethes 'Wilhelm Meister', ein beitrag zur entstehungsgeschichte. — Bronner, Bayerisches schelmenbüchlein. — Brüch, Zur sprache der rede vom Glauben des armen Hartmann. – Bruinier, Das deutsche volkslied, 4 aufl. — Chamberlin, Periodic and loose sentences in Schillers historical works. — Diez, Das zeitungswesen. — Dohse, Gefahr im verzuge! ein wort z. erhaltung des plattdeutschen. — Gröger, Die althochdeutsche und altsächsische compositionsfuge. — Hall, Beowulf and the Finnsbury fragment transl. into mod. english prose. 2 ed. — Harper, The sources of the british chronicle history in Spencers 'Faerie Queene'. — Heitz, Unbekannte ausgaben geistl. u. weltl. lieder, volksbücher usw. — Hintner, Die Gsiefser namen. — Hempel, The solving of an ancient riddle: the Phaestos disk. — Hellmann, J. Chr. frhr. v. Zedlitz. — Herrmann, Th. Storms lyrik. — Hock, Deutsche litteraturgeschichte f. österreich. mittelschulen. — Karsten, Die mitteldeutsche poetische paraphrase d. buches Hiob. — Kossmann, Das niederländ. Faustspiel des 17. jahrhunderts — Kock, Svensk ljudhistoria II 2. — Körner, Nibelungenforschungen der deutschen romantik. — Kleinstück, Die rhythmik der kurzen reimpaare des B. Waldis. — Kropp, Die latènezeitlichen funde zwischen Saale und weifser Elster. — Kühnau, Schlesische sagen II. — v. d. Leyen u. Spamer, Die altdeutschen wandteppiche im Regensburger rathaus. — Loewe, Germanische sprachwissenschaft 2 aufl. — Lütjens, Der zwerg in der deutschen heldendichtung. — Mathar, Carlo Goldoni auf d. deutschen theater d. XVIII jhs. — Petsch, Lessings Faustdichtung. — Petz, Die deutschen dialekte in Ungarn heft 1—7 (magyarisch, von verschied. verfassern). — Ranke, Der erlöser in der wiege. — Rübel, Dortmunder urkundenbuch. ergänzungsband I. — Samter, Geburt, hochzeit u. tod. beiträge z. vergleich. volkskunde. — Sauer, Die änfänge des christenthums u. der kirche in Baden. — Schaer, E. Kuhs kritische u. litterarhistor. aufsätze (1863—1876) in auswahl. — E. Schmidt, Reden zur litteratur- u. universitätsgeschichte. — Schneider, Die artillerie des mittelalters. — Schulz, Das grabmal des Theoderich zu Ravenna. — Singer, Mittelalter u. renaissance. die widergeburt d. epos u. die entstehung d. neueren romans. — Speyer, Fr. Wilh. Weber und die romantik. — Sperber, Sechs isländ. gedichte legendar. inhalts. — Ulbrich, Die belustigungen d. Verstandes u. d. Witzes. — v. Unwerth, Untersuchungen üb. totencult und Odinsverehrung bei Nordgermanen u. Lappen. — Vedel, Ritterromantik. — Vetter, Die predigten Taulers. — Waldmann, Die religiöse lyrik d. dtschen katholicismus in d. 1. hälfte d. 19 jhs. — Weber, Beiträge z. charakteristik d. älteren geschichtsschreiber über Spanisch-Amerika. — Wieland, Gesammelte schriften I abt. bd. 3 (hrsg. v. Homeyer).

Mit 1 Beilage von der Buchhandlung des Waisenhauses in Halle a. S.

Für die Redaktion verantwortlich: Prof. E. Schröder in Göttingen.
Druck von J. B. Hirschfeld in Leipzig.

l 6

ZEITSCHRIFT

FÜR

DEUTSCHES ALTERTUM

UND

DEUTSCHE LITTERATUR

HERAUSGEGEBEN

VON

EDWARD SCHROEDER UND GUSTAV ROETHE

DREIUNDFÜNFZIGSTER BAND. ZWEITES HEFT

(Ausgegeben am 25. Juli 1911)

BERLIN 1911

WEIDMANNSCHE BUCHHANDLUNG

SW. ZIMMERSTRASSE 94

Die Redaction der Zeitschrift sowol wie des Anzeigers wird von den beiden herausgebern gemeinsam geführt. manuscripte für beide teile werden (möglichst auf einseitig beschriebenen quartblättern mit rand) an die adresse von prof. SCHROEDER, Göttingen, Grünerweg 2 erbeten.

Bücher deren besprechung gewünscht wird, möge man unter der adresse der redaction an die Weidmannsche buchhandlung, Berlin SW. 68, Zimmerstr. 94 einsenden.

INHALT

DER ZEITSCHRIFT

DES ANZEIGERS

(Fortsetzung auf der dritten seite des umschlages.)

Vom 21. märz bis zum 20. juni 1911 sind bei der redaction dieser zeitschrift folgende werke eingelaufen, abgesehen von denen, welche als zur besprechung ungeeignet oder weil sich kein recensent fand, zurückgesandt wurden:

Albert, Der meister E. S. — Badstüber, M. L. Schleifers sämtliche werke. — Berthold, Die unverwundbarkeit in sage und aberglauben der Griechen und Germanen. — Bockhoff und Singer, Heinrichs v. Neustadt 'Apollonius von Tyrland' u. s. quellen. — Borinski, Der ursprung de sprache. — Bødtker, Critical contributions to early english syntax, II series. — Bretholz, Geschichte der stadt Brünn I. – Buonanno, Fischart e Rabelais. — Celander, Lokes mytiska ursprung. — Daniels, Geschichte des kriegswesens III. — Delbrück, Germanische syntax I und II. — Gebauer, Geschichte des französischen cultureinflusses auf Deutschland von der reformation bis zum 30jährigen kriege. — Grempler, Goethes 'Clavigo', erläuterung und litterarhistorische würdigung. — Gusinde, Eine vergessene sprachinsel in polnisch Oberschlesien. — van Hamel, De oudste keltische en angelsaksische geschiedbronnen. — Hehn, Über Goethes gedichte. — Heitz, Die Straßburger madonna des meisters E. S. — Herchenbach, Das präsens historicum im mhd. — Jahr, Quellenbuch zur culturgeschichte des frühern deutschen mittelalters. — Klewitz, Die natur in Günthers lyrik. — Lees, German anacreontic poetry in the XVIIIth century. — Lehnerdt, Die anwendung der beiwörter in den mhd. epen von Ortnit und Wolfdietrich. — Leitzmann, Die quellen von Schillers und Goethes balladen. — Levy, Geschichte des begriffs volkslied. — v. d. Leyen, Das märchen. — Loiseau, L'évolution morale de Goethe (1749 à 1794). — Loiseau, Contribution à l'étude de la langue du jeune Goethe. — Lütcke, Studien zur philosophie der meistersänger. — Mauermann, Die bühnenanweisungen im deutschen drama bis 1700. — Meyer-Benfey, Das drama Heinrich von Kleists, bd. I. — Morris, Der junge Goethe, bd. 5. — Muth, Stilprincipien der primitiven tierornamentik bei Chinesen und Germanen. — Petsch, Das volksbuch von Doctor Faust. — Pospišil, Schwert-waffentanz auf slavischem boden. — Rattay, Die Ostracher liederhandschrift. — Riemann, Die entwickelung des politischen und exotischen romans in Deutschland. — Schrader, Die Indogermanen. — Schröder, Dietr. Schernbergs Spiel von frau Jutten. — Schullerus und Keintzel, Siebenbürgisch-sächsisches wörterbuch, bd. I, II 1. — Språk och Stil IX, 3—5; X 1—5; XI 1. — Stickelberger, Der volksdichter G. J. Kuhn. — Weinberg, Zu Notkers anlautsgesetz. — Weise, Schrift- und buchwesen in alter und neuer zeit. — Wielands Gesammelte schriften II abt., 3 bd. — Wirth, Der untergang des niederländischen volkslieds. — Wüst, G. Keller und C. F. Meyer. — Zinkernagel, Goethe und Hebbel. —

Für die Redaktion verantwortlich: Prof. E. Schröder in Göttingen.
Druck von J. B. Hirschfeld in Leipzig.

ZEITSCHRIFT

FÜR

DEUTSCHES ALTERTUM

UND

DEUTSCHE LITTERATUR

HERAUSGEGEBEN

VON

EDWARD SCHROEDER UND GUSTAV ROETHE

DREIUNDFÜNFZIGSTER BAND. DRITTES UND VIERTES HEFT

(Ausgegeben am 8. Oktober 1912)

BERLIN 1912
WEIDMANNSCHE BUCHHANDLUNG
SW. ZIMMERSTRASSE 94

Die Redaction der Zeitschrift sowol wie des Anzeigers wird von den beiden herausgebern gemeinsam geführt. manuscripte für beide teile werden (möglichst auf einseitig beschriebenen quartblättern mit rand) an die adresse von prof. SCHROEDER, Göttingen, Grünerweg 2 erbeten.

Bücher deren besprechung gewünscht wird, möge man unter der adresse der redaction an die Weidmannsche buchhandlung, Berlin SW. 68, Zimmerstr. 94 einsenden.

INHALT

DER ZEITSCHRIFT

DES ANZEIGERS

Vom 21. juni bis zum 30. november sind bei der redaction dieser zeitschrift folgende werke eingelaufen, abgesehen von solchen, welche als zur besprechung ungeeignet oder weil sich kein recensent fand, zurückgesandt wurden: Abegg, Die mundarten von Urseren. — Alt-Frankfurt III 1. — — Bartscherer, Paracelsus, Paracelsisten u. Gøethes Faust. — Beneke, Siegfried ist Armin! — Bertsche, Auswahl aus Abraham a S. Clara. — Bobeth, Die zeitschriften der romantik. — Boysen, Über den gebrauch des genitivs in den epen Wolframs von Eschenbach. — Brecht, Heinse und der ästhetische immoralismus. — Daniels, Geschichte des kriegswesens IV. — Devrient, Familienforschung. — Domanig, Die entstehung von Wolframs Titurel. — Elster, Principien der litteraturwissenschaft II. — Enderlin, Die mundart von Kesswil im Oberthurgau. — P. Geiger, Volksliedinteresse u. volksliedforschung in der Schweiz bis 1830

— Gemoll, Die Indogermanen im alten orient. — Gloege, Novalis Heinrich vOfterdingen. — Harder, Werden und wandern unserer wörter, 4. aufl. — O. Harnack, Aufsätze und vorträge. — vHellingrath, Pindarübersetzungen von Hölderlin. — Heusler, Das strafrecht der Isländer. — Hertz, Wolfram vEschenbach, Parzival. wolfeile ausgabe m. nachwort von F. v. d. Leyen. — Hilka, Liber de monstruosis hominibus aus Thomas vChantimpré. — Hirth, Johann Peter Lyser. — Hifsbach, Die region der handwerker u. bild. künstler in Wilhelm Meisters Wanderjahren. — Hübner, Die poet. bearbeitung d. buches Daniel nach der Stuttgarter hs. — Hübner, Daniel, eine deutschordensdichtung. — Ignotus, Wieland und die Griechen. — Jacoby, Herder als Faust. — Jelinek, Mittelhochdeutsches wörterbuch zu den deutschen sprachdenkmälern Böhmens und der mährischen städte Brünn, Iglau und Olmütz. — Jónsson, Kort oversigt over islandske gårdnavne. — Kjær, Det Arnamagnaenske håndskrift 81a fol. — Kossinna, Die herkunft der Germanen. — Lüdicke, Vorgeschichte und nachleben des Wilhelm vOrlens. — Luterbacher, Die landschaft in Kellers prosawerken. — Marti, 'Gottes Zukunft' von Heinrich vNeustadt, quellenforschungen. — Martin-Schröder, Kudrun, textausgabe. — Miedel, Oberschwäbische orts- und flurnamen. — Noch, Grillparzers Ahnfrau und die Wiener volksdramatik. — Ohnesorge, Ausbreitung und ende der Slaven zwischen Niederelbe und Oder. — Pinthus, Die romane Levin Schückings. — Pohlig, Eiszeit und urgeschichte d. menschen. — Reinöhl, Uhland als politiker. — Sauer, Die sage vom grafen von Gleichen in der deutschen litteratur. — Schneider, Theodor Gottlieb von Hippel in den jahren 1741—1781 u. die erste epoche seiner litterar. tätigkeit. — Schönfeld, Wörterbuch der altgermanischen personen- und völkernamen. — Schwyzer, Tacitus Germania. — Schulte, Das verhältnis von Notkers Nuptiae Philologiae et Mercurii zum commentar d. Remigius Antissiodorensis. — Seelmann, Der rechtszug im alten deutschen rechte. — Seemüller, Deutsche mundarten III (xx. mitteilung der Phonogramm-archiv-commission). — Simonsen, Niederdeutsch und hochdeutsch in den chroniken der Neocorus und Lübbeke. — Söhns, Wort und sinn. — Spieß, Die deutschen volkstrachten. — Språk och stil XI 2. 3. — Sprengel, Die neuere deutsche dichtung in der schule. — Szymanzig, Immermanns 'Triftan und Isolde'. — Trösch, Die helvetische revolution im lichte der deutsch-schweizerischen dichtung. — Unger, Hamann und die aufklärung, 2 bde. — Wackernagel-Stadler, Der arme Heinrich 2. aufl. — Weise, Die deutschen volksstämme und landschaften, 4. aufl. — Windolph, Der reiseweg Hans Sachsens in seiner handwerksburschenzeit. — Zaunert, Bürgers verskunst. — Zedler, Die Bamberger Pfisterdrucke und die 36 zeilige Bibel. — Zerener, Studien über das beginnende eindringen der Lutherischen bibelübersetzung in die deutsche litteratur. —

Mit Beilagen von Henri Grand in Hamburg, A. Marcus & E. Webers Verlag in Bonn. Vandenhoeck & Ruprecht in Göttingen und der Weidmannschen Buchhandlung in Berlin.

Für die Redaktion verantwortlich: Prof. E. Schröder in Göttingen.
Druck von J. B. Hirschfeld in Leipzig.